Andersson, Charles John – Lake Ngami 1856

Der Ngamisee oder Explorationen und Entdeckungen während vierjähriger Wanderungen in der Wildnis des südwestlichen Afrikas.

Von Charles John Andersson.

Mit zahlreichen Illustrationen, darstellend sportliche Abenteuer, Themen der Naturgeschichte, Vorrichtungen zur Vernichtung wilder Tiere, etc.

New York: Harper & Brothers, Verleger, Franklin Square. 1856.

LIONS PULLING DOWN GIRAFFE.

VORWORT.

Die folgende Schilderung von Forschungsreisen und Entdeckungen während vier Jahren in der Wildnis der südwestlichen Teile Afrikas enthält den Bericht über zwei Expeditionen auf diesem Kontinent zwischen den Jahren 1850 und 1854. Auf der ersten dieser Reisen wurden die Länder der Damara (zuvor in Europa so gut wie unbekannt) und der Ovambo

(bis jetzt eine terra incognita) erforscht; auf der zweiten wurde der neu entdeckte Ngamisee auf einer Route erreicht, die stets als ungangbar gegolten hatte. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass diese Route (die kürzeste und beste) als jene angenommen wird, auf der Handel und Zivilisation schließlich ihren Weg in die Seeregionen finden werden.

Die erste Reise wurde in Begleitung von Herrn Francis Galton durchgeführt, dem wir ein Werk über das „tropische Südafrika" verdanken; auf der zweiten war der Verfasser allein und gänzlich auf seine eigenen, sehr spärlichen Mittel angewiesen.

Dem Verfasser wurde bezüglich der ersten Reise nahegelegt, da das Gebiet bereits besetzt gewesen sei, es wäre das Beste für ihn, dort zu beginnen, wo sein Freund aufhörte. Hierfür gab es einige Gründe; doch nach reiflicher Überlegung hielt er es für wünschenswert, von Anfang an zu beginnen, da er andernfalls keinen zusammenhängenden und detaillierten Bericht über die von ihm besuchten Regionen hätte geben können. Da der Verfasser zudem zwei Jahre länger in Afrika blieb als Herr Galton, war er nicht nur in der Lage, die Wahrheit bezüglich vieler Dinge festzustellen, die anfangs unklar und zweifelhaft erschienen, sondern hatte auch viele Gelegenheiten, den Bestand an Informationen zu erweitern, den er und sein Freund gemeinsam erworben hatten. Außerdem waren sie oft über lange Zeiträume getrennt, in denen dem Verfasser viele Vorfälle und Abenteuer zustießen, die in „Tropical South Africa" kaum erwähnt werden. Und schließlich weichen die Eindrücke, die verschiedene Personen selbst unter ähnlichen Umständen empfangen, im Allgemeinen stark voneinander ab, was an sich schon ein ausreichender Grund für den Weg ist, den einzuschlagen der Verfasser sich entschieden hat.

Wie man sehen wird, hat der gegenwärtige Autor nicht nur das allgemeine Erscheinungsbild der von ihm besuchten Regionen beschrieben, sondern auch die besten Informationen geliefert, die er über die geologischen Merkmale des Landes und seinen wahrscheinlichen Mineralreichtum sammeln konnte; und so geringfügig sie auch sein mögen, so hatte er doch die Genugtuung festzustellen, dass die Hinweise, die er am Kap und anderswo gab, aufgegriffen wurden, dass Bergbaugesellschaften gebildet wurden und dass Bergbauoperationen nun in gewissem Umfang in Regionen durchgeführt werden, die bisher als völlig wertlos galten.

Der Verfasser hat auch ausführlich über die Religion sowie die Sitten und Gebräuche jener von ihm auf seinen verschiedenen Reisen besuchten Eingeborenenstämme (die den Europäern zuvor so gut wie unbekannt waren) berichtet. Er notierte auch viele ihrer Aberglauben, denn den mythologischen Traditionen von Wilden kann, wie richtig bemerkt wurde, nicht zu viel Aufmerksamkeit geschenkt werden. Erhebliche Diskretion ist in dieser Angelegenheit natürlich erforderlich, da wir, wenn jeder Teil wörtlich genommen würde, in schwerwiegende Irrtümer geführt werden könnten; dennoch erlangen wir durch die Beachtung dessen, was viele als absurden Aberglauben bezeichnen mögen, nicht nur Kenntnis über die geistigen Tendenzen der Eingeborenen, sondern werden auch mit interessanten Fakten bezüglich der geographischen Verteilung von Menschen und niederen Tieren vertraut gemacht.

Da die verschiedenen Mitglieder, die die Tierwelt bilden, so eng mit dem Haushalt des Menschen verbunden sind und da viele der Bestien und Vögel, die in jenen vom Verfasser besuchten Teilen Afrikas heimisch sind, immer noch nur unvollkommen bekannt sind, hielt er es für ratsam, ausführlich auf ihre Gewohnheiten usw. einzugehen, umso mehr, als die Naturgeschichte seit seiner Kindheit seine Lieblingsbeschäftigung war und ein Thema ist, in dem er sich daher bewandert fühlt; und obwohl ein Teil dessen, was er über das Nashorn, das Flusspferd, den Kudu, den Strauß und andere der fast unzählbaren Varietäten von Tieren, die in der afrikanischen Wildnis gefunden werden, dargelegt hat,

einigen Forschern bekannt sein mag, so wird doch gehofft, dass der allgemeine Leser Stoff finden wird, dem er bisher nicht begegnet ist.

Der größere Teil der schönen Tafeln, die in diesem Werk zu finden sind (und die die beschriebenen Szenen getreu darstellen), stammt von Herrn Wolf – dem „Landseer der Tiere und Vegetation“, um die Worte des Earl of Ellesmere aus einer Notiz zu zitieren, die seine Lordschaft die Ehre hatte, an mich zu schreiben.

Der Verfasser hat sich in den folgenden Seiten bemüht, getreu und in einfacher und bescheidener Sprache seine Erfahrungen, Eindrücke, Gefühle und Impulse unter oft besonders prüfungsreichen Umständen aufzuzeichnen. Er beansprucht nicht mehr Verdienst, als einem ernsthaften Wunsch zukommen mag, sich nützlich zu machen und die Sache der Wissenschaft zu fördern.

Es ist mehr als wahrscheinlich, dass seine Laufbahn als Forscher und Pionier der Zivilisation und des Handels beendet ist; dennoch möchte er hoffen, dass seine bescheidenen Bemühungen nicht ohne Früchte bleiben mögen.

Als er zuerst in Afrika ankam, reiste er gewöhnlich den ganzen Tag über zu Fuß, ungeachtet der Hitze, und verschmähte fast den Gedanken, zu Pferde zu reiten oder irgendein anderes Beförderungsmittel zu benutzen; in der Tat pflegte er mit den Eingeborenen an Ausdauer zu wetteifern; doch jetzt, aufgrund der schweren Entbehrungen, die er durchgemacht hat, ist seine Konstitution untergraben, und der Grundstein für ein Leiden wurde gelegt, von dem zu befürchten ist, dass er es bis zu seinem Todestag mit sich tragen wird; doch so widersprüchlich ist die menschliche Natur, dass er, sofern die Umstände es erlaubten, zu diesem Leben der Prüfung und Entbehrung zurückkehren würde.

INHALT.

KAPITEL I.

Abreise aus Schweden. – Tagträume. – Geschwisterliebe. – Ein verlockendes Angebot. – Vorbereitungen für die Reise nach Afrika. – Abreise aus England. – Ankunft am Kap. – Stadt und Einwohner. – Tafelberg. – Kuriose Legende. – Vorbereitung für die Reise ins Innere. – Abreise zur Walfischbucht Seite 19

KAPITEL II.

Ankunft in der Walfischbucht. – Szenerie. – Hafenbeschreibung. – Wassermangel. – Handelsmöglichkeiten. – Fisch. – Wildgeflügel. – Fata Morgana. – Sand Fountain. – Die Buschzecke. – Die Naras. – Vierfüßler selten. – Begegnung mit den Hottentotten. – Ihre schmutzigen Gewohnheiten. – Der Alarm. – Der Aufbruch. – Tod eines Löwen. – Ankunft in Scheppmansdorf. – Ortsbeschreibung. – Herr Bam. – Missionsleben. – Undankbarkeit der Eingeborenen. – Missionswagen 29

KAPITEL III.

Reisevorbereitungen. – Zähmen von Ochsen. – Abreise von Scheppmansdorf. – Ein wütender Ochse. – Die Naarip-Ebene. – Die scharlachrote Blume. – Die Usab-Schlucht. – Der Swakop-Fluss. – Spuren von Nashörnern gesehen. – Anekdote über dieses Tier. – Ein Sonnenaufgang in den Tropen. – Leiden durch Hitze und Durst. – Ankunft in Daviep: großer Aufenthaltsort von Löwen. – Ein Pferd und ein Maultier von ihnen getötet. – Der Verfasser nimmt die Verfolgung auf. – Ein Löwenrudel. – Erfolglos Jagd. – Maultierfleisch schmackhaft 44

KAPITEL IV.

Das Gnu und der Spießbock. – Verfolgung eines Nashorns. – Giftige Fliege. – Frucht der Akazie nahrhaft. – Sonnenstich. – Haubensittich. – Eine Giraffe geschossen. – Tjobis Fountain. – Seltsames Omelett. – Nahrhaftes Gummi. – Ankunft in Richterfeldt. – Herr Rath und die Missionen. – Die Damara: ihre Personen, Gewohnheiten usw. – Löwen lästig. – Panik. – Pferdekrankheit 56

KAPITEL V.

Hans Larsen. – Seine Taten. – Er schließt sich der Expedition an. – Wie man auf dem Ochsenrücken reist. – Nashornjagd. – Tod des Tieres. – „Erst schauen, dann springen." – Anekdote, die die Wahrheit des Sprichworts beweist. – Hans und der Löwe. – Der Doktor in Schwierigkeiten. – Leiden auf der Naarip-Ebene. – Ankunft in Scheppmansdorf 68

KAPITEL VI.

Rückkehr nach Scheppmansdorf. – Training der Ochsen für das Joch. – Jagdvergnügen. – Der Flamingo. – Der Würger: seltsamer Aberglaube bezüglich desselben. – Vorbereitung für die Reise. – Diener beschrieben 76

KAPITEL VII.

Abreise von Scheppmansdorf. – Vieh widerspenstig beim Start. – Tineas. – Immer nachts reisen. – Nashornjagd. – Der Verfasser in Gefahr eines zweiten Sonnenstichs. – Erreichen von Onanis. – Ein Stamm der Berg-Damara dort ansässig. – Seltsame Art, wie diese Leute rauchen. – Wirkungen des Krauts. – Die Euphorbia Candelabrum. – Bemerkenswerte Eigenschaften dieses Pflanzengiftes. – Perlhühner: die beste Art, sie zu schießen. – Begegnung mit einem Giraffenrudel. – Wieder Tjobis Fountain. – Von Löwen angegriffen. – Vorsehungshafte Rettung. – Ankunft in Richterfeldt 83

KAPITEL VIII.

Ein herzliches Willkommen. – Wir verlegen das Lager. – Eine Erscheinung. – Dreistigkeit wilder Tiere. – Löwen um ihre Beute bringen. – Übermäßige Hitze. – Seltsame Wirkungen großer Hitze. – Aufbruch nach Barmen. – Begegnung mit einer Zebraherde. – Ihr Fleisch kommt dem Wildbret nicht gleich. – Die Mauer des Missionars. – Eine traurige Katastrophe. – Der „Kameel-Doorn". – Buxton Fountain. – Der Skorpion. – Ankunft in Barmen 95

KAPITEL IX.

Barmen. – Gewitter in den Tropen. – Ein Mann vom Blitz getötet. – Warme Quelle. – Herr Hahn: seine Missionsarbeit; Samen auf überaus steinigen Boden gesät. – Der See Omanbonde. – Herr Galtons Friedensmission. – Der Verfasser begegnet unterwegs einem Löwen; das Tier türmt. – Seltsame Jagd auf ein Gnu. – „Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen". – Eine Löwenjagd. – Der Verfasser entgeht durch ein Wunder dem Tod. – Folgen des Jagens an einem Sonntag 106

KAPITEL X.

Ein Weihnachten in der Wüste. – Herr Galtons Rückkehr vom Erongo-Berg. – Er passiert zahlreiche Dörfer. – Große Dürre; die Eingeborenen haben die Wahl zwischen zwei Übeln. – Die Berg-Damara. – Die Damara, ein Hirtenvolk. – Das ganze Land öffentliches Eigentum. – Enorme Viehherden. – Sie sind so zerstörerisch für die Vegetation wie

Heuschrecken. – Abreise von Richterfeldt. – Der Verfasser tötet eine Oryx. – Die Ochsen widerspenstig. – Gefahr beim Überqueren trockener Wasserläufe bei Annäherung der Regenzeit. – Nachricht vom Räuberhauptmann Jonker. – Aufruhr unter den Dienern. – Aufbruch nach Schmelen's Hope 119

KAPITEL XI.

Schmelen's Hope. – Szenerie. – Missionsstation. – Überfall der Namaqua. – Undankbarkeit der Eingeborenen. – Jonkers Fehde mit Kahichene; seine Grausamkeiten; seine Treuebruch. – Herr Galton bricht nach Eikams auf. – Erfolgreiche Jagdausflüge des Verfassers. – Er fängt einen jungen Steinbock und einen Kudu. – Sie sind leicht zu zähmen. – Hyänen sehr lästig; mehrere durch Selbstschussanlagen vernichtet. – Letztere beschrieben. – Besuch von einem Leoparden; er verwundet einen Hund; Verfolgung und Tod des Leoparden. – Der Karakal 126

KAPITEL XII.

Wildgeflügel im Überfluss. – Die Riesentrappe. – Die Termiten. – Wildbienen. – Pilze. – Der Häuptling Zwartbooi. – Rückkehr von Herrn Galton. – Er schließt einen Vertrag mit Jonker. – Er besucht Rehoboth. – Verfehlungen von John Waggoner und Gabriel. – Wechsel der Diener. – Raupenschwarm. – Eine Erkundungsexpedition. – Gewitter. – Die Omatako-Berge. – Zebrafleisch ein Gottesgeschenk. – Tropisches Phänomen. – Die Damara nicht bemerkenswert für Wahrheitsliebe. – Lager in einem Ameisenhügel. – Rückkehr nach Schmelen's Hope. – Vorbereitungen für den Besuch von Omanbonde 135

KAPITEL XIII.

Aufbruch von Schmelen's Hope. – Treffen mit Kahichene. – Ochsen gestohlen. – Standrecht. – Aberglaube. – Begegnung mit einem alten Freund. – Seltsamer Brauch. – Gefräßigkeit der Damara. – Wie sie Fleisch nach Ellen und nicht nach Pfund essen. – Abergläubischer Brauch. – Ein unbeschreibliches Tier. – Der Verfasser verirrt sich. – Verwüstungen der Termiten. – „Warten Sie ein bisschen, wenn ich bitten darf". – Prächtige Quelle. – Überreste von Damara-Dörfern. – Schrecken des Krieges. – Begegnung mit Buschmännern. – Begegnung mit Damara. – Schwierigkeiten, auf die afrikanische Reisende stoßen. – Erreichen des Sees Omanbonde. – Grausame Enttäuschung 146

KAPITEL XIV.

Omanbonde von Flusspferden besucht. – Vegetation usw. beschrieben. – Wild etwas knapp. – Kampf zwischen Elefant und Nashorn. – Vorrücken oder Rückzug. – Günstige Berichte über das Ovambo-Land. – Entschluss, dorthin vorzudringen. – Erkundung des Landes. – Aufbruch von Omanbonde. – Autor schießt eine Giraffe. – Prächtige Fata Morgana. – Die Fächerpalme. – Der Führer macht sich davon. – Aufregung unter den Eingeborenen. – Ankunft in Okamabute. – Erfolglos Elefantenjagd. – Vegetation. – Unfall am Wagen. – Gezwungen, auf dem Ochsenrücken weiterzureisen. – Die Gruppe verirrt sich. – Baboon Fountain. – Begegnung mit den Ovambo; ihre persönliche Erscheinung usw. – Rückkehr zum Lager. – Ein Elefant getötet. – Entdeckung einer merkwürdigen Pflanze. – Unmoral. – Reflexionen 162

KAPITEL XV.

Aufbruch von Okamabuti. – Besuch von einem Löwen. – Amulette. – Erneuter Besuch der Baboon Fountain. – Otjikoto; eine wunderbare Laune der Natur; bemerkenswerte Höhle. – Eingeborene unvertraut mit der Kunst des Schwimmens. – Fische im Überfluss

in Otjikoto; besucht von immensen Taubenschwärmen. – Panik der Ovambo beim Sehen von Vögeln, die im Flug geschossen werden. – Ankunft in Omutjamatunda. – Ein fettiger Empfang. – Enten und Waldhühner zahlreich. – Autor findet sich etwas „überfordert“. – „Salzpfannen“. – Alle „sehen blau“. – Ein zweites Paradies. – Gastfreundlicher Empfang. – Vegetation. – Menschen leben im patriarchalischen Stil. – Bevölkerung. – Enorme Schweine. – Ankunft an der Residenz des furchtgebietenden Nangoro 178

KAPITEL XVI.

Besuch von Nangoro. – Seine extreme Fettleibigkeit. – Man muss fett sein, um eine Krone zu tragen. – Seine Nicht-Wertschätzung von Beredsamkeit. – Seltsame Wirkungen von Feuerwerk auf die Eingeborenen. – Heilmittel gegen ein saures Gesicht. – Ball am Palast. – Die Damen sehr attraktiv und sehr liebevoll. – Ihre Kleidung, ihr Schmuck usw. – Ehrlichkeit der Ovambo. – Güte gegenüber den Armen. – Vaterlandsliebe. – Gastfreundschaft. – Zierliche Art zu essen. – Lockere Sitten. – Erbfolgegesetz. – Religion. – Häuser. – Haustiere. – Ackergeräte. – Art der Bodenbestellung. – Tauschgegenstände. – Metallurgie 190

KAPITEL XVII.

Der Fluss Cunene. – Die Reisenden sind Gefangene in Freiheit. – Königliche Rache. – Königliche Freigebigkeit. – Aufbruch von Ondonga. – Leiden und Folgen durch Kälte. – Rückkehr nach Okamabuti. – Damara-Frauen von Buschmännern ermordet. – Vorbereitungen für die Reise. – Führer erhalten. – Aufbruch von Tjopopas Werft. – Wild im Überfluss. – Autor und drei Löwen beschleichen Antilopen in Gesellschaft. – Außergewöhnliche Heimsuchung. – Der Schutzengel des Nashorns. – Der Textor Erythrorhynchus. – Die Amadina Squamifrons; seltsame Konstruktion ihres Nestes. – Rückkehr nach Barmen 204

KAPITEL XVIII.

Die Damara. – Woher sie kamen. – Ihre Eroberungen. – Das Blatt wendet sich. – Damara-Land nur teilweise bewohnt. – Klima. – Jahreszeiten. – Mythologie. – Religion. – Aberglaube. – Ehe. – Polygamie. – Kinder. – Beschneidung. – Begraben ihrer Toten. – Art, wie sie trauern. – Kinder lebendig begraben. – Begräbnis des Häuptlings und daraus folgende Aberglauben. – Krankheiten. – Damara leben nicht lange; die Ursache davon. – Nahrung. – Musik und Tanz. – Wie sie schwören. – Macht des Häuptlings begrenzt. – Träges Volk. – Zahlwörter. – Astronomie. – Haustiere; ihre Krankheiten 214

KAPITEL XIX.

Absenden eines Boten nach Kapstadt. – Aufbruch von Barmen. – Eikhams. – Eyebrecht. – Aufbruch von Eikhams. – Elephant Fountain. – Tunobis. – Enorme Mengen an Wild. – Schießen bei Nacht am „Skarm“. – Der Verfasser hat mehrere knappe Entkommen. – Gehindert beim Versuch, den Ngami zu erreichen. – Die Gruppe macht sich auf den Rückweg. – Erreichen von Elephant Fountain. – Wie man Seife macht. – Fallgruben. – Ein nächtliches Abenteuer. – Wild knapp. – Anschluss an Hans. – Die Gruppe fast vergiftet. – Ankunft in der Walfischbucht. – Ein Wannen-Abenteuer. – Außergewöhnliches Sterben unter den Fischen. – Autor entgeht knapp dem Ertrinken. – Ankunft des Missionsschiffes. – Briefe von zu Hause. – Herr Galton kehrt nach Europa zurück. – Reflexionen 229

KAPITEL XX.

Fang junger Strauße. – Naturgeschichte des Straußes; wo gefunden; Beschreibung; Größe; Gewicht; Alter; Stimme; Stärke; Geschwindigkeit; Nahrung; Wasser; Zucht; Bebrütung; List; Steine in Eiern gefunden; Küken; Fleisch. – Gehirn bei den Römern gefragt. – Eier hochgeschätzt. – Verwendung von Eierschalen. – Federn ein Handelsartikel. – Straußen-Sonnenschirme. – Die zerstörerischen Neigungen des Vogels. – Gewohnheiten. – Ähnelt Vierfüßlern. – Domestikation. – Die Jagd. – Schlingen. – Geniale Vorrichtung. – Feinde des Straußes 247

KAPITEL XXI.

Plötzliche Fluten. – John Allens Leiden. – Hans und der Verfasser gehen eine Partnerschaft ein. – Junges Gras schädlich für Vieh. – Aufbruch von der Walfischbucht. – Attraktive Szenerie. – Löwenrudel. – Außergewöhnliches Vorgehen von Milanen. – Schmetterlingsflug. – Zuneigung von Tieren zueinander. – Ankunft in Richterfeldt; in Barmen. – Hans' knappes Entkommen. – Selbstbeherrschung. – Starke Regenfälle. – Ausreißender Ochse; er wirft den Verfasser in die Luft. – Aufbruch von Barmen. – Schwierigkeit beim Überqueren von Flüssen. – Begegnung mit großen Mengen von Oryxen 264

KAPITEL XXII.

Die Oryx; mehr als eine Spezies. – Wo gefunden. – Wahrscheinlich in Europa vor der Entdeckung des Seewegs um das Kap der Guten Hoffnung bekannt. – Beschreibung der Oryx. – Herdentier. – Geschwindigkeit. – Nahrung. – Wasser nicht notwendig für ihre Existenz. – Tritt dem Löwen entgegen. – Furchtbare Hörner. – Ihr Nutzen. – Fleisch. – Die Jagd auf dieses Tier 272

KAPITEL XXIII.

Ankunft in Eikhams. – Einheimische Hunde; grausam behandelt. – Jonker Afrikaner. – Der Verfasser besucht die Rote Nation; der schlechte Ruf dieser Leute. – Der Verfasser von Augenentzündung befallen. – Der Heuschrecken-Embryo. – Die „fliegende" Heuschrecke; ihre Verwüstungen. – Der Heuschreckenvogel. – Ankunft in Rehoboth; der Ort beschrieben 277

KAPITEL XXIV.

Rückkehr nach Eikhams. – Hässlicher Sturz. – Prächtige Landschaft. – Jonkers Delikte. – Wie man mit den Eingeborenen umgeht. – Die Ondara. – Sie tötet einen Mann. – Wie sein Kamerad ihn rächt. – Medizinische Eigenschaften der Ondara. – Der Basilisk. – Die Kobra. – Die Puffotter. – Die Speischlange. – Die schwarze Schlange. – Wenige Todesfälle durch Schlangen verursacht. – Gegenmittel für Schlangenbisse. – Rückkehr nach Rehoboth 287

KAPITEL XXV.

Das Zelt des Verfassers fängt Feuer. – Er verliert alles außer seinen Papieren. – Er wird auf ein Krankenlager geworfen. – Mangel an Medizin usw. – Reflexionen. – Ganze Dörfer von Fieber infiziert. – Überfluss an Wild. – Außergewöhnlicher Schuss auf einen Strauß. – Ein Löwe frühstückt seine Frau. – Wunderbare Sternschnuppe. – Bemerkenswerte Fata Morgana. – Wild und Löwen reichlich. – Der Ebenholzbaum. – Ankunft in Bethanien, einer Missionsstation. – Der Ärger mit einer großen Viehherde. – Die Überlegungen eines durstigen Mannes. – Kuriose Legende. – Die Damara-Rinder beschrieben. – Menschen, die völlig ohne Wasser leben. – Überqueren des Oranjeflusses. – Steriles Land 299

KAPITEL XXVI.

Groß-Namaqualand. – Seine Grenzen und Ausdehnung. – Seine Flüsse. – Natur des Landes. – Vegetation und Klima. – Geologische Struktur. – Mineralien. – „Topnaars“ und „Oerlams“. – Häuser. – Mythologie und Religion. – Grabhügel. – Wunderbarer Fels. – Kuriose Legende vom Hasen. – Volljährigkeit. – Der Hexendoktor. – Amulette. – Aberglauben. – Die Vorstellung eines Namaqua von der Sonne. – Ehe. – Polygamie. – Kinder. – Barbarische Praxis. – Langlebigkeit. – Seltsame Gebräuche. – Schmuck. – Tätowierung. – Waffen. – Müßige Gewohnheiten. – Hang zu Vergnügungen. – Musik und Tanz. – Spirituosen. – Met. – Haustiere 311

KAPITEL XXVII.

Verlassen des Oranjeflusses. – Ankunft in Komaggas. – Gartenbau und Landwirtschaft. – Der Verfasser bricht allein zum Kap auf. – Koloniepferde. – Feindschaft der Buren gegenüber „Britishers“. – Holländischer Gruß. – Der Verfasser muss wohl in Timbuktu gewesen sein, so oder so. – Er kommt in Kapstadt an. – Macht eine erbärmliche Figur. – Geht mit ihm durch. – Ein Orangenfest. – Gespenstergeschichten. – Viehauktion. – Hans und John Allen reisen nach Australien. – Vorbereitungen für die Reise zum Ngami. – Abreise vom Kap 325

KAPITEL XXVIII.

Ankunft in der Walfischbucht. – Gräueltaten der Namaqua. – Herr Hahn. – Seine Philanthropie. – Autor bricht nach Richterfeldt auf. – Schießt einen Löwen. – Löwen ungewöhnlich zahlreich. – Piets Leistungen mit Löwen. – Der Löwe ein Kirchgänger. – Barmen. – Eikhams. – Kamapyus tolles Treiben und dessen Folgen. – Kamapyu wird von anderen Pfeilen als denen Cupidos verwundet. – Autor besucht Cornelius; hier trifft er Amral und eine Gruppe von Griqua-Elefantenjägern. – Erreichen von Rehoboth. – Tans Berg. – Kupfererz. – Jonathan Afrika. – Ein Löwe speist zu Abend von einer Ziege. – Ein Löwe belagert das Vieh 339

KAPITEL XXIX.

Absenden von Vieh zum Kap. – Schreckliches Gewitter. – Bäume vom Blitz getroffen. – Der Nosop-Fluss. – Ein Komet. – Der Verfasser fast vergiftet. – Einige der Männer machen sich davon; sie kehren zu ihrer Pflicht zurück. – Babel-ähnliche Sprachverwirrung. – Wild im Überfluss. – Autor schießt eine Giraffe. – Begegnung mit Buschmännern. – Erfolglos Elefantenjagd. – Leiden durch Hunger. – Tunobis. – Wild knapp. – Autor und Ross gefangen. – Fallgruben. – Die Männer werden mürrisch. – Vorbereitungen für die Abreise von Tunobis. – Bösartige Packochsen. – Folgen übermäßiger Erschöpfung. – Das Werk des Schakals. – Elefantenspuren. – Mehr Fallgruben. – Verlust des angelsächsischen Löwen und des schwedischen Kreuzes. – Erreichen von Ghanze 351

KAPITEL XXX.

Ghanze. – Tüpfelhyäne. – Das Nashorn. – Wo gefunden. – Mehrere Spezies. – Beschreibung des Nashorns. – Größe. – Erscheinung. – Alter. – Stärke. – Geschwindigkeit. – Nahrung. – Wasser. – Die Jungen. – Zuneigung. – Sinne. – Veranlagung. – Herdentier. – Trägheit. – Domestikation. – Fleisch. – Hörner. – Die Jagd. – Herr Oswells Abenteuer mit Nashörnern. – Eine fixe Idee. – Wo man auf das Nashorn zielt. – Blutet bei Verwundung nicht äußerlich. – Jährlich werden große Mengen getötet 368

KAPITEL XXXI.

Abreise von Ghanze. – Nektar in der Wüste. – Schwierigkeit, Wasser zu finden. – Ankunft in Abeghan. – Erfolglos Jagd. – Ein „Zauber“. – Wie man das Untrinkbare trinkbar macht. – Ein Elefant verwundet und getötet. – Kühner und mutiger Hund. – Kobis. – Autor von einem seltsamen Leiden befallen. – Boten zum Häuptling des Ngamisees entsandt. – Eine große Elefantenherde. – Autor tötet ein riesiges Männchen. – Löwen und Giraffe. – Haarscharfe Entkommen des Autors: von einem schwarzen Nashorn; von einem weißen Nashorn; von zwei Elefantenherden; er schießt ein Paar seiner Widersacher. – Wo man auf einen Elefanten zielt 386

KAPITEL XXXII.

Timbos Rückkehr vom See; seine Logik; er nimmt das Gesetz in seine eigenen Hände. – Wade des Autors geht verloren. – Eine Elefantenherde. – Autor wird von einem von ihnen angegriffen und entgeht knapp dem Tod. – Er schießt ein weißes Nashorn. – Er macht ein schwarzes Nashorn kampfunfähig. – Er wird von Letzterem angegriffen und verzweifelt gequetscht und verwundet. – Er rettet das Leben seines Begleiters Kamapyu. – Autor erneut vom Nashorn angegriffen und entgeht der Vernichtung nur durch den rechtzeitigen Tod seines Gegners. – Reflexionen. – Er bricht zum Ngami auf 402

KAPITEL XXXIII.

Start von Kobis. – Begegnung mit Betschuanen. – Falschmeldung. – Wunderbare Menschenrasse. – Der Affenbrotbaum. – Der Ngami. – Erste Eindrücke vom See. – Reflexionen. – Erleben einiger Enttäuschung. – Erreichen des Zouga-Flusses und Lager in dessen Nähe. – Interview mit Häuptling Lecholetebe. – Auskunft verweigert. – Unmäßiges Lachen. – Geschenke an den Häuptling. – Seine Habsucht. – Seine Grausamkeit. – Formidable Schwierigkeiten. – Autor darf nach Norden weiterreisen 413

KAPITEL XXXIV.

Der Ngami. – Wann entdeckt. – Seine verschiedenen Namen. – Seine Größe und Form. – Große Veränderungen in seinen Wassern. – Seltsames Phänomen. – Der Teoge-Fluss. – Der Zouga-Fluss. – Der Mukuru-Mukovanja-Fluss. – Tiere. – Vögel. – Krokodile. – Schlangen. – Fische 423

KAPITEL XXXV.

Die Batoana. – Regierung. – Beredsamkeit. – Sprache. – Mythologie. – Religion. – Aberglaube. – Der Regenmacher. – Polygamie. – Beschneidung. – Begräbnis. – Veranlagung der Betschuanen. – Diebische Neigungen. – Kleidung. – Große Schnupftabak-Liebhaber. – Rauchen. – Beschäftigungen. – Landwirtschaft. – Handel. – Jagd und Fischerei 436

KAPITEL XXXVI.

Abreise nach Libebe. – Das Kanu. – Der See. – Erreichen des Teoge. – Abenteuer mit einer Letchwe. – Üppige Vegetation. – Überfluss an tierischem Leben. – Büffel. – Der Kudu. – Seine Aufenthaltsorte. – Gangart. – Nahrung. – Fleisch. – Haut. – Veranlagung. – Herdeninstinkt. – Die Jagd 456

KAPITEL XXXVII.

Tsetsefliege. – Beschränkt auf bestimmte Stellen. – Ihre Größe. – Ihre Zerstörungskraft. – Tödlich für Haustiere. – Symptome beim Ochsen, wenn er von der Tsetse gebissen wird 468

KAPITEL XXXVIII.

Das Krokodil. – Ein Engländer von einem dieser Monster getötet. – Der Omoroanga Yavarra Fluss. – Entbehrungen. – Schöne Szenerie. – Lecholetebes Treuebruch. – Die Schilffähre 471

KAPITEL XXXIX.

Die Bayeye. – Ihr Land; Personen; Sprache; Veranlagung; lügnerische und diebische Gewohnheiten. – Polygamie unter den Bayeye praktiziert. – Ihre Häuser; Kleidung; Schmuck; Waffen; Getränke; Ackerbau; Getreide; Früchte; Kornspeicher. – Jagd. – Fischerei. – Netze. – Krankheiten. – Die Matsanyana. – Die Bavicko. – Libebe 476

KAPITEL XL.

Abreise von der Bayeye-Werft. – Das Schilffloß. – Das Flusspferd. – Behemoth oder Flusspferd. – Wo gefunden. – Zwei Spezies. – Beschreibung des Flusspferds. – Erscheinung. – Größe. – Schwimmt wie eine Ente. – Nahrung. – Zerstörerische Neigungen des Tieres. – Veranlagung. – Scharfsinn. – Gedächtnis. – Herdeninstinkt. – Nächtliche Gewohnheiten. – Domestikation. – Nahrung. – Fleisch. – Haut. – Elfenbein. – Medizinische Tugenden 485

KAPITEL XLI.

Die Bayeye harpunieren das Flusspferd. – Die Harpune beschrieben. – Wie die Jagd auf das Flusspferd von den Bayeye durchgeführt wird. – Wie sie von den alten Ägyptern durchgeführt wurde. – Der von ihnen benutzte Speer. – Wildheit des Flusspferds. – Mit Gewehren getötet. – Schrecklicher Unfall. – Die Fallgrube 495

KAPITEL XLII.

Rückkehr zum See. – Der Verfasser bricht nach Namaqualand auf, um Wagen zu beschaffen. – Nächtliches Abenteuer mit einem Löwen. – Tod des Tieres. – Leiden des Verfassers 506

DER NGAMISEE.

KAPITEL I.

Abreise aus Schweden. — Tagträume. — Geschwisterliebe. — Ein verlockendes Angebot. — Vorbereitungen für die Reise nach Afrika. — Abreise aus England. — Ankunft am Kap. — Stadt und Einwohner. — Tafelberg. — Kuriose Legende. — Vorbereitung für die Reise ins Innere. — Abreise zur Walfischbucht.

Es war am Ende des Jahres 1849, als ich Göteborg auf einem Segelschiff in Richtung Hull verließ, wo ich nach einer stürmischen und etwas gefährlichen Überfahrt von etwa vierzehn Tagen Dauer sicher ankam. Obwohl ich von Geburt Schwede bin, bin ich durch meine Abstammung zur Hälfte Engländer; und mit Vergnügen besuchte ich zum zweiten Mal ein Land, das mir durch verwandtschaftliche Bande und die Erinnerung an frühere Gastfreundschaft ans Herz gewachsen war.

Mein Aufenthalt in England sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein. Ich führte eine beachtliche Sammlung lebender Vögel und Vierfüßler mit mir, zusammen mit zahlreichen präparierten naturgeschichtlichen Exemplaren, dem Ertrag manch eines langen Jagdausflugs in den Bergen, Seen und Wäldern meiner Heimat. Diese wollte ich in England veräußern und dann meine Reisen fortsetzen, wenngleich ich noch kaum bestimmt hatte, in welchen Teil der Welt.

Von frühester Jugend an hatten mich meine Tagträume in die Wildnis Afrikas getragen. Leidenschaftlich gern reisend, von Kindheit an an Feldsport und das Studium der Naturgeschichte gewöhnt und (wie ich hoffen darf, mit Wahrheit sagen zu können) bestrebt, mich in meiner Generation nützlich zu machen, sehnte ich mich ernsthaft danach, irgendeinen Teil jenes Kontinents zu erforschen, wo all meine Vorlieben voll ausgelebt werden konnten und wo noch vieles im Dunkeln lag, das vorteilhaft ans Licht gebracht werden könnte. Die Kosten einer solchen Reise stellten für mich jedoch ein unüberwindbares Hindernis dar. Ich hatte daher die Idee längst aufgegeben und meine Gedanken nach Norden, nach Island, gerichtet – ein Land in meiner Reichweite, wo ich beabsichtigte, die Gewohnheiten und Merkmale der selteneren Arten der nördlichen Fauna zu studieren. Dementsprechend konsultierte ich in Hull einige Walfangkapitäne bezüglich meines Vorhabens und hatte meine Vorbereitungen fast abgeschlossen, als ein Besuch in London wegen privater Angelegenheiten mein Ziel gänzlich änderte.

Vor meiner Abreise aus Hull wurde ich Zeuge eines beeindruckenden Beispiels jener Zuneigung zueinander, wie man sie so häufig bei den wildesten Tieren findet. Durch die Güte des Sekretärs war es mir gestattet worden, meine Sammlung in den Gärten der Zoologischen Gesellschaft von Hull unterzubringen. Darunter befanden sich zwei Braunbären – Zwillinge – etwas mehr als ein Jahr alt und verspielt wie Kätzchen, wenn sie zusammen waren. In der Tat konnte man diesen Tieren keine größere Strafe auferlegen, als sie auch nur für kurze Zeit zu trennen. Dennoch gab es einen deutlichen Kontrast in ihrem Wesen. Einer von ihnen war gutmütig und sanft wie ein Lamm, während der andere häufig Anzeichen eines mürrischen und tückischen Charakters zeigte. Verlockt durch ein Angebot zum Kauf des erstgenannten Tieres, willigte ich nach langem Zögern ein, ihn von seinem Bruder zu trennen.

Es dauerte lange, bis ich mir diese Tat verzieh. Als ich am folgenden Tag wie üblich zur Inspektion der Sammlung schritt, kam einer der Wärter in größter Eile auf mich zugelaufen und rief: „Herr, ich bin froh, dass Sie kommen, denn Ihr Bär ist wahnsinnig geworden!“ Er erzählte mir dann, dass das Tier während der Nacht seinen Käfig zerstört hatte und am Morgen frei im Garten umherstreifend gefunden worden war. Glücklicherweise gelang es dem Wärter, ihn gerade in dem Moment zu packen, als er ins Freie entkommen wollte, und mit Hilfe mehrerer anderer gelang es, ihn wieder einzusperren. Der Bär verweigerte jedoch seine Nahrung und tobte in so furchtbarer Weise, dass es klar war, er würde Unheil anrichten, wenn er nicht beruhigt werden könnte.

Bei meiner Ankunft an seinem Käfig fand ich das arme Tier in einem höchst rasenden Zustand vor; er zerfetzte den Holzboden mit seinen Krallen und zernagte die verbarrikadierte Vorderseite mit seinen Zähnen. Ich hatte kaum die Tür geöffnet, als er wütend auf mich zusprang und mir wiederholt Schläge mit seinen kräftigen Tatzen versetzte. Da ich ihn jedoch vom Jungen an aufgezogen hatte, hatten wir zu oft unsere Kräfte gemessen, als dass ich ihn jetzt fürchten müsste; und ich brachte ihn bald dazu, sich in die Ecke seines Gefängnisses zurückzuziehen, wo er in herzzerreißender Weise weiterheulte. Es war ein höchst erbärmlicher Anblick, das arme Geschöpf mit blutunterlaufenen, aus den Höhlen tretenden Augen zu sehen; sein Maul und seine Brust waren weiß vor Schaum und sein Körper mit Schmutz verkrustet. Ich schäme mich nicht zu gestehen, dass mir einmal selbst die Augen feucht wurden. Weder Schläge noch

freundliche Worte zeigten Wirkung: Sie dienten nur dazu, ihn zu reizen und zu erzürnen; und ich sah deutlich, dass das einzige Heilmittel darin bestünde, ihn entweder zu erschießen oder ihn seinem Bruder wiederzugeben. Ich wählte die letztere Alternative; und der Käufer des anderen Bären, mein gütiger Freund Sir Henry Hunloke, willigte ein, auch diesen zu nehmen, nachdem er von dem Umstand erfahren hatte.

Kurz nach meiner Ankunft in London stellte mich Sir Hyde Parker, ein weiterer geschätzter Freund von mir und „der König der Fischer", Herrn Francis Galton vor, der gerade im Begriff war, eine Expedition nach Südafrika zu unternehmen; seine Absicht war es, die unbekannten Regionen jenseits der Grenze der Kapkolonie zu erforschen und, wenn möglich, bis zum kürzlich entdeckten Ngamisee vorzudringen. Als er feststellte, dass auch ich die Absicht hatte zu reisen, und dass unsere Vorlieben und Bestrebungen in vielerlei Hinsicht ähnlich waren, schlug er mir vor, meine geplante Reise in den hohen Norden aufzugeben und ihn nach Süden zu begleiten; er versprach gleichzeitig, meine gesamten Kosten zu übernehmen. Dieses Angebot weckte in mir all meinen früheren Ehrgeiz; und obwohl ich die Schwierigkeiten und Gefahren, die eine solche Expedition notwendigerweise begleiten mussten, nicht ignorieren konnte, nahm ich nach einigem Zögern Herrn Galtons verlockenden und großzügigen Vorschlag an.

Vorbereitungen für unsere lange und gewagte Reise wurden nun rasch getroffen. Eine immense Menge an Gütern aller Art wurde schnell angehäuft, teils für den Tauschhandel und teils als Geschenke für barbarische Häuptlinge bestimmt. Musketen, lange Hirschfänger, Schweinespieße, Äxte, Beile, Klapp- und Schlaglichtmesser, holländische Zunderbüchsen, Dolche, Brenngläser, Kompasse, vergoldete Ringe (Kupfer oder Messing), Wecker, Perlen jeder Größe und Farbe, Wolfsfallen, Rattenfallen, alte Militäruniformen, abgelegte Gesandtenuniformen – diese und eine Vielzahl anderer Artikel, zu zahlreich, um sie aufzuzählen, bildeten unser Warenlager.

Dazu fügten wir, meist für unseren eigenen Gebrauch, Flinten und Büchsen, eine gewaltige Menge Munition aller Art, Instrumente für Beobachtungen, arsenhaltige und andere Präparate zur Konservierung naturgeschichtlicher Objekte, Schreibmaterialien, Skizzenbücher, Farben, Bleistifte, Kantinen, Messer, Gabeln, Schüsseln usw. hinzu.

Es wurde auch für ratsam gehalten, Boote für die Befahrung des Ngamisees mitzunehmen, da die von den Eingeborenen verwendeten unsicher seien. Wir statteten uns daher mit dreien aus, die jeweils für einen bestimmten Zweck angepasst waren.

Nachdem wir so weit wie möglich für alle Notfälle vorgesorgt hatten, begaben wir sich wir uns und unser Gepäck an Bord des prächtigen, aber unglückseligen Schiffes *Dalhousie*.* Hier fanden wir zu unserem Bestürzen zusätzlich zu einer Reihe anderer Passagiere mehrere hundert Auswanderer vor, die für das Kap der Guten Hoffnung bestimmt waren. Anstatt jedoch, dass sich diese Leute, wie wir anfangs befürchtet hatten, als großes Ärgernis erwiesen, stellten wir fest, dass sie erheblich dazu beitrugen, uns während einer langen und mühsamen Überfahrt zu beleben und abzulenken.

Ich beabsichtige jedoch nicht, meine Leser mit den Einzelheiten unserer Reise zum Kap zu quälen. Es genüge zu sagen, dass wir nach ein paar Tagen Aufenthalt in Plymouth am 7. April 1850 bei halbem Sturm in See stachen und in der Folge die üblichen Wechselfälle von rauem und ruhigem Wetter erlebten. Einmal wurden wir von einer sanften Brise an der lieblichen Insel Madeira vorbeigeführt, und zwar so nah, dass man ihre angenehmen Weinberge und ordentlichen, hübschen Häuschen unterscheiden konnte, die über die Bergflanke bis zum Gipfel verstreut waren; ein andermal wurden wir durch Stürme und widrige Winde so weit nach Westen getrieben, dass wir die Küste Südamerikas sichteten, bis schließlich in der Nacht des 23. Juni das lang ersehnte Land erspäht wurde und wir am

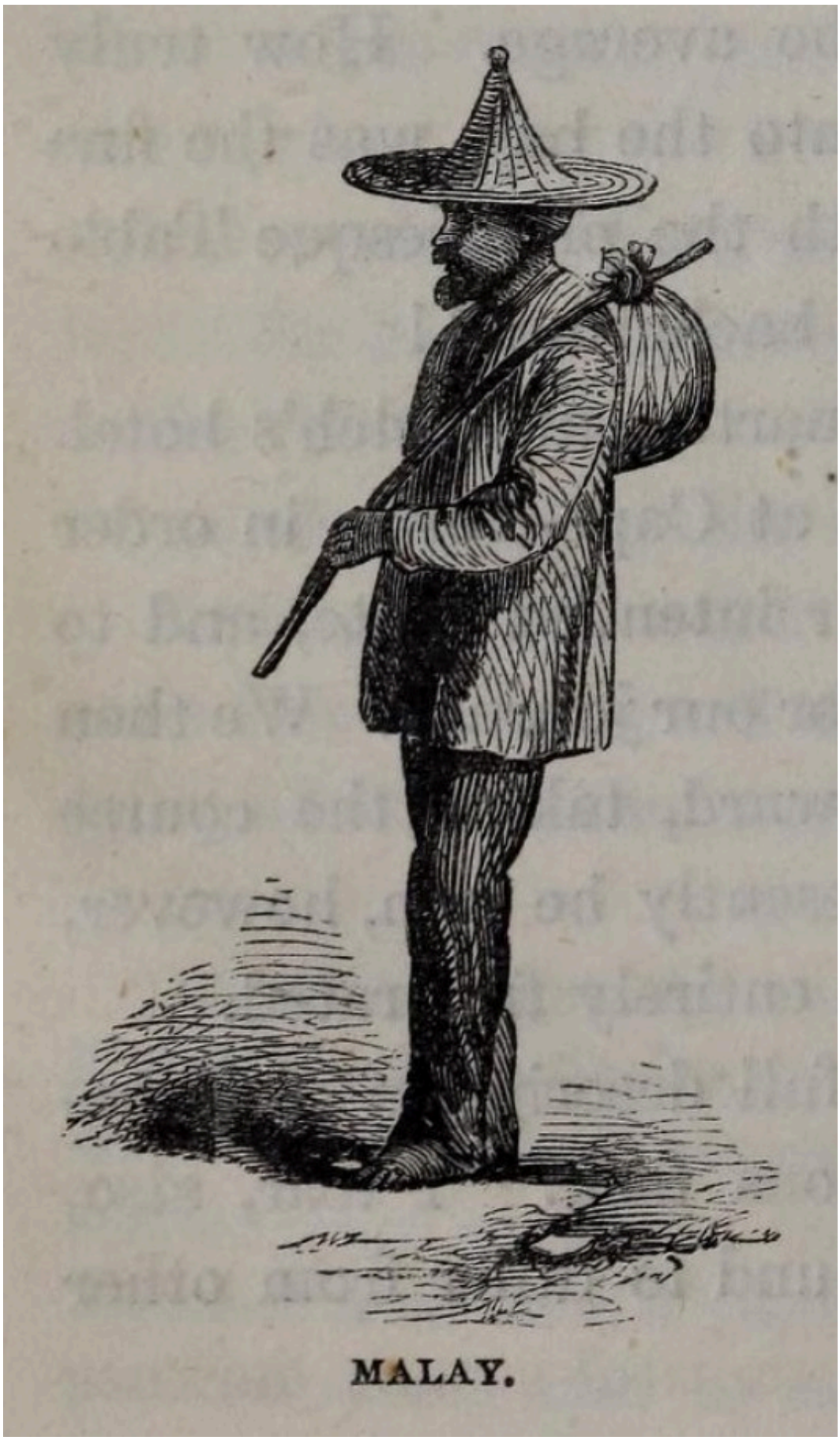
folgenden Mittag sicher in der Tafelbucht ankerten, nach einer Überfahrt von sechsundachtzig Tagen – eine Zeit, die mindestens ein Drittel länger war als der Durchschnitt. Wie willkommen war meinen Augen, als wir in die Bucht segelten, der feine Panoramablick auf Kapstadt mit dem malerischen Tafelberg, der unmittelbar im Hintergrund aufragte!

Nach der Landung bezogen wir Quartier in Welch's Hotel. Unser Plan war es, kurze Zeit in Kapstadt zu bleiben, um Informationen über unsere beabsichtigte Route einzuholen und alles zu beschaffen, was noch für unsere Reise fehlte. Dann beabsichtigten wir, auf dem Landweg nach Norden vorzurücken und den Lauf des Trans-Vaal-Flusses zu nehmen. Es wird sich jedoch gleich zeigen, dass unsere Wünsche in dieser Hinsicht gänzlich vereitelt wurden.

Einem englischen Leser eine vollständige Beschreibung von Kapstadt zu geben, wäre in der Tat eine überflüssige Aufgabe. Ich fürchte auch, dass ich mich in mancher Hinsicht von anderen Reisenden unterscheiden würde.

Kapstadt wird im Allgemeinen als ein sauberer und ordentlicher Ort beschrieben. Mit allem gebührenden Respekt muss ich dieser Meinung entschieden widersprechen. Alle Straßen zum Beispiel sind ungepflastert und zudem zur Hälfte mit Unrat gefüllt, der aus den Läden und Lagerhäusern gekehrt wird, bis ein freundlicher Regenschauer ihn wegspült. Zweifellos ist die Stadt regelmäßig gebaut, mit breiten Straßen, die rechtwinklig zueinander angelegt sind; aber da fast jede wohlhabende Person auf dem Land wohnt, sind nur wenige stattliche Wohnhäuser anzutreffen – und bei weitem die meisten sind im holländischen Stil gehalten. Hier jedoch, wie überall sonst, wo die Engländer festen Fuß gefasst haben, sind Verbesserungen sehr deutlich; und zweifellos werden solche Verbesserungen jetzt, da die Kolonie ihre eigene Legislative erhalten hat, noch sichtbarer werden.

Niemand kann auch nur einen einzigen Tag in Kapstadt sein, ohne von der unendlichen Vielfalt des Menschengeschlechts beeindruckt zu sein, dem man in den Straßen begegnet: Inder, Chinesen, Malaien, Kaffern, Betschuanen, Hottentotten, Kreolen, „Afrikander", Mischlinge vieler Arten, Neger jeder Varietät von der Ost- und Westküste Afrikas sowie Europäer aller Länder bilden die bunte Bevölkerung des Ortes.



MALAY.

Von all diesen sind, mit Ausnahme der Europäer, die Malaien bei Weitem die auffälligsten und bedeutendsten. Sie machen in der Tat einen nicht unerheblichen Teil der Einwohner aus und zeichnen sich zudem durch ihren Fleiß und ihre Nüchternheit aus. Viele von ihnen sind außerordentlich wohlhabend und halten sich nicht selten eigene Kutschen und

Pferde. Sie bekennen sich zur mohammedanischen Religion und haben ihren eigenen Klerus sowie eigene Gotteshäuser. Zwei Drittel der Woche arbeiten sie hart und widmen den Rest dem Vergnügen, wobei sie viel Zeit und Geld für ihre Kleidung aufwenden, insbesondere die Frauen. Letztere haben selten eine Kopfbedeckung; die Männer hingegen binden sich ein rotes Halstuch um den Kopf, über dem sie einen enormen, schirmförmigen Strohhut tragen, der vortrefflich geeignet ist, die Sonnenstrahlen abzuwehren, bei windigem Wetter jedoch nutzlos und unbequem ist.

Die Malaien sind gewöhnlich sehr ehrlich; aber seltsamerweise bieten sie an einem bestimmten Tag des Jahres ihren Scharfsinn auf, um das Geflügel ihrer Nachbarn zu entwenden, und halten dies, nach Art der Spartaner, nicht für ehrenrührig, sofern sie nicht bei der Tat ertappt werden:

„Gefasst zu werden, gesehen zu sein,

Dies erst gilt als Verbrechen allein."

In Kapstadt zu sein, ohne den weithin berühmten Tafelberg zu besteigen, war natürlich undenkbar. Das Unternehmen ist jedoch nicht ganz ohne Gefahr. Auf der Stadtseite ist der Zugang zum Gipfel nur zu Fuß und über einen schmalen und schlüpfrigen Pfad möglich; auf der gegenüberliegenden Seite kann die Tafel jedoch zu Pferd erreicht werden, wenn auch mit einiger Schwierigkeit. Zudem ist die gesamte Bergflanke von tiefen und zahlreichen Schluchten durchzogen, die durch die dichten Nebel, welche zu bestimmten Jahreszeiten plötzlich aus dem Meer aufsteigen, noch gefährlicher werden.

An einem schönen Nachmittag hatte ich mich unbewusst dem Fuße des Berges genähert, und der Gipfel sah so nah und einladend aus, dass ich mich trotz der schnell sinkenden Sonne entschloss, den Aufstieg zu wagen. Gleich zu Beginn verlor ich den Weg; aber da ich mein Leben lang ein Bergsteiger gewesen war, drang ich kühn vorwärts. Die Aufgabe erwies sich jedoch als schwieriger als erwartet, und die breite Sonnenscheibe hatte bereits den Horizont berührt, als ich den Gipfel erreichte. Dennoch belohnte mich das prächtige Panorama, das nun vor mir ausgebreitet lag, reichlich für meine Mühen. Ich konnte die schöne Szene jedoch nur für sehr kurze Zeit genießen; die Dunkelheit griff rasch auf das Tal unter mir über; und da es in diesen Regionen nur ein Schritt vom Licht zur Finsternis ist, war ich gezwungen, den Abstieg ohne einen Moment Verzögerung zu beginnen. Ich gestehe, dass dies nicht ohne Besorgnis geschah; denn angesichts der herannahenden Nacht und der schrecklichen Schluchten, die gähnend unter meinen Füßen lagen, war die Aufgabe alles andere als angenehm. Ich hielt es für die Sicherheit für notwendig, meine Stiefel auszuziehen, die ich an meinem Gürtel befestigte; und schließlich, nach großer Anstrengung, mit zerrissenen Händen und Hosen, die fast in Lumpen hingen, kam ich spät am Abend in unserem Hotel an, wo man bereits begonnen hatte, an meiner Sicherheit zu zweifeln. Als Beweis dafür, dass meine Befürchtungen nicht ganz unbegründet waren: Kurze Zeit zuvor hatte ein junger Mann, der am helllichten Tag am Berg umherwanderte, den Halt verloren, war die Flanken hinuntergestürzt und wurde am nächsten Tag als verstümmelte Leiche hereingebracht.

Als die Europäer zum ersten Mal in der Kapkolonie ankamen, schien es, dass fast alle größeren, in Südafrika heimischen Vierfüßler in der Nachbarschaft des Tafelbergs existierten. Eine kuriose Anekdote über den Tod eines Nashorns ist in den Archiven von Kapstadt erhalten geblieben, die wegen ihrer drolligen Originalität vielleicht wert ist, aufgezeichnet zu werden.

Es war einmal – so geht die Legende –, dass einige auf einem Feld beschäftigte Arbeiter ein riesiges Nashorn entdeckten, das unbeweglich im Treibsand des Salzflusses feststeckte,

der sich innerhalb einer Meile von der Stadt befindet. Nachdem Alarm geschlagen worden war, eilten zahlreiche Landleute, bewaffnet mit solchen Waffen, die gerade zur Hand waren, zum Ort des Geschehens in der Absicht, das Ungeheuer zu erlegen. Sein Anschein war jedoch so furchterregend, dass sie es für ratsam hielten, ihr Feuer aus einer höchst respektvollen Entfernung zu eröffnen. Da sie jedoch sahen, dass alle Bemühungen des Tieres, sich zu befreien, fruchtlos waren, wurden die Männer allmählich mutiger und näherten sich deutlich an. Dennoch waren sie, sei es wegen der Unzulänglichkeit ihrer Waffen oder mangelnden Geschicks, nicht in der Lage, der zähen und fast undurchdringlichen Haut des Tieres etwas anzuhaben. Schließlich begannen sie zu verzweifeln, und es stand die Frage im Raum, ob sie nicht den Rückzug antreten sollten; da trat ein Mann vor, der scharfsinniger als die übrigen war, und schlug vor, man solle ein Loch in die Haut des Tieres schneiden, um so leichten Zugang zu seinen lebenswichtigen Organen zu erhalten, und könne es dann nach Belieben vernichten! Die glückliche List wurde lautstark beklatscht; und obwohl die Erzählung, wie ich glaube, hier endet, darf wohl gefolgert werden, dass nach einer solch exzellenten Empfehlung der Erfolg ihre Bemühungen gekrönt haben muss.

Wir waren nun etwas weniger als eine Woche in Kapstadt gewesen und hatten den Bestand an Tauschgegenständen, Proviant und anderen Notwendigkeiten für unsere Reise bereits erheblich vergrößert. Um die immense Menge an Gepäck zu befördern, versorgten wir uns mit zwei gigantischen Wagen, von denen jeder laut Angabe drei- oder viertausend Pfund Gewicht fassen konnte, zusammen mit einer Art Karren* für uns selbst.

Herr Galton kaufte zudem neun ausgezeichnete Maultiere, die entweder als Zugtiere oder als Packtiere verwendet werden konnten; zwei Reitpferde; und zusätzlich dazu sicherte er sich etwa ein halbes Dutzend Hunde, die, wenn man die Wahrheit sagt, von etwas gemischter Herkunft waren. Herr Galton stellte auch die erforderlichen Leute ein, um uns auf unseren Reisen zu begleiten, wie Wagenlenker, Hirten, Köche usw., insgesamt sieben Personen.

Da unsere Vorbereitungen nun abgeschlossen waren, wollten wir gerade zu unserer Reise aufbrechen, als wir zu unserem Bestürzen Informationen erhielten, die unsere Pläne völlig über den Haufen warfen. Es wurde uns berichtet, dass die Buren am Trans-Vaal-Fluss (genau jene Route, die wir einzuschlagen beabsichtigten) kürzlich mehrere Händler und Reisende zurückgewiesen hatten, die auf dem Weg nach Norden waren, und zudem gedroht hatten, jeden zu töten, der versuchen sollte, ihr Territorium mit der Absicht zu durchqueren, zum Ngamisee vorzudringen. Da diese Nachricht ebenso unerwartet wie unwillkommen war, waren wir ratlos, was wir entscheiden sollten. Als wir die Meinung des Gouverneurs des Kaps, Sir Harry Smith, einholten, dem wir bei mehreren Gelegenheiten zu Dank für seine Freundlichkeit und Gastfreundschaft verpflichtet waren, riet er uns dringend davon ab, die fragliche Route zu versuchen. „Die Buren“, sagte er, „sind entschlossene Männer; und obwohl ich keine Angst um die Sicherheit Ihres Lebens habe, werden sie Sie gewiss all Ihrer Güter und Ihres Viehs berauben und Sie so daran hindern, weiter vorzudringen.“ Der Rat seiner Exzellenz entschied die Sache. Wir waren jedoch entschlossen, nicht untätig zu bleiben; aber es war keineswegs leicht zu entscheiden, welchen Kurs wir verfolgen sollten. Da das gesamte Innere, durch das eine Passage zum See erreicht werden könnte, entweder von den Buren besetzt war oder als ihr Jagdgebiet diente, waren wir gezwungen, zwischen der Ost- und Westküste zu wählen. Von der ersteren war jedoch bekannt, dass sie von für Europäer tödlichen Fiebern heimgesucht wurde; während die letztere über eine beträchtliche Entfernung nach Norden nichts als ein sandiges Ufer bot, dem es an Süßwasser und Vegetation mangelte. Zudem wurde das Land zwischen der Westküste und dem See als sehr ungesund dargestellt.

Während wir uns in diesem Zustand der Ungewissheit befanden, machten wir die Bekanntschaft eines Herrn M., der vor kurzem eine Niederlassung an der Walfischbucht hatte, an der Westküste Afrikas, etwa siebenhundert geografische Meilen nördlich des Kaps. Er empfahl uns nachdrücklich, diesen Ort als Ausgangspunkt für unsere Reise ins Innere zu wählen, welche Meinung von einigen Missionaren bestätigt wurde, die wir in Kapstadt trafen und die eine Siedlung in der Nachbarschaft der besagten Bucht hatten. Diese Route wurde schließlich von uns angenommen; da jedoch nur alle ein bis zwei Jahre Schiffe die Walfischbucht anliefen, charterte Herr Galton sogleich einen kleinen Schoner namens *Foam*, dessen Kosten zu einem Sechstel von den erwähnten Missionaren getragen wurden, die bestrebt waren, nicht nur einige Vorräte zu befördern, sondern auch eine Überfahrt für ein junges Mitglied ihrer Gesellschaft zu erhalten, den Ehrwürdigen Herrn Schoneberg, der im Begriff war, eine Mission des Friedens und des guten Willens im Damara-Land anzutreten.

Da unsere Pläne nun so grundlegend geändert waren und wir im Begriff standen, durch eine fast unbekannte Region zu reisen, hielten wir es für zweckmäßig, uns von allem zu befreien, was irgendwie entbehrlich war. Wir ließen dementsprechend am Kap unter anderem zwei unserer Boote zurück; wir nahmen jedoch das andere mit, einen Macintosh-Punt, da er leicht und tragbar war, in der Hoffnung, ihn eines Tages auf den Wassern des Ngami schwimmen zu sehen.

Nachdem unsere Vorbereitungen abgeschlossen und die Güter usw. verschifft waren, setzten wir am 7. August die Segel und verabschiedeten uns von Kapstadt, wo wir während unseres kurzen Aufenthalts viel Freundlichkeit und Gastfreundschaft erfahren hatten.

KAPITEL II.

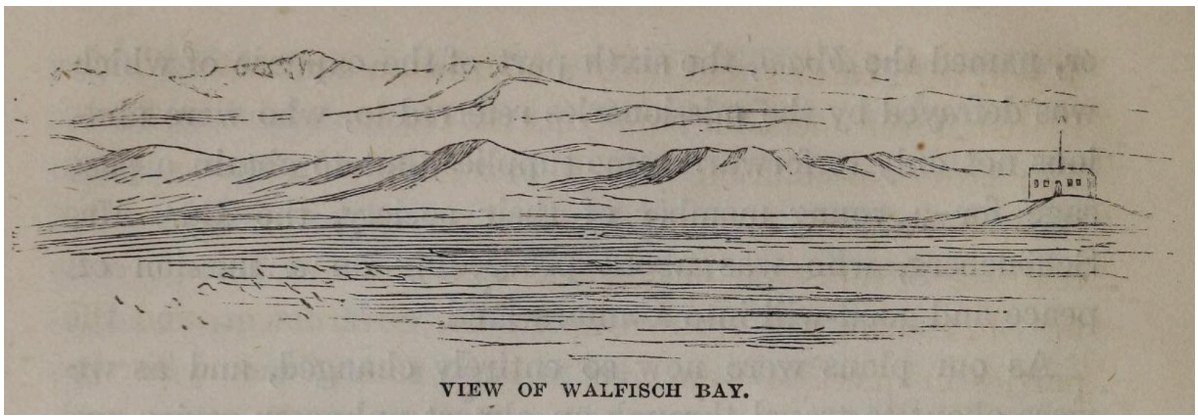
Ankunft in der Walfischbucht. — Szenerie. — Hafenbeschreibung. — Wassermangel. — Handelsmöglichkeiten. — Fisch. — Wildgeflügel. — Fata Morgana. — Sand Fountain. — Die Buschzecke. — Die Naras. — Vierfüßler selten. — Begegnung mit den Hottentotten. — Ihre schmutzigen Gewohnheiten. — Der Alarm. — Der Aufbruch. — Tod eines Löwen. — Ankunft in Scheppmansdorf. — Ortsbeschreibung. — Herr Bam. — Missionsleben. — Undankbarkeit der Eingeborenen. — Missionswagen.

Am Nachmittag des 20. August fanden wir uns sicher verankert am Eingang der Walfischbucht wieder. Wegen der vorherrschenden Südwinde dauert diese Reise selten länger als eine Woche, aber bei dieser Gelegenheit benötigten wir die doppelte Zeit dafür.

Der erste Anblick der Küste, wie man sie von der Walfischbucht aus sieht, ist wenig dazu angetan, Vertrauen bei dem Reisenden zu wecken, der im Begriff ist, ins Innere vorzudringen. Eine Sandwüste, die nur vom Horizont begrenzt wird, begegnet dem Auge in jeder Richtung und nimmt in einer Richtung die Form trostloser Ebenen an, in einer anderen die von Wanderdünen; während sie an einigen Stellen fast bis zur Höhe von Bergen ansteigt.

Die Walfischbucht ist den Europäern seit langem bekannt und wurde einst flüchtig von Kommodore Owen von der Royal Navy vermessen. Es ist ein sehr weitläufiger, bequemer und vergleichsweise sicherer Hafen, der an drei Seiten durch ein sandiges Ufer geschützt ist. Die einzigen Winde, denen er ausgesetzt ist, kommen aus N. und N.W.; diese treten jedoch glücklicherweise nicht häufig auf. Die Lage ist etwa N. und S. Der Ankergrund ist gut. Große Schiffe suchen Schutz im Lee einer sandigen Halbinsel, deren äußerstes Ende den Seefahrern unter dem Namen „Pelican Point“ bekannt ist. Kleinere Fahrzeuge liegen jedoch sicher in weniger als einer halben Meile Entfernung vom Ufer.

** Der Begriff „Karren" bezeichnet in diesem Sinne ein großes, geräumiges und bedecktes Fahrzeug, das vier oder sechs Personen und fünfhundert bis tausend Pfund Gepäck fassen kann. Er wird gewöhnlich von sechs oder acht Maultieren oder Pferden gezogen.*



VIEW OF WALFISCH BAY.

Das große Manko der Walfischbucht besteht darin, dass in Strandnähe kein Süßwasser zu finden ist; in einer Entfernung von drei Meilen landeinwärts kann man es jedoch in Hülle und Fülle erhalten, ebenso wie gute Weiden für das Vieh. Ich erwähne diesen Umstand, da er für die Errichtung eines künftigen Viehhandels wesentlich ist.

Während der Zeit, als der Guano-Handel an der Westküste Afrikas florierte, wurde die Walfischbucht häufig von Schiffen jeder Größe angelaufen, hauptsächlich in der Absicht, frischen Proviant zu erhalten. Zu jener Zeit hatten bestimmte Parteien vom Kap hier eine Niederlassung zum Einsalzen und Pökeln von Rindfleisch. Sie belieferten darüber hinaus die Guano-Händler sowie Kapstadt mit Vieh und hatten zudem einen Vertrag mit der britischen Regierung über die Versorgung von St. Helena mit Lebendvieh. Letztere Spekulation erwies sich eine Zeit lang als außerordentlich lukrativ, und es hieß, dass ein Gewinn von vielen hundert Prozent erzielt wurde. Infolge einer Misswirtschaft wurde der Vertrag für St. Helena jedoch von der Regierung gekündigt, und die betreffenden Parteien wurden wegen Nichterfüllung mit einer hohen Geldstrafe belegt. Kurz darauf wurde die Niederlassung aufgelöst, und mehrere Jahre lang blieben das Haus und das Lager unbewohnt; heute sind sie jedoch wieder von Leuten besetzt, die zu Kaufleuten aus Kapstadt gehören.

Die Walfischbucht ermöglicht eine einfache und schnelle Verbindung mit dem Landesinneren. Durch die jüngsten Erkundungen von Herrn Galton und mir in jener Gegend sind wir mit vielen Ländern bekannt geworden, die zuvor unbekannt oder nur teilweise erforscht waren und auf die der britische Handel leicht ausgedehnt werden könnte.

Die Walfischbucht und die Umgebung sind reich an Fischen verschiedener Art: Zu bestimmten Jahreszeiten wird sie in der Tat häufig von einer Reihe kleinerer Walarten besucht, die unter dem Namen „Buckelwale" bekannt sind und hierher kommen, um zu kalben. Mehrere Ladungen Öl, das Erzeugnis dieses Fisches, wurden bereits exportiert.

Im inneren Teil des Hafens erstreckt sich ein seichtes Gewässer fast eine Meile ins Landesinnere und ist auf der Westseite durch den Pelican Point von der See getrennt. Diese Lagune wimmelt von verschiedenen Fischarten, und bei Ebbe bleiben viele, die zurückgeblieben sind, hilflos im Schlamm zappelnd liegen. Zu solchen Zeiten sieht man häufig die Eingeborenen herankommen; mit einem an einem dünnen Stab befestigten Horn eines Spießbocks spießen sie ihre flossentragende Beute in aller Ruhe auf. Sogar Hyänen und Schakale nutzen solche Gelegenheiten, um ihren Hunger zu stillen.

Die Walfischbucht wird von ungeheuren Mengen an Wasservögeln besucht, wie Gänsen, Enten, verschiedenen Kormoranarten, Pelikanen, Flamingos und zahllosen Schwärmen von Strandläufern. Da das umliegende Land jedoch überall offen ist, sind sie schwer zugänglich. Dennoch kann man mit etwas Takt und Erfahrung einen leidlich guten Sport betreiben, und zu jeder Zeit bietet sich eine hervorragende Gelegenheit für Schießübungen mit der Büchse. Fast keiner der Wasservögel brütet hier.

Jeden Morgen bei Tagesanbruch sieht man Myriaden von Flamingos, Pelikanen, Kormoranen usw., wie sie sich von ihren Ruheplätzen in und um die Bucht in nördlicher Richtung bewegen. Gegen Mittag beginnen sie, in den südlichen Teil der Bucht zurückzukehren, und treffen dort in einem fast ununterbrochenen Strom bis zum Einbruch der Nacht ein.

Die Art und Weise, wie die „Duikers" (Kormorane und Scharben) ihre Nahrung beschaffen, ist nicht uninteressant. Anstatt über ihrer Beute zu schweben wie die Möwe oder an einem abgelegenen Ort ruhig auf sie zu warten wie der Eisvogel, führen sie ihre Angriffe auf eine lärmende und aufregende Weise aus. Herr Lloyd hat in seinen „Scandinavian Adventures" einen sehr interessanten Bericht über die Art und Weise gegeben, wie die Eisente (*harelda glacialis*, Steph.) ihre Nahrung beschafft; und da dies auch auf die oben genannten Vögel zutrifft, kann ich nichts Besseres tun, als ihn zu diesem Thema zu zitieren.

„Die Eisente ist ein höchst unruhiger Vogel", sagt er, „und beständig in Bewegung. Es kommt selten vor, dass man sie tagsüber in einem Zustand der Ruhe sieht. Der Schwarm – denn es befinden sich fast immer mehrere in Gesellschaft – schwimmt ziemlich schnell gegen den Wind; und die einzelnen Individuen, aus denen er besteht, liefern sich eine Art Wettrennen untereinander. Einige der Gruppe tauchen ständig; und da diese lange unter Wasser bleiben und ihre Kameraden in der Zwischenzeit rasch vorankommen, sind sie bei ihrem Wiederauftauchen an der Oberfläche natürlich ein gutes Stück hinter den Übrigen zurück. Unmittelbar nach dem Auftauchen fliegen sie daher auf, fliegen über den Rücken ihrer Kameraden hinweg und nehmen ihre Position in den Reihen wieder ein, oder fliegen vielmehr etwas über ihre Gefährten hinaus, anscheinend mit dem Ziel, die Ersten der Gruppe zu sein. Dies setzt sich häufig über die Bucht oder den Meeresarm fort, bis der Schwarm durch das gegenüberliegende Ufer ‚gestoppt' wird, woraufhin sie im Allgemeinen alle auffliegen und sich anderswohin begeben. ***** ‚Ehrlich währt am längsten', sagt das alte Sprichwort, und so denkt vielleicht auch die Eisente; denn es scheint wirklich so, als ob sie das soeben erwähnte, etwas merkwürdige Manöver anwendet, um zu verhindern, dass ihre Gefährten über das bereits abgefischte Gebiet ziehen."

Am Tag nach unserer Ankunft bewegten wir unser kleines Fahrzeug bis auf eine halbe Meile an das Ufer heran, und sobald es sicher verankert war, machten wir uns daran, die Umgebung zu erkunden. Das Erste, was unsere Aufmerksamkeit erregte, war eine Fata Morgana von höchst auffallendem Charakter und intensiver Wirkung. Objekte, die nur wenige hundert Fuß entfernt waren, wurden vollkommen verwandelt. So sah zum Beispiel ein kleiner Vogel wie ein Felsbrocken oder ein Baumstamm aus; Pelikaner nahmen das Aussehen von Schiffen unter Segeln an; die zahlreichen Skelette und Knochen gestrandeter Wale wurden zu Gruppen von hohen Häusern aufgebläht, und öde und unfruchtbare Ebenen boten den Anblick charmanter Seen dar. Kurzum, jedes Objekt hatte eine verwirrende und übernatürliche Erscheinung, und die ganze Atmosphäre war neblig, zitternd und wellenförmig. Dieses Phänomen ist zu jeder Zeit sehr bemerkenswert, aber während der heißen Jahreszeit ist es noch überraschender und täuschender. Zu einem späteren Zeitpunkt versuchte Herr Galton, die Bucht zu kartieren, aber diese Luftspiegelung vereitelte all seine Bemühungen. Ein Objekt, das er vielleicht als

Markierung gewählt hatte, wurde völlig ununterscheidbar, wenn er zur nächsten Station wechselte.

Am Strand fanden wir ein kleines, aus Planken errichtetes Haus in leidlichem Erhaltungszustand, das bei Flut vollständig vom Meer umgeben war. Dieses war ursprünglich von einem Kapitän Greybourn zu Handelszwecken errichtet worden, befand sich nun aber im Besitz der Rheinischen Missionsgesellschaft. Es wurde uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt und erwies sich als größter Komfort für uns; denn in dieser Jahreszeit waren die Nächte bitterkalt und der Tau so schwer, dass er jedes Kleidungsstück, das ihm ausgesetzt war, vollständig durchtränkte.

Wir waren erst wenige Minuten an Land, als einige halbnackte, halb verhungerte, wie Halsabschneider aussehende Wilde erschienen, bewaffnet mit Musketen und Assegais. Nichts konnte das elende, jämmerliche und lächerliche Aussehen dieser Leute übertreffen, das noch durch das törichte Bemühen gesteigert wurde, eine kriegerische Haltung einzunehmen, zweifellos in der Absicht, uns zu beeindrucken. Ohne ihre Waffen oder ihre prahlerische Art zu beachten und um Verdacht zu zerstreuen, gingen wir direkt auf sie zu und schüttelten ihnen mit scheinbarer Herzlichkeit die Hände. Unser Missionsfreund, Herr Schoneberg, erklärte ihnen dann durch Zeichen und Gesten, dass er einen Brief an Herrn Bam, seinen Kollegen, übermittelt haben möchte, der in Scheppmansdorf residierte, etwa zwanzig Meilen entfernt in östlicher Richtung. Es wurde bald offensichtlich, dass sie an ähnliche Botengänge gewöhnt waren; denn nachdem sie auf der Stelle ein kleines Entgelt in Form von Tabak erhalten hatten, mit dem Versprechen auf weitere Bezahlung bei ihrer Rückkehr, brachen sie sofort auf und führten ihre Aufgabe mit solcher Schnelligkeit aus, dass Herr Bam noch vor dem Morgengrauen des nächsten Tages eingetroffen war.

In der Zwischenzeit unternahmen wir einen Ausflug zu einem Ort namens Sand Fountain, etwa drei Meilen landeinwärts. Auf unserem Weg dorthin überquerten wir eine breite Ebene, die bei Springfluten vollständig überschwemmt wird. Trotz dieser Unterspülung waren die Spuren von Wagen, Tieren usw. aus mehreren Jahren so klar und deutlich, als wären sie erst gestern eingeprägt worden! Bei Sand Fountain fanden wir ein weiteres Holzhaus, jedoch unbewohnt, das Herrn D., einem Partner von Herrn M., gehörte. Die Eingeborenen hatten die Abwesenheit des Besitzers ausgenutzt, um die wenigen zurückgelassenen Möbelstücke zu beschädigen und zu zerstören, und Buchseiten sowie Fensterscheiben waren mutwillig auf dem Boden verstreut. Als Nächstes besuchten wir die sogenannte „Quelle“, die ganz in der Nähe lag; aber anstatt einer ergiebigen Quelle – wie der Name des Ortes uns zu erwarten berechtigte – fanden wir zu unserem Bestürzen nichts als ein kleines Loch, etwa fünf oder sechs Zoll im Durchmesser und halb so tief; das Wasser war zudem von so abscheulicher Qualität, dass es gänzlich untrinkbar war. Nachdem wir jedoch den Sand weggeräumt hatten, floss es ziemlich frei, und wir schmeichelten uns, dass wir es durch ein wenig Sorgfalt und Mühe brauchbar, wenn auch nicht gerade schmackhaft machen könnten.

Nachdem wir das Land bis hierhin erkundet hatten, kehrten wir zum Schiff zurück. Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch machten wir uns daran, unsere Habseligkeiten, Maultiere, Pferde usw. an Land zu bringen, was nicht ohne einige Schwierigkeiten geschah. Sobald die dem Missionar gehörenden Güter nach Scheppmansdorf gebracht worden wären, versprach Herr Bam höchst rücksichtsvoll, uns mit seinen Ochsen zu helfen. In der Zwischenzeit – da es am Strand kein Süßwasser gab – hielten wir es für ratsam, unser Gepäck mit Hilfe der Maultiere nach Sand Fountain zu bringen, wo wir zumindest Wasser – wenn auch von schlechter Qualität – erhalten würden und es uns in anderer Hinsicht besser ginge.

Am vierten Tag setzte der Schoner, der uns zur Walfischbucht befördert hatte, die Segel in Richtung Kap und ließ uns gänzlich auf uns allein gestellt an einer wüsten Küste zurück – und, abgesehen von den mehreren über das Land verstreuten Missionsstationen, eine mehrere Monate dauernde, mühsame Landreise vom nächsten Punkt der Zivilisation entfernt.

Nach der Rückkehr nach Sand Fountain bestand unsere erste Sorge darin, ein altes, durchlöchertes Teerfass in einer eigens dafür gegrabenen Stelle zu versenken; aber anstatt die Qualität des Wassers zu verbessern, verschlimmerte es die Sache nur noch! Glücklicherweise hatten wir die Vorsicht besessen, vom Kap einen „Kupfer-Destillierer" mitzubringen; aber das Wasser konnte, selbst so gereinigt, nur zum Kochen oder für sehr starken Kaffee und Tee verwendet werden. Seltsam genug: Als der Besitzer des Hauses hier wohnte, war das Wasser reichlich und ausgezeichnet vorhanden; aber die Stelle, an der es gewonnen wurde, war nun durch einen riesigen Sandhügel verdeckt, der sich jedem Grabungsversuch widersetzte.

In Sand Fountain kamen wir in den vollen Genuss der Meeresbrise, welche die Temperatur sehr angenehm machte; das Thermometer stieg mittags im Schatten nie über 75 Grad. Der Sand war jedoch ein grausames Ärgernis; er drang in jedes Partikel der Nahrung ein und durchdrang unsere Kleider bis auf die Haut. Wir waren jedoch einer noch gewaltigeren Unannehmlichkeit ausgesetzt; denn neben Myriaden von Flöhen wimmelte es in unserem Lager von einer Art Buschzecke, deren Biss so schwer und irritierend war, dass er uns fast um den Verstand brachte. Um, wenn möglich, den schrecklichen Verfolgungen dieser blutdürstigen Kreaturen zu entgehen, flüchtete ich mich eines Nachts in den Karren und beglückwünschte mich dazu, endlich einen Platz gesichert zu haben, der frei von ihren Angriffen war. Aber ich hatte mich getäuscht. Ich hatte nicht lange geschlafen, als ich durch eine unangenehme Irritation am ganzen Körper geweckt wurde, die bald unerträglich wurde; und obwohl die Nachtluft sehr schneidend und der Tau schwer war, warf ich all meine Kleider ab und rollte mich auf dem eiskalten Sand, bis das Blut aus jeder Pore frei floss. So seltsam es erscheinen mag, ich fand dieses Mittel dienlich. Bei einer anderen Gelegenheit heftete sich eine Buschzecke, jedoch von einer noch giftigeren Art, an einen meiner Füße; und obwohl ein stechendes Gefühl entstand, dachte ich nie daran, die Stelle zu untersuchen, bis ich eines Tages, als ich den ungewöhnlichen Luxus eines kalten Bades genoss, zufällig den Eindringling entdeckte, der tief im Fleisch vergraben war; und nur unter sehr großen Schmerzen gelang es mir, ihn zu extrahieren, oder vielmehr seinen Körper, denn der Kopf blieb in der Wunde. Die giftige Wirkung seines Bisses war so beißend, dass sie für die drei folgenden Monate eine teilweise Lähmung verursachte!

Die Buschzecke beschränkt ihre Angriffe nicht nur auf Menschen, denn sie heftet sich mit noch größerer Beharrlichkeit an die niederen Tiere. Manchen armen Hund habe ich durch ihre unerbittlichen Verfolgungen sterben sehen; und man weiß, dass selbst der kräftige Ochse unter dem giftigen Einfluss dieser Insekten erlegen ist.*

Sand Fountain hatte trotz seiner unangenehmen Gäste seine Vorteile. Fast jeder kleine Sandhügel dort war mit einem „Kriecher" bedeckt, der eine Art stacheligen Kürbis (von den Eingeborenen *Naras* genannt) von köstlichstem Aroma hervorbrachte. Er hat etwa die Größe einer gewöhnlichen Steckrübe und besitzt im reifen Zustand eine grünliche Außenseite mit einem Stich ins Zitronengelbe. Das Innere wiederum, das von tief oranger Farbe ist, bietet einen höchst kühlenden, erfrischenden und einladenden Anblick. Ein Fremder muss jedoch besonders vorsichtig sein, nicht zu reichlich davon zu essen, da es sonst eine eigentümliche Übelkeit und große Wundheit des Zahnfleisches und der Lippen hervorruft. Drei oder vier Monate im Jahr bildet er die Hauptnahrung der Eingeborenen.

Die Naras enthält eine große Anzahl von Samen, die in Aussehen und Geschmack einer geschälten Mandel nicht unähnlich sind, und da sie leicht von den fleischigen Teilen zu trennen sind, werden sie sorgfältig gesammelt, der Sonne ausgesetzt, getrocknet und dann in kleinen Hautbeuteln gelagert. Wenn die Frucht ausbleibt, greifen die Eingeborenen auf die Samen zurück, die ebenso nahrhaft und vielleicht sogar noch bekömmlicher sind. Die Naras kann auch durch Kochen konserviert werden. Wenn sie eine gewisse Konsistenz hat, wird sie zu dünnen Fladen ausgestrichen; in diesem Zustand bietet sie den Anblick von braunem, feuchtem Zucker und kann fast unbegrenzt lange aufbewahrt werden. Diese Fladen sind jedoch eher gehaltvoll und süßlich.

Aber nicht nur der Mensch zieht Nutzen aus dieser bemerkenswerten Pflanze, denn jedes Tier, von der Feldmaus bis zum Ochsen und sogar die Katzen- und Hundeartigen, verschlingen sie mit großer Gier. Auch Vögel** sind sehr vernarrt in sie, insbesondere Strauße, die man während der Naras-Saison in diesen Gegenden in großer Fülle findet.

Gerade in solchen Fällen wird der Geist mächtig von den weisen Vorsorgen der Natur und der großen Güte des Allmächtigen beeindruckt, der selbst aus der Wüste gute und heilsame Nahrung für den Menschen und all seine Kreaturen erstehen lässt.

„Mit seiner gütigen Hand

bedeckt Gott die Erde mit Nahrung für Mensch und Vieh,

Insekt und Vogel; ja, selbst der arme kriechende Wurm

hat teil an der Güte des Schöpfers."

In diesem kargen und armseligen Land ist die Nahrung so knapp, dass das Land ohne die Naras fast unbewohnbar wäre. Die Naras dient zudem einem doppelten Zweck; denn neben ihrem Nutzen als Nahrung fixiert sie mit wunderbarer Zähigkeit durch ausgedehnte Verzweigungen den ständig wandernden Sand; sie ist für diese Gegenden in der Tat das, was der Strandhafer (*ammophila arundinacia*) für die Sandküsten und Dünen Englands ist.

Die Naras wächst nur im Bett des Kuisip-Flusses in der Nähe des Meeres. Ein paar Pflanzen sind an der Mündung des Oranje-Flusses anzutreffen, ebenso wie laut Kapitän Messum an einigen Stellen zwischen dem Swakop und dem Nourse-Fluss.

Der allgemeine Anblick des Landes um Sand Fountain ist sehr trostlos und öde. Der Boden besteht gänzlich aus Sand. Die Vegetation ist zudem äußerst verkümmert und besteht hauptsächlich aus dem oben erwähnten Kriecher, einer Art Tamariskenbaum (oder vielmehr Busch) und einigen Taupflanzen. Infolgedessen bot die Tierwelt, wie nicht anders zu erwarten, keine große Vielfalt. Dennoch unternahm ich als begeisterter Sportsmann und Anhänger des Studiums der Naturgeschichte häufige kurze Ausflüge in die Nachbarschaft, bei welchen Gelegenheiten meine Beute meist aus einigen exquisit schönen Eidechsen, ein paar langbeinigen Käfern und einigen hübschen Arten von Feldmäusen bestand. Hin und wieder erblickte ich zudem eine einsame Gazelle in der Ferne.

Einige Meilen von unserem Lager entfernt wohnte ein kleiner Kral von Hottentotten unter dem Häuptling Frederick, die uns gelegentlich etwas Milch und ein paar Ziegen als Vorrat für die Speisekammer brachten; im Austausch dafür erhielten sie alte Soldatenmäntel (im Wert von sechs Pence das Stück), Taschentücher, Hüte, Tabak und eine Vielzahl anderer unbedeutender Artikel. Sie zogen es jedoch unendlich vor zu betteln

und schämten sich nicht im Geringsten, selbst nach dem Hemd auf dem Rücken zu fragen.

Diese Männer waren in ihren Gewohnheiten übermäßig schmutzig. An einem schönen Morgen beobachtete ich ein Individuum, das aufmerksam seinen Kaross untersuchte, der vor ihm an einem sonnigen und geschützten Plätzchen ausgebreitet war. Als ich mich ihm näherte, um die Ursache seines tiefen Nachsinnens zu ermitteln, stellte ich zu meinem Erstaunen und Ekel fest, dass er sich an gewissen abscheulichen Insekten gütlich tat, die man in gebildeten Kreisen nicht schicklicherweise beim Namen nennen kann. Dies war nur ein Beispiel von hundert, die man für ihre unsauberen Bräuche anführen könnte.

Als Häuptling Frederick und einige seiner halb verhungerten Anhänger mit ihren chinesisch anmutenden Gesichtszügen eines Tages gespannt den Vorgang des Packens und Auspackens verschiedener Koffer beobachteten, stellte ich wie zufällig einen kleinen Wecker neben ihn und nahm meine Beschäftigung wieder auf. Beim ersten schrillen Ton des Instruments sprang unser Freund von seinem Sitz auf wie einer, der plötzlich wahnsinnig geworden ist; und während der gesamten Zeit, in der die knarrenden Töne andauerten, blieb er in respektvoller Entfernung stehen und zitterte heftig am ganzen Körper.

Da in der Nachbarschaft keine Zugochsen zu erhalten waren, und zwar nicht innerhalb einer geringeren Entfernung als einhundertfünfzig bis zweihundert Meilen, brach Herr Galton zu einem Ausflug ins Innere auf, um einen Vorrat zu beschaffen. Sein „Aufzug“ war höchst originell und hätte ein hervorragendes Motiv für eine Karikatur abgegeben. Aus beiden Enden des Karrens, mit dem er die Reise antrat, ragten eine Reihe gewöhnlicher Musketen und andere für den Tauschhandel bestimmte Gegenstände hervor. Die vor das Fahrzeug gespannten Maultiere stimmten ein höchst diskordantes Konzert an, während sie bösartig nach rechts und links ausschlugen. Der Kutscher, in Schweiß gebadet, bearbeitete ihre Flanken mit seiner immensen Kap-Peitsche mit beträchtlicher Inbrunst, während ein Mann, der neben ihm auf dem Vordersitz saß, die störrischen Tiere mit einem Schwall all der beredten Schimpförter überhäufte, die das niederländisch-hottentottische Vokabular enthält. Zwei mürrische Ziegen, die hinten am Karren angebunden waren, schickten sich an, sich bei ihren Fluchtversuchen selbst zu erwürgen. Um das Bild zu vervollständigen, mühte sich Galton selbst, begleitet von einem halben Dutzend Hunden unbestimmbarer Rasse, gut gelaunt durch den tiefen Sand neben dem Fahrzeug ab, während er eine gewöhnliche Tonpfeife rauchte.

Bei der Ankunft meines Freundes in Scheppmansdorf stellte er jedoch fest, dass es notwendig war, seine Reise ins Innere für einige Tage aufzuschieben.

In der Zwischenzeit, da Herrn Bams Ochsen in Sand Fountain eingetroffen waren, beschäftigte ich mich damit, das Gepäck nach Scheppmansdorf zu befördern; aber aufgrund seines großen Gewichts und Umfangs sowie der schlechten Beschaffenheit des Weges dauerte diese Beschäftigung mehrere Tage. Bei der letzten Fahrt hatten wir die Wagen so überladen, dass die Ochsen nach etwa drei Meilen völlig zum Stillstand kamen. Die zwei Gespanne wurden nun vor eines der Fahrzeuge gespannt, und es setzte seinen Weg ohne weitere Unterbrechung fort, während ich allein zurückblieb, um das andere zu bewachen. Es wurde vereinbart, dass einige der Männer in der folgenden Nacht mit dem Vieh zurückkehren sollten; aber bei der Ankunft in Scheppmansdorf waren sie und die Ochsen so erschöpft, dass es für notwendig befunden wurde, sowohl den einen als auch den anderen zwei Tage Ruhe zu gönnen. Auf diese Verzögerung war ich überhaupt nicht vorbereitet. Mein kleiner Vorrat an Wasser war am zweiten Tag erschöpft, und ich begann zum ersten Mal in meinem Leben das Elend des Durstes zu erfahren. Ich wurde jedoch

glücklicherweise aus meiner peinlichen Lage durch die Ankunft eines Hottentotten befreit, der mir gegen ein geringes Entgelt einen reichlichen Vorrat an Wasser brachte.

Schließlich war das gesamte Gepäck sicher in Scheppmansdorf deponiert, wo ich wieder zu Herrn Galton stieß.

Er war, wie ich feststellte, erst wenige Tage an diesem Ort gewesen, als eines Nachts plötzlich ein prächtiger Löwe inmitten des Dorfes erschien. Ein kleiner Hund, der sich dem Tier unvorsichtig genähert hatte, bezahlte seine Waghalsigkeit mit dem Leben. Am nächsten Tag wurde eine große Jagd veranstaltet, aber der Löwe, der auf der Hut war, schaffte es, seinen Verfolgern zu entkommen. Am zweiten Tag jedoch wurde er von den Herren Galton und Bam getötet; und beim Aufschneiden fand man den armen Hund noch unverdaut in seinem Magen, in fünf Stücke gebissen.

Die Eingeborenen freuten sich sehr über den erfolgreichen Abschluss der Jagd; denn dieser Löwe hatte sich als einer der kühnsten und zerstörerischsten erwiesen, die je bekannt waren, da er in kurzer Zeit über fünfzig Ochsen, Kühe und Pferde getötet hatte. Obwohl er zuvor gejagt worden war, war er immer unversehrt entkommen, und jeder nachfolgende Angriff auf ihn diente nur dazu, seine Wildheit zu steigern.

Ich bedauerte es sehr, daran gehindert worden zu sein, an einem so interessanten und aufregenden Ereignis teilzunehmen, aber andererseits freute ich mich, dass mein Freund so früh die Gelegenheit gehabt hatte, sein Geschick an einer der edelsten und gefürchtetsten Kreaturen der Tierwelt zu beweisen. Meine Reihe sollte noch kommen.

Scheppmansdorf – Rooibank – Abbanhous – wie es gleichermaßen genannt wird – wurde im Jahr 1846 zuerst als Missionsstation durch den Ehrwürdigen Herrn Scheppman besetzt, von dem es seinen Namen hat. Es liegt am linken Ufer des Flusses Kuisip, und unmittelbar dahinter erheben sich enorme Massen und Rücken von Sand. Der Kuisip ist ein periodischer Strom und von den Regenfällen im Inneren abhängig; aber aufgrund der großen Ungewissheit dieser Versorgung und der absorbierenden Natur des Bodens erreicht er selten die Walfischbucht, wo er seine Mündung hat. Bei unserer Ankunft war der Kuisip seit Jahren nicht geflossen; aber wenn er seine mächtige Flut herabsendet, befruchtet und verändert er das Aussehen des Landes in wunderbarem Maße. Regen fällt an diesem Ort selten oder nie, aber die durstige Natur wird durch schwere Taue erlöst. Süßwasser und Brennstoff jedoch, zwei der großen Lebensnotwendigkeiten, sind im Überfluss vorhanden.

So sandig und karg der Boden dem Auge auch erscheint, sind Teile davon dennoch zu großer Fruchtbarkeit fähig. Von Zeit zu Zeit hat Herr Bam kleine Gartenflächen im Flussbett kultiviert; aber obwohl viele Dinge außerordentlich gut gedeihen, waren Mühe, Risiko und Arbeit zu groß, als dass es sich für ihn gelohnt hätte, beharrlich zu bleiben. Eine plötzliche und unerwartete Flut, die Folge schwerer Regenfälle im Inneren, verwüstet oft in wenigen Minuten, was in Monaten mühsam aufgebaut wurde. Die wichtigsten Bäume dort sind die Ana-Baum und der Kameldorn (*acacia giraffae*); und das Hauptgras ist eine Art Sandrohr, das vom Vieh sehr geschätzt wird, wenn es erst einmal daran gewöhnt ist, besonders aber von Pferden, Maultieren und Eseln, die bei dieser Diät wunderbar gedeihen und fett werden.

Während unseres Aufenthalts in Scheppmansdorf waren wir die ständigen Gäste von Herrn und Frau Bam, aber es tat uns fast leid, eine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, von der wir wussten, dass sie sie sich kaum leisten konnten, denn nur alle zwei Jahre erhielten sie ihre Vorräte vom Kap, und dann nur in ausreichenden Mengen für ihre

eigenen Familien. Die echte Aufrichtigkeit jedoch, mit der sie angeboten wurde, setzte alle Bedenken außer Kraft.

Herr Bam war lange Zeit Bewohner verschiedener Teile des Großen Namaqualandes* gewesen. Sein jetziger Wohnsitz in diesem westlichen Teil war jedoch vergleichsweise jungen Datums. Obwohl er jede Anstrengung unternommen hatte, seine kleine Gemeinschaft zu zivilisieren und zu christianisieren, waren all seine Bemühungen bisher fast ergebnislos geblieben; aber wenn man mit dem Charakter der Namaquas bekannt wird, die teilweise zivilisierte Hottentotten sind, schwindet das Staunen und wir entdecken, dass sie jedes Laster der Wilden und keine ihrer edlen Qualitäten besitzen. Solange sie gespeist und gekleidet werden, sind sie bereit genug, sich um den Missionar zu sammeln und seinen Ermahnungen zuzuhören. In dem Moment jedoch, in dem die Speisung und Bekleidung eingestellt werden, ist es mit ihrer geheuchelten Anhänglichkeit an seine Person und seine Lehren vorbei, und sie scheuen sich nicht, ihren Wohltäter mit Undankbarkeit zu behandeln und ihn mit Beschimpfungen zu überhäufen.

Der Missionar ist mehr oder weniger auf seine eigenen Ressourcen angewiesen. Die Unterstützung, die er von den Eingeborenen erhält, ist so trivial und mit so viel Mühe verbunden, dass oft gern darauf verzichtet wird. Der gute Mann ist sein eigener Architekt, Schmied, Stellmacher, Kesselflicker, Gärtner usw., während seine treue Gattin als Krankenschwester, Köchin, Wäscherin und so fort fungiert. Gelegentlich nehmen sie, um sich von der Plackerei zu entlasten, einen armen Jungen und ein Mädchen auf, die, nachdem sie mit unendlicher Mühe gelehrt wurden, sich nützlich zu machen, und nichts als Freundlichkeit erfahren haben, ihre Beschützer oft abrupt verlassen oder, was fast ebenso schlimm ist, faul und träge werden.

Ein Namaqua ist, wie es scheint, nicht fähig, Freundlichkeit zu schätzen, und kein Wort in seiner Sprache ist, soweit ich mich erinnern kann, Ausdruck für Dankbarkeit! Dasselbe ist der Fall, wie ich später zu erwähnen Gelegenheit haben werde, bei ihren nördlichen Nachbarn, den Damaras, und obwohl es ein trauriges Bild ist, ist es dennoch ein wahres.

Als Wagen zum ersten Mal im Großen Namaqualand eingeführt wurden, verursachten sie viele Vermutungen und großes Staunen unter den Eingeborenen, die sie für ein gigantisches, mit Leben erfülltes Tier hielten. Ein solches Gefährt, das dem Ehrwürdigen Herrn Schmelen gehörte, brach einmal zusammen und blieb im Sand stecken. Eines Tages kam ein Buschmann zum Besitzer und sagte, er habe sein „Packochsen“ lange Zeit mit einem gebrochenen Bein in der Wüste stehen sehen, und da er nicht bemerkt habe, dass er Gras hätte, fürchte er, dass er bald vor Hunger sterben würde, wenn er nicht weggeholt werde!

KAPITEL III.

Vorbereitungen für die Reise. — Einreiten von Ochsen. — Abreise aus Scheppmansdorf. — Ein wütender Ochse. — Die Naarip-Ebene. — Die scharlachrote Blume. — Die Usab-Schlucht. — Der Swakop-Fluss. — Spuren von Nashörnern gesehen. — Anekdote über dieses Tier. — Ein Sonnenaufgang in den Tropen. — Leiden unter Hitze und Durst. — Ankunft in Daviep: großer Zufluchtsort von Löwen. — Ein Pferd und ein Maultier von ihnen getötet. — Der Autor begibt sich auf die Verfolgung. — Ein Rudel Löwen. — Erfolglose Jagd. — Maultierfleisch schmackhaft.

Herr Galton hatte nun seine Pläne so weit geändert, dass wir, anstatt dass nur die Hälfte seiner Gruppe zum Viehkauf ins Landesinnere aufbrach, die Reise gemeinsam antreten sollten. Die Wagen und der Großteil unserer Habseligkeiten sollten in Scheppmansdorf bleiben, und wir wollten nur einige Tauschartikel, eine kleine Menge Proviant und einen

mäßigen Vorrat an Munition mitnehmen. Da wir jedoch feststellten, dass der Karren nicht bequem unser gesamtes Gepäck fassen konnte, obwohl es nun auf die kleinstmögliche Menge reduziert war, wurde beschlossen, einen Teil auf Ochsen zu packen. Diese Tiere sind aufgrund ihrer großen Widerstandsfähigkeit in Südafrika unschätzbar; umso mehr, als sie gleichermaßen gut als Zugtiere, Packtiere oder Reittiere verwendet werden können. Da wir jedoch keine für einen dieser Zwecke ausgebildeten Rinder hatten und an der Missionsstation nur ein oder zwei zu beschaffen waren, waren wir genötigt, vor unserer Abreise von dort einige einzureiten. Übrigens keine leichte Angelegenheit; denn Ochsen sind von wildem und eigensinnigem Wesen, und es erfordert Monate, sie fügsam zu machen. Wir waren jedoch gänzlich ratlos, wie wir die Sache angehen sollten.

** Die südliche Grenze des Großen Namaqualandes ist gegenwärtig der Oranje-Fluss. Im Norden wird es durch das Damara-Land begrenzt, etwa am zweiundzwanzigsten Grad südlicher Breite.*

** Ich habe den Schmutzgeier davon fressen sehen! Dies ist, glaube ich, mit einer weiteren Ausnahme, der einzige Fall, in dem bekannt ist, dass diese Klasse von Vögeln pflanzliche Nahrung zu sich nimmt.*

** Wenn eine Buschzecke an irgendeinem Körperteil eines Menschen haftet, ist der einfachste und wirksamste Weg, sie ohne unangenehme Folgen loszuwerden, die Stelle, an der sich das Insekt festgesetzt hat, mit Pfeifenöl zu bestreichen. Bei Tieren habe ich festgestellt, dass Teer den Zweck außerordentlich gut erfüllt.*

Glücklicherweise hatte Herr Galton zu dieser Zeit einen gewissen Herrn Stewardson engagiert, einen Schneider von Beruf, nun aber „Hansdampf in allen Gassen", um uns als Cicerone usw. ins Landesinnere zu begleiten; und da dieser Mann durch seinen langen Aufenthalt unter den Hottentotten mit den Mysterien des Ochseneinreitens bestens vertraut war, übertrug man ihm diese schwierige Aufgabe.

Am Ende eines „Riem", eines langen Lederriemens, wird eine ziemlich große Schlinge gebildet, die lose am Ende eines etwa fünf oder sechs Fuß langen, dünnen Stabes befestigt oder vielmehr aufgehängt wird. Mit diesem Stab in der Hand nähert sich ein Mann im Schutz der Herde heimlich dem Ochsen, der für die Prozedur ausgewählt wurde. Wenn er nahe genug ist, platziert er die Schlinge (wenn auch in geringer Entfernung vom Boden) direkt vor den Hinterfüßen des Tieres; und wenn dieses hineintritt, zieht er sie fest. In dem Moment, in dem der Ochse sich in den Fängen findet, unternimmt er einen gewaltigen Satz nach vorn; aber da mehrere Leute das äußere Ende des Riems festhalten, wird er – in Seemannssprache – schnell „beigedreht". Die Wucht des Rucks ist in der Tat derart, dass oft einer oder mehrere der Männer umgeworfen* werden. Er erneuert nun seine Bemühungen; er tritt, schäumt, brüllt; und seine Gefährten, zuerst aufgeschreckt, kehren zurück und stimmen in den Chor ein; die Männer schreien, die Hunde bellen wütend, und die Angelegenheit wird sogleich gefährlich und höchst aufregend. Das gefangene Tier gerät nicht selten außer sich vor Wut und Angst, geht auf seinen Angreifer los, und die einzige Chance zur Flucht besteht darin, den Riem loszulassen. Gewöhnlich erschöpft er sich bald durch seine eigenen Anstrengungen; dann packen ihn ein oder zwei Männer sofort am Schwanz, während ein weiterer Riem um seine Hörner gelegt wurde; und indem man die beiden in genau entgegengesetzte Richtungen zieht – mit anderen Worten: indem man die beiden als Hebel im rechten Winkel zu seinem Körper benutzt –, wird er leicht zu Boden gebracht. Ist dies erst einmal erreicht, wird der Schwanz zwischen seinen Beinen hindurchgeführt und gewaltsam über seine Rippen nach unten gedrückt, und der Kopf wird auf eine Seite gedreht, wobei die Hörner im Boden fixiert werden. Ein kurzer, starker Stab von eigentümlicher Form wird dann durch den Nasenknorpel getrieben, und an jedem Ende dieses Stabes wird (nach Art eines Zaumzeugs) ein dünner, zäher Lederriemen befestigt. Wegen der extremen

Empfindlichkeit der Nase ist er nun leichter zu handhaben; ist er jedoch immer noch sehr bösartig, wird er entweder in seiner liegenden Position bepackt oder mit dem Kopf an einen Baum gebunden, während zwei oder drei Personen den Riem um seine Beine straff halten, um ihn daran zu hindern, sich umzudrehen oder jemanden mit den Füßen zu verletzen.

Für das „Bepacken" ist jedoch ein üblicherer und bequemerer Plan, ihn zwischen zwei zahmen Ochsen zu sichern, wobei jeweils eine Person außen neben diesen Tieren positioniert wird. In den ersten ein oder zwei Tagen wird ihm nur ein einzelnes Fell oder ein leerer Sack auf den Rücken gelegt, der mit einem achtzig oder neunzig Fuß langen Riemen fest verzurrt wird (die von den Namaquas zu demselben Zweck verwendeten Riemen sind etwa doppelt so lang); doch täglich werden sowohl Umfang als auch Gewicht gesteigert; und obwohl er tritt und heftig bockt, manchmal mit solchem Erfolg, dass er seine Packlast abwirft, wird der Ochse bald fügsamer. Seltsam genug: Diejenigen, die am Anfang den meisten Mut zeigen, sind oft die ersten, die unterworfen sind. Aber ein Ochse, der sich beim Bepacken hinlegt, erweist sich im Allgemeinen als der mühsamste. In der Tat ist nicht einer von zehn, der dies tut, für irgendetwas zu gebrauchen.

Ich habe Ochsen gesehen, die durch keine noch so harte Strafe, nicht einmal durch die Anwendung von Feuer, zum Aufstehen zu bewegen waren. Dies mag wie ein grausames Mittel erscheinen; aber wenn man bedenkt, dass dieses Unbeweglichbleiben gänzlich auf Eigensinn zurückzuführen ist und dass das Leben eines Menschen davon abhängen kann, voranzukommen, lässt die Anwendung dieser Tortur eine gewisse Entschuldigung zu.

Doch selbst wenn er schließlich darauf trainiert ist, die Last oder den Sattel zu tragen, bleibt eine weitere, kaum weniger gewaltige Schwierigkeit zu überwinden. Aufgrund der Herdentier-Instinkte des Ochsen ist er weder bereit, den Übrigen vorauszugehen, noch in einiger Entfernung hinter seinen Kameraden zurückzubleiben; und wenn niemand da ist, um ihn zu führen, wird der ganze Trupp sofort zum Stillstand kommen. Nur wenige können als Leittiere ausgebildet werden. Es werden stets solche Tiere ausgewählt, die einen schnellen Schritt haben und von sich aus die Gewohnheit besitzen, vorauszugehen und sich von der übrigen Herde abzusondern. Ochsen dieser Beschreibung nehmen zu jeder Zeit den ersten Rang in einer Reisekarawane ein.

Endlich, nach großen Anstrengungen und endlosen Verzögerungen, konnten wir den Tag für unsere Abreise festlegen. Unsere Vorkehrungen waren wie folgt: Auf den Karren, der von acht Maultieren gezogen wurde, luden wir etwa tausend Pfund, bestehend hauptsächlich aus Gewehren, Geschenken für Häuptlinge und andere, Tauschartikeln, naturgeschichtlichem Gerät, Bettzeug usw. Sechshundert Pfund (Munition und Proviant) wurden zudem auf vier Packochsen und ein Maultier verteilt. Da das Ziel der Expedition gänzlich darin bestand, Vieh für den Zugdienst und die Schlachtung zu erlangen, gab man uns zu verstehen, dass wir nach etwa acht bis zehn Tagen Reise bei einigen Eingeborenendörfern eintreffen würden, wo wir jede benötigte Anzahl an Tieren beschaffen könnten. Unser Kurs führte, soweit wir es verstanden, nach Nordosten und durch einen außerordentlich wilden und unfruchtbaren Teil des Landes.

Am Morgen des 19. September verließen wir Scheppmansdorf. Das junge Vieh erwies sich als äußerst unlenkbar; und wir waren erst wenige Minuten auf dem Weg, als ein kleiner, hübscher Ochse, der uns schon von Beginn an beim Einreiten viel Mühe bereitet hatte, die Herde verließ und offenbar im Begriff war, seine Schritte zur Missionsstation zurückzulenken. Um dies zu verhindern, versuchten Galton und ich, ihn abzufangen, woraufhin er in schnellem Tempo davonjagte. Als er sich jedoch hart bedrängt sah, drehte er sich plötzlich um und raste mit rasender Geschwindigkeit auf meinen Freund zu. Da Herr Galton glaubte, es handele sich lediglich um eine Drohung, blieb er stehen; doch

damit verlor er fast sein Leben, denn das wütende Tier griff ernsthaft an. Glücklicherweise streifte sein Horn nur das Bein meines Freundes, fügte jedoch der Schulter des Pferdes eine Verletzung zu.

Nach diesem kleinen Abenteuer setzten wir unsere Route in ziemlich schnellem Tempo über ein hartes, karges, kiesiges Gelände fort, gänzlich ohne Wasser und mit kaum einer Spur von Vegetation. Erst gegen zehn Uhr nachts, nachdem wir fast zwölf Stunden gereist waren, erreichten wir einen kleinen Granitfelsen, an dessen Fuß es uns gelang, ein paar Pints sehr brackigen Wassers zu gewinnen. Sowohl Herr Galton als auch ich waren sehr müde. Um die Pferde zu schonen und den Männern gelegentlich ein Reittier zu ermöglichen, waren wir einen beträchtlichen Teil des Weges zu Fuß gegangen; und nachdem wir etwas Kaffee usw. zu uns genommen hatten, überließen wir unsere müden Glieder schnell dem Schlaf.

Bei Tagesanbruch waren wir wieder auf den Beinen; und während die Männer die Maultiere anschirrten usw., bestieg ich den Felsen, wo ich eine wunderschöne Luftpflanze in voller Blüte entdeckte, von leuchtend scharlachroter Farbe, wobei der untere Teil des Inneren der Korolle zitronengelb gefärbt war.

Der Anblick einer so lieblichen Blume in dieser öden und trostlosen Region weckte in mir tiefe Emotionen, und ich verstand nun vollkommen den rührenden Ausspruch von Mungo Park, der, als er sich in einem Zustand völliger Erschöpfung zum Sterben niederwarf, an seiner Seite ein schönes kleines Moos entdeckte und ausrief: „Kann jenes Wesen, das in diesem abgelegenen Teil der Welt ein Ding gepflanzt, gewässert und zur Vollendung gebracht hat, das von so geringer Bedeutung erscheint, gleichgültig auf die Lage und die Leiden eines Geschöpfes blicken, das nach seinem eigenen Bilde geformt wurde? Sicherlich nicht."

Selbst der mächtige Nimrod, Gordon Cumming, von dessen Seele man annehmen würde, sie sei ganz von Löwen und Elefanten eingenommen, scheint beim Anblick dieser bezaubernden Blume von derselben Freude wie ich ergriffen worden zu sein: „In der Hitze der Jagd", sagt er, „hielt ich wie gebannt inne, um mit Bewunderung ihre faszinierende Schönheit zu betrachten."

Wir setzten unsere Reise über dieselbe sterile Ebene (Naarip) bis etwa zehn Uhr vormittags fort, als wir plötzlich in eine schmale und öde wirkende Bergschlucht namens Usab einfuhren, die steil zum Bett eines periodischen Flusses abfiel. Hier empfahl uns Stewardson, im Schatten einer verkrüppelten Akazie „auszuspannen"; und während wir unseren Koch bei dem Karren zurückließen, machten wir uns mit den Tieren sofort auf die Suche nach Wasser.

Mehr als zwei Meilen folgten wir der Schlucht, die, je mehr wir uns dem Fluss näherten, ein düstereres, wenn auch vielleicht markanteres Aussehen annahm, da sie von hoch aufragenden und phantastisch geformten Granitfelsen überragt wurde. Ungeachtet dessen bot der Fluss – dem die Eingeborenen den Namen Schwackaup oder Swakop geben, wie ihn die Europäer nennen – einen höchst heiteren und angenehmen Anblick; denn obwohl er zu dieser Zeit nicht floss, war sein feuchtes Bett üppig mit Gras, Schlingpflanzen und hübschen Eiskrautgewächsen bewachsen. Die Ufer auf beiden Seiten waren zudem mehr oder weniger von gigantischem Schilf in einer höchst erfrischenden Farbe gesäumt; und über dem Schilf erhoben sich mehrere schöne Bäume, wie die Akazie, das schwarze Ebenholz usw.

Unter einem vorspringenden Felsen, wenige hundert Schritte von der Stelle entfernt, an der wir auf den Fluss stießen, entdeckten wir einen Tümpel mit ausgezeichnetem Wasser,

an dem Mensch und Tier in langen und reichlichen Zügen bald den brennenden Durst löschten. Nachdem dies geschehen war, gönnten wir uns ein köstliches Bad, das unsere ermüdeten und staubigen Glieder hochgradig erfrischte.

Auf einem hohen und unzugänglichen Felsen, der über dem Flussbett hing, sah ich erneut einige jener schönen Blumen, die mir am frühen Morgen so viel Freude bereitet hatten, und mit einer gut gezielten Kugel brachte ich eine fast bis zu meinen Füßen herab. Im Sand entdeckten wir die breiten Fußspuren eines Nashorns. Aus ihrer Frische war ersichtlich, dass das Ungeheuer das Flussbett in der vorangegangenen Nacht besucht hatte, doch all unsere Bemühungen, es aufzustöbern, erwiesen sich als wirkungslos.

Während wir noch über die Aussicht sprachen, dieses seltsame Tier bald in seinen heimatlichen Schlupfwinkeln zu sehen, erinnerte ich mich an eine Geschichte, die Herr Bam uns von einem wunderbaren Entkommen erzählt hatte, das er einst vor einem dieser Tiere erlebte, und die ich versuchen werde, in seinen eigenen Worten wiederzugeben.

„Als wir eines Tages in den Swakop-Fluss einfuhren", sagte er, „beobachteten wir die Spuren eines Nashorns, und bald nach dem Ausspannen unserer Ochsen baten die Männer darum, nach dem Tier suchen zu dürfen. Dies gewährte ich bereitwillig und behielt nur einen Eingeborenen zurück, um mir beim Entzünden des Feuers und der Zubereitung unserer Mahlzeit zu helfen. Während wir so beschäftigt waren, hörten wir Geschrei und Schüsse; und als wir in die Richtung blickten, aus der der Lärm kam, entdeckten wir zu unserem Entsetzen ein Nashorn, das wütend und mit höchster Geschwindigkeit auf uns zustürzte. Unsere einzige Chance zur Flucht war der Wagen, in den wir uns eilig stürzten. Und es war höchste Zeit, dass wir Zuflucht suchten, denn im nächsten Moment rammte das wütende Biest sein mächtiges Horn mit solcher Kraft in die ‚buik-plank' (die Bodenbretter), dass der Wagen mehrere Schritte vorwärts geschoben wurde, obwohl er in sehr tiefem Sand stand. Höchst providentiell griff es das Fahrzeug von hinten an; denn hätte es ihn von der Seite getroffen, hätte es kaum fehlen können, ihn umzuwerfen, so schwerfällig er auch war. Vom Wagen aus stürzte es sich auf das Feuer, warf den Topf um, den wir daneben platziert hatten, und zerstreute die brennenden Scheite in alle Richtungen. Dann setzte es seinen wilden Lauf fort, ohne weiteren Schaden anzurichten. Unglücklicherweise hatten die Männer alle Gewehre mitgenommen, sonst hätte ich es leicht auf der Stelle erschießen können. Der Damara warf jedoch sein Assegai nach ihm, aber das weiche Eisen verbog sich wie ein Rohr gegen seine dicke und fast undurchdringliche Haut."

Der größte Teil des Nachmittags wurde unter dem Schatten einiger weitausladender Akazien verbracht und mit der Jagd auf naturgeschichtliche Exemplare. Eine Art Frankolin (*francolinus adspersus*) und ein oder zwei hübsche Arten von Fliegenschnappern gehörten zur heutigen Ausbeute.

Kurz vor Sonnenuntergang kehrten wir zum Lager zurück; und da wir unsere Reise im Morgengrauen des nächsten Tages fortsetzen wollten, banden wir die Maultiere und Pferde an und machten unser Lager so gemütlich wie möglich. Obwohl der Boden unser Lager und der Himmel unser Baldachin war, schliefen wir fest und erwachten am nächsten Morgen frühzeitig, sehr erfrischt. Wir brauchten diese Erneuerung unserer Kräfte dringend, denn der Tag erwies sich sowohl für Menschen als auch für das Vieh als außerordentlich anstrengend.

Wieder befanden wir uns auf der Naarip-Ebene, obwohl wir diesmal parallel zum Swakop reisten (der hier einen östlichen Kurs verfolgte), am Rande jener düsteren Felsen, durch die sich sein tiefes und turbulentes Bett seinen Weg erzwungen hat.

Gerade als wir diese wilde und öde Wüste betraten, ging die Sonne in all ihrem Glanz auf und verwandelte wie durch Magie den gesamten östlichen Himmel in eine einzige Masse aus blendendstem Licht – sie tönte die fernen Berge in ein sanftes Zinnoberrot und ließ die tauglänzenden Kieselsteine unter unseren Füßen wie unzählige Diamanten funkeln. Wer keinen Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang in den Tropen erlebt hat (der durch das fast völlige Fehlen der Dämmerung noch bemerkenswerter wird), kann sich von seiner Pracht und seinem Glanz nicht die geringste Vorstellung machen.

Aber ach! Diesen für das Auge so schönen Anblicken folgt oft eine so intensive Hitze, dass sie für den reisemüden Wanderer fast unerträglich ist. Wir befanden uns nun im Monat September, und die Sonnenstrahlen, die mittags fast senkrecht auf unsere Köpfe fielen, verursachten einen furchtbar hohen Temperaturzustand. Der heiße Sand verbrannte zudem grausam unsere Füße, und kein Windhauch regte sich in der gleißenden und siedenden Atmosphäre. Um unser Elend zu vervollständigen, litten wir unter heftigstem Durst, den unser karger Vorrat an Wasser, so halb kochend wie er war, in keiner Weise lindern konnte.

Unsere armen Tiere schienen ebenso sehr zu leiden wie wir selbst. Ihr Gang, die hervorstehenden Zungen und die hängenden Köpfe deuteten auf große Not hin. Dennoch mühten sie sich weiter, aber langsam und schmerzhaft, durch den Sand, der nun weich und nachgiebig geworden war. Lange bevor wir die Tagesetappe hinter uns gebracht hatten, brach eines der Maultiere vor Erschöpfung zusammen, und wir waren gezwungen, das arme Tier seinem Schicksal zu überlassen, in der Hoffnung jedoch, dass es uns folgen würde, wenn die Atmosphäre etwas kühler würde. Wir wagten es nicht anzuhalten, noch hätte ein Aufschub irgendetwas genützt, denn so weit das Auge reichte, war weder ein Busch noch ein Grashalm zu sehen.

Am frühen Morgen ritt ich eines der Pferde, aber nach einiger Zeit, als ich bemerkte, dass einige der Männer erschöpft und matt aussahen, stieg ich ab und überließ es ihnen, während ich den Rest des Tages zu Fuß weiterging. Herr Galton war am anderen Ufer vorausgeritten, und als wir uns trafen, war ich vor Durst fast unfähig zu sprechen, mein Mund und meine Lippen waren furchtbar ausgetrocknet. Oft habe ich später grausam unter Wassermangel gelitten und das über einen viel längeren Zeitraum als bei dieser Gelegenheit, aber nie kann ich mich erinnern, so sehr in Not gewesen zu sein wie jetzt; denn obwohl ich von Kindheit an Entbehrungen aller Art gewohnt und abgehärtet war, hatte ich zuvor noch nie die Wirkung von Durst unter einer tropischen Sonne erfahren.

Wieder ließen wir unseren Karren ein Stück vom Fluss entfernt zurück und trieben die durstigen und müden Tiere frei zum Wasser, das glücklicherweise nicht weit entfernt war; aber obwohl Mensch und Tier bis zur Sättigung tranken, schien das Wasser seine Eigenschaft verloren zu haben, denn unsere besten Bemühungen, unseren Durst zu stillen, erwiesen sich als vergeblich.

Der Name des Ortes war Daviep, und man berichtete, dass er ein bevorzugter Zufluchtsort von Löwen sei, die ihre Jungen regelmäßig in einem benachbarten Berg namens Tineas aufzogen, von wo aus sie Beutezüge unternahmen. Wir verloren dementsprechend keine Zeit, das Gelände zu rekognoszieren; da wir jedoch keine Anzeichen für die Anwesenheit von Löwen fanden, oder auch nur, dass sie den Ort in letzter Zeit heimgesucht hätten, hatten wir wenig Befürchtung, dass sie uns einen Besuch abstatten würden; und da die Maultiere und Pferde dringend Ruhe und Futter benötigten, hielten wir es für ratsam, sie während der Nacht sich selbst zu überlassen, wobei wir lediglich die Vorsicht walten ließen, sie „knievoll“ zu fesseln (knee-halter). Wir bezahlten jedoch teuer für unser allzu leichtfertiges Vertrauen.

Als nach unserer Rückkehr zum Karren am Abend das Maultier, das im Laufe des Tages zurückgelassen worden war, noch nicht aufgetaucht war, kehrten Stewardson und ich, jeder auf einem Ochsen reitend, zu der Stelle zurück, an der es zuletzt gesehen worden war. Das Tier war jedoch verschwunden; und da wir feststellten, dass seine Spuren zum Fluss führten, wo es fast Wahnsinn gewesen wäre, ihm in der Dunkelheit zu folgen, kehrten wir sofort um, in der Hoffnung, dass der Instinkt, der es nach Wasser hatte suchen lassen, es auch beim Auffinden seiner Gefährten leiten würde.

Früh am folgenden Morgen wurde einer der Wagenlenker zum Fluss geschickt, um nach unseren Tieren zu sehen, während Herr Galton und ich in aller Ruhe folgten; doch was war unser Entsetzen, als wir beim Betreten des Flussbettes feststellten, dass mehrere Löwen es erst kürzlich in jeder Richtung überquert hatten! Dies, zusammen mit dem Fehlen der Maultiere und Pferde, verhieß sogleich Übles. Wir wurden nicht lange in Vermutungen gelassen, denn fast unmittelbar stieß unser Diener zu uns und sagte, dass ein Maultier und ein Pferd von den Löwen getötet und teilweise aufgefressen worden seien. Er fügte hinzu, dass er bei seiner Annäherung an den Ort der Katastrophe fünf dieser Tiere an den Kadavern fressen sah, die sich jedoch bei seinem Anblick mit schrecklichem Grollen zurückgezogen hätten! Anstatt dass seine Anwesenheit die Löwen von ihrer Beute verscheucht hätte, wie er behauptete, hatten wir jedoch Grund zu der Annahme, dass er sich, sobald er ihrer gewahr wurde, sofort zwischen den Felsen versteckte und sein Versteck erst verließ, als er durch unseren Anblick ermutigt wurde. Wäre es anders gewesen, hätte er reichlich Zeit gehabt, uns zu benachrichtigen, bevor wir das Lager verließen.

Seltsamerweise war das tote Maultier genau jenes, nach dem wir in der vorangegangenen Nacht gesucht hatten, und es scheint, dass es gerade wieder zu seinen Gefährten gestoßen war oder im Begriff war, dies zu tun, als es angegriffen und getötet wurde. Da es ein bemerkenswert feines und hübsches Tier war, wurde sein Verlust sehr bedauert; zudem war das Pferd das bessere der beiden, die wir vom Kap mitgebracht hatten.

Bei der Untersuchung des Geländes stellten wir mit Freude fest, dass das andere Pferd und das verbleibende Maultier die Flucht das Flussbett hinunter geschafft hatten, obwohl sie offensichtlich ein Stück weit von den Löwen verfolgt worden waren. Wie viele dieser Tiere es wirklich gewesen waren, konnten wir nicht feststellen, aber es müssen mindestens sieben oder acht gewesen sein.

Nachdem wir so weit das Schicksal der armen Tiere geklärt hatten, schickten wir unseren tapferen Wagenlenker los, um Stewardson und die übrigen Männer sowie ordentliche Gewehre und Munition zu holen, da wir entschlossen waren, wenn möglich Rache zu nehmen.

Als wir Scheppmansdorf verließen, hatten wir unglücklicherweise nur drei oder vier kleine Ziegen als Reiseproviant mitgenommen. Dieser karge Vorrat war nun fast erschöpft, und da es ungewiss war, wann wir auf ein Eingeborenendorf stoßen würden, wo wir gegen mehr tauschen könnten, hielten wir es für ratsam, um gegen alle Eventualitäten gewappnet zu sein, einen Vorrat an Maultier- und Pferdefleisch anzulegen; und obwohl unsere Leute entsetzt über den Gedanken schienen, gab es keine zweite Alternative. Während wir auf die Rückkehr der Männer warteten, machten wir uns dementsprechend daran, von den getöteten Tieren solche Stücke abzuschneiden, die nicht von den Löwen verunreinigt worden waren. Nachdem dies erledigt war, bedeckten wir das Fleisch mit einem Steinhaufen, und nachdem die Männer eingetroffen waren, machten wir uns auf die Suche nach den Räubern.

Doch obwohl wir beide Seiten des Flusses über eine beträchtliche Entfernung absuchten, konnten wir die Tiere nicht entdecken. Einmal, als ich ganz allein auf der Innenseite des dichten Schilfgürtels war, der das Ufer säumte, bemerkte ich einige schöne „Klippspringer“ oder Berggazellen und feuerte beide Läufe ab, jedoch unglücklicherweise ohne Erfolg. Der Knall meines Gewehres verursachte bei Herrn Galton und den Männern eine vorübergehende Bestürzung, da sie glaubten, ich sei auf die Löwen gestoßen, während sie aufgrund der Beschaffenheit des Geländes nicht in der Lage gewesen wären, mir zu Hilfe zu kommen.

Da wir schließlich gezwungen waren, die Suche aufzugeben, wurden zwei oder drei der Männer, auf die wir uns am besten verlassen konnten, auf die Spuren der verängstigten Maultiere und des verbleibenden Pferdes geschickt. Nach vielen Stunden harten Gehens wurden sie entdeckt, aber die armen Tiere hatten einen solchen Schrecken bekommen, dass sie nur mit großer Mühe und Anstrengung gesichert werden konnten.

In der Annahme, dass die Löwen aller Wahrscheinlichkeit nach während der Nacht zurückkehren würden, um den Rest des Pferdes und des Maultieres zu verzehren, beschlossen Galton und ich, ihnen aufzulauern, und wählten für unseren Hinterhalt den Gipfel eines steilen Felsens in unmittelbarer Nähe eines der Kadaver.

Kurz nach Sonnenuntergang machten wir uns daran, unseren Plan auszuführen, und als wir in geringer Entfernung von den getöteten Tieren angekommen waren, rief einer der Leute plötzlich: „Oh! Schaut euch die sechs Böcke an!“ Stellen Sie sich unser Erstaunen vor, als wir, die Augen in die Richtung wendend, auf die er zeigte, statt Antilopen sechs prächtige Löwen sahen; und dies zudem genau auf dem Felsen, auf dem wir uns in den Hinterhalt hatten legen wollen und auf dem wir uns, wie wir törichterweise glaubten, in vollkommener Sicherheit befunden hätten!

Als sie bemerkten, dass sie entdeckt waren, zogen sich die Tiere hinter den Felsen zurück, aber der eine oder andere von ihnen stahl sich gelegentlich aus seinem Versteck und warf einen Blick auf uns.

Gegen den Rat von Herrn Galton und anderen aus unserer Gruppe bestieg ich nun die Anhöhe, auf der wir die Tiere zuletzt gesehen hatten; doch obwohl sie nirgends sichtbar waren, hatte ich allen Grund zu glauben, dass das ganze Rudel nicht weit von der Stelle entfernt war, an der ich stand.

Sich auf dem ursprünglich gewählten Felsen in den Hinterhalt zu legen, war (angesichts des Beweises, den wir gerade von seiner Unsicherheit erhalten hatten) nun nicht mehr denkbar, und wir sahen uns daher nach einem sichereren Platz um. Der einzige, der sich anbot, war jedoch eine große Akazie; aber sie war mehr als zweihundert Yards von jedem der Kadaver entfernt, und ihr Stamm war so dick und gerade, dass es unmöglich war, sie zu erklimmen. Zudem war nun auf die kurze Dämmerung völlige Dunkelheit gefolgt; und so ungern wir es taten, überließen wir den Löwen das Feld und den Rest ihrer Beute.

Bei der Rückkehr in unser Lager stellten wir fest, dass ein Wagen eingetroffen war, der Herrn Hahn gehörte, einem Missionar der Rheinischen Gesellschaft, der unter den Damaras ansässig war. Das Fahrzeug war auf dem Weg nach Scheppmansdorf, um einige Waren abzuholen, die kürzlich vom Kap eingetroffen waren. Der Kutscher versorgte uns freundlicherweise mit einigen Schafen, was unseren Leuten zur großen Freude ermöglichte, auf den Vorrat an Pferde- und Maultierfleisch zu verzichten, den wir gerade angelegt hatten. Wir warfen das Fleisch jedoch nicht gänzlich weg, denn sowohl Herr Galton als auch ich speisten später bei mehr als einer Gelegenheit davon und fanden es wirklich sehr schmackhaft, besonders das des Pferdes.

KAPITEL IV.

Das Gnu und der Spießbock. — Verfolgung eines Nashorns. — Giftige Fliege. — Frucht der Akazie nahrhaft. — Sonnenstich. — Haubenpapagei. — Eine Giraffe geschossen. — Tjobis-Quelle. — Seltsames Omelett. — Nahrhaftes Gummi. — Ankunft in Richterfeldt. — Herr Rath und die Missionen. — Die Damaras: ihre Personen, Gewohnheiten usw. — Löwen lästig. — Panik. — Pferdekrankheit.

Am zweiten Morgen nach dem Abenteuer mit den Löwen setzten wir unsere Reise fort, abwechselnd an den Ufern und im Bett des Swakop. Der Weg war außerordentlich beschwerlich und bestand zum größten Teil aus losem Kies und feinem Sand. Stewardson, der die Leitung unserer Reisevorkehrungen hatte, setzte die Karawane erst eine Stunde nach Sonnenaufgang in Bewegung, anstatt uns im Morgengrauen oder davor starten zu lassen, wie er es hätte tun sollen. Die Folge war, dass die Sonne ihren Zenit erreicht hatte, bevor wir die Hälfte der vorgesehenen Etappe hinter uns hatten, und uns furchtbar verbrannte und zusetzte.

Bisher hatten wir, mit Ausnahme einiger Zebras usw., keine wilden Tiere gesehen, obwohl die „Spoor“ oder Fährte des Gnus und des Spießbocks häufig genug waren. Heute jedoch stießen wir an einer Wegbiegung plötzlich auf einige der letzteren, aber der Anblick faszinierte uns so sehr, dass wir, anstatt zu feuern, wie wir es hätten tun können, da sie in Reichweite waren, sie staunend betrachteten.

Wir verbrachten die Nacht an einer Quelle namens Annis, die an der Seite des Flusses liegt. Am folgenden Morgen entdeckten wir nur wenige hundert Schritte von unserem Biwak entfernt die Spuren mehrerer Nashörner. Da wir feststellten, dass eines dieser Tiere während des letzten Teils der Nacht in einem Tümpel ganz in der Nähe getrunken hatte, gingen Galton, Stewardson und ich auf die Suche nach dem Tier, während der Karren im Flussbett folgte. Doch obwohl wir die Spuren des Tieres fast drei Stunden lang in ziemlich schnellem Tempo verfolgten, gelang es uns nicht, es einzuholen, und so brachen wir die Jagd verzweifelt ab und stießen wieder zu unserer Karawane.

Während des folgenden Tages beobachtete ich mehrere seltsam aussehende Haubenpapageien von gräulicher Farbe, die bei unserer Annäherung diskordant schrien; aber da sie sich immer auf die Spitzen der allerhöchsten Bäume setzten und hervorragend Ausguck hielten, konnte ich unmöglich in Schussweite kommen.

Ich traf außerdem auf eine riesige Anzahl zarter und hübscher Schmetterlinge sowie auf eine wespenähnliche Fliege von brillantestem Dunkelblau. Als ich eine dieser Fliegen zu Boden geschlagen hatte und sie gerade sichern wollte, stach sie mich heftig in die Hand, und in ganz wenigen Sekunden begann die verwundete Stelle zu eitern und schwoll zu einer enormen Größe an, was heftigste Schmerzen verursachte.

Während wir dem Flussbett folgten, speisten unsere Maultiere und das Vieh fürstlich; denn obwohl wir nur wenig Gras fanden, gab es immer eine Fülle an feinem jungen Schilf; doch bis Tiere an diese Diät gewöhnt sind, dient sie nur dazu, sie zu schwächen. Vieh jedoch, das an dieses grobe Futter gewöhnt ist, wird bald fett und erweist sich, wenn es geschlachtet wird, entgegen dem, was man erwarten könnte, als vorzügliches Essen. Wenn das Schilf etwas alt und trocken wird, wird es von den Eingeborenen abgebrannt, und in zwei oder drei Wochen hat es wieder einen üppigen Wuchs erreicht.

Die Schoten einer Akazienart (Ana), die von den Bäumen gefallen waren, wurden ebenfalls vom Vieh sehr geschätzt. Stewardson informierte uns, dass sie bald fett werden, wenn sie diese regelmäßig fressen können. Die Frucht hat einen herben Geschmack, ist

aber nicht gänzlich unschmackhaft. Das Holz dieses Baumes ist zwar geradfaserig, dicht und schwer, gilt aber für landwirtschaftliche Geräte als nicht gut. Man hat mir jedoch versichert, dass die Qualität des Holzes stark verbessert wird, wenn der Baum niedergebrannt wird!

Stewardsons Gewohnheit, spät aufzubrechen, wäre mir fast zum Verhängnis geworden; denn eines Tages, als ich zu Fuß einigen interessanten Vögeln nachging, war ich beträchtlich hinter meine Gefährten zurückgefallen, und um sie einzuholen, war ich genötigt, mich tüchtig zu sputen. Die Sonnenstrahlen (an sich schon außerordentlich stark), die von den umgebenden kahlen Hügeln und dem brennenden Sand reflektiert wurden, erzeugten eine Hitze wie in einem Ofen.

** Ein „Punt" ist ein flachbodiges Boot.*

** Die Eisente (*Clangula hyemalis*) wird im Englischen oft als „Arctic duck" bezeichnet.*

Ich hatte unsere Gruppe gerade erst aus den Augen verloren, als mich ein plötzlicher Schwindel überkam und mir der schreckliche Gedanke durch den Kopf schoss, ich hätte einen „Sonnenstich" erlitten. Da ich mir der Gefahr voll bewusst war, sammelte ich all meine Energien und unternahm die angestrengtesten Bemühungen, meinen Freund einzuholen. Doch die Benommenheit nahm jeden Augenblick zu, und meine Stimme wurde so schwach, dass ich mich lange Zeit nicht hörbar machen konnte. Schließlich gelang es mir jedoch, und Galton ritt sofort an meine Seite und stellte mir sein Pferd zur Verfügung. Es war höchste Zeit, denn eine weitere Minute wäre wahrscheinlich zu spät gewesen. So schaffte ich es mit großer Mühe, eine kleine Baumgruppe in der Nähe zu erreichen, fiel vom Tier herab und verharrte einige Zeit in einem Zustand fast völliger Bewusstlosigkeit. Als ich mich schließlich von dieser Betäubung erholte, hatte die Hitze nachgelassen, und da eine sanfte Brise aufgekommen war, konnte ich langsam weitergehen. Mein Kopf schmerzte jedoch unerträglich. Das übliche Ergebnis eines *coup de soleil* ist bekanntlich entweder der fast augenblickliche Tod oder eine lebenslange Beeinträchtigung des Gehirns. In meinem Fall erwartete ich nichts Geringeres als letzteres Schicksal. Glücklicherweise war ich jedoch nach mehreren Monaten täglichen Leidens vollständig wiederhergestellt und konnte mit der Zeit Hitze und Ermüdung ebenso gut trotzen wie jeder Einheimische.

Nachdem wir dem Lauf des Swakop einige Tage gefolgt waren, bogen wir in einen seiner Nebenflüsse namens Tjobis ein. An der Mündung dieses Stroms stießen wir zum ersten Mal auf eine enorme Anzahl von Perlhühnern, die wir später im ganzen Land als sehr verbreitet vorfanden. Wir machten auch Bekanntschaft mit ein oder zwei Arten von Tukanen; und es gelang mir schließlich, mehrere Exemplare der papageienähnlichen Vögel zu erlangen, die kürzlich erwähnt wurden. Es handelte sich um den *Chizærhis concolor* von Doktor Smith.

Nach vielen Stunden ermüdender Reise trafen wir Galton, der vorausgeritten war. Sein Gesicht strahlte vor Freude, als er uns verkündete, er habe gerade eine prächtige Giraffe erlegt. Die Nachricht war jedem höchst willkommen; denn abgesehen von der Aussicht auf ein Festmahl ließen uns die Sonnenhitze und die schwere Beschaffenheit des Bodens überaus müde fühlen, und wir waren daher froh über einen Vorwand, etwas Ruhe zu finden. Die Maultiere wurden sogleich ausgespannt, und alle Hände wurden benötigt, um unsere Beute zu zerlegen und das Fleisch zu „pökeln" (jerken); dieses erwies sich jedoch als mager und zäh. Die Knochen der Giraffe enthalten jedoch viel Mark, das, wenn es richtig zubereitet ist, von jedem mit Genuss gegessen wird und im rohen Zustand von den Eingeborenen manchmal gierig verschlungen wird.

Da es dort, wo wir „ausgespannt“ hatten, kein Wasser gab, waren wir gegen Abend gezwungen, unsere Reise fortzusetzen; und als wir an der „Tjobis-Quelle“ im Bett des Tjobis-Flusses ankamen, war es bereits dunkel. Hier wurden wir sogleich von mehreren Berg-Damaras besucht, über die später mehr zu berichten sein wird. Als sie erfuhren, dass eine Giraffe getötet worden war und es ihnen freistand, das Fleisch zu nehmen, das wir zurückgelassen hatten, kannte ihre Freude keine Grenzen, und einige von ihnen kehrten tatsächlich noch in derselben Nacht zum Kadaver zurück. Diese Männer brachten uns freundlicherweise etwas süßes Gummi, eine Art groben Brei aus den Samen einer Grasart und einige Straußeneier.

Unser Koch bereitete uns bald aus einem der letzteren ein exzellentes Omelett zu, und zwar durch ein sehr einfaches Verfahren. An einem Ende des Eies wird ein Loch gemacht, durch das Salz, Pfeffer usw. eingeführt werden. Das Ei wird dann gut geschüttelt, um das Eiweiß, das Eigelb und die genannten Zutaten gründlich zu vermischen. Dann wird es in die heiße Asche gelegt, wo es perfekt gebacken wird. Ein so zubereitetes Ei, das etwa so viel wie vierundzwanzig gewöhnliche Hühnereier enthalten soll, gilt für eine einzelne hungrige Person nicht als zu viel!

Wir blieben fast zwei Tage an der „Tjobis-Quelle“, was unseren Tieren Zeit gab, sich ein wenig von ihrer jüngsten Erschöpfung zu erholen; da sie jedoch als ein weiterer bevorzugter Aufenthaltsort von Löwen gemeldet wurde und wir uns erinnerten, dass uns kürzlich eine harte Lektion erteilt worden war, trafen wir – wie man sich wohl denken kann – die Vorsorge, das Pferd und die Maultiere während der Nacht zu sichern. Viele Zebras kamen in der Dunkelheit zum Trinken, blieben jedoch tagsüber immer fern, und die Hitze war zu intensiv und belastend, um sie in die Ferne zu verfolgen.

Der Boden blieb sandig wie zuvor, aber die Vegetation hatte sich dennoch erheblich verbessert; denn statt nackter und öder Ebenen war der Boden nun mit einer Fülle von dünnem Gras, Zwergsträuchern, vereinzelten Aloen und ein oder zwei Arten von Dornbäumen bedeckt. Letztere produzierten in dieser Jahreszeit eine Fülle von ausgezeichnetem und nahrhaftem Gummi, das, obwohl fast so süß wie Zucker, in jeder Menge ohne die geringste Unannehmlichkeit oder unangenehme Folge verzehrt werden konnte.

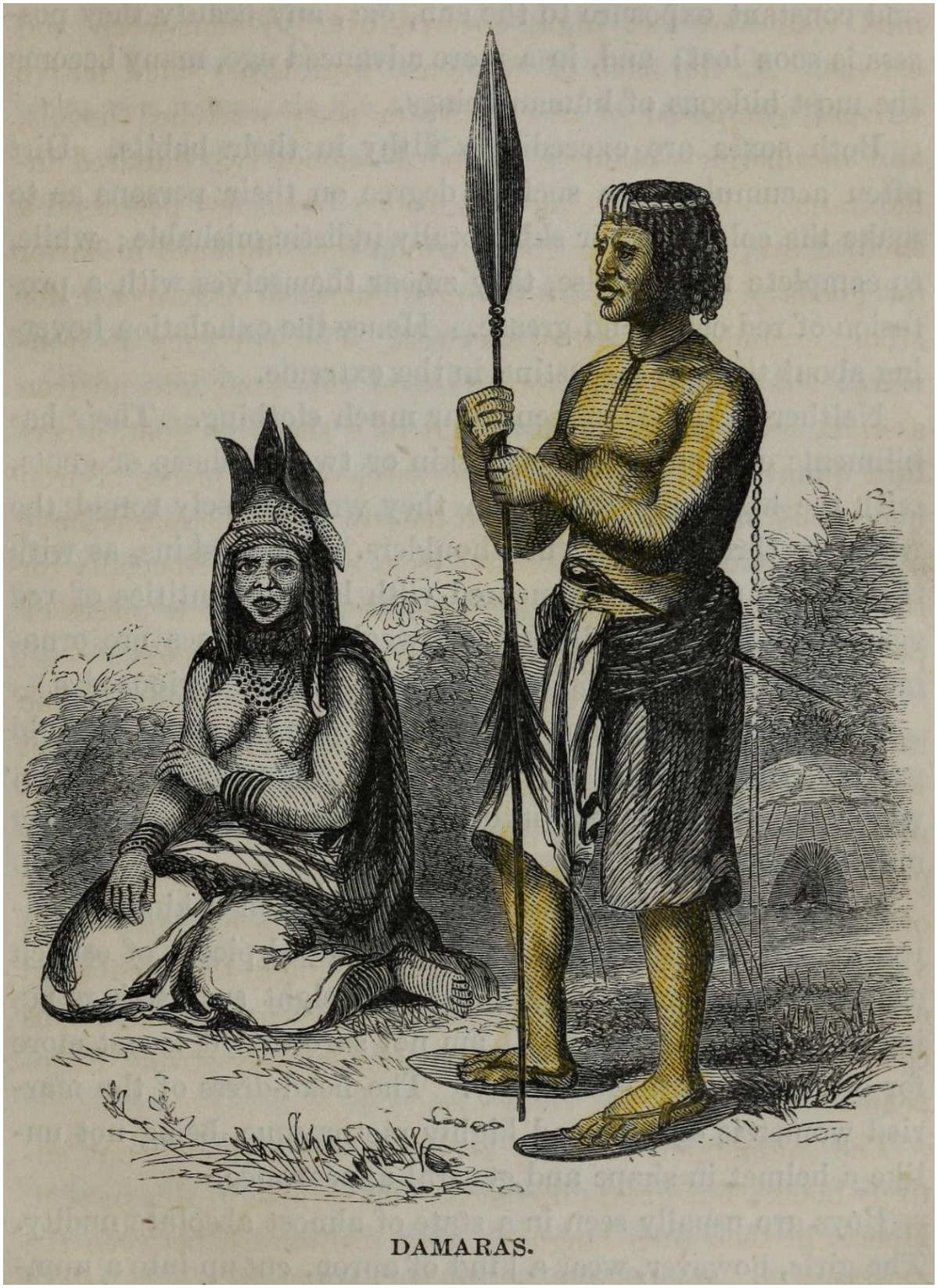
Am Nachmittag des dritten Tages brachen wir von der „Tjobis-Quelle“ auf, und am frühen Morgen des folgenden Tages befanden wir uns wieder einmal im Bett des Swakop; doch hier kamen unsere Maultiere unglücklicherweise völlig zum Stillstand, und nichts konnte sie bewegen, weiterzugehen. In der Tat waren sie komplett am Ende, und wir hatten dieses Unglück gänzlich Stewardson zu verdanken; denn wären wir, wie wir es hätten tun sollen, nachts gereist statt während des heißesten Teils des Tages, hätten die armen Geschöpfe so frisch sein können wie beim Verlassen von Scheppmansdorf, und uns selbst wäre viel Leid erspart geblieben. Es versteht sich von selbst, dass kein Tier, wie ausdauernd es auch sein mag, in dieser schrecklich heißen Jahreszeit viel Arbeit oder Ermüdung am Tag erträgt. Glücklicherweise war die Missionsstation Richterfeldt nun nur noch zwei Reitstunden entfernt, und Galton eilte sofort voraus, um Hilfe zu holen. In kurzer Zeit trafen sechs Ochsen mit Begleitern, Jochen usw. ein, und wir konnten unsere Reise ohne weitere Verzögerung fortsetzen. Bei Erreichen der Station wurden wir vom ehrwürdigen Herrn Rath von der Rheinischen Gesellschaft höchst freundlich und gastfreundlich empfangen.

Richterfeldt liegt hübsch am Ufer des Flusses Swakop und an der Einmündung eines seiner Nebenflüsse, des Ommutenna. Es ist gut mit frischem Wasser versorgt, das entweder aus einer ergiebigen Mineralquelle gewonnen wird oder indem man einige Zentimeter tief im Bett der Flüsse gräbt. Es gibt reichlich Gartenland, das bei richtiger

Bestellung und Bewässerung außerordentlich produktiv ist. Fast alle europäischen Gemüsesorten gedeihen gut; Weizen wächst zur Perfektion und ist von ausgezeichneter Qualität; aber hier, wie in Scheppmansdorf, verursachen Überschwemmungen zeitweise schlimme Verwüstungen. Die Weidegründe sind ausgedehnt und ausgezeichnet.

Richterfeldt wurde 1848 gegründet, und Herr Rath war folglich noch nicht sehr lange dort ansässig. Er hatte sein Quartier in einer provisorischen Hütte aufgeschlagen, die aus einer vier Fuß hohen Lehmwand bestand, die mit Mattenwerk und Segeltuch bedeckt war. Hinter seinem Haus befanden sich drei kleine Eingeborenendörfer, bestehend aus etwa fünfzig oder sechzig erbärmlichen Hütten, mit – Kinder eingeschlossen – etwa zweihundert Einwohnern. Sie waren alle sehr arm; einige besetzten jedoch eine kleine Herde von Schafen oder Ziegen, die sie im Tausch gegen Waren erhalten hatten, die ihnen der Missionar als Entlohnung für Arbeit, Botengänge und andere Dienste gegeben hatte. Die Währung ist Eisenware: Der reguläre Preis für einen Ochsen betrug zu dieser Zeit ein Eisenassegai ohne Schaft; der für ein Schaf oder eine Ziege eine gewisse Menge Eisen- oder Kupferdraht oder zwei Stücke Bandeisen, jedes fünf oder sechs Zoll lang. Die Damaras haben eine regelrechte Manie für Kupfer und Eisen, besonders aber für letzteres; und es ist seltsam zu sehen, wie gut ihnen ein paar Stücke poliertes Eisen stehen, wenn sie als Schmuck getragen werden.

Die Damaras sind, allgemein gesprochen, ein außerordentlich schöner Menschenschlag. In der Tat ist es keineswegs ungewöhnlich, Individuen von über sechs Fuß Größe zu begegnen, die zudem symmetrisch proportioniert sind. Ihre Gesichtszüge sind darüber hinaus gut und regelmäßig; und viele könnten als perfekte Modelle der menschlichen Figur dienen. Ihr Auftreten und ihre Haltung sind zudem sehr anmutig und ausdrucksstark. Doch obwohl ihre äußere Erscheinung große Kraft andeutet, können sie sich in dieser Hinsicht keineswegs mit selbst mäßig starken Europäern messen. Der Teint dieser Menschen ist dunkel, wenn auch nicht gänzlich schwarz; in dieser Hinsicht ist jedoch ein großer Unterschied zu beobachten. Daher unterscheiden sie in ihrer eigenen Sprache zwischen den *Ovathorondu* – den schwarzen Individuen – und den *Ovatherandu* oder roten Individuen. Ihre Augen sind schwarz, aber der Ausdruck ist eher sanft. Ich habe in Damara-Land nie Albinos gesehen, obwohl solche unter den Kaffern vorkommen sollen.



DAMARAS.

Die Frauen sind oft von zierlichster und symmetrischer Gestalt, mit vollen, gerundeten Formen und sehr kleinen Händen und Füßen. Dennoch geht aufgrund ihrer unsicheren Lebensweise und der ständigen Aussetzung gegenüber der Sonne usw. jede Schönheit, die sie besitzen, bald verloren; und in fortgeschrittenem Alter werden viele zu den hässlichsten menschlichen Wesen.

Beide Geschlechter sind in ihren Gewohnheiten überaus schmutzig. Der Dreck sammelt sich oft in einem solchen Maße auf ihren Personen an, dass die Farbe ihrer Haut völlig unerkennbar wird; um die Maskierung zu vervollständigen, beschmieren sie sich zudem

mit einer Fülle von rotem Ocker und Fett. Daher ist die Ausdünstung, die sie umgibt, im Extremsten ekelerregend.

Weder Männer noch Frauen tragen viel Kleidung. Ihre Gewänder bestehen lediglich aus einem oder zwei Fellen von Schafen oder Ziegen, mit oder ohne Haar, die sie sich locker um die Taille wickeln oder über die Schultern werfen. Diese Felle sind, wie auch ihre eigenen Gliedmaßen, mit großen Mengen an rotem Ocker und Fett beschmiert und bei den wohlhabenderen Klassen mit groben Eisen- und Kupferperlen verschiedener Größe verziert.

Die Männer gehen gewöhnlich barhäuptig; aber im Falle von Kälte oder Regen tragen sie eine Art Kappe oder vielmehr ein Stück Fell, das sie in jede Form oder Größe verwandeln können, die ihre Fantasie ihnen diktiert.

Unabhängig von den Fellen tragen die Frauen eine Art Mieder, das aus Tausenden von kleinen, abgerundeten Stücken von Straußeneierschalen gefertigt ist, die auf Fäden aufgezogen sind, wobei sieben oder acht solcher Schnüre zusammengefügt werden; ich bin mir jedoch nicht sicher, ob dies nicht eher der Verzierung als dem wirklichen Nutzen dient. Der Kopfputz der verheirateten Frauen ist kurios und höchst malerisch, da er in Form und allgemeiner Erscheinung einem Helm nicht unähnlich ist.

Jungen sieht man gewöhnlich in einem Zustand fast absoluter Nacktheit. Die Mädchen hingegen tragen eine Art Schürze, die in eine Anzahl feiner Schnüre zerschnitten ist, welche manchmal mit Eisen- und Kupferperlen verziert sind.

Von den Männern wird nur wenig Schmuck getragen; sie ziehen es vor, diesen an den Personen ihrer Frauen und Töchter zu sehen. Sie erfreuen sich jedoch an einer erstaunlichen Menge dünner lederner „Riems“ (die ebenfalls Teil ihrer Kleidung bilden), die sie in einer nachlässigen und anmutigen Weise um ihre Lenden winden. Diese „Riems“ – die oft viele hundert Fuß lang sind – dienen als Behälter für ihre Schlagstöcke oder *Kieries*, ihre Pfeile usw., werden aber gleichzeitig zu einem Zufluchtsort für die widerwärtigsten Insekten.

Die Frauen tragen, wenn sie es sich leisten können, eine Fülle von Eisen- und Kupferringen – solche aus Gold oder Messing stehen in geringem Ansehen – um ihre Taille und Knöchel.

Die Waffen der Damaras sind das Assegai, der Kierie sowie Bogen und Pfeil; sie besitzen auch einige wenige Gewehre. Die Spitze des Assegais besteht aus Eisen und wird gewöhnlich gut poliert gehalten; da sie zudem von weicher Beschaffenheit ist, lässt sie sich leicht schärfen oder reparieren, wenn sie beschädigt ist. Der Schaft hingegen, der zuweilen ebenfalls aus Eisen gefertigt ist, besteht gemeinhin aus Holz, wobei das Ende meist mit einem buschigen Ochsenschwanz verziert ist. Aufgrund seiner großen Breite ist das Assegai nicht gut zum Zustechen geeignet, und sein Gewicht ist derart, dass es nicht über eine beträchtliche Distanz geworfen werden kann. Diese Waffe wird kurzum hauptsächlich anstelle eines Messers verwendet, und obwohl sie ein eher unhandlicher Ersatz ist, erfüllt sie den Zweck einigermaßen gut.

Der Kierie ist eine bevorzugte Waffe der Damaras. Sie handhaben ihn mit viel Geschicklichkeit und töten Vögel sowie kleine Vierfüßler mit überraschender Fertigkeit. Die meisten wilden Stämme im südlichen Afrika verwenden dieses Instrument mit großem Vorteil und Erfolg. So sagt Harris über die Matabili: „Sie verfehlen selten ein Rebhuhn oder ein Perlhuhn im Flug.“ In einer erfahrenen Hand wird der Kierie zu einer

höchst gefährlichen und wirksamen Waffe, da ein einziger gut gezielter Schlag ausreicht, um den stärksten Mann niederzustrecken.

Bogen und Pfeil hingegen sind zwar ständige Begleiter, aber bei den Damaras nicht so effektiv, wie sie sein sollten. Sie erreichen nie Perfektion im Bogenschießen. Auf zehn oder zwölf Yards schießen sie leidlich gut, aber jenseits dieser Distanz sind sie erbärmliche Schützen.

Die Damaras sind in zwei große Stämme unterteilt, die Ovaherero und die Ovapantiereu, von denen Erstere am nächsten zum Meer leben; dennoch scheinen sie, abgesehen von einem geringfügigen Unterschied in der Sprache, ein und dasselbe Volk zu sein. Man kann sie wiederum in reiche und arme Damaras* unterteilen, also jene, die von den Erzeugnissen ihrer Herden leben, und jene, die kein oder zumindest nur sehr wenig Vieh besitzen und hauptsächlich von der Jagd sowie von wilden Früchten und Wurzeln leben, die sie draußen sammeln können. Diese werden Ovatjimba genannt und von den wohlhabenden Klassen mit äußerster Verachtung betrachtet, die sie in einen Zustand der Sklaverei versetzen und nicht einmal davor zurückschrecken, ihnen das Leben zu nehmen.

Da die Damaras den Europäern jedoch wenig bekannt sind, gibt es viel über sie zu sagen, und sie werden ein eigenes Kapitel erfordern. Ich werde daher einen detaillierteren Bericht über ihre Eigenheiten, Bräuche, Sitten usw. auf einen späteren Zeitpunkt verschieben, wenn ich mit ihnen und ihrem Land besser vertraut sein werde.

Infolge einer ungewöhnlich schweren Dürre in diesem Jahr waren die meisten Regentümpel in der Umgebung von Richterfeldt ausgetrocknet; da dort jedoch noch Quellwasser zu finden war, versammelte sich dort allnächtlich eine große Anzahl wilder Tiere. Wie üblich unter solchen Umständen folgte dem Wild eine Schar von Löwen, die uns ständig belästigten. Um uns gegen ihre Angriffe zu schützen, hatten wir bei unserer ersten Ankunft einen starken Zaun oder eine Umzäunung um das Lager errichtet, aber selbst dann fühlten wir uns nicht sehr sicher.

Eines Abends waren diese Bestien mehr als gewöhnlich lästig. Die Sonne war kaum unter den Horizont gesunken, als sie ihre markerschütternde Musik begannen und sie ohne Unterbrechung bis zu einer späten Stunde fortsetzten, bis alles still wurde. Im Glauben, sie hätten sich davongemacht, schickte ich die Männer, die Wache gehalten hatten, schlafen. Ich war jedoch getäuscht worden; denn kaum zwei Stunden waren vergangen, als in kurzer Entfernung von unserem Lager ein höchst schreckliches Brüllen erscholl, vermischt mit dem Hin- und Herlaufen, dem Treten, Stürzen und Wiehern einer Schar von Zebras, was augenblicklich jeden Mann auf die Beine brachte; die Bestürzung und Verwirrung wurden unbeschreiblich. Einige von ihnen rannten wie Wahnsinnige umher und jammerten kläglich, dass sie jemals das Kap verlassen hätten. Andere klammerten sich krampfhaft an ihre Decken und weinten wie Kinder; während einige wenige regungslos dastanden, mit Furcht und Angst in ihren Mienen gezeichnet.

Es war vergeblich, dass ich versuchte, ihre Erregung zu beruhigen. Sie schienen vollkommen davon überzeugt, dass ihre letzte Stunde geschlagen habe und dass sie elendiglich durch die Fänge wilder Bestien umkommen würden. Als ich kurz vor die Umzäunung trat, konnte ich deutlich das Schimmern von Löwenaugen sehen, da unser kleines, gut gepflegtes Lagerfeuer voll auf sie fiel. Ich feuerte ein oder zwei Kugeln auf die Eindringlinge ab, aber, wie sich später herausstellte, ohne Erfolg.

Am nächsten Morgen stellten wir fest, dass die Zebras unversehrt entkommen waren, und wir schrieben den ungewöhnlichen Zorn und die Wildheit ihrer Verfolger der Enttäuschung zu, die sie durch den Verlust ihrer bevorzugten Beute erfahren hatten.

Wir waren erst kurze Zeit in Richterfeldt, als drei unserer Maultiere und das verbleibende Pferd von einer tödlichen Krankheit befallen wurden und im Laufe weniger Stunden alle starben. Obwohl der Verlust der Tiere für uns groß war, war ihr Tod ein Himmelsgeschenk für die armen Damaras, die die Kadaver gänzlich und ohne die geringste unangenehme Folge verschlangen. Die fragliche Krankheit ist gewöhnlich unter dem vagen Namen „paarde-sikte“ (die Pferdekrankheit) bekannt; und da die Ursache völlig unbekannt ist, wurde bisher kein wirksames Mittel gefunden, um sie zu stoppen. In ganz Groß-Namaqualand ist sie besonders tödlich. Einige Leute schreiben diese seltsame Krankheit giftigen Kräutern zu, von denen die Tiere versehentlich gefressen haben; andere dem Tau; und wieder andere dem Fressen des jungen Grases;* aber all diese Vermutungen sind höchst unwahrscheinlich, aus Gründen, auf die hier näher einzugehen unnötig wäre.

So tödlich die Krankheit für Pferde auch ist, gibt es doch glücklicherweise Orte (selbst in Distrikten, in denen sie die größten Verheerungen anrichtet), die immer davon ausgenommen sind. Da diese Örtlichkeiten den Einheimischen wohlbekannt sind, entgehen die Tiere der Krankheit ausnahmslos, wenn man sein Pferd vor Beginn der Krankheitsperiode – gewöhnlich die Monate November und Dezember – dorthin schickt. Der Befall unserer Tiere war eine ungewöhnliche Ausnahme von dieser Regel, denn sie fielen der Krankheit volle einen Monat vor der Regenzeit zum Opfer.

Vom Oranjefluss im Süden und so weit nördlich, wie Europäer von der Kap-Seite aus vorgedrungen sind, ist diese tödliche Krankheit bekannt und stellt eines der größten Hindernisse für erfolgreiches Reisen in Südafrika dar.

KAPITEL V.

Hans Larsen. — Seine Heldentaten. — Er schließt sich der Expedition an. — Wie man auf Ochsen reitet. — Nashornjagd. — Tod der Bestie. — „Erst prüfen, dann springen.“ — Anekdote, die die Wahrheit des Sprichworts beweist. — Hans und der Löwe. — Der Doktor in Schwierigkeiten. — Leiden auf der Naarip-Ebene. — Ankunft in Scheppmansdorf.

Als wir am Kap waren, hörten wir viel von einem Individuum namens Hans Larsen, der sich in einem ganz bemerkenswerten Maße durch Mut, Energie, Ausdauer und Beharrlichkeit auszeichnete. Dieser Mann war ein Däne von Geburt und Seemann von Beruf; aber da er des Seefahrerlebens überdrüssig geworden war, hatte er vor einigen Jahren sein Schiff verlassen und lebte nun irgendwo in der Nähe der Walfischbucht.

Bei einem Besuch bei Herrn Bam in Scheppmansdorf bestätigte dieser Herr in vollem Umfang alles, was man uns über Hans erzählt hatte, und empfahl Herrn Galton dringend, ihn in seinen Dienst zu nehmen. Erst bei unserer Ankunft in Richterfeldt, wo Hans damals wohnte, hatten wir jedoch die Gelegenheit, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Bis vor kurzem hatte er eine Rinderherde betreut, lebte nun aber unabhängig von den Erzeugnissen seines Viehbestands und der Jagdbeute.

Hans war ein prächtiges Exemplar des wahren Nordmanns – heller Teint, helles Haar, blaue Augen; und obwohl er nicht über die gewöhnliche Statur hinausging, war er sehr muskulös und kraftvoll gebaut. Seine Stärke grenzte in der Tat fast an Unglaubwürdigkeit. Eine seiner Taten war es, einen enormen Amboss – den kein gewöhnlicher Mann vom Boden heben konnte – mit so vielen Personen zu tragen, wie sich nur daran festklammern konnten. Bei einer Gelegenheit hatte er einen Gesteinsblock von Ort zu Ort getragen, für dessen Heben auf seine Schultern zehn Männer erforderlich gewesen waren!

Aufgrund seiner großen Stärke und seines Mutes wurde er von den Einheimischen sehr gefürchtet, die dennoch Vergnügen daran fanden, ihn zu necken; da er jedoch von sehr ruhigem Gemüt war, rächte er sich selten für ihre Unverschämtheiten. Eines Tages jedoch, als sie ihre Witze etwas zu weit getrieben hatten, erhob er seine herkulesische Faust und streckte mit einem einzigen Schlag den nächsten seiner Peiniger zu Boden. Zuerst dachte man, der Mann sei getötet worden; aber glücklicherweise war er nur besinnungslos. Als er sich von seiner Betäubung erholte, schwor er Rache; da er sein Vorhaben jedoch nicht allein ausführen konnte, brachte er seine Beschwerde vor den Häuptling des Stammes, und ein „Raad" oder Rat wurde abgehalten. Viele waren für eine harte Bestrafung; aber schließlich, als alle Mitglieder gesprochen hatten, erhob sich der Häuptling und sagte ihnen, dass seiner Meinung nach das Vergehen übergangen werden sollte und dass es für die Zukunft besser sei, Hans nicht zu belästigen, denn wenn sie es täten, würde es ihnen nur schlechter ergehen. Dieser Rat wurde als kluge Warnung empfunden, und von jenem Tag an hörten sie auf, den Dänen zu schikanieren.

Hans war ein ausgezeichneter und unermüdlicher Jäger und so erfolgreich, dass er, obwohl das Land bei seiner ersten Ankunft buchstäblich von Nashörnern, Löwen, Giraffen, Zebras, Gnus, Spießböcken usw. wimmelte, sie fast ausgerottet hatte. Um dem Leser eine Vorstellung von der Fülle an Wild und wilden Tieren zu geben, die damals in diesem Teil Afrikas existierten, kann ich erwähnen, dass Hans einst mit eigener Hand nicht weniger als neun Nashörner im Laufe eines einzigen Tages schoss.*

Hans aß sehr wenig tierische Nahrung, aber wann immer er es sich leisten konnte, trank er eine erstaunliche Menge Tee und Kaffee. Seine Hauptnahrung war jedoch dicke Sauermilch, die er in Gallonen verschlang. Es ist wunderbar, wie die Menschen bei dieser Diät gedeihen, die das Hauptnahrungsmittel der Damaras ist, welche, wie bereits gesagt, bemerkenswert gut aussehende Männer sind.

Als Herr Galton ihm den Vorschlag machte, erklärte sich Hans bereit, uns in der Funktion des Oberaufsehers zu begleiten, und wir waren wahrlich glücklich, eine so fähige und erfahrene Hand zu gewinnen. In der Tat ist es nach späterer Erfahrung sehr zweifelhaft, ob wir in der Lage gewesen wären, ohne ihn voranzukommen. Wir hatten zudem festgestellt, dass es fast unmöglich sein würde, von den Einheimischen durch Tauschhandel eine beträchtliche Anzahl von Rindern zu erhalten; und selbst wenn es uns gelungen wäre, wären sie so wild und unlenkbar gewesen, dass wir sie monatelang nicht hätten nutzen können. Da Hans nun eine kleine eigene Herde besaß, von denen einige bereits eingeritten und der Rest mehr oder weniger folgsam waren, und bereit war, sie zu einem moderaten Preis abzugeben, sicherte sich Herr Galton die ganze Gruppe ohne einen Moment des Zögerns; damit hatten wir eine Schwierigkeit überwunden, die uns lange Zeit Unbehagen bereitet hatte.

Hans hatte einen englischen Jungen namens John Allen in seinen Diensten, der ebenfalls Seemann gewesen war und der, wie sein Herr, sein Schiff in der Walfischbucht verlassen hatte. In Abwesenheit seines Arbeitgebers war John es gewohnt gewesen, die Betreuung des Viehs und des Hauses zu übernehmen; da er ein ausgezeichneter und gut erzogener Jüngling war, wurde auch er in den Dienst von Herrn Galton aufgenommen.

Nach einigen Tagen Ruhe wurde beschlossen, dass Hans und ich zusammen mit den meisten Leuten nach Scheppmansdorf zurückkehren sollten, um die Ochsen einzureiten und die Wagen sowie die Vorräte heraufzuholen.

Hans schenkte mir einen Ochsen namens „Spring", den ich später über zweitausend Meilen weit ritt. Am Tag unserer Abreise setzte er uns alle auf Ochsen, und es war ein kurioser Anblick, einige der Männer ihre Plätze einnehmen zu sehen, die noch nie zuvor

auf einem Ochsenrücken gesessen hatten. Es ist unmöglich, einen Ochsen so zu führen, wie man ein Pferd führen würde, denn bei dem Versuch, dies zu tun, würde man augenblicklich den Stab aus seiner Nase reißen, was einen sogleich jeder Kontrolle über das Tier beraubt; aber indem man an beiden Seiten des Zaumzeugs gleichzeitig zieht, und zwar in die Richtung, die er einschlagen soll, ist er leicht zu lenken. Der Sitz ist nicht minder unbeholfen und schwierig; denn die Haut des Ochsen ist, anders als die des Pferdes, lose, und ungeachtet dessen, dass der Sattel fest gegurtet sein mag, schwankt man hin und her wie ein Kind in einer Wiege. Ein paar Tage ermöglichen es einer Person jedoch, eine gewisse Stetigkeit zu erlangen, und die lange Gewohnheit erledigt den Rest.

Das Reisen auf Ochsen ist, wenn man erst einmal daran gewöhnt ist, nicht so unangenehm, wie man erwarten würde, besonders wenn es einem gelingt, ein folgsames Tier zu erhalten. In Notfällen kann ein Ochse dazu gebracht werden, in einem ziemlich schnellen Tempo voranzukommen; denn obwohl sein Schritt im Durchschnitt nur etwa drei Meilen pro Stunde beträgt, kann er dazu gebracht werden, die doppelte Distanz in derselben Zeit zurückzulegen. Herr Galton legte einmal vierundzwanzig Meilen in vier Stunden zurück, und das zudem durch tiefen Sand!

Früh an einem Morgen erreichten wir die Annis-Quelle, wo wir, wie bei einer früheren Gelegenheit, eine Anzahl von Nashornspuren beobachteten. Während wir die Männer zurückließen, um auf die Ochsen aufzupassen, wählten Hans, Stewardson und ich die frischeste „Spoor" aus und machten uns an die Verfolgung; aber nach mehreren Stunden harten Gehens unter einer brennenden Sonne waren wir anscheinend so weit vom Ziel entfernt wie zuvor, und Stewardson, der völlig erschöpft war, tat sein Bestes, um uns vom Weitergehen abzubringen. Wir wollten jedoch nicht auf ihn hören, ließen ihn zum Lager zurückkehren und mühten uns weiter ab, wenn auch mit wenig Hoffnung auf Erfolg.

Eine Stunde mochte vergangen sein, nachdem wir uns so von Stewardson getrennt hatten, als ich in einer fernen Schlucht ein dunkles Objekt bemerkte, das, da es meinen Verdacht erregte, ich Hans sofort zeigte, der nicht glauben wollte, dass es etwas anderes als ein großer Felsblock sei. Dennoch begaben wir uns auf die Stelle zu, und ich sah bald, dass die formlose Masse nichts Geringeres als das Nashorn war, nach dem wir suchten. Hans jedoch, der häufig Gelegenheit gehabt hatte, dieses Tier in allen Positionen zu sehen, blieb in diesem Punkt skeptisch, und erst als wir etwa zwanzig Schritte von der Bestie entfernt waren, wurden seine Zweifel zerstreut. Mit lautlosem und beschleunigtem Schritt und unseren Gewehren auf dem vollsten Hahn näherten wir uns dem Monster, das noch immer keine Lebenszeichen gab. Schließlich pfiff jedoch einer von uns, woraufhin sich das Tier mit der Schnelligkeit eines Gedankens auf seine Hinterkeulen setzte und uns mit einem kuriosen und mürrischen Blick musterte. Aber es war nur ein Moment; denn bevor es Zeit hatte, auf seine Beine zu kommen, streckten zwei gut gezielte Kugeln es weniger als ein halbes Dutzend Schritte vor unseren Füßen nieder.

Im Stolz des Erfolgs sprang ich etwas töricht auf seinen Rücken und stieß, nach afrikanischer Art, mein Jagdmesser in das Fleisch, um festzustellen, ob unsere Beute fett war. Aber ob das Leben noch nicht gänzlich erloschen war oder ob der plötzliche Druck meines Gewichts eine Vibration im eben noch lebenden Körper verursachte – sicher ist, dass ich fühlte, wie sich das Tier unter mir bewegte, woraufhin ich, wie man sich denken kann, schleunigst wieder zu Boden sprang und mich davonmachte.

Obwohl meine Befürchtungen in diesem Fall grundlos waren, zeigt die folgende Anekdote, die mir von den Einheimischen erzählt wurde, dass eine beträchtliche Gefahr darin besteht, sich einem scheinbar toten Nashorn zu schnell zu nähern:*

Einige Namaquas hatten eines dieser Tiere geschossen, als es sich gerade von seinem Schlaf erhob. Einer aus der Gruppe, der das Tier für tot hielt, ging stracks darauf zu und handelte (mit ähnlicher Absicht wie ich) genau so, wie ich es getan hatte. Das Tier war jedoch nur betäubt worden, und sobald es fühlte, wie der kalte Stahl in seinen Körper eindrang, sprang es auf seine Füße und jagte mit voller Geschwindigkeit davon. Diese Aktion war so augenblicklich, dass sie den Mann am Absteigen hinderte, und die anderen Namaquas waren vor Schreck gelähmt. Glücklicherweise blieb das Tier jedoch, nachdem es vierzig oder fünfzig Schritte gerannt war, plötzlich stehen und blickte sich um. Die günstige Gelegenheit wurde nicht ungenutzt gelassen; denn einer aus der Gruppe, mutiger als der Rest, feuerte sofort und streckte, wie es das Glück wollte, das Tier zu Boden, mit seinem vor Schreck erstarrten Reiter noch immer auf seinem Rücken festklammernd.

Bei der Rückkehr zu unserer Gruppe war Stewardson über unseren Erfolg nicht wenig überrascht und über seinen eigenen Mangel an Ausdauer gekränkt. Das Fleisch des Nashorns war mager, aber nicht ungenießbar, und wir blieben einen Tag in Annis, um einen Teil davon zu zerlegen und zu trocknen, als Proviant für die Reise. Wir nahmen zudem einen guten Vorrat von der Haut des Tieres mit, um sie in „Shamboks“† zu verwandeln.

Eines Tages, als ich mit Hans ritt, zeigte er mir eine Stelle, an der er am hellichten Tag von einem Löwen angegriffen, von seinem Ochsen heruntergerissen worden war und dem Tod nur durch ein Wunder entkam.

Da wir nicht durch ein Fahrzeug behindert waren, konnten wir nun den Lauf des Swakop ununterbrochen einhalten; doch bei der Ankunft in der Usab-Schlucht wurde es notwendig, den Fluss zu verlassen und die Naarip-Ebene nach Scheppmansdorf zu überqueren. Aufgrund der großen Länge dieser Etappe (fünfzehn Stunden tatsächliche Reisezeit) und des völligen Fehlens von Wasser und Weide ist es notwendig, sie während der Nacht zu durchqueren. Da dicke Nebel und Dunst hier jedoch nicht ungewöhnlich sind, ist der Reisende einem gewissen Risiko ausgesetzt. Es passiert nicht selten, dass er die Spur verliert; das Ergebnis davon ist gewöhnlich, dass er bei Tagesanbruch feststellt, entweder wieder an der Stelle zu sein, von der er gestartet ist, oder in einem unbekannten Teil der Ebene. Es werden Fälle von Menschen erzählt, die bis zu drei Tage in dieser unwirtlichen Wüste verblieben sind! „Den Weg zu verlieren“, wie mein Freund Galton sagt, „ist hier die Regel und nicht die Ausnahme; und eine Person, die die Ebene überquert hat, ohne dies zu tun, brüstet sich eher mit dieser Tat.“

Hans erzählte mir die Einzelheiten eines Abenteuers, das einem Europäer in dieser Wildnis zustieß. Während der Zeit, als Kapitän Greybourn (auf den bereits angespielt wurde) in der Walfischbucht niedergelassen war, hatte der medizinische Herr, der bei ihm wohnte, Anlass, die Naarip-Ebene zu überqueren; da er jedoch ein völliger Fremder im Land war, engagierte er einen Hottentotten als Führer. Der Tag erwies sich als heiß und drückend, und die Wanderer waren noch nicht weit gekommen, als der Doktor sich matt und durstig fühlte. Auf seine Anfrage bei seinem Begleiter, ob irgendwo Wasser zu bekommen sei, erhielt er eine mürrische und unbefriedigende Antwort und war im Begriff, seine Reise fortzusetzen, als der Mann ihn so abrupt ansprach:

„Sie haben einen sehr schönen Hut, Herr, den Sie mir geben müssen, sonst rühre ich keinen Schritt weiter.“

Unter gewöhnlichen Umständen wäre es unpraktisch gewesen, einer solchen Bitte nachzukommen, aber in diesem Fall war es noch ärgerlicher, da der Doktor einer brennenden Sonne ausgesetzt war. Da er sich jedoch gänzlich der Gnade des Mannes ausgeliefert sah und nichts als eine heulende Wildnis um sich herum erblickte, gab er

missgünstig den Hut her, in der Hoffnung, von weiteren Zudringlichkeiten verschont zu bleiben. Aber er täuschte sich in dieser Angelegenheit; denn er war noch nicht viel weiter gekommen, als der Hottentot sich ruhig in den Sand setzte und sich bitterlich über die immense Distanz beklagte, die sie noch zurückzulegen hätten, wobei er dem Doktor mit einem listigen Blick hinzufügte, dass er dächte, seine Jacke würde ihm genau passen! Der medizinische Herr war über die Unverschämtheit des Kerls erstaunt und weigerte sich zuerst, dieser neuen Forderung nachzukommen; aber da der Mann sagte, dass er ihn seinem Schicksal überlassen würde, wenn er das Kleidungsstück nicht erhielte, war er gezwungen, nachzugeben.

Auf diese Weise entkleidete er den feigen Doktor allmählich seiner Kleidung und hätte ihm aller Wahrscheinlichkeit nach nicht einmal das Hemd auf seinem Rücken gelassen, wäre nicht Hans und ein anderer Europäer rechtzeitig eingetroffen, die sich damals auf dem Weg zur Walfischbucht befanden. Die Geschichte des Doktors war natürlich bald erzählt, und der schurkische Hottentot wurde nicht nur seiner Beute beraubt, sondern obendrein noch tüchtig durchgeprügelt.

Nachdem wir den Tieren die nötige Ruhe gegönnt hatten, brachen wir am nächsten Nachmittag gegen drei Uhr zur letzten Etappe nach Scheppmansdorf auf. Da der Abend sternenklar war, kamen wir in einem zügigen Tempo voran bis etwa Mitternacht, als plötzlich vom Meer her ein düsterer, bitterkalter Nebel aufstieg, der uns bald in völlige Dunkelheit einhüllte und jeden Artikel unserer Kleidung komplett durchweichte. Unglücklicherweise hatten wir im frühen Teil der Nacht absichtlich die Wagenspur verlassen, um einen sehr umwegigen Teil der Straße zu sparen, und wir hatten nun nichts mehr, was uns leitete. Dennoch mühten wir uns so gut wie möglich weiter ab.

Wir hatten jedoch große Schwierigkeiten, die armen Damaras dazu zu bringen, Schritt mit uns zu halten, die, da sie nackt waren, extrem litten. Alle zehn Minuten legten sie sich auf den kalten Sand, vollkommen gleichgültig gegenüber den Folgen. Wenn wir nicht die größte Wachsamkeit angewandt hätten, um sie in Bewegung zu halten, bin ich fest davon überzeugt, dass einige von ihnen umgekommen wären. Gegen Morgen wurde die Kälte so intensiv, dass ich nicht länger fähig war, die Zügel zu halten, und daher abstieg und zu Fuß weiterging. Der Tagesanbruch brachte keine Erleichterung, denn der Nebel hinderte uns immer noch daran, unsere Position festzustellen. Der Instinkt der Ochsen kam uns jedoch zur Rettung, und indem wir ihnen ihren eigenen Weg ließen, brachten sie uns bald sicher an unser Ziel.

KAPITEL VI.

Rückkehr nach Scheppmansdorf. — Ausbildung der Ochsen für das Joch. — Jagen. — Der Flamingo. — Der Würger: seltsamer Aberglaube diesbezüglich. — Vorbereitung auf die Reise. — Diener beschrieben.

Herr und Frau Bam und ihre Familie erfreuten sich, wie ich zu meiner Freude feststellte, guter Gesundheit, und wie bisher bereiteten sie mir nicht nur einen höchst freundlichen Empfang, sondern stellten mir das Beste von allem zur Verfügung, was das Haus bot.

Es ist wunderbar, was Gewohnheit und Assoziation bewirken. Als ich Scheppmansdorf zum ersten Mal besuchte, hielt ich es für den trostlosesten Fleck, auf dem ein menschliches Auge je geruht hat; aber in der kurzen Zeit von wenigen Wochen war es mir fast ans Herz gewachsen. Ich fand das, was Shakespeare die „Seele des Guten in den Dingen des Bösen“ nennt. Die Trostlosigkeit wurde zu friedlicher Abgeschiedenheit gemildert; das wilde Land ringsum nahm die Würde der Urnatur an, frisch aus der Hand des Schöpfers; und die feierliche und ernste Nachtstille lullte mich nur in tieferen Schlaf.

Diese Gefühle und diese vertrauensvolle Ruhe entsprangen hauptsächlich dem gütigen Beistand und dem ungekünstelten Willkommen aufrichtiger Freunde.

Nach ein oder zwei Tagen Ruhe begannen wir mit der schwierigen und mühsamen Aufgabe, die Ochsen einzureiten; es erwies sich jedoch als eine viel schwierigere Aufgabe, als ich erwartet hatte. Während sie in der Herde zusammengetrieben wurden, sahen diese Tiere zahm und folgsam genug aus, aber in dem Moment, in dem sie das Lasso um ihre Beine oder Hörner fühlten, änderte sich ihr Charakter völlig. Der Geist des Damara-Viehs ist feurig und wild im Extremen, und ich habe manchen Ochsen gekannt, den zehn starke Männer nicht zu bändigen vermochten. Das einzige Mittel in einem solchen Fall ist, das Tier an seinen Beinen und Hörnern mit dem Lasso einzufangen und ihm, nachdem man es niedergeworfen hat, eine schwere Eisenkette um den Hals zu legen, die lang genug ist, um am Boden hinterherzuschleifen. Die Wirkung dieser Belastung auf das Tier ist in einigen Fällen sehr bemerkenswert; denn statt einer wilden, störrischen und unnachgiebigen Bestie ist es in kurzer Zeit reine Sanftmut. In der Tat passiert es nicht selten, dass es zu träge wird, um noch zu irgendetwas nütze zu sein.

Während meiner Zeit in Scheppmansdorf versäumte ich es nie, wann immer ich einen Moment in meinem geschäftigen Leben erübrigen konnte, mein Gewehr zu schultern, mit dem Ziel, naturgeschichtliche Exemplare zu erlangen oder eine „Verstärkung für die Speisekammer“ zu besorgen, und ein einstündiger Spaziergang verschaffte mir nicht selten einen leidlichen Anteil an beidem. Enten und Gänse waren, obwohl etwas scheu, keineswegs ungewöhnlich. Vierfüßler jeglicher Art waren jedoch selten, dennoch gelang es mir gelegentlich, einen Steinbock oder einen Hasen zu erlegen.

Fast jeden Morgen wurden wir von einer prächtigen Schar Pelikane besucht, die stundenlang über dem Ort kreisten; mal in weiten, anmutigen Kreisen, im nächsten Moment in einem kompakten Schwarm, manchmal so hoch in den Himmel steigend, bis sie fast unsichtbar wurden, dann plötzlich herabsinkend, bis sie fast die Erde berührten; woraufhin sie jäh, als erinnerten sie sich daran, dass das Land nicht ihre eigentliche Heimat sei, ihren luftigen Posten wieder einnahmen. Sie ließen sich gewöhnlich in der Nähe einer großen schilfbewachsenen Quelle nieder; aber sie waren sehr schwer zugänglich.

Der *Lanius subcoronatus*, eine Art Würger, die zuerst von Dr. Andrew Smith beschrieben wurde, fand ich in Scheppmansdorf als verbreitet vor, ebenso wie den Raubwürger, der, wie bekannt, seine Beute immer auf einen Dorn oder einen spitz zulaufenden Stock spießt, bevor er sie verzehrt. Die Kap-Bewohner nennen diesen Vogel den „Fiscaal“ oder Magistrat, aufgrund eines abergläubischen Glaubens, dass er unter den kleineren Tieren das repräsentiert, was der Richter unter den Menschen tut. Viele gehen sogar noch weiter und sagen, dass der „Fiscaal“ nur an einem Freitag Gerechtigkeit übt; wahrscheinlich weil das niederländische Gericht in früheren Zeiten an diesem speziellen Tag abgehalten wurde.

** Damit ist der Olen-Ochse gemeint.*

† Ein Shambok ist eine Peitsche aus Tierhaut.

Da ein Teil der Ochsen schließlich recht gut an das Joch gewöhnt war, trafen wir Vorbereitungen für unsere Abreise. Als wir das Kap verließen, herrschte die Überzeugung vor, wir könnten auf jedem Wagen dreißig oder vierzig Zentner Last befördern; doch unter Berücksichtigung unseres jungen und wilden Viehs sowie des sandigen und schweren Bodens, den wir zu durchqueren hatten, hatten wir uns bereits entschlossen, die Menge auf etwas weniger als ein Drittel dieses Gewichts zu reduzieren, also auf etwa

fünfzehnhundert Pfund. Selbst dies erwies sich, wie man in Kürze sehen wird, als zu viel. Dementsprechend wurde jeder Gegenstand vor dem Verstauen in den Wagen sorgfältig mit der Schnellwaage gewogen.

Bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, ist es angebracht, dem Leser unsere Reisegesellschaft vorzustellen, da sich der Charakter der verschiedenen Personen, aus denen sie bestand, bis zu diesem Zeitpunkt recht gut entwickelt hatte. Und obwohl wir unter unseren Gefolgsleuten mehr als ein „schwarzes Schaf" hatten und andere, die überaus schwer in Ordnung zu halten waren, bildeten sie insgesamt wahrscheinlich einen guten Durchschnitt jener Diener, die ein afrikanischer Reisender typischerweise aufliest. Bei einer Expedition wie der unsrigen, so sollte ich bemerken, kann man bei der Auswahl der Begleiter nicht sorgfältig genug sein; denn abgesehen vom Erfolg des Unternehmens hängt das persönliche Wohlbefinden maßgeblich von ihrem guten Benehmen ab.

An erster Stelle stand ein Jüngling namens Gabriel, ein gebürtiger Kap-Bewohner. Er war von Galton hauptsächlich wegen seines lächelnden Gesichts und seines gewinnenden Aussehens engagiert worden, erwies sich jedoch als der mühsamste der ganzen Truppe. Auf unserer Reise ins Landesinnere hatte er bereits ein rachsüchtiges Temperament und eine streitsüchtige Veranlagung gezeigt, die schließlich mit zunehmender Heftigkeit ausbrach. Bei zwei verschiedenen Gelegenheiten trachtete er, wenn ich richtig informiert wurde, seinen Mitdienern nach dem Leben. Wegen dieser Gräueltat sprach ich ihn mit ernster Missbilligung an und vertraute darauf, eine gewisse Wirkung erzielt zu haben; zu meinem Erstaunen und meiner Kränkung beging er jedoch schon am nächsten Tag denselben Frevel. Nach einem Streit mit einem seiner Gefährten stürzte er sich mit einer Axt auf ihn und hätte ihm zweifellos den Schädel gespalten, wäre nicht ein Hottentot dazwischengegangen, der den Schlag abwehrte. So wenig dachte der junge Bösewicht über das Verbrechen nach, das er zu verüben beabsichtigt hatte, dass er bei Erhalt der Strafe die Unverschämtheit besaß, zu protestieren und zu fragen, warum er ausgepeitscht wurde!

Als Nächster kam Abraham Wenzel (ebenfalls ein gebürtiger Kapstädter, wie ich glaube), ein Stellmacher von Beruf und ein Dieb aus Gewohnheit. Schon vor dem Verlassen von Scheppmansdorf erhielt ich Informationen, dass er diverse Artikel aus den Vorräten entwendet hatte, wofür er seine verdiente Strafe erhielt.

Ein weiterer unserer Diener hieß John Waggoner. Dieser Mann quälte uns ständig durch seine Mürrischkeit und seinen Widerwillen gegen die Arbeit, wobei er als Grund angab, er sei von Heimweh befallen worden und wünsche sofort zum Kap zurückzukehren. Einige Zeit später wurde ihm dieser Wunsch gewährt; und wie man später sehen wird, erwies er sich als der schlimmste Schuft der Gruppe. Aber John vollführte seine betrügerischen Kunststücke mit so viel Geschick, Einfallsreichtum und Selbstvertrauen, dass ich nicht umhin konnte, ihn aus bloßer Bewunderung für seine Fingerfertigkeit zu entschuldigen.

John St. Helena, ein Verwandter des Letztgenannten, wurde in der Kapkolonie geboren und fungierte als unser Oberfuhrmann. Dieser Mann zeigte eine höchst außergewöhnliche Veranlagung; denn obwohl er manchmal gutmütig, bereitwillig und fleißig war, war er zu anderen Zeiten mürrisch, schlecht gelaunt und träge. Zuerst fühlte ich mich durch sein reizbares und wechselhaftes Temperament sehr belästigt; aber ich merkte bald, dass ich die Sache durch Einmischung nur schlimmer machte; und da er eine „exzellente Peitsche" (ein hervorragender Fuhrmann) war, war es notwendig, vieles zu ertragen und zu übersehen, da es fast unmöglich gewesen wäre, ihn in einer so wilden und unwirtlichen Region zu ersetzen. Etwa drei Jahre später beschäftigte ich ihn erneut, und seltsamerweise war er dann der beste aller Diener.

Ein weiterer Begleiter, John Williams, ebenfalls ein Mann aus der Kolonie, war ein kleiner, untersetzter, fröhlicher und schelmisch aussehender Junge, der zustimmte, in jeder Kapazität zu dienen, für die er kompetent sein mochte. Er kochte nun für die Männer, half beim Einspannen und Führen der Ochsen, wusch Kleidung – kurzum, er machte sich allgemein nützlich. Dennoch war er nachlässig, gedankenlos und unsauber in seinen Gewohnheiten und hatte nicht die geringste Vorstellung davon, mit den Vorräten hauszuhalten. Das Ergebnis war, dass unser Vorrat an Gemüse, Kaffee, Tee und anderen Notwendigkeiten fast aufgebraucht war, bevor wir viele Monate im Land gewesen waren.

Unser eigener Koch, John Mortar, ein gebürtiger Madeirer, war das genaue Gegenteil davon. Er war sorgfältig, sparsam, fleißig, streng ehrlich und zutiefst dem Interesse seines Herrn verpflichtet. Sein einziger Fehler war Reizbarkeit; aber dies ist bei einem Koch immer entschuldbar. Ich schätzte den armen John sehr, und ich glaube, die Zuneigung beruhte auf Gegenseitigkeit. Mortar war Koch im Club in Kapstadt gewesen, wo er sich goldene Sporen verdient hatte; aber obwohl er gewiss eine gewisse Meisterschaft in der Kochkunst erlangt hatte, benötigte er einen ganzen Kolonialwarenladen, um ein Abendessen zuzubereiten; und es dauerte einige Zeit, bis er sich damit abfinden konnte, ein Steak *à la façon sauvage* (nach wilder Art) zuzubereiten.

John hatte eine famose Art, Geschichten zu erzählen, und wie seine eigenen Gerichte waren sie sehr schmackhaft und gut gewürzt: Eine Erzählung verlor unter seinen Händen nie an Wert; und wenn er sich in seinen glücklicheren Momenten herabließ, sein Herz zu öffnen, versäumte er es nie, sein Publikum in schallendes Gelächter zu versetzen. Er besaß zudem großen Ehrgeiz und konnte es nie ertragen, wenn jemand sich in seine Kochstelle einmischte. Das Eintreffen einer Gruppe Eingeborener an seinem Feuer war das Signal für einen allgemeinen Ausbruch eloquenter Beschimpfungen; und wenn dies nicht ausreichte, hatte er eine provozierende Art, heiße Kohlen und Asche über die nackten Beine der armen, ahnungslosen Wilden zu streuen, was natürlich nie die gewünschte Wirkung verfehlte. Ich zitterte oft um John, denn seine Gesinnung war eindeutig zu republikanisch, um einen Unterschied zwischen Häuptling und Untertan zu machen, und ich war überrascht, dass er nie in Schwierigkeiten geriet. Ich vermute jedoch, dass die komische Art, in der seine gefährlichen Experimente stets durchgeführt wurden, eher zur Belustigung als zur Verärgerung oder Provokation diente. John kehrte schließlich zum Kap zurück, wo er zu einem weiteren Gulliver wurde und seine Abenteuer unter den Wilden mit Wunderdingen ausschmückte, die selbst der Erfindungsgabe von Dean Swift Ehre gemacht hätten.

Ich komme nun zum letzten, aber gewiss nicht am wenigsten interessanten der Diener. Der Name dieses Mannes war Timbo. Er stammte aus Mazapa, einem Land weit im Inneren, das westlich der portugiesischen Siedlungen an der Ostküste Afrikas liegt. Als Timbo noch ein Kind war, wurde sein Land von einem grausamen und mächtigen Stamm der Kaffern überfallen, die das Vieh wegführten und viele Einwohner erschlugen. Unter Letzteren waren seine Eltern; er selbst entkam zu einem Nachbarstamm. Da dieser jedoch bald darauf ein ähnliches Schicksal wie sein eigener teilte, war er lange Zeit ein „Fremder auf Erden“. Schließlich wurde er als Sklave an die Portugiesen verkauft, konnte aber nach einer Weile entkommen. Seine Freiheit war jedoch von kurzer Dauer, denn er wurde bald wieder eingefangen und auf ein Sklavenschiff gebracht. Glücklicherweise fiel das Schiff in die Hände eines englischen Kreuzers, und Timbo wurde zusammen mit einer großen Anzahl von Sklaven zum Kap gebracht und befreit.

Obwohl er einen glänzend dunklen Teint hatte, war Timbo ein bemerkenswert gut aussehender und wohlgeformter Mann. Er stand im Ruf, ein regelrechter Frauenschwarm zu sein, nicht nur bei jenen seiner eigenen Farbe, sondern auch unter dem europäischen „schönen Geschlecht“. Er hatte daher keine großen Schwierigkeiten, eine Partnerin zu

finden. Seine Wahl scheint jedoch unglücklich gewesen zu sein; denn bei seiner Rückkehr nach achtzehnmonatiger Abwesenheit stellte er fest, dass seine treulose Gattin ihn nicht nur für einen anderen verlassen, sondern auch fast seinen gesamten hart verdienten Lohn mitgenommen hatte. Als ich ihn eines Tages fragte, ob er die Absicht habe, wieder zu heiraten, antwortete er in seinem seltsamen Patois: „Nein, Master; ich nicht mehr heiraten; Frauen zu große Halunken im Kap!“

Aber Timbo konnte sich nicht nur eines hübschen Gesichts und einer guten Figur rühmen, denn er besaß zusätzlich viele exzellente Qualitäten wie ein ausgeglichenes Temperament, Großzügigkeit, Ehrlichkeit, Klugheit und Fleiß; und wie unser Koch war er aufrichtig dem Interesse seines Arbeitgebers ergeben. Bei Galton und mir war er sehr beliebt. Er besaß zudem das fröhlichste Gemüt und einen unerschöpflichen Vorrat an Humor. Ich wurde es in der Tat nie müde, seinen Erzählungen zuzuhören, denn er trug sie mit solcher Kraft und Einfachheit vor, dass es unmöglich war, nicht erfreut und amüsiert zu sein. Wenn man ihm etwas vorwarf, wovon er sich unschuldig wusste, legte er seine Hand auf seine Brust und sagte: „Nein, Master; ich das wissen, ich Ihnen sagen.“ Oder: „Nein, Master; mein Herz das wissen, mein Herz mir Vorwurf machen, und ich Ihnen sagen.“

Timbo hatte eine wunderbare Begabung für Sprachen; aber obwohl er mit vielen vertraut war, sprach er keine gut. Dennoch war seine Rede bemerkenswert fließend, und nichts brachte sie mit solch überschwänglichem Eifer hervor, wie wenn von seinem eigenen Land die Rede war. Das war wie das Berühren eines elektrischen Stabes, und er sprach in Ekstasen. Kein Europäer könnte mehr Stolz auf seine Heimaterde empfinden als dieser Mann auf die seine; und wenn der Rest seiner Landsleute ihm ähnelte, müssen sie in der Tat eine feine Rasse von Männern gewesen sein und zweifellos einer sehr hohen Stufe der Kultivierung fähig.

KAPITEL VII.

Abreise aus Scheppmansdorf. — Vieh beim Start widerspenstig. — Tineas. — Immer nachts reisen. — Nashornjagd. — Der Autor in Gefahr eines zweiten Sonnenstichs. — Erreichen von Onanis. — Ein Stamm der Berg-Damaras dort angesiedelt. — Seltsame Art, wie diese Leute rauchen. — Wirkungen des Krauts. — Die *Euphorbia Candelabrum*. — Bemerkenswerte Eigenschaften dieses pflanzlichen Giftes. — Perlhühner: die beste Art, sie zu schießen. — Begegnung mit einer Giraffengruppe. — Wieder an der Tjobis-Quelle. — Von Löwen angegriffen. — Vorsehungsgemäße Rettung. — Ankunft in Richterfeldt.

Nach nur drei Wochen Aufenthalt in Scheppmansdorf, und obwohl unsere Ochsen nur teilweise eingeritten waren, informierte mich Hans eines Tages, dass wir sicher aufbrechen könnten. Dementsprechend wurden die letzten Vorbereitungen hastig abgeschlossen, und am 13. November sagte ich dem Ort und seinen freundlichen, zuvorkommenden und gastfreundlichen Bewohnern erneut Lebewohl.

Zu Beginn, als der Sand noch sehr tief und nachgiebig war, bereiteten uns die Ochsen viel Mühe; aber als wir auf der harten und festen Naarip-Ebene waren, ging alles gut, und wir erreichten die Usab-Schlucht, wo wir lagerten, ohne weitere Unannehmlichkeiten außer einer kalten und schlaflosen Nacht.

Am nächsten Abend setzten wir unsere Reise fort, aber statt dem Lauf des Swakop zu folgen – was mit unseren jungen Ochsen und schweren Wagen fast unmöglich gewesen wäre –, hielten wir es für ratsam, auf der Naarip-Ebene zu bleiben, wo die Straße, obwohl Wasser knapp war, hart und gut war. Der Tineas-Berg, der auf unserer früheren Reise zu

unserer Rechten gelegen hatte, lag nun natürlich zu unserer Linken. Nach etwa vierzehn Stunden ermüdender Reise erreichten wir den kleinen Fluss Tineas, wo wir ausspannten und uns sowie die müden Ochsen bis zum Einbruch der Dunkelheit ausruhten, woraufhin wir wieder unterwegs waren.

Da wir nun dazu übergegangen waren, während der Nacht zu reisen, um die Tiere nicht zu sehr zu strapazieren, hielten wir es für notwendig, scharf Ausschau zu halten, sowohl wegen der wilden Tiere als auch aus Angst, den Weg zu verlieren. Letzteres galt es besonders zu vermeiden; denn in diesem Land der Dürre folgt auf jede beträchtliche Abweichung von der regulären Spur nicht selten eine ernsthafte Konsequenz. Hans und ich waren gewohnt, abwechselnd Wache zu halten, da wir es nie wagten, den Männern zu vertrauen; aber in dieser Nacht schliefen wir leider beide infolge unserer vorangegangenen Erschöpfung ein. Als ich erwachte, stellte ich fest, dass wir weit von unserem richtigen Kurs abgekommen waren und alle Männer in den Wagen schnarchten. Da es jedoch sternenklar war und die Orientierungspunkte sehr auffällig waren, hatten wir keine großen Schwierigkeiten, die richtige Spur wiederzufinden.

Gegen Tagesanbruch spannten wir die müden Ochsen im Bett eines kleinen trockenen Wasserlaufs aus, wo wir eine Fülle von exzellentem Gras fanden. Das nicht angespannte Vieh stieß erst spät am Nachmittag zu uns, da die für sie zuständigen Männer eingeschlafen waren. Ihre Nachlässigkeit wurde jedoch aufgrund der guten Nachrichten, die sie brachten, entschuldigt. Es stellte sich heraus, dass sie kurz nach Tagesanbruch ein riesiges Nashorn entdeckt hatten, das von einem fast ausgewachsenen Kalb begleitet wurde und ihrer Spur folgte; sie hatten die Tiere erst in geringer Entfernung von unserem Biwak aus den Augen verloren.

Eine so günstige Gelegenheit war zu verlockend, um sie ungenutzt zu lassen. Nachdem wir eilig etwas gefrühstückt und uns mit einem kleinen Vorrat an Wasser versorgt hatten, brachen Hans, ein Diener und ich zur Verfolgung der Tiere auf. Wir hatten das Lager kaum mehr als eine Stunde verlassen, als wir auf ihre „Spoor“ stießen. Die Tiere selbst waren jedoch nirgends zu sehen; und da sich mehrere Spuren mehr als einmal kreuzten (die Tiere hatten dort wohl geweidet), schlugen Hans und ich verschiedene Richtungen ein, um den Pfad zu suchen, dem wir folgen wollten. Wir hatten uns kaum getrennt, als ich ein gewaltiges Krachen im Gebüsch hörte und etwa hundert Yards voraus zu meinem großen Ärger die zwei Nashörner im vollen Tempo davonrennen sah. Trotz der Entfernung und der ungünstigen Position der Tiere feuerte ich auf das Muttertier; doch obwohl die Kugel anscheinend traf, verlangsamte sie ihren Lauf in keiner Weise. Hans gab keinen Schuss ab, weil, wie er sagte, das Gebüsch ihn daran hinderte, mehr als eine sehr undeutliche Sicht auf die Tiere zu haben.

Nachdem ich nachgeladen hatte, nahmen wir die Verfolgung auf, und da jener Teil der Ebene, den wir nun erreicht hatten, völlig frei von jeder Art von Vegetation war, die die Sicht behindern könnte, hielten wir die Tiere leicht im Blick. Allmählich verlangsamten sie ihr Tempo und kamen nach etwa zwanzig Minuten abrupt zum Stillstand, wobei sie mich neugierig musterten, während ich (ohne es selbst bemerkt zu haben, von Hans getrennt) rasch zu ihnen aufschloss. In einer Entfernung von fünfzehn bis zwanzig Schritten hielt ich inne, zielte auf das Muttertier und drückte ab, doch zu meinem großen Ärger versagte mein Gewehr. Gerade als ich meinen zweiten Lauf abfeuerte, drehte sie sich um, und die Kugel drang statt in ihr Herz in ihre Hinterpartie ein und beschleunigte nur ihr Tempo.

In der Hitze der Verfolgung hatte ich Hans und unseren Diener nicht beachtet; aber nun, da meine Aufmerksamkeit nicht mehr ausschließlich dem Nashorn galt, blickte ich mich um, um festzustellen, warum sie nicht ebenso gefeuert hatten wie ich. Zu meinem völligen Erstaunen sah ich beide etwa eine halbe Meile im Hintergrund regungslos stehen und

mein Vorgehen beobachten. Als sie wieder zu mir stießen, warf ich ihnen im ersten Ausbruch der Entrüstung Feigheit vor; doch Hans richtete sich sofort zu seiner vollen Größe auf und antwortete empört, aber respektvoll wie folgt:

„Herr! Wenn Sie meine Erfahrung haben, werden Sie nie einen Mann einen Feigling nennen, der ein verwundetes schwarzes Nashorn auf einer offenen und nackten Ebene nicht angreift. Ich würde lieber", fuhr er fort, „fünfzig Löwen gegenübertreten als einem dieser Tiere in einer so exponierten Lage, denn nicht eines von hundert würde es so ruhig hinnehmen wie dieses hier. Ein verwundetes schwarzes Nashorn wartet selten darauf, angegriffen zu werden, sondern greift sofort an; und es hätte nicht die geringste Chance gegeben, das Leben an einem offenen Ort wie diesem zu retten. Hätte es nur den kleinsten Busch oder Stein gegeben, hätte ich keinen Moment gezögert, denn das Sehvermögen des Nashorns ist schlecht, und wenn es die geringste Deckung gibt, ist es leicht, ihm auszuweichen. Vor nicht vielen Jahren verlor ein großer Namaqua-Häuptling, der entgegen dem Rat seiner Freunde unter genau denselben Umständen wie Sie auf ein Nashorn gefeuert hatte, sein Leben durch seine Unbesonnenheit."

Ich konnte nicht umhin, mir der Ungerechtigkeit meiner Anschuldigung und meiner eigenen Tollkühnheit bewusst zu werden; dennoch fühlte ich mich damals nur halb von der Wahrheit dessen überzeugt, was Hans mir gesagt hatte, und hätte sicherlich in der gleichen unklugen Weise gehandelt (wie ich es in der Tat bei vielen späteren Gelegenheiten tat), hätte sich eine weitere Gelegenheit geboten. Aber am Ende hatte Hans vollkommen recht, wie ich sicher bin, dass jeder, der viel mit dem fraglichen Tier in Kontakt gekommen ist, bereitwillig zugeben wird. In der Tat muss ich nach der harten Lektion, die ich zu einem späteren Zeitpunkt von einem schwarzen Nashorn erhielt, gestehen, dass mich nichts auf der Welt jemals wieder dazu bewegen würde, mich mutwillig in der eben erwähnten Weise auszusetzen.

Um fortzufahren: Nach Erhalt meines Feuers galoppierten sowohl Mutter als auch Kalb so schnell davon, wie ihre Beine sie tragen konnten; aber allmählich verlangsamten sie ihr Tempo zu einem Kanter, dann zu einem Trott und schließlich zu einem Schritt. Zu diesem Zeitpunkt waren sie jedoch so weit entfernt, dass wir sie ohne das sichere Wissen um ihre Identität leicht für Baumstümpfe oder Steine hätten halten können. Die Undeutlichkeit der Objekte wurde zudem selbst bei mäßiger Entfernung durch die Auswirkungen einer höchst verwirrenden Fata Morgana verstärkt.

Während wir die Angemessenheit der weiteren Verfolgung der Nashörner diskutierten, sahen wir sie auf einen isolierten Baum zusteuern, zweifellos in der Absicht, sich vor den brennenden Strahlen der Sonne zu schützen. Dies entschied uns, die Jagd fortzusetzen; und obwohl wir stark unter Durst litten (unser kleiner Wasservorrat war längst erschöpft), gab uns die Hoffnung auf einen endgültigen Erfolg die Kraft, weiterzugehen.

Unter dem Schutz einiger verkümmerter Büsche nähernd und fast sicher, die Tiere zu stellen und eines oder beide zu erlegen, erschrak ich über den Knall von Gewehren direkt hinter mir, und als ich mich umdrehte, stellte ich fest, dass Hans und unser Mann gefeuert hatten. Ich fühlte mich nie in meinem Leben verärgerter, denn wir waren noch gute hundert Yards von den Tieren entfernt, und es war zuvor vereinbart worden, dass wir – sofern die Tiere nichts von unserer Anwesenheit wussten – erst in sehr geringer Entfernung feuern würden. Da das Übel jedoch nicht mehr zu beheben war, verlor ich keine Zeit und feuerte ebenfalls; da die Bestien jedoch gut hundertfünfzig Schritte von mir entfernt waren, hatte ich wenig Hoffnung, ernsthaften Schaden zuzufügen. Dass ich das Muttertier traf, war jedoch sehr sicher, denn im Moment des Abfeuerns sprang sie wie eine Katze in die Luft; und Hans, der dies als sicheres Zeichen dafür ansah, dass sie tödlich verwundet sei, rief aus: „Aha, altes Mädchen, du bist sicher!" Verärgert wie ich

war, konnte ich mir ein Lächeln nicht verkneifen und antwortete ironisch: „Ganz bestimmt ist sie sicher genug." Und so erwies es sich, denn wir sahen sie oder ihr Kalb nie wieder.

Ich war enttäuscht über unser Versagen und die verpasste Chance auf ein Festmahl, und es tat mir zudem leid um das arme Nashorn; denn obwohl es uns verloren gegangen war, fühlte ich mich sicher, dass es nur einen langsamen Tod in der Ferne sterben würde. Aus Erfahrung sollte ich in der Tat sagen, dass ein ähnliches Schicksal einen großen Teil der Vögel und Tiere erwartet, die uns nach einer schweren Verwundung entkommen.

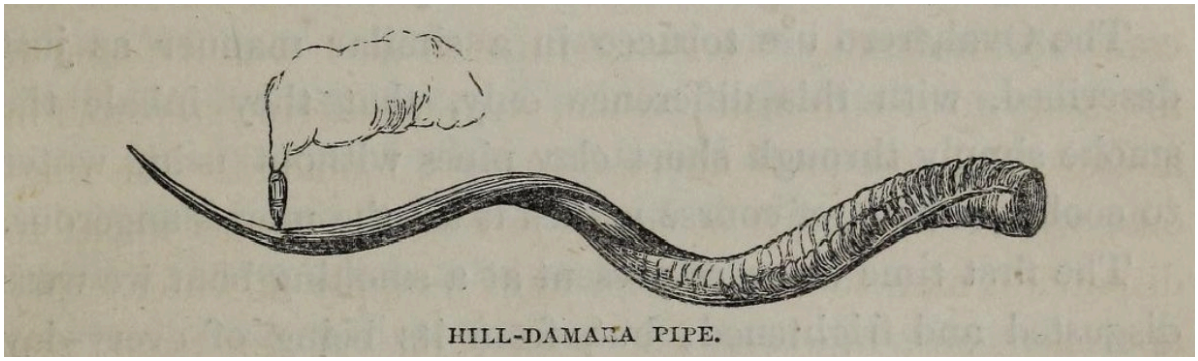
Unter gewöhnlichen Umständen hätte ich die Verfolgung sicherlich fortgesetzt; aber das war nun unmöglich. Wir konnten unser Lager erst nach vielen Stunden erreichen und litten qualvoll unter Durst; während ich aufgrund der schweren und anhaltenden Anstrengungen unter brennender Sonne von quälenden Kopfschmerzen befallen wurde. Lange bevor wir die Wagen erreichen konnten, durchlebte ich genau dieselben Empfindungen wie bei meinem Sonnenstich. Da ich wusste, dass eine Wiederholung desselben Leidens aller Wahrscheinlichkeit nach tödlich enden würde, mühte ich mich weiter ab; doch schließlich wurden die Mattigkeit und Erschöpfung so überwältigend, dass ich mich ungeachtet der Gefahr auf einen kleinen flachen Felsen warf, der von der Sonne so aufgeheizt war, dass ich meine Hand keinen Moment darauf halten konnte und sogar die durch meine Kleidung geschützten Gliedmaßen fast Blasen warfen. Ich drängte Hans dann, so schnell wie möglich vorauszugehen, damit er mir, falls er feststellte, dass ich nicht sofort folgte, etwas Wasser schicken könne.

Hans war jedoch noch nicht lange weg, als der Fels so unerträglich heiß wurde, dass ich es, so betäubt ich auch war, für notwendig befand, aufzustehen; woraufhin ich mit wankendem Schritt und in einem Zustand fast völliger Bewusstlosigkeit auf die Wagen zusteuert, die ich sicher erreichte, gerade als Hans dabei war, einen Mann mit einem reichlichen Vorrat an Wasser zu mir zu schicken. Meine Befürchtungen waren jedoch vergeblich gewesen. Ein paar Stunden Ruhe und Stille stellten mich allmählich wieder her.

Die drückende Hitze, unter der ich so schwer gelitten hatte, hatte auch das Vieh sehr durstig gemacht, und sie weigerten sich, das trockene und sonnenverbrannte Gras zu fressen. Sobald die Luft etwas kühler wurde, drängten wir daher nach Onanis weiter, wo wir etwas spät am Abend ankamen. Ungeachtet der Dunkelheit und des Risikos, von Löwen angegriffen zu werden, die hier manchmal in Scharen vorkommen, waren wir gezwungen, unser Vieh mit Wasser zu versorgen; und da wir im Bett eines kleinen periodischen Stroms in der Nähe danach graben mussten, war es fast Mitternacht, bevor wir an Erfrischung oder Schlaf denken konnten.

Onanis ist der ständige Wohnsitz eines Kraals sehr armer Berg-Damaras, die hauptsächlich von den wenigen wilden Wurzeln leben, die ihre sterile Nachbarschaft hervorbringt. Die meisten von ihnen schaffen es jedoch, ein wenig Tabak anzubauen, für den sie eine regelrechte Manie haben und den sie zudem fast so sehr schätzen wie die lebensnotwendigen Dinge. Sie kultivieren auch „Dacka" oder Hanf, nicht wie bei uns wegen seiner Fasern, sondern wegen der jungen Blätter und Samen, die sie als Ersatz für Tabak verwenden und der von höchst berauschendem und schädlichem Charakter ist. Es kommt in der Tat nicht selten vor, dass diejenigen, die dem Gebrauch dieser Pflanze zu frei frönen, von Gehirnkrankheiten betroffen werden.

Die Art und Weise, wie die Berg-Damaras rauchen, unterscheidet sich stark von der der Hindus, Muslime oder Christen. Statt den Rauch einfach einzuatmen und ihn dann sofort wieder durch den Mund oder die Nase entweichen zu lassen, schlucken sie ihn absichtlich hinunter. Der Vorgang ist zu seltsam, um ohne Beachtung übergangen zu werden.



HILL-DAMARA PIPE.

Eine kleine Menge Wasser wird in ein großes Horn gefüllt – gewöhnlich von einem Kudu – das drei oder vier Fuß lang ist. Eine kurze Tonpfeife, gefüllt mit Tabak oder „Dacka“, wird dann eingeführt und vertikal an der Seite nahe dem schmalen Ende befestigt, wobei sie durch eine kleine Öffnung mit dem Inneren kommuniziert. Sobald dies geschehen ist, setzen sich die Anwesenden in einen Kreis, bewahren tiefes Schweigen und erwarten mit offenem Mund und vor Entzücken glänzenden Augen voller Ungeduld ihre Runde. Dem Anführer gebührt gewöhnlich die Ehre des ersten Zuges an der Pfeife.

Vom Moment an, in dem er die Öffnung des Horns an seine Lippen setzt, scheint er jegliches Bewusstsein für alles um ihn herum zu verlieren und geht völlig in dem Genuss auf. Da wenig oder gar kein Rauch aus seinem Mund entweicht, zeigt sich die Wirkung bald deutlich genug. Seine Gesichtszüge verzerren sich, seine Augen werden glasig und ausdruckslos, sein Mund bedeckt sich mit Schaum, sein ganzer Körper zuckt krampfartig, und in wenigen Sekunden liegt er ausgestreckt auf dem Boden. Dann wird ein wenig Wasser über seinen Körper gegossen, das nicht selten aus dem Mund eines Freundes stammt; sein Haar wird heftig gezogen oder sein Kopf unsanft mit der Hand geschlagen. Diese etwas unangenehmen Anwendungen haben gewöhnlich den Effekt, ihn in wenigen Minuten wieder zu sich selbst zu bringen. Es sind jedoch Fälle bekannt geworden, in denen Menschen auf der Stelle starben, weil sie ihre Lungen mit den giftigen Dämpfen überladen hatten.

Die Ovaherero verwenden Tabak in ähnlicher Weise wie eben beschrieben, mit dem einzigen Unterschied, dass sie den Rauch einfach durch kurze Tonpfeifen inhalieren, ohne Wasser zur Kühlung zu verwenden, was die Sache natürlich umso gefährlicher macht. Das erste Mal, als wir bei einem solchen Trinkgelage – oder besser: Rauchgelage – anwesend waren, waren wir angewidert und erschrocken; aber da es eine alltägliche Erscheinung war, fanden wir uns schließlich einigermaßen damit ab, wie auch mit vielen anderen unangenehmen Anblicken und Bräuchen.

Anstelle der nackten und unfruchtbaren Naarip-Ebene begann das Land nun ein gefälligeres Aussehen anzunehmen; denn obwohl in dieser Jahreszeit alles trocken und verdorrt aussah, mangelte es nicht an Vegetation. Neben einer Vielzahl von Sträuchern und verkümmerten Büschen waren die periodischen Wasserläufe durch die stattliche, schwarzstämmige Mimose und andere Arten der Akazienfamilie gekennzeichnet. Auch die Hänge der Hügel waren an vielen Stellen mit der anmutigen, aber giftigen *Euphorbia candelabrum* (Kandelaber-Wolfsmilch) bedeckt.

Die Ovaherero bestreichen ihre Pfeilspitzen mit diesem pflanzlichen Gift, und die Berg-Damaras geben es in flüssigem Zustand in Tümpel, von denen man weiß, dass wilde Tiere dort trinken; das Fleisch eines so erlegten Tieres ist vollkommen bekömmlich. Aber seine bemerkenswerteste Eigenschaft ist, dass es zwar ausnahmslos das weiße Nashorn tötet, aber von der schwarzen Spezies frei und harmlos verzehrt wird, sei es, dass die Pflanze selbst gefressen oder eine Lösung davon getrunken wird. Der Saft der *Euphorbia*

candelabrum hat ein milchweißes Aussehen, ist sehr klebrig und hat einen scharfen Geschmack.

Man weiß, dass die Wildbiene gelegentlich ihre Nahrung aus den Blüten und dem Saft dieser Pflanze gewinnt. In einem solchen Fall wird der Honig mehr oder weniger giftig. Herr Moffat erwähnt ein Beispiel, in dem seine Begleiter große Schmerzen und Unannehmlichkeiten erlitten, nachdem sie solchen Honig verzehrt hatten. Sie fühlten sich, als stünden ihre Kehlen in Flammen.

In Zeiten, in denen reichlich Regen fällt, wird Onanis zu einem der schönsten Weidegebiete im gesamten Namaqualand und ist in der Lage, viele hundert Stück Vieh über mehrere Monate hinweg zu ernähren. Die Hügel bieten dann eine Vielzahl von Sträuchern und Büschen, die Ziegen und Schafe lieben. Die umliegenden Ebenen sind mit feinem Gras und einer gelben Blumenart bedeckt, die vom Vieh sehr geschätzt wird.

Dieser Distrikt gehörte zu Hans' bevorzugten Lagerplätzen; denn neben den reichlichen und exzellenten Weidegründen wurde er von Wild aller Art aufgesucht und wird immer noch vom Löwen, dem Spießbock, der Giraffe, dem Zebra, dem Gnu, dem Nashorn und mehreren anderen Tieren frequentiert.

Wir hätten unsere Reise in der folgenden Nacht fortsetzen sollen, aber in der Zwischenzeit waren Hans' rechte Hand und sein Arm plötzlich und aus unbekannter Ursache in einer höchst alarmierenden Weise angeschwollen. Infolge dieses Missgeschicks hielten wir es für notwendig, einen weiteren Tag der Ruhe zu widmen.

Am Abend unserer Ankunft in Onanis hatten wir eine immense Anzahl von Perlhühnern in der Nähe des Wassers aufgescheucht, und in dem Gedanken, es sei eine günstige Gelegenheit, unsere erschöpfte Vorratskammer aufzufüllen, hängte ich mir eine doppelläufige Flinte über die Schulter und brach sofort auf; aber obwohl ich die Vögel bald fand, waren sie so wild, dass ich lange Zeit nicht in Schussweite kam. Schließlich, nachdem ich sie über die Felsen gejagt hatte, bis ich fast müde war, zerstreuten sie sich zwischen den Steinen und drückten sich so flach auf den Boden, dass sie nicht aufflogen, es sei denn, ich trat fast auf sie. Mit einem ruhigen Vorstehhund, glaube ich, hätte die ganze Schar leicht erlegt werden können, und so, wie es war, machte ich eine sehr reiche Beute.

Das Fleisch des wilden Perlhuhns – zumindest das der jungen – ist zart und wohlschmeckend, und ihre Eier sind ausgezeichnet. Die Schnelligkeit dieses Vogels ist fast unglaublich. Auf ebenem Boden ist ein Mensch ihm nicht gewachsen. Wo das Land gut bewaldet ist, ist der beste Plan, sie mit einem „Cocker" oder einem anderen Hund zu jagen, der sie lautstark verbellt, wenn sie auf einen Baum geflüchtet sind; denn während die Vögel gespannt seine Bewegungen beobachten, kann man sich ihnen leicht bis auf Schussweite nähern. Mit einem kleinen Kleinkalibergewehr ist diese Art von Sport besonders amüsant.

Früh am Nachmittag des zweiten Tages, nachdem Hans sich nun teilweise erholt hatte, brachen wir von Onanis auf und reisten, mit Ausnahme eines kurzen Halts zum Kaffeekochen und um dem Vieh ein paar Bissen Gras zu gönnen, die ganze Nacht hindurch.

Kurz nach Tagesanbruch entdeckten wir eine zahlreiche Truppe von Giraffen. Das Land war jedoch offen und ungünstig für das Anschleichen, und bevor wir in Schussweite kommen konnten, waren sie davon. Die Schnelligkeit dieser Tiere ist keineswegs unbedeutend, besonders auf sanft ansteigendem Gelände. In einer solchen Gegend, und

da sie sehr ausdauernd sind, ist ein einigermaßen schnelles Pferd selten in der Lage, sie in weniger als zwei oder drei Meilen einzuholen. Es ist einer der seltsamsten Anblicke, den man sich vorstellen kann, eine Gruppe dieser Tiere in vollem Tempo zu sehen, wie sie sich auf eine schwer zu beschreibende Weise hin und her balancieren und in regelmäßigen Abständen ihre am Ende büscheligen Schwänze von Seite zu Seite schwingen, während ihre langen, sich verjüngenden Hälse, vor- und zurückpendelnd, der Bewegung ihrer Körper folgen.

Wegen der vielen scharfen Kurven, der stellenweise hügeligen Beschaffenheit des Geländes und der ungewöhnlichen Länge der Wagen erwarteten wir beträchtliche Schwierigkeiten auf diesem Abschnitt. Aber wir kamen sicher und ohne jeglichen Unfall hindurch und kamen gegen neun Uhr an der Tjobis-Quelle an.

Wir verließen diesen Ort am Abend desselben Tages und drängten, abgesehen von einer Rast von ein oder zwei Stunden unterwegs, die ganze Nacht hindurch voran.

Bei Tagesanbruch, gerade als wir den Swakop erreichten, wurden wir plötzlich durch das gewaltigste Brüllen von Löwen aufgeschreckt, die offensichtlich ganz in der Nähe waren. Wenige Augenblicke später tauchten zwei dieser prächtigen Bestien – Männchen und Weibchen – etwa einhundertfünfzig Schritte vor uns aus dem Gebüsch auf. Als sie den Zug bemerkten, stießen sie ein weiteres furchtbares Brüllen aus, von so zorniger Natur, dass es unter dem Vieh die größte Bestürzung auslöste. Die Tiere, die am vordersten Wagen eingespannt waren, wirbelten augenblicklich herum und rannten, bevor man es verhindern konnte, mitten in das hintere Gespann hinein, und ich erwartete jeden Moment, die Fahrzeuge umstürzen oder in Trümmer gehen zu sehen.

Was mit dem Brüllen der Ochsen, dem Schreien und Kreischen der Männer, dem Zerbrechen der Joche usw. und dem anhaltenden Gebrüll der Löwen geschah, war eine Szene, die sich jeder Beschreibung entzieht.

Der Löwe selbst zog sich, nachdem er uns sehr nahe gekommen war, wieder in das Gebüsch zurück; aber die Löwin setzte sich ruhig weniger als hundert Yards von den Wagen entfernt nieder und knurrte höchst wütend. Ich warf die Zügel über den Sattel von „Spring“ – der mich übrigens beim ersten Erscheinen der Löwen fast abgeworfen hätte –, sprang zu Boden, ergriff ein doppelläufiges Gewehr, das ich für Notfälle immer geladen hielt, und ging auf das Tier zu, in der Absicht, es für seine Dreistigkeit zu bestrafen, als Hans mich flehentlich bat, davon abzulassen. „Denn“, sagte er, „wenn Sie sie nicht auf der Stelle tot schießen, wird sie in einem Augenblick über uns herfallen.“

Ich ließ mich von seinem Rat leiten und sah vom Feuern ab, nahm aber dennoch meine Position etwa fünfzig Schritte gegenüber der Löwin ein, sowohl um ihre Aufmerksamkeit von den Männern abzulenken und ihnen so zu ermöglichen, das Vieh und die Fahrzeuge wieder in Ordnung zu bringen, als auch um bereit zu sein, ihr einen warmen Empfang zu bereiten, sollte sie es für richtig halten, anzugreifen.

Kurze Zeit bevor wir so unzeremoniell angegriffen wurden, war es einem der Zugochsen, der immer sehr wild gewesen war, gelungen, aus dem Joch zu entkommen, und ein flinkfüßiger Damara war zurückgeblieben, um ihn herbeizubringen. Inmitten unserer Verwirrung hörten wir hinter uns Hilferufe und lautes Schreien, und als wir uns umblickten, sahen wir zu unserem Entsetzen den Löwen in voller Jagd sowohl auf den widerspenstigen Ochsen als auch auf den Mann, der versuchte, seinen grimmigen Verfolger abzuwehren, indem er heftig mit dem brennenden Holzscheit schwang, das er in der Hand trug. Ich sagte Hans, er solle in meiner Abwesenheit so gut wie möglich auf die Löwin achten, und rannte sofort zur Rettung des Damara und seines Schützlings; aber

bevor ich weit gekommen war, erblickte der Ochse den Rest der Herde, machte einen erfolgreichen Satz direkt über den Pfad des Löwen und schloss sich uns glücklicherweise wohlbehalten wieder an. Das Ziel des Löwen war eindeutig eher das Tier als der Mensch; denn als er sich so plötzlich überrumpelt sah, hielt er inne, warf uns einen grimmigen Blick zu, stieß ein wütendes Knurren aus und verschwand so schnell wie ein Gedanke aus der Sicht; und als ich zu den Wagen zurückkehrte, hatte es die Löwin für gut befunden, dem Beispiel ihres Herrn zu folgen. So wurden wir, fast ohne eigene Anstrengung, durch die Vorsehung vor diesem höchst außergewöhnlichen und gefährlichen Angriff gerettet.

Beim ersten Erscheinen der Löwen flüchteten die Männer in die Wagen, und noch lange nach der Gefahr zitterten sie heftig vor Angst und Beklommenheit. Als allgemeine Regel gilt, dass ein Löwe, sofern er nicht zuvor belästigt wurde, selten einen Ochsen im Joch oder in Begleitung von Menschen angreift, aber lange Enthaltsamkeit macht ihn verzweifelt.

Nach beträchtlicher Mühe und Schwierigkeit gelang es uns, die Ochsen, die übermäßig verschreckt worden waren, wieder neu zu ordnen. Zwei oder drei Stunden weitere Reise brachten uns ohne weiteres Missgeschick sicher nach Richterfeldt, wo unser knappes Entkommen mit tiefstem Interesse angehört wurde.

Wir hatten Scheppmansdorf, wie gesagt, am Nachmittag des 13. November verlassen und erreichten unser jetziges Quartier früh am Morgen des 22. desselben Monats. Die gesamte Entfernung auf der Straße kann nicht viel weniger als einhundertdreißig Meilen betragen haben. Da wir dies in fünf Etappen und in etwa derselben Anzahl von Tagen zurückgelegt hatten, betrug unsere Reisegeschwindigkeit im Durchschnitt täglich fünfundzwanzig Meilen. In Anbetracht der Beschaffenheit des Geländes, der jungen und halb eingerittenen Ochsen usw. kann dies durchaus als erstklassige Geschwindigkeit angesehen werden, und unsere Bemühungen wurden von jedem laut gelobt.

KAPITEL VIII.

Ein herzliches Willkommen. — Wir verlegen das Lager. — Eine Erscheinung. — Dreistigkeit wilder Tiere. — Löwen um ihre Beute bringen. — Übermäßige Hitze. — Seltsame Auswirkungen großer Hitze. — Aufbruch nach Barmen. — Begegnung mit einer Zebraherde. — Ihr Fleisch steht dem Wildbret nicht gleich. — Die Klage des Missionars. — Eine traurige Katastrophe. — Der „Kameel-Doorn“ (Kamel-Dorn). — Buxton-Quelle. — Der Skorpion. — Ankunft in Barmen.

Unmittelbar nach unserer Ankunft in Richterfeldt wurden wir von Dutzenden von Eingeborenen umringt, die mit Geheul, lautem Rufen, Händeklatschen, grotesken Tänzen und so weiter ihre Freude über unsere Rückkehr bezeugten. Herr Rath beglückwünschte uns zudem sehr zu der Schnelligkeit, mit der wir die Ochsen eingeritten und die Reise durchgeführt hatten.

Herr Galton, so erfuhr ich, war vor kurzem nach Barmen abgereist, Herrn Hahns Station. Ich beschloss, ihm zu folgen, sobald ich mich von meiner ermüdenden Reise ausreichend ausgeruht hatte. In der Zwischenzeit sollten die Wagen bis zu unserer Rückkehr in Richterfeldt bleiben.

Zuerst schlugen wir unser Lager an derselben Stelle auf, die wir vor unserer Abreise nach Scheppmansdorf bewohnt hatten; aber die hohen Palisaden, die es schützten, waren während unserer Abwesenheit von den Eingeborenen zerstört worden, die das Holz als Brennmaterial weggetragen hatten. Dies war jedoch von geringer Bedeutung, da die alte

Umzäunung nun zu klein gewesen wäre, um sowohl das Vieh als auch unsere sperrigen Fahrzeuge aufzunehmen. Da der Platz zudem im Bett eines periodischen Stroms lag, einem Nebenfluss des Swakop, und da die Regenzeit schnell näher rückte, wäre es unklug gewesen, hier längere Zeit zu bleiben. Dementsprechend brachten wir unsere Wagen usw. zu Hans' eigenem Kraal, der ganz in der Nähe am Ufer des Flusses lag, da wir dort im Falle einer plötzlichen Überschwemmung vollkommen sicher sein würden.

Am Tag vor unserem Umzug hatten die Männer um Erlaubnis gebeten und diese erhalten, den Abend mit Hans in seinem Lager zu verbringen. Sogar die Hunde hatten sich entfernt, und ich war somit völlig allein gelassen. Diese Nacht war, obwohl etwas warm, herrlich hell und still. Um das schöne Wetter zu genießen, hatte ich mein Bettzeug aus dem Wagen genommen und es auf den Boden neben die Räder gelegt, gegenüber einer kleinen Gruppe niedriger Tamariskenbäume, die nicht mehr als zwanzig Schritte entfernt waren. Da ich ein schlechter Schläfer bin, lag ich bis zu einer sehr späten Stunde wach. Die ganze Natur war still und ruhig, und die Nacht so windstill, dass ich das Fallen eines Blattes hätte hören können. Plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit auf das Tamariskenwäldchen gelenkt, von wo ein leises, raschelndes Geräusch ausging, wie von einem Tier, das sich vorsichtig seinen Weg hindurchbahnt. Da ich es für wahrscheinlich hielt, dass eine Hyäne oder ein Schakal mir einen Besuch abstatten wollte, setzte ich mich in meinem Bett auf und ergriff mein Gewehr, das ich ausnahmslos in Reichweite hielt, und bereitete mich darauf vor, dem Eindringling einen warmen Empfang zu bereiten. Stellen Sie sich jedoch meine Überraschung vor, als statt des einen oder anderen dieser schleichenden Tiere plötzlich ein stattlicher Löwe vor mir stand! Im Nu war mein Gewehr auf seine Brust gerichtet; aber in der Hoffnung, er würde mir gleich seine Breitseite zudrehen, was mir eine viel bessere Chance gegeben hätte, ihn zu erlegen, sah ich vom Feuern ab. In dieser Erwartung wurde ich jedoch enttäuscht; denn als er die Wagen bemerkte, wich er ein oder zwei Schritte zurück, stieß ein tiefes Knurren aus und verschwand im nächsten Augenblick zwischen den Büschen.

Es liegt etwas so Großartiges und Imposantes in der Erscheinung des Königs der Tiere in seiner heimischen Wildnis, besonders wenn er eine Haltung der Überraschung oder des Trotzes einnimmt, dass es unmöglich ist, sich in seiner Gegenwart nicht mehr oder weniger ehrfürchtig zu fühlen. Als ich Herrn Rath am folgenden Morgen mein Abenteuer der vergangenen Nacht erwähnte, drückte er keinerlei Überraschung aus, denn das fragliche Tamariskenwäldchen war oft dafür bekannt, Löwen und andere Raubtiere zu beherbergen. Er fügte zudem hinzu, dass Löwen nicht selten von dort aus in seinen Garten vordrangen und sich sogar bis auf wenige Schritte dem Wohnhaus selbst näherten.

Als ich eines Nachts sehr spät und bei großer Dunkelheit von Herrn Raths Haus zu unserem Lager zurückkehrte, wurde ich plötzlich durch Geräusche von höchst schmerzlicher Art aufgeschreckt, nicht unähnlich dem erstickten Stöhnen einer Person, die im Begriff ist zu ertrinken. Es fiel mir sofort ein, dass die Löwen wohl einen unglücklichen Eingeborenen überrascht hatten, während dieser im Hinterhalt nahe dem Wasser auf wilde Tiere lauerte, die dorthin zum Trinken kamen. Während ich in banger Erwartung dem fraglichen Klagen lauschte – das allmählich immer schwächer wurde –, erreichte mich aus einer anderen Richtung ein verworrenes Geräusch von menschlichen Stimmen und eiligen Schritten. Dies bestärkte mich nur in meinem ersten Eindruck; aber aufgrund der undurchdringlichen Dunkelheit konnte ich nichts mit Gewissheit feststellen. Da ich die Ungewissheit jedoch nicht länger ertragen konnte und ungeachtet der Gefahr, der ich mich aussetzte, ergriff ich meine Flinte, die zufällig mit einer Kugel geladen war, und machte mich in die Richtung auf, von der das Klagen, das nun schnell verstarb, ausging.

Ich war jedoch noch nicht sehr weit gegangen, bevor ich auf eine Reihe von Eingeborenen stieß, die in dieselbe Richtung eilten wie ich selbst. Mein Weg führte zum größten Teil durch ein dichtes Tamarisken-Dickicht, und es war mir ein Rätsel, wie es mir jemals gelang, das Labyrinth zu durchdringen. Die Hoffnung, ein Menschenleben zu retten, ermöglichte es mir jedoch, alle Hindernisse zu überwinden. Ich mochte drei oder vier Minuten im Dickicht gewesen sein, als ich an eine kleine Lichtung kam und plötzlich auf eine große schwarze Masse stieß und fast darüber stolperte, die zu meinen Füßen lag, während ich direkt an meinem Ohr das Schwirren einer Bogensehne und das Zischen eines Pfeils hörte. Im selben Moment und nur wenige Schritte von meinem Standort entfernt wurde ich durch das furchtbare Brüllen eines Löwen aufgeschreckt, das den Boden unter mir zu erschüttern schien. Darauf folgte sofort ein wilder und triumphierender Schrei von einer Reihe der Eingeborenen.

Nachdem ich mich von meiner Überraschung erholt hatte, stellte ich fest, dass das dunkle Objekt, das mich fast umgeworfen hätte, einer der Eingeborenen war, der sich über ein totes Zebra beugte, das der Löwe gerade getötet hatte; und erfuhr dann zu meinem großen Erstaunen wie auch zu meiner Erleichterung zum ersten Mal, dass das Klagen, das mir so viel Unbehagen bereitet hatte und von dem ich glaubte, es sei das eines sterbenden Mannes, von diesem armen Tier stammte.

Die Absicht der Eingeborenen, die von Anfang an, wie ich annehme, genau wussten, was sie taten, war einfach, sich in den Besitz des Zebras zu setzen, was ihnen vollkommen gelungen war. Während einige sich damit beschäftigten, ein Feuer anzuzünden, schlossen sich die übrigen einem kriegerischen Tanz um den Kadaver an, begleitet von den wildesten und fantastischsten Gesten, wobei sie die Nähe des Löwen, der sich nur wenige Schritte zurückgezogen hatte, völlig außer Acht ließen. Als das Feuer zu lodern begann, konnten wir ihn in der Tat deutlich sehen, wie er im Gebüsch am Rande des Flussufers auf und ab schritt.

Er erinnerte uns zudem gewaltsam an seine Gegenwart, indem er einen kleinen Hund, der einem der Beteiligten gehörte und sich ihm unvorsichtigerweise zu sehr genähert hatte, grausam zerfleischte. Mit einem leichten Schlag seiner mörderischen Tatze schlitzte er dessen Körper von Kopf bis Fuß auf; doch ungeachtet dessen, dass seine Eingeweide auf dem Boden schleiften, gelang es dem armen Geschöpf, zu unserem Feuer zu kriechen, wo es im Laufe weniger Sekunden seinen letzten Atemzug tat. Es war ein höchst rührender Anblick, das treue Tier zu sehen, wie es mit dem Schwanz wedelte, um seinen Herrn zu erkennen, der versuchte, die Eingeweide wieder einzusetzen und den Blutfluss zu stoppen.

Die wilden Züge der Eingeborenen, die einen unnatürlich wilden Charakter erhielten, als der Schein des halb lodernden Feuers auf sie fiel; der sterbende Hund mit seinem wilden Herrn, der sich verzweifelt über ihn beugte; der verstümmelte Kadaver des Zebras und die Anwesenheit des Löwen nur wenige Schritte von uns entfernt stellten eine der eindrucksvollsten Szenen dar, die ich jemals bezeugen durfte.

Jeden Augenblick erwartend, dass der Löwe einen Sprung auf uns machen würde, stand ich bereit, ihn zu empfangen. Mehr als einmal zielte ich in der Tat mit meinem Gewehr auf ihn und war kurz davor, den Abzug zu drücken; aber da ich nun ausreichend mit dem Charakter des Tieres vertraut war, um zu wissen, dass der Versuch, wenn ich ihn nicht auf der Stelle erschösse, wahrscheinlich das Todessignal für den einen oder anderen von uns bedeuten würde, sah ich vom Feuern ab. Entgegen meiner Erwartung erlaubte er uns jedoch, das gesamte Zebra zu zerlegen und wegzutragen, ohne uns in irgendeiner Weise zu belästigen. Während des Vorgangs schleuderten die Eingeborenen gelegentlich riesige

brennende Holzscheite nach der Bestie; aber diese hatten, anstatt ihn in die Ferne zu treiben, nur den Effekt, ihn noch wilder zu machen.

Ähnliche Versuche, den Löwen um seine Beute zu bringen, kommen im Inneren Afrikas häufig vor. In der Tat ist es nichts Ungewöhnliches, eine Reihe von Eingeborenen zu finden, die in der Nähe solcher Wassertümpel wohnen, die von Antilopen, anderen wilden Tieren und ihrem ständigen Begleiter, dem Löwen, aufgesucht werden, und die fast ausschließlich auf diese Weise leben oder von Kadavern, die der Löwe vor Anbruch des Tages nicht mehr Zeit hatte zu verschlingen, wenn es seine Gewohnheit ist, sich in sein Lager zurückzuziehen. Aber es ist nicht immer so, dass der Versuch, den Löwen um seine Beute zu bringen, so gut gelingt wie in dem eben erwähnten Fall. Im Allgemeinen wendet er sich, wenn er vor Hunger vergeht, gegen seine Angreifer, und manch ein Mann hat so sein Leben verloren. Man trifft oft auf Individuen, die entweder verstümmelt sind oder schreckliche Narben tragen, das Ergebnis von Wunden, die sie in solchen Begegnungen erhalten haben.

Die Hitze war zu diesem Zeitpunkt fast unerträglich geworden, und es war nur unter großen Unannehmlichkeiten möglich, dass sich eine Person bewegte, nachdem die Sonne ein paar Stunden über dem Horizont stand. Sogar das Vieh war schrecklich erschöpft. Schon um acht Uhr morgens hörten sie auf zu grasen, um unter irgendeinem Baum oder Busch Schutz vor den sengenden Sonnenstrahlen zu suchen. Jeden Nachmittag, regelmäßig um zwei Uhr, hatten wir eine starke Brise aus dem Westen. Seltsamerweise diente diese jedoch, obwohl sie vom Meer kam, statt die Atmosphäre zu kühlen, nur dazu, deren Drückendheit zu erhöhen. Wir erlebten genau dasselbe Gefühl wie vor der Öffnung eines beheizten Ofens. Das Quecksilber stieg in eine solche Höhe, dass wir fast an unseren eigenen Augen zweifelten. Sogar in Scheppmansdorf, das in Luftlinie weniger als zwanzig Meilen vom Meer entfernt liegt und wo es fast immer eine erfrischende Brise gibt, steigt das Thermometer mittags in luftiger Lage und im Schatten viele Tage hintereinander auf 110 Grad Fahrenheit (ca. 43°C)!

Infolge des feurigen Zustands der Atmosphäre schrumpfte und zog sich jeder Gegenstand aus Horn oder Holz ganz erstaunlich zusammen. Sogar die Gewehrschäfte aus bestem englischem Walnussholz verloren ein Achtel Zoll ihrer ursprünglichen Festigkeit. Die Tinte trocknete in der Feder fast in dem Moment, in dem sie das Tintenfass verließ. Unsere Wagen zudem, die beim Verlassen von Scheppmansdorf in exzellentem Zustand waren, waren nun ganz hinfällig. Die Speichen und die Reifen wurden locker, und die Felgen und Naben wiesen große Lücken und Risse auf. Um sie jedoch so weit wie möglich zu retten, machten wir uns daran, einen Schuppen aus Schilf und Binsen zu bauen, die durch Schnüre und leichte Holzstäbe fest miteinander verbunden waren.

Sobald dies beendet war, begann ich meine Vorbereitungen für den Besuch bei Galton in Barmen; und da Herr Schoneberg ebenfalls begierig war, die Bekanntschaft von Herrn Hahn, seinem beabsichtigten Kollegen, zu machen, wurde vereinbart, dass wir zusammen reisen sollten. Am festgesetzten Tag brachen wir auf, auf Ochsen reitend und begleitet von einem Hottentotten als Führer und Dolmetscher. Neben seiner Muttersprache sprach dieser Mann fließend Niederländisch und Damara. Ein oder zwei Eingeborene wurden ebenfalls engagiert, um die Ochsen zu treiben und beim Packen zu helfen.

Wie üblich ritt ich „Spring“, und Herr Schoneberg einen Ochsen, den ihm Herr Rath geliehen hatte; aber unglücklicherweise wurde das letztere Tier sehr bösartig, und bevor wir viele hundert Yards vorangekommen waren, sah ich meinen Freund kopfüber in das feuchte Bett des Swakop stürzen. Beim Aufstehen aus seinem ungemütlichen Lager sah der ehrwürdige Herr sehr verständnislos und niedergeschlagen aus, und nichts konnte ihn

mehr dazu bewegen, das Biest erneut zu besteigen. Da ich jedoch darauf bedacht war, die Reise fortzusetzen, machte ich ihm das Angebot meines eigenen Ochsen, das dankbar angenommen wurde.

Nach diesem kleinen Missgeschick ging eine Zeit lang alles gut. Unglücklicherweise war ich jedoch in einem unbewachten Moment ebenfalls dazu verdammt, „entochst" zu werden, zur großen Freude und Belustigung meines Begleiters. Auf sein überlegenes Geschick im Umgang mit einem widerspenstigen Ochsen vertrauend, tauschte unser Führer nun großzügig mit mir. Ungeachtet seines Prahlens war er ebenso unglücklich wie wir selbst, denn im Laufe einer halben Stunde hatte er zweimal in den Staub gebissen. Unbeirrt bestieg er das Tier jedoch ein drittes Mal und schaffte es schließlich, das Tier davon zu überzeugen, dass er entschlossen war, Herr zu sein.

Im Laufe des Tages stießen wir plötzlich auf eine Zebraherde. Schnell absattelnd gab ich einen flüchtigen Schuss auf sie ab, als sie im Buschwerk verschwanden, und hatte das Glück, ein stattliches Männchen tot zur Strecke zu bringen. Sofort absattelnd bedienten wir uns der besten Teile des Fleisches und überließen den Rest einem unserer Damaras, der ein „Tuck-out" (sattes Mahl) von Fleisch – wie Hans es genannt hätte – einer mühsamen Reise nach Barmen vorzog. Das Fleisch des Zebras oder „Wildpferdes", wie die Niederländer es nennen, ist essbar, aber keineswegs gut; denn neben einem sehr starken Geruch und einem eigentümlichen Aroma hat es einen sehr öligen Geschmack. Mit reichlich Pfeffer und Salz ist ein Steak jedoch von einem hungrigen Reisenden nicht zu verachten.

Die Hitze den ganzen Tag über war furchtbar gewesen. Bevor die Sonne ganz hinter den Bergen verschwunden war, zwischen denen wir reisten, war Herr Schoneberg völlig erschöpft, und wir waren gezwungen, für die Nacht zu lagern. Jeder von uns trug eine kleine Blechwasserkanne; aber statt sie, wie ich es tat, mit der reinen Flüssigkeit zu füllen, hatte Frau Rath ihrem Freund freundlicherweise, aber unklugerweise eine Mischung aus Wasser, Zucker und Zimt mitgegeben. Dies diente, wie man sich denken kann, nur dazu, seinen Durst zu steigern.

Wir hatten kaum damit aufgehört, das Gepäck und die Sättel von unseren müden Rossen zu entfernen, bevor sich der arme Missionar verzweifelt auf den Boden warf und ausrief: „Ach! Herr Andersson, wenn wir den Leuten in Europa erzählen würden, was wir hier leiden, niemand würde uns glauben." Ich konnte mir ein Lächeln über diesen Verzweiflungsausbruch nicht verkneifen; denn obwohl der Tag aufgrund der Hitze anstrengend genug gewesen war, hatten wir keineswegs unter Mangel an Wasser oder Nahrung gelitten. Armer Herr Schoneberg! Er war völlig ungeeignet für die Strapazen, denen er in den afrikanischen Wüsten zwangsläufig begegnen musste. In der Tat kam er nur wenige Wochen später beinahe um, weil er unfähig war, Durst für eine kurze Zeit zu ertragen.

Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch saßen wir wieder im Sattel. Unser Kurs war nördlich und ein wenig östlich; und der größte Teil des Weges lag in einiger Entfernung vom Swakop, der sich an einer Stelle seinen Weg durch eine enge, malerische und kühne Schlucht bahnte.

An einer Stelle passierten wir den Fuß des „Scheppman's Mountain", so benannt nach einem melancholischen Ereignis, das sich hier vor einigen Jahren zugetragen hatte. Ein Missionar namens Scheppman war aufgestiegen, um einen Blick auf das umliegende Land zu werfen, doch beim Abstieg verfing sich der Hahn seines Gewehrs an einem Ast, und die Ladung entlud sich in einem seiner Beine. Nachdem er einige Tage lang Qualen gelitten hatte, verstarb er, und der Hügel trägt seither seinen Namen.

Die Vegetation war üppiger als in den Teilen, die wir zuvor durchquert hatten. Im Laufe des Tages überquerten wir die trockenen Betten mehrerer großer, sandiger und periodischer Ströme, die alle Nebenflüsse des Swakop waren. Das Land in der Nähe dieser Ströme war dicht besät mit prächtigen Wäldern der gigantischen und parkähnlichen Akazie, die den Holländern als „Kameel-doorn“ oder Giraffendorn (*Acacia giraffae*) bekannt ist. Dieser Baum verdankt seinen Namen der Tatsache, dass er die bevorzugte und wichtigste Nahrung der schönen Kamelparder (Giraffen) darstellt. Aufgrund seiner immensen Größe und seines eigentümlichen Wuchses, bei dem das Laub von der Spitze abwärts in schirmförmigen Massen angeordnet ist, ist er eine große Zierde für das Land; aber merkwürdigerweise findet man ihn ausnahmslos nur in ariden Gebieten.

Der „Kameel-doorn“ wächst offensichtlich sehr langsam und benötigt wahrscheinlich viele hundert Jahre, um die Reife zu erlangen. Die Maserung ist daher sehr dicht; und das Holz ist so schwer, dass es, selbst nachdem es jahrelang getrocknet wurde, im Wasser versinkt. Unsere nördliche Eiche kann in Bezug auf Härte und Festigkeit in keiner Weise mit ihm verglichen werden. Die Maserung ist jedoch eher kurz und das Holz folglich spröde. Trotz dieses Mangels ist es sehr stark und wird in großem Umfang für Bauzwecke und landwirtschaftliche Geräte verwendet. Es ist zudem fast das einzige Holz, das stark genug für die Achsen von Wagen ist. Werkzeuge aus den besten Materialien sind jedoch für seine Bearbeitung unerlässlich. Ich habe gesehen, wie so manche gut gehärtete Axt und Dechsel stumpf wurde und verdarb, wenn sie mit ihm in Berührung kam. Der äußere Teil des Baumes ist von weißlicher Farbe, das Herz jedoch ist rötlich-braun, nicht unähnlich dem Mahagoni, und lässt sich hochglänzend polieren.

In den Zweigen dieser Akazie, die von mehreren südafrikanischen Reisenden erwähnt wird, baut der Siedlerweber (*Loxia socia*) vornehmlich sein interessantes und eigenartiges Nest.

Durch die Dummheit und das Missmanagement unseres Führers, der offenbar nur wenig von dem Weg wusste, verfehlten wir einen Wasserplatz, an dem wir hätten Halt machen sollen, und litten infolgedessen extrem unter Durst. Herr Schoneberg war zudem den Tag über sehr unpässlich gewesen, und als wir am Ende der Etappe ankamen, was erst um sieben Uhr abends der Fall war, war er noch müder und erschöpfter als am vorangegangenen Abend.

Wir biwakierten an der „Buxton Fountain“, so benannt zu Ehren des verstorbenen Sir Thomas Fowell Buxton, von dem und dessen Familie Frau Hahn, wenn ich richtig informiert bin, viel Güte erfahren hatte. Es ist eine heiße Quelle, und das Wasser, das aus einem Granitfelsen fließt, hat fast Siedetemperatur und einen brackigen und unangenehmen Geschmack. Der Boden rund um diese Quelle ist zudem mit salzhaltigen Substanzen durchtränkt. Eine beträchtliche Anzahl wilder Tiere versammelt sich hier allnächtlich, um ihren Durst zu löschen. Auch Löwen sind zeitweise zahlreich vorhanden, doch bei dieser Gelegenheit belästigten sie uns nicht.

Nachdem ich etwas Abendessen zu mir genommen hatte, wollte ich gerade meine müden Glieder zur Ruhe betten, als plötzlich aus einem kleinen Loch, dicht an meinem Kopf, ein Schwarm Skorpione hervorkam. Ihr Erscheinen brachte mich augenblicklich auf die Beine; denn obwohl ich kein besonders nervöser Mann bin, gestehe ich frei eine große Abscheu vor allem kriechenden Getier.

Während der heißen Monate liegen diese Tiere im Ruhezustand, doch bei Ankunft der Regenzeit kommen sie in großer Zahl hervor. Beim Entfernen von Steinen, verrotteten Holzstücken usw. ist große Vorsicht geboten. Sobald der Skorpion sich in Kontakt mit irgendeinem Körperteil eines Menschen oder Tieres fühlt, hebt er seinen Schwanz und

fügt mit seinem hornigen Stachel eine Wunde zu, die zwar selten tödlich, aber dennoch von sehr schmerzhafter Natur ist.

Wie die Schlange liebt der Skorpion die Wärme, und es ist nicht ungewöhnlich, beim Erwachen am Morgen einen oder zwei dieser schrecklichen Kreaturen gemütlich in den Falten der Decke oder unter dem Kissen einquartiert zu finden. Bei einer Gelegenheit tötete ich einen Skorpion von fast siebeneinhalb Zoll Länge, der sich so unzeremoniell in mein Bett eingeführt hatte.

Am nächsten Morgen erklärte unser Führer, dass es nur noch ein paar Stunden Reise bis Barmen seien. Wir übereilten daher unseren Aufbruch nicht, sondern nahmen uns reichlich Zeit für die Vorbereitung und den Genuss eines kräftigen Frühstücks, bestehend aus starkem Kaffee und Steaks von Zebrafleisch, einfach auf der heißen Glut unseres Biwakfeuers zubereitet.

Wir kamen in Barmen an, als die Familie gerade beim Mittagessen saß, und Herr Hahn lud uns freundlich ein, an dem reichlichen Mahl teilzunehmen. Ich war froh, Herrn Galton bei guter Gesundheit und in bester Stimmung vorzufinden, und er schien erfreut über unsere sichere und schnelle Rückkehr.

KAPITEL IX.

Barmen. — Gewitter in den Tropen. — Ein Mann vom Blitz getötet. — Warme Quelle. — Herr Hahn: seine Missionsarbeit; Samen auf überaus steinigen Boden gesät. — Der See Omanbonde. — Herrn Galtons Friedensmission. — Der Autor begegnet unterwegs einem Löwen; das Tier türmt. — Eigenartige Jagd auf ein Gnu. — „Zwei Fliegen mit einer Klappe“. — Eine Löwenjagd. — Der Autor entgeht durch ein Wunder dem Tod. — Folgen des Jagens an einem Sonntag.

Auf den ersten Blick bietet Barmen einen eher trostlosen Aspekt. Hans meinte, es ähnele vielen der ödesten Teile Islands; aber bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass es keineswegs ohne Interesse oder Schönheit ist. Es liegt etwa eine Dreiviertelmeile vom Swakop entfernt an dessen rechtem Ufer. Gegen Westen und unmittelbar hinter der Station erheben sich unregelmäßige Massen niedriger, zerklüfteter Felsen, die auf einer Seite in einem etwa tausend Fuß hohen Steilhang enden. Das Ganze ist mit einer Fülle von Sträuchern und mehreren Arten von Dornenbäumen der Gattung Akazie bedeckt, die während des größten Teils des Jahres jeden Grünton annehmen. Nach Osten hin ist es dem Swakop zugewandt, dessen Lauf auffällig durch die hübsche schwarzstämmige Mimose markiert wird. Darüber hinaus wird die Sicht durch eine edle Kette malerischer Berge begrenzt, die zwischen sechs- und siebentausend Fuß über den Meeresspiegel ragen. Diese erhalten zusätzliches Interesse dadurch, dass sie mehr oder weniger eine Fortsetzung jener mächtigen Ketten sind, die nur wenige Meilen von Kapstadt ihren Ursprung nehmen und sich somit in einer direkten Linie über etwa tausend Meilen erstrecken.

Nur einen Steinwurf vom Missionshaus entfernt windet ein turbulenter Gebirgsbach seinen gewundenen Lauf. Er fließt jedoch nur während schwerer Regenfälle, wenn sein großes Gefälle und seine Gewalt sich für die Gärten der Eingeborenen als sehr zerstörerisch erweisen.

Etwa zwei Jahre nach der Zeit, von der ich jetzt schreibe, hielt ich mich zu einem Besuch in Barmen auf, bei welcher Gelegenheit ich eines jener außergewöhnlichen Phänomene erlebte, die man nur in tropischen Klimaten in Perfektion sieht. Eines Nachmittags

sammelten sich plötzlich schwere und drohende Wolken am östlichen Horizont, der Donner rollte unheilvoll in der Ferne, und der Himmel wurde von zuckenden Blitzen zerrissen. Da wir aus langer Erfahrung wussten, was dies bedeutete, machten wir uns sofort daran, alles unter Dach zu bringen, was durch die Nässe Schaden nehmen könnte. Dies war kaum geschehen, als große Regentropfen herabzufallen begannen, und in wenigen Sekunden schienen sich die Schleusen des Himmels geöffnet zu haben. Der Sturm dauerte nicht länger als eine halbe Stunde, aber diese kurze Zeit reichte aus, um das ganze Land in eine einzige Wasserfläche zu verwandeln. Der Lärm zudem, der durch den Fluss und eine Anzahl kleinerer Gebirgsbäche verursacht wurde, als sie ihre dunklen, schlammigen Fluten in oft bis zu zehn Fuß hohen Wellen hinabstürzten, war vollkommen ohrenbetäubend. Gigantische Bäume, erst kürzlich entwurzelt, und andere im Zustand des Verfalls, wurden mit unwiderstehlicher Wut fortgerissen und auf den schäumenden Wogen wie Strohhalme umhergeworfen. Jede Spur vieler Gärten wurde weggeschwemmt; und einige der Hütten der Eingeborenen, die unvorsichtigerweise zu nah am Fluss errichtet worden waren, teilten ein ähnliches Schicksal. In der Tat muss es eine Sintflut im Kleinen gewesen sein.

So wunderbar jedoch die plötzliche Entstehung dieser Fluten ist, so bemerkenswert ist auch die sehr kurze Zeit, die sie zum Verschwinden benötigen. Eine Stunde Sonnenschein reicht manchmal aus, um überflutete Felder in eine lächelnde Landschaft zu verwandeln.

Diese Erschütterungen der Elemente kommen in den Tropen während der Regenzeit häufig vor. Kurz nach Herrn Galtons Ankunft in Barmen gab es ein sehr schweres Gewitter. Eines Abends, als er und Herr Hahn sich unterhielten, sahen sie einen Damara keine hundert Yards von ihrem Standort entfernt vom Blitz erschlagen.

Wasser war in Barmen reichlich vorhanden und sehr gut. Herr Hahn hatte einen großen Brunnen in seinem eigenen Garten gegraben, was von sehr großer Bequemlichkeit und Komfort war, da das so gewonnene Wasser immer sauber und gesund war. In einer Entfernung von ein paar hundert Schritten vom Wohnhaus gab es zudem zwei ergiebige Brunnen. Einer davon war eine warme Quelle mit einer Temperatur von 157 Grad Fahrenheit. Mittels kleiner Kanäle wurde diese Quelle zur Bewässerung eines beträchtlichen Teils des Gartenlandes genutzt und war auch bei der Trocknung von Bauholz von großem Nutzen. Für die Wäscherin war sie darüber hinaus unschätzbar. Während unseres Aufenthalts in Barmen gönnten wir uns ausgiebig den ungewöhnlichen und seltenen Luxus eines Bades, doch es erwies sich als etwas erschlaffend.

Herr Hahn war Russe von Geburt, hatte sich aber seit einer Reihe von Jahren in den Dienst der deutschen Rheinischen Missionsgesellschaft gestellt und bot nun seine besten Bemühungen auf, um die Eingeborenen dieses benachteiligten Landes zu bekehren. Zuerst hatte er sich bei einem Stamm der Namaquas niedergelassen, unter dem mächtigen Räuberhauptmann Jonker Afrikaner, von dem gleich noch die Rede sein wird. Da er jedoch feststellte, dass diese Leute es unendlich vorzogen, ihren Mitmenschen die Kehle durchzuschneiden, als seinen Ermahnungen zuzuhören, und da er zudem wusste, dass sich bereits mehrere Missionare in verschiedenen Teilen des Großen Namaqualandes niedergelassen hatten, dachte er, dass er seinen Einfluss bei den Damaras mit mehr Vorteil nutzen könnte, unter denen er daher sein Zelt aufschlug. Die Herren Rath und Kolbe waren seine Mitstreiter in der guten Sache.

Da sie sahen, dass ihre besten Bemühungen ohne eine ordentliche Kenntnis der Damara-Sprache wenig fruchteten, arbeiteten sie hart, um sie zu meistern, aber die Schwierigkeit war immens. Schließlich entdeckten sie durch den reinsten Zufall den Schlüssel dazu, und von diesem Moment an machten sie schnelle Fortschritte; so sehr, dass Herr Hahn im

Laufe weniger Jahre in der Lage war, nach Deutschland zurückzukehren, wo er eine Grammatik und ein Wörterbuch zusammengestellt und veröffentlicht hat.

Beim ersten Erscheinen der Missionare im Damaraland waren die Eingeborenen sehr reserviert und zogen sich mit ihrem Vieh ins Innere zurück. Da die Siedler für die Versorgung mit Vieh gänzlich von ihnen abhängig waren, erlitten sie große Härten und Entbehrungen. In der Tat starrte ihnen bei mehr als einer Gelegenheit der Hungertod ins Gesicht, und sie lebten lange Zeit auf prekäre Weise von jenen wilden Tieren, die ihre Hottentotten-Diener zu erlegen vermochten. Die Damaras hegten zudem, indem sie wahrscheinlich andere nach sich selbst beurteilten, die Vorstellung, dass die Missionare mit irgendeinem finsteren Ziel ins Land gekommen seien und dass es ratsam wäre, dieses zu vereiteln. Dementsprechend versammelten sie sich in großer Zahl wenige Meilen von Barmen entfernt zum Zwecke der Ausrottung der neuen Siedler. Ihre diabolischen Absichten wurden jedoch durch den Rat eines ihrer Stammesmitglieder vereitelt. Zu der Zeit, von der ich jetzt schreibe, war es Herrn Hahn und seinen Mitstreitern vollständig gelungen, die Damaras zu beruhigen und zu versöhnen, und eine große Anzahl der ärmeren Klassen lebte nun an der Station, wo viele es durch ein wenig Fleiß und Ausdauer schafften, in leidlichem Komfort zu leben. Die große Quelle ihres Reichtums bestand im Anbau von Tabak, der hier zur Perfektion gedieh; die Blätter dieser Pflanze erreichten oft die Größe von drei Fuß mal zwei. Was sie nicht selbst verbrauchten, wurde gegen Vieh an ihre wohlhabenderen Landsleute eingetauscht.

Hier jedoch schien ihre Zivilisation zum Stillstand gekommen zu sein. Die Missionare bemühten sich lobenswert und unermüdlich in ihrem Namen, hatten aber bisher wenig oder gar keine Ermutigung erfahren. Für den Geist eines Damara ist die Vorstellung von Menschen, die sie allein aus Liebe und Nächstenliebe besuchen, völlig unvorstellbar. Sie können den Verdacht nicht verbannen, dass die Motive des Fremden eigennützig sein müssen; und sie verlangen nicht selten ein Bestechungsgeld als Gegenleistung für Dienste, die sie der Sache der Mission erweisen mögen. Als ein Beispiel für das völlige Scheitern religiösen Eifers in diesen Gegenden mag ich erwähnen, dass es Herrn Hahn, der bei den Eingeborenen beliebt und respektiert ist, nie gelang – wie er mir selbst erzählte –, auch nur ein einziges Individuum zu bekehren! In einem Fall jedoch bildete er sich ein, einen Bekehrten gewonnen zu haben; doch bevor die betreffende Person endgültig als Mitglied der christlichen Kirche aufgenommen werden konnte, war es notwendig, dass sie befriedigende Antworten auf bestimmte Fragen gab. Eine davon war, ob er sich gemäß den Gebräuchen des Christentums mit einer Frau zufrieden geben würde. Darauf antwortete der Mann, dass er zwar sehr bestrebt sei, Herrn Hahn und seinen Freunden persönlich gefällig zu sein und die Ziele der Mission in jeder möglichen Weise zu fördern, sein Gewissen es ihm jedoch nicht erlaube, ein so großes Opfer wie das geforderte zu bringen.

Die wohlhabenden Damaras waren gegenüber geistlichen Angelegenheiten noch gleichgültiger als ihre ärmeren Brüder; und wenn sie zufällig eine der Stationen besuchten, geschah dies nicht zum Zwecke, das Evangelium gepredigt zu hören, sondern entweder in der Hoffnung auf Schutz gegen ihre Feinde oder in geschäftlicher Absicht durch Tausch von Tabak, Eisenwaren und so fort. Eine Ausnahme von dieser Regel fand sich im Fall des Häuptlings Kahichene, der sich mit einem Teil seines Stammes bei Schmelen's Hope niedergelassen hatte.

Herr Galton war während meiner Abwesenheit nicht untätig gewesen. Neben dem Sammeln vieler interessanter Informationen in Bezug auf die Damaras und die Namaquas hatte er die Existenz eines Süßwassersees namens Omanbonde ermittelt. Dies hatte den Effekt, unsere Stimmung beträchtlich zu heben. Wir waren in der Walfischbucht mit einer

vagen Vorstellung bezüglich unserer Route gelandet und hatten uns bisher völlig ratlos gefühlt, wie wir handeln sollten.

Um uns zu ermöglichen, Omanbonde zu erreichen, war es notwendig, durch das Damaraland zu ziehen, das den Europäern völlig unbekannt war. Selbst die Missionare, die mehrere Jahre an den Grenzen gelebt hatten, kannten das Land jenseits weniger Meilen von ihren eigenen Stationen nicht. Die Damaras selbst hegten die extravagantesten Vorstellungen von dessen Ausdehnung, Bevölkerung und Fruchtbarkeit. Die Leute jedoch waren als gastfeindlich, hinterhältig, argwöhnisch und Fremden gegenüber feindselig bekannt. Es war immer als unsicher erachtet worden, unter ihnen zu reisen, ganz besonders aber zu dieser Zeit, da ihre südlichen Nachbarn, die Namaquas, angelockt durch ihre riesigen Herden, in letzter Zeit mehrere umfangreiche Raubzüge gegen sie unternommen hatten, wobei sie Menschen töteten und große Mengen an Rindern, Schafen usw. wegführten. Sie glaubten, und das mit einigem Schein von Recht, dass jedes Individuum von heller Hautfarbe mit ihren Feinden im Bunde stünde. Sie wussten wohl, dass das Vieh, das ihnen von ihren Feinden, den Namaquas, gestohlen worden war, an europäische Händler verkauft wurde; und sie wussten auch, dass, wenn durch Zufall oder Absicht das Vieh der Missionare oder anderer weißer Männer von den besagten diebischen Leuten gestohlen wurde, es auf Antrag immer zurückgegeben wurde. Dies, zusammen mit der Tatsache, dass ein Europäer unbehelligt durch das Gebiet der Namaquas reisen konnte, bestärkte sie in der Überzeugung, dass wir verkleidete Feinde seien.

Um daher ihre erregten Gefühle zu beruhigen, sie unserer freundlichen und friedlichen Absichten zu versichern und ihnen das wirkliche Motiv unserer Reise zu erklären, hatte Herr Galton Boten zu den wichtigsten Damara-Häuptlingen entsandt. Er schrieb auch an Jonker Afrikaner (nachdem er bereits Boten zu ihm gesandt hatte, während er in Richterfeldt war) und hielt ihm die Barbarei und Ungerechtigkeit seines Verhaltens vor. Jonker ist ein führender Häuptling unter den Namaqua-Hottentotten. Er führte persönlich den größten Teil der Raubzüge ins Damaraland an.

Nachdem wir einige Tage angenehm und nützlich in Barmen verbracht hatten, bereiteten wir uns auf die Rückkehr zu unserem Lager in Richterfeldt vor; doch als der Tag der Abreise gekommen war, fühlte ich mich sehr fiebrig, und Galton war gezwungen, seine Reise ohne mich fortzusetzen. In kurzer Zeit war ich jedoch in der Lage zu folgen.

Als ich eines frühen Morgens munter dahinritt, bemerkte ich, wie ich meinte, ein einsames Zebra einige hundert Yards voraus. Sofort absitzend und „Spring“ sich selbst überlassend, begab ich mich mit dem Gewehr in der Hand unter dem Schutz einiger kleiner Bäume auf die Jagd. Nachdem ich eine gewisse Strecke zurückgelegt hatte, spähte ich vorsichtig hinter einem Busch hervor und stellte zu meinem Erstaunen fest, dass das Tier, das ich für ein Zebra gehalten hatte, nichts Geringeres als ein edler Löwe war. Er starrte mich ruhig an. Ich muss gestehen, dass ich über die unerwartete Erscheinung ein wenig erschrocken war; doch schnell von meiner Überraschung erholt, rückte ich vor, um ihm zu begegnen. Er hielt es jedoch nicht für angebracht zu warten, bis ich in angemessener Reichweite war, sondern kehrte mir den Rücken und floh in Richtung des Swakop. In der Hoffnung, ihm nahekommen zu können, folgte ich mit höchster Geschwindigkeit und holte das Tier rasch ein, als er plötzlich mit zwei oder drei immensen Sprüngen einen freien Platz überquerte und im nächsten Moment im dichten Schilf verborgen war, das hier die Ufer des Flusses säumte. Da ich keine Hunde bei mir hatte, erwiesen sich all meine Bemühungen, ihn aus seinem Bollwerk zu vertreiben, als vergeblich. Während ich noch an dem Ort verweilte, stieß ich auf den Kadaver eines Gnus, an dem eine Löwengruppe offenbar erst vor wenigen Minuten geschmaust hatte. Zweifellos war mein etwas feiger Freund einer der Beteiligten gewesen.

Am Nachmittag desselben Tages, an dem ich Richterfeldt erreichte, fand eine sehr aufregende und belebende Jagd statt. Ein Gnu war von einem Hottentotten-Diener von Herrn Rath leicht verwundet worden. Die Eingeborenen, die das Ganze von der Station aus beobachtet hatten, nahmen sofort die Verfolgung des Tieres auf. Da es sich hart bedrängt sah, suchte das Gnu in seinem Schrecken Zuflucht im Dorf, wo es schnell von allen Seiten eingekesselt wurde. Jede Frau und jedes Kind war herausgekommen, um dessen Vernichtung beizuwohnen, während die Männer lautstark um das Recht am Kadaver stritten. Zudem zischten Assegais und Pfeile dicht an unseren Ohren vorbei, und ich hatte beträchtliche Schwierigkeiten, mir meinen Weg durch diese Szene der Verwirrung zu dem armen Gnu zu bahnen, das ich gestellt in der Mitte von Herrn Raths Schaf-Kraal fand, keine zwanzig Fuß von seinem eigenen Wohnhaus entfernt. Es war von zwei Assegais durchbohrt, und das Blut floss in Strömen an seinen keuchenden und schäumenden Flanken herab.

Obwohl das Gnu nur ein vergleichsweise kleines Tier ist, verleihen ihm seine hohe Vorhand, seine grobe und zottige Mähne und sein Büffelkopf ein sehr imposantes und furchterregendes Aussehen. Es stampfte ungeduldig und schlug mit seinen Vorderfüßen auf den Boden, und sein Blick schien uns allen Trotz zu bieten.

Unter einigem Risiko aufgrund der immensen versammelten Menschenmenge jagte ich dem Tier eine Kugel durch die Schultern, was seinen Leiden sofort ein Ende setzte. Ein paar Minuten mehr – nein, vielmehr Sekunden – und es war keine Spur mehr von ihm zu sehen. In der Tat wurde es von den Eingeborenen förmlich in Stücke gerissen.

Als ich später am Abend Herrn und Frau Rath meine Aufwartung machte, wurde ich höflich darüber informiert, dass die Strafe für das Erlegen des Gnus eine Ziege sei. Als dies erklärt wurde, stellte ich zu meiner Überraschung fest, dass die Kugel glatt durch die Antilope gegangen war und eine Ziege, die diesen würdigen Leuten gehörte, tödlich getroffen hatte.

Am Tag vor meiner Ankunft im Lager war Herr Galton zu einem Ausflug nach Westen aufgebrochen. Sein Ziel war hauptsächlich, Vieh von den Eingeborenen zu beschaffen, da es uns noch nicht gelungen war, eine ausreichende Anzahl an Tieren zu erhalten. Er brannte auch darauf, Erongo zu sehen und zu erkunden, einen Berg, der zugleich für seine eigentümliche Formation und als Bollwerk jener kuriosen Rasse, der Berg-Damaras, berühmt ist. Herr Galton wurde von Hans, der den Ort bereits besucht hatte, und einigen anderen Dienern begleitet. Nach seiner Rückkehr von Erongo wollten wir mit den Wagen landeinwärts aufbrechen.

Eines Tages, als ich mein bescheidenes Mittagessen einnahm, wurde ich durch die Ankunft mehrerer Eingeborener unterbrochen, die in atemloser Hast berichteten, dass ein *ongeama* oder Löwe gerade eine ihrer Ziegen dicht bei der Missionsstation (Richterfeldt) getötet habe, und mich baten, ihnen bei der Vernichtung der Bestie zur Hand zu gehen. Sie hatten so oft „Wolf“ gerufen, dass ich ihren Angaben keine große Beachtung schenkte; da sie jedoch auf ihrer Geschichte beharrten, entschloss ich mich schließlich, deren Wahrheit zu prüfen. Nachdem ich mir einen Schießgürtel umgeschnallt hatte, der die verschiedenen Erfordernisse eines Jägers wie Kugeln, Zündhütchen, Messer usw. enthielt, schulterte ich mein treues doppelläufiges Gewehr (nachdem ich es mit stahlspitzigen Kugeln geladen hatte) und folgte den Männern.

In kurzer Zeit erreichten wir die Stelle, an der der Löwe Zuflucht gesucht haben sollte. Dies war in einem dichten Tamarisken-Dickicht von beträchtlichem Ausmaß, das sich teilweise auf und unterhalb der abfallenden Ufer des Swakop befand, nahe seiner Einmündung in den Ommutenna, einen seiner Nebenflüsse.

Auf der Anhöhe über dem besagten Dickicht waren in Schlachtordnung eine Anzahl von Damaras und Namaquas aufgestellt, einige mit Assegais und ein paar mit Gewehren bewaffnet. Andere der Gruppe befanden sich im Dickicht selbst und versuchten, den Löwen herauszutreiben.

Da es mir jedoch schien, dass die „Treiber" furchtsam und zudem etwas langsam in ihren Bewegungen waren, rief ich sie zurück und betrat, nur von ein oder zwei Personen sowie ein paar wertlosen Hunden begleitet, das Dickicht selbst. Es war ein ziemlich gefährliches Unterfangen; denn an manchen Stellen war das Dickicht so dicht und verwickelt, dass ich gezwungen war, auf Händen und Knien zu kriechen, und der Löwe hätte sich infolgedessen leicht ohne einen Moment der Warnung auf mich stürzen können. Zu jener Zeit jedoch hatte ich noch keine experimentelle Kenntnis des alten Sprichworts „Ein gebranntes Kind scheut das Feuer" erlangt und fühlte daher wenig oder gar keine Befürchtung.

So war ich eine Zeit lang vorangegangen, als ich plötzlich und nur wenige Schritte von meinem Standort entfernt ein tiefes, wütendes Knurren hörte, das die Hunde mit gesträubtem Haar, wie Schweineborsten, und mit eingezogenem Schwanz hinter meine Fersen schleichen ließ. Unmittelbar darauf wurde von den Eingeborenen auf dem Ufer oben ein gewaltiger Schrei „*Ongeama! Ongeama!*" ausgestoßen, gefolgt von einer Salve aus Feuerwaffen. Bald jedoch war wieder alles still, denn der Löwe hatte sich, wie ich später erfuhr, nachdem er sich am Rande des Dickichts gezeigt hatte, wieder in dieses zurückgezogen.

Noch einmal versuchte ich, das Tier zu vertreiben; doch da er sah, dass der Feind ihn im offeneren Gelände erwartete, war er sehr abgeneigt, sein Bollwerk zu verlassen. Wieder jedoch gelang es mir, ihn an den Rand des Dickichts zu treiben, wo er wie beim ersten Mal mit einer Volley empfangen wurde; aber ein Besenstiel wäre ebenso wirksam gewesen wie ein Gewehr in den Händen dieser Leute, denn von einer großen Anzahl Schüssen, die abgefeuert wurden, schien nicht einer getroffen zu haben.

Schließlich erschöpft von meinen Bemühungen und über alle Maßen angewidert von der Art und Weise, wie die Eingeborenen die Angelegenheit verpfuschten, verließ ich das Tamarisken-Dickicht, schloss mich ihnen wieder auf dem Ufer oben an und bot an, die Plätze mit ihnen zu tauschen; doch mein Vorschlag wurde, wie ich erwartet hatte, sogleich abgelehnt.

Da der Tag sich nun jedoch schnell dem Ende zuneigte, entschloss ich mich zu einer weiteren Anstrengung, um den Löwen zu vernichten, und sollte diese erfolglos bleiben, die Jagd aufzugeben. Dementsprechend betrat ich, nur von einem einzelnen Eingeborenen begleitet, erneut das besagte Dickicht, das ich einige Zeit lang untersuchte, ohne etwas zu sehen; doch als ich an jenen Teil des Dickichts gelangte, den wir zuerst abgesucht hatten, und mich an einer Stelle befand, die vergleichsweise frei von Büschen war, sprang plötzlich die Bestie nur wenige Schritte von mir entfernt auf. Es war ein schwarzmähniger Löwe und einer der größten, an deren Begegnung in Afrika ich mich erinnern kann. Doch seine Bewegungen waren so schnell, so lautlos und geschmeidig zugleich, dass ich erst feuern konnte, als er bereits teilweise in das dichte Dickicht eingedrungen war (zu welchem Zeitpunkt er etwa dreißig Schritte entfernt gewesen sein mochte). Als er die Kugel erhielt, wirbelte er kurz herum und sprang mit einem furchtbaren Gebrüll auf mich zu. Als er nur noch wenige Schritte entfernt war, kauerte er sich nieder, als wollte er springen, wobei er seinen Kopf sozusagen zwischen seinen Vorderpfoten eingebettet hatte.

Ich zog ein großes Jagdmesser und streifte es über das Handgelenk meiner rechten Hand, ließ mich auf ein Knie nieder und erwartete so vorbereitet seinen Angriff. Es war ein schrecklicher Moment der Spannung, und meine Situation war extrem kritisch. Dennoch verließ mich meine Geistesgegenwart keinen Augenblick – in der Tat fühlte ich, dass nichts außer vollkommenster Kühle und absoluter Selbstbeherrschung von Nutzen sein würde.

Ich wäre nun zum Angreifer geworden; doch da ich – aufgrund der dazwischenliegenden Büsche und der Staubwolken, die der Löwe durch das Peitschen seines Schwanzes gegen den Boden aufwirbelte – seinen Kopf nicht sehen konnte, während es Wahnsinn gewesen wäre, auf irgendeinen anderen Teil zu zielen, sah ich vom Feuern ab. Während ich gespannt jede seiner Bewegungen beobachtete, sprang er plötzlich auf mich zu; aber ob es daran lag, dass er mich im langen Gras, in dem ich teilweise verborgen war, nicht wahrnahm, oder daran, dass ich meinen Körper instinktiv auf eine Seite warf, oder daran, dass er sich bei der Entfernung verschätzte – bei seinem letzten Sprung ging er glatt über mich hinweg und landete drei oder vier Schritte weiter auf dem Boden. Sofort und ohne aufzustehen, drehte ich mich auf dem Knie um und feuerte meinen zweiten Lauf ab; und da er mir dann die Breitseite zuwandte, jagte ich ihm eine Kugel in die Schulter, die diese vollständig zertrümmerte. Als er mein zweites Feuer erhielt, unternahm er einen weiteren und entschlosseneren Ansturm auf mich, doch aufgrund seines behinderten Zustands wich ich ihm glücklicherweise aus. Es war jedoch nur um Haaresbreite, denn er passierte mich in Armlänge.

THE LUCKY ESCAPE.

Danach kroch er in das dichte Unterholz dahinter, wohin ich ihm, da die Nacht hereinbrach, nicht klugerweise folgen wollte.

Am frühen Morgen des nächsten Tages folgten wir jedoch seiner Fährte und stießen bald auf die Stelle, an der er die Nacht verbracht hatte. Der Sand war hier ein einziger Blutfleck, und die Büsche in der unmittelbaren Umgebung waren zerbrochen und von

seinem Gewicht niedergedrückt, als er in seinem Bemühen, wieder auf die Beine zu kommen, hin und her getaumelt war. Sonderbarerweise verloren wir hier jedoch jede Spur des Tieres. Ein großes Rudel Löwen, das am frühen Morgen an einer Giraffe gefressen hatte, hatte seine Fährte verwischt, und erst einige Tage später, als der Kadaver bereits im Zustand der Verwesung war, wurde sein Tod festgestellt. Er hatte seinen letzten Atemzug ganz in der Nähe der Stelle getan, an der wir „ratlos" gewesen waren; doch bei der Fortsetzung der Suche hatten wir unglücklicherweise genau die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen.

Auf unserem Heimweg von der Verfolgung des Löwen stießen wir auf eine Herde Zebras, und während ich mein Gewehr auf sie abfeuerte, drückte ich versehentlich beide Abzüge gleichzeitig ab. Da das Stück sehr leicht und mit doppelten Ladungen geladen war, flog der Lauf aus dem Schaft, wobei sich die Hähne tief in das Fleisch auf beiden Seiten meiner Nase, direkt unter den Augen, eingruben und Narben hinterließen, die bis zum heutigen Tag sichtbar sind. Herr Rath war bei meinem Anblick so gütig, mir zum Trost zu sagen, dass dies zweifellos eine gerechte Strafe des Himmels dafür sei, dass ich an einem Sonntag ein Gewehr getragen hatte!

KAPITEL X.

Weihnachten in der Wüste. — Rückkehr von Herrn Galton vom Erongo-Berg. — Er passiert zahlreiche Dörfer. — Große Dürre; die Eingeborenen haben die Wahl zwischen zwei Übeln. — Die Berg-Damaras. — Die Damaras ein Hirtenvolk. — Das ganze Land Gemeineigentum. — Enorme Viehherden. — Sie sind so zerstörerisch für die Vegetation wie Heuschrecken. — Aufbruch von Richterfeldt. — Der Autor erlegt eine Oryx-Antilope. — Die Ochsen widerspenstig. — Gefahr beim Durchqueren trockener Wasserläufe vor Beginn der Regenzeit. — Nachricht vom Räuberhauptmann Jonker. — Aufruhr unter den Dienern. — Aufbruch nach Schmelen's Hope.

Wir waren nun etwas mehr als vier Monate im Land, und Weihnachten war unmerklich herangekommen. Seltsamerweise war mir diese Tatsache, obwohl ich ein Tagebuch führte, nicht bewusst, bis eines Morgens die Männer kamen, um mir „fröhliche Weihnachten" zu wünschen. Fröhliche Weihnachten! Ach! Es gab keine fröhlichen Kinder – kein festliches Mahl – keine Weihnachtsbäume oder andere Anzeichen der „geheiligten und gnadenreichen Zeit". Ein Tag war für uns von derselben Bedeutung wie der andere. Zudem war unser Vorrat an Kolonialwaren usw. zu gering, als dass unser Koch uns einen Plumpudding oder eines jener feinen Gerichte hätte bereiten können, auf die selbst der arbeitende Mann in zivilisierten Ländern zu dieser Jahreszeit nur ungern verzichten würde. Glücklicherweise hatten wir uns nun so sehr an die „Busch-Diät" gewöhnt, dass wir nicht einmal den Mangel an dem verspürten, was andere als lebensnotwendig erachten mochten. Die ständige Exposition an der frischen Luft und die fortwährende Bewegung hatten unseren Appetit so sehr gesteigert und unsere Verdauungskraft verbessert, dass wir, obwohl wir vielleicht nicht wie die Eingeborenen ein „Yard" Fleisch oder so bei einer Mahlzeit verdrückten, dennoch unseren Teil bei den Mahlzeiten ebenso gut wie jeder Londoner Stadtrat leisten konnten; tatsächlich konnten wir zu jeder Zeit essen, und kaum etwas war uns jemals unwillkommen. Ein Schluck Wasser aus der reinen Quelle und ein Stück Trockenfleisch, das gerade in der heißen Asche erwärmt worden war, genossen wir ebenso sehr wie ein Glas sprudelndes Pale Ale und eine Scheibe Yorkshire-Schinken in Europa.

Auf diese Weise schafften wir es, heiter und angenehm weiterzuleben; doch Gedanken an die Heimat mit all ihren Annehmlichkeiten und an Freunde, die der Erinnerung teuer

sind, blitzten hin und wieder in unserem Geist auf. Solche Reflexionen versuchten wir jedoch zu vermeiden, da sie nur dazu dienten, uns traurig zu stimmen.

Am Morgen des 26. Dezember kehrte Galton von seinem Ausflug zum Erongo zurück. Er hatte an Fieber gelitten und war froh, sich sicher zurück im Lager zu befinden. Die Reise war recht zufriedenstellend gewesen. Das Hauptergebnis war eine Vergrößerung unseres Lebendviehbestands um etwa zwanzig Ochsen und die doppelte Anzahl an Schafen und Ziegen. Wir waren nun für einige Zeit ziemlich gut gegen alle Notfälle gewappnet. Galton war zudem auf den Berg gestiegen, von dem er sich sehr beeindruckt und erfreut zeigte. Er bestätigte vollauf die Erzählung der Eingeborenen über dessen Uneinnehmbarkeit, da er nur an ein oder zwei Stellen zugänglich war und diese leicht von einer Handvoll Männer gegen eine ganze Armee verteidigt werden konnten.

In runden Zahlen lag er etwa dreitausend Fuß über dem Niveau der Ebene und erstreckte sich in einer direkten Linie über fünfzehn Meilen. Die Vegetation schien weitgehend dieselbe wie anderswo im Damaraland zu sein, vielleicht jedoch üppiger. Der wilde Feigenbaum wuchs ziemlich reichlich in den Felsspalten, und die Reisenden erhielten eine Fülle der Früchte, die sehr schmackhaft waren.

Der Erongo war nur von Berg-Damaras bewohnt, die unter der Herrschaft verschiedener kleiner Häuptlinge standen. Allem Anschein nach besaßen sie zahlreiche Viehherden; doch mein Freund sah nur deren Spuren, da die Eingeborenen nicht bereit waren, Tiere zu verkaufen oder zu zeigen. Sie führten einen Vernichtungskrieg gegen die Damaras, die in den Ebenen darunter lebten, und da sie gesehen hatten, wie die Gruppe unbehelligt durch das Territorium ihrer Todfeinde zog, waren sie natürlich misstrauisch hinsichtlich ihrer Motive. Wahrscheinlich dachten sie, dass Herr Galton gekommen sei, um ihr Bollwerk auszukundschaften, um dann mit Verstärkung zurückzukehren und ihr Vieh wegzuführen.

Sowohl auf dem Hin- als auch auf dem Rückweg war Galton durch mehrere große Dörfer der Damaras gekommen, die bitterlich über die schwere Dürre klagten, die täglich eine Anzahl ihrer Tiere dahinraffte. Der einzige Ort, der noch Gras und Wasser in leidlicher Fülle bot, war das an den Fluss Swakop grenzende Land; dort jedoch fürchteten sie die Namaquas. Sie hatten jedoch nur zwei Alternativen – entweder zu riskieren, von diesen skrupellosen Leuten geplündert zu werden, oder mit ihrem Vieh an Hunger und Durst zugrunde zu gehen. Das Erstere wurde als das kleinere Übel angesehen, und sie näherten sich daher allmählich dem gefährlichen Distrikt. In der Tat waren bereits mehrere Kraals in Richterfeldt errichtet worden.

Da sie ein reines Hirtenvolk sind, haben die Damaras keine Vorstellungen von festen Wohnsitzen. Das ganze Land wird als öffentliches Eigentum betrachtet. Sobald das Gras abgefressen oder das Wasser an einem Ort erschöpft ist, ziehen sie an einen anderen weiter. Ungeachtet dessen und der lockeren Vorstellungen, die sie im Allgemeinen über *meum et tuum* (Mein und Dein) hegen, besteht ein Einverständnis, dass derjenige, der zuerst an einem bestimmten Ort eintrifft, der Herr desselben ist, solange er dort zu bleiben wünscht, und niemand wird ohne vorherige Anfrage und Erlaubnis bei ihm eindringen. Dasselbe wird sogar gegenüber Fremden beachtet. So war der einst mächtige Häuptling Kahichene bestrebt, sein Quartier in Richterfeldt aufzuschlagen; doch nach dem beschriebenen Verständnis sandte er zuerst einige seiner Vorleute zu Herrn Rath, um von ihm zu erfahren, wie weit dieser mit seinem Vorschlag einverstanden sei. Der ehrwürdige Herr antwortete, dass ihr Herr in dieser Angelegenheit tun könne, was er wolle, da er selbst nur ein Fremder sei und folglich keinen Anspruch auf den Boden erheben könne. Die Boten wollten dies jedoch nicht hören und sagten ihm, dass ihr Häuptling niemals

daran denken würde, einzudringen, ohne die ausdrückliche Erlaubnis dazu erhalten zu haben.

Zu dieser Zeit galt Kahichene als der reichste und mächtigste Häuptling im ganzen Land. Sein Reichtum bestand natürlich ausschließlich aus Ochsen und Schafen. Um eine Vorstellung von der Anzahl zu geben, die er damals besaß, will ich anführen, dass am frühen Morgen nach dem erwähnten Interview die ersten Herden zu erscheinen begannen und ohne Unterbrechung bis spät am Abend des zweiten Tages eintrafen. Zudem kamen sie nicht in Reihen von eins oder zwei, sondern das gesamte Bett und die Ufer des Swakop waren tatsächlich mit einer lebenden Masse von Ochsen bedeckt; und alles in allem war dies nur ein kleiner Teil dessen, was er wirklich besaß. In der Zeit von drei kurzen Wochen war im Umkreis von vielen Meilen um Richterfeldt kein Grashalm oder grünes Ding mehr zu finden. In der Tat hätte jemand, der die wahre Ursache dieser Verwüstung nicht kannte, sie wahrscheinlich dem verheerenden Einfluss jener Plage Afrikas, der Heuschrecke, zugeschrieben.

Viel wertvolle Zeit war bisher mit dem Sammeln von Informationen über das Land und die Einwohner, dem Kauf und Zureiten von Vieh und so weiter verloren gegangen, und dies, ohne dass wir eine beträchtliche Distanz zurückgelegt hatten. Wir hofften nun jedoch, unsere Reise ernsthaft fortsetzen zu können, und es wurde keine Zeit verloren, die letzten Vorkehrungen für unseren Aufbruch zu treffen. Unsere geplante Route lag nördlich von Richterfeldt; da das Land jedoch als sehr hügelig und dicht bewaldet galt, hielten wir es für ratsam, über Barmen zu reisen. Da kaum genug Maultiere übrig waren, um den Karren zu ziehen, hielten wir es für das Beste, ihn in der Obhut von Herrn Rath zurückzulassen, der freundlicherweise versprach, während unserer Abwesenheit darauf aufzupassen. Die zwei Wagen wurden für groß genug befunden, um uns selbst und das Gepäck aufzunehmen.

Die Ochsen, die von Anfang an nur teilweise zugeritten gewesen waren, waren nun durch ihre lange Ruhe wild, widerspenstig und im Extrem unregierbar. Bevor wir die zwei für die Wagen notwendigen Gespanne effektiv sichern konnten, waren mehrere Stunden vergangen, und es war erst spät am Nachmittag des 30. Dezember 1850, dass wir in der Lage waren, Richterfeldt und seinen gefälligen Bewohnern endgültig Lebewohl zu sagen.

Wir machten am ersten Tag nur wenig Fortschritte; und als wir für die Nacht biwakierten, was am rechten Ufer des Swakop geschah, waren wir nur drei Stunden Reise von der Missionsstation entfernt. Tatsächlich waren wir gezwungen, frühzeitig Halt zu machen, da die Maultiere und einige der Ochsen sich aus dem Staub gemacht hatten.

Während der Nacht wurden wir von ganzen Rudeln von Löwen und Hyänen mit Ständchen bedacht. Eine der Letzteren hatte die Kühnheit, bis in das Lager zu kommen, und zog sich erst nach einem hartnäckigen Kampf mit den Hunden zurück. Im Bett des Flusses zudem, und dort, wo unser Vieh während der Nacht getrunken hatte, entdeckten wir eine Stelle, an der ein Löwe einen Satz auf ein Zebra gemacht hatte, doch seine Beute ihn offensichtlich enttäuscht hatte.

Am nächsten Morgen schulterte ich, ohne auf die Rückkehr der Männer zu warten, die zur Suche nach den vermissten Tieren ausgesandt worden waren, mein Gewehr und ging voraus, in der Hoffnung, einige naturhistorische Exemplare zu erlangen sowie auf Wild irgendeiner Art zu stoßen; und ich wurde nicht enttäuscht. An einer Biegung des Flusses stieß ich plötzlich auf eine stattliche Herde von Oryxen oder Gemsböcken, dem vermeintlichen südafrikanischen Einhorn. Als sie in schnellem Tempo und mindestens hundertfünfzig Yards voraus meinen Weg kreuzten, feuerte ich auf das führende Tier (das sich als ausgewachsenes Weibchen herausstellte) und hatte die Genugtuung, es im Schuss

zusammenbrechen zu sehen. Als ich zu meiner Beute hinging, stellte ich fest, dass die Kugel – eine konische – glatt durch beide Schultern gegangen war, und dies war vielleicht etwas bemerkenswert, da der Gewehrlauf glatt gebohrt war. Nachdem ich vorsichtig das Fell mit dem daran befindlichen Kopf entfernt hatte, machte ich mich daran, das Fleisch zu zerlegen, was eine ziemlich mühsame Aufgabe war.

Obwohl es Winter (Januar) war, war der Tag drückend heiß, und die blattlosen Dornenbäume boten keinen Schutz gegen die brennenden Strahlen der Sonne. Ich litt übermäßig unter Durst, und unglücklicherweise holten mich die Wagen erst nach Sonnenuntergang ein. Die Damaras schrien vor Entzücken beim Anblick der Oryx. Sie hielten in jener Nacht ein glorreiches Gelage ab, und die Rückkehr des Tageslichts fand sie immer noch bei ihrem Fest!

Mit Ausnahme eines schweren Gewitters, begleitet von einer Sintflut aus Regen, war unsere Reise nach Barmen von keinem weiteren erwähnenswerten Vorfall gezeichnet. Wir erreichten es sicher am 9. Januar 1851 nach sieben Tagen Reise, wovon die Hälfte unter gewöhnlichen Umständen ausreichend gewesen wäre; wir hatten jedoch sehr beträchtliche Schwierigkeiten erlebt, unsere Wagen vorwärtszubringen. Die Ochsen zogen gut genug, solange das Land eben war, doch in dem Moment, in dem sie einen Hügel vor sich hatten, blieben sie stehen, und kein Maß an Auspeitschen konnte sie bewegen weiterzugehen. Wenn die Peitsche angewandt wurde, erzeugte dies nur ein wütendes Brüllen, Treten, Kopfschütteln, Schwanzschlagen und so weiter. Bei solchen Gelegenheiten verdrehten sie sich nicht selten gänzlich im Joch, und es dauerte oft eine ganze Stunde, um sie wieder in Ordnung zu bringen.

Aufgrund des dichten Waldes und der allgemeinen Rauheit des Landes bieten die trockenen Betten periodischer Wasserläufe die einzige wirklich praktikable Straße. Bei Annäherung der Regenzeit sind diese jedoch nicht immer sicher; denn in vermeintlicher Sicherheit mag der Reisende sich vielleicht ganz plötzlich inmitten eines schäumenden Wildbachs wiederfinden. Wenn die Ochsen nicht gut trainiert sind, sind ernsthafteste Folgen zu befürchten. Es gibt viele Fälle von Wagen mit ihren Gespannen, die so überrascht und fortgeschwemmt wurden. Unsere Befürchtungen in dieser Hinsicht wurden daher erst beruhigt, als wir das Missionshaus in Barmen in voller Sicht hatten. In der Tat war es höchste Zeit, denn am dritten Tag unserer Ankunft dort sandte der Swakop seine gewaltige Flut herab.

Es sollte angemerkt werden, dass die ersten Regenschauer gewöhnlich bereits im September und Oktober fallen, die Regenzeit jedoch erst im Dezember und Januar richtig einsetzt.

Ein Brief von Jonker Afrikaner erwartete unsere Ankunft, in dem er den Wunsch äußerte, dass Herr Galton ihn persönlich bald besuchen möge, damit sie gemeinsam über die Angelegenheiten des Landes beraten könnten. Mein Freund war zuerst ein wenig unentschlossen, wie er handeln sollte, da es nur eine List des listigen Häuptlings sein konnte, um ihn in eine Falle zu locken. Da es jedoch unter allen Umständen besser wäre, seine wahren Absichten zu kennen, als in ständiger Ungewissheit und Spannung gehalten zu werden, entschloss er sich, sobald die Umstände es erlaubten, Jonkers Wunsch nachzukommen.

Als wir Richterfeldt Lebewohl sagten, geschah dies in der festen Überzeugung, dass die Haupthindernisse für die Expedition beseitigt worden seien; doch wir hatten uns gewaltig geirrt. Unter verschiedenen Vorwänden weigerten sich die Eingeborenen, die wir engagiert hatten, plötzlich weiterzuziehen. Selbst der Mann, der zuerst unsere Aufmerksamkeit auf den See Omanbonde gelenkt hatte und der der Einzige zu sein

schien, der mit ihm vertraut war, drohte uns zu verlassen. Unsere Kap-Diener wurden ebenfalls etwas mürrisch und unzufrieden. In der Tat verlangten und erhielten zwei von ihnen, Gabriel und John Waggoner, von denen der Leser sich erinnern wird, dass sie uns bereits einigen Ärger bereitet hatten, ihre Entlassung. Unter diesen Umständen war nicht daran zu denken, unseren Plan sofort in die Tat umzusetzen. Wir fühlten uns übermäßig verärgert, und unser Vorrat an Geduld war beinahe erschöpft. Dennoch gaben wir die Hoffnung auf einen endgültigen Erfolg nicht ganz auf.

Barmen war jedoch als Lagerplatz schlecht geeignet; denn obwohl es als Wohnsitz für uns selbst angenehm genug war, war Gras für das Vieh knapp und weit entfernt. Herr Hahn riet uns, nach Schmelen's Hope weiterzuziehen, das etwa fünfzehn Meilen nördlich gelegen ist, wo wir, da dort in letzter Zeit keine Eingeborenen gewohnt hatten, Überfluss an Weide finden würden. Dementsprechend handelten wir nach seinem Vorschlag und waren am Nachmittag des 13. Januar an jenem Ort eingerichtet.

KAPITEL XI.

Schmelen's Hope. — Szenerie. — Missionsstation. — Raubzug der Namaquas. — Undankbarkeit der Eingeborenen. — Jonkers Fehde mit Kahichene; seine Grausamkeiten; seine Treuebruch. — Herr Galton bricht nach Eikams auf. — Erfolgreiche Jagdausflüge des Autors. — Er fängt einen jungen Steinbock und einen Kudu. — Sie lassen sich leicht domestizieren. — Hyänen sehr lästig; mehrere durch Selbstschussanlagen vernichtet. — Letztere beschrieben. — Besuch von einem Leoparden; er verwundet einen Hund; Verfolgung und Tod des Leoparden. — Der Karakal.

Schmelen's Hope ist malerisch am rechten Ufer des Kleinen Swakop gelegen, genau am Zusammenfluss eines seiner Nebenflüsse, dessen Ufer mit majestätischen Bäumen der Mimosen- und Akazienfamilie gesäumt waren. Einige von diesen standen nun in voller Blüte und boten einen interessanten und schönen Anblick. Da zudem kürzlich schwere Regenschauer gefallen waren, erkannte die dankbare Erde den Tribut an, indem sie rasch ihren grenzenlosen Vorrat an aromatischen Kräutern und Pflanzen hervorsandte –

„Kräuter für des Menschen Gebrauch von verschiedener Kraft,

Die entweder Nahrung oder Arznei gewähren."

Der ganze Aspekt des Landes änderte sich wie durch Zauberei, und ich betrachtete die veränderten Züge der Landschaft in Entzücken und Erstaunen. Es erinnerte mich stark an die Worte des Psalmisten –

„Seine Regen vom Himmel erquicken die verdorrten Hügel,

Die bald den flüssigen Vorrat weitergeben,

Bis die Erde mit ihrer Frucht beladen ist,

Und der Schoß der Natur nicht mehr fassen kann."

Schmelen's Hope (Schmelen's Erwartung) ist so benannt, teils wegen seiner vorgeschobenen Position und teils zu Ehren seines Gründers, des ehrwürdigen Herrn Schmelen, der nach allen Berichten einer der begabtesten und unternehmungslustigsten Missionare war, die jemals ihren Fuß auf afrikanischen Boden setzten. Eine Zeit lang war diese Station von Herrn Hahn besetzt und zuletzt von seinem Kollegen, Herrn Kolbe.

Etwa zu der Zeit, als wir in der Walfischbucht landeten, hatte Letzterer es jedoch für notwendig befunden, einen überstürzten Rückzug anzutreten, infolge eines Angriffs einer Gruppe von Namaquas auf die Station.

Kurz nach Herrn Kolbes Niederlassung in Schmelen's Hope schlossen sich ihm Kahichene – von dem in den vorangegangenen Seiten die Rede war – und eine beträchtliche Anzahl seines Stammes an. Sie lebten hier weiterhin in ahnungslosester Sicherheit. Die Sache der Mission machte beträchtliche Fortschritte, und es wurden wirklich Hoffnungen gehegt, dass das Damaraland schließlich zivilisiert werden könnte. Die goldenen Visionen einer glücklichen Zukunft für dieses unglückliche Land wurden jedoch schnell durch das plötzliche Erscheinen einer Gruppe von Namaquas unter dem unmittelbaren Kommando von Jonker Afrikaner zerstreut. Durch diese Bande wurde eine große Anzahl von Eingeborenen massakriert; eine beträchtliche Beute an Vieh wurde weggeführt; und Kahichene selbst entkam nur um Haaresbreite. Gerade als er seinen Rückzug bewerkstelligte, wurde er von einem berittenen Namaqua bemerkt und verfolgt. Als er sich hart bedrängt sah und es unmöglich war, seinem Verfolger auszuweichen, drehte sich der Häuptling schnell um und im nächsten Augenblick streckte er den Mann mit einem vergifteten Pfeil tot zu seinen Füßen nieder.

Viele Taten großer Grausamkeit wurden bei dieser Gelegenheit begangen, von denen die folgende angeführt werden mag. Mehrere Damaras hatten Zuflucht auf dem Gipfel eines isolierten Felsens von achtzig oder neunzig Fuß Höhe gesucht. Sobald die Namaquas sie bemerkten, setzten sie sich kühl um die Basis herum, und wann immer einer der armen Kerle aus seinem Versteck hervorlugte, wurde er wie eine Krähe abgeschossen. Herr Galton und ich besuchten den Ort kurz nach unserer Ankunft in Schmelen's Hope und sahen die gebleichten Knochen der Opfer umherliegen, doch wir waren nicht in der Lage, die genaue Anzahl der getöteten Menschen zu ermitteln, da die Schakale und die Hyänen viele Teile der Skelette weggeschleppt und zerstört hatten.

Obwohl bei dieser Gelegenheit kein direkter Angriff auf die Missionsstation unternommen wurde, hielt Herr Kolbe es dennoch für unklug, länger dort zu bleiben. Dementsprechend packte er das Wertvollste seiner Güter auf seinen Wagen und reiste eilig nach Barmen ab.

Einige Tage später kehrten einige geflüchtete Damaras an den Ort ihres Unglücks zurück, und als sie das Haus verlassen vorfanden, waren sie gemein genug, es seines Inhalts zu berauben. Zudem zerstörten sie mutwillig das, was sie selbst nicht gebrauchen konnten, oder verstreuten es auf dem Boden. Bei unserer Ankunft in Schmelen's Hope fanden wir daher nichts als die bloße Hülle des Hauses vor. Dieses war, obwohl einfach aus Lehm gebaut und mit Reit gedeckt, eher ordentlich ausgeführt und war offenbar einst das Äußere einer komfortablen Wohnung gewesen.

Wasser wurde aus einem großen Pfuhl oder Vley gewonnen, der jedoch in sehr trockenen Jahren versiegen konnte. Etwa fünf Meilen den Swakop hinauf befand sich zudem eine recht ergiebige Quelle namens Okandu, wo das Vieh trinken konnte.

Allgemein gesagt sind die Namaquas, wenn sie eine Chance haben Vieh zu erlangen, keineswegs wählerisch darin, ob sie Freund oder Feind berauben. Bei dieser speziellen Gelegenheit jedoch wurde vermutet, dass sie einen alten Groll gegen Kahichene und seinen Stamm hegten. Einmal, als Jonker und eine große Gruppe seiner Anhänger auf dem Weg zur Walfischbucht waren, gingen ihnen die Vorräte aus, und da sie hörten, dass Kahichene, mit dem sie damals auf freundschaftlichem Fuß standen, in der Nähe sei, lenkten sie ihre Schritte zu seinem Kraal. Kahichene empfing sie höflich, weigerte sich jedoch, ihre Bedürfnisse zu stillen. Er riet Jonker jedoch, sich Vieh von einem anderen

Damara-Häuptling zu holen, der, wie er sagte (obwohl ohne jede Grundlage), ihr gemeinsamer Feind sei. Jonker ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern griff sofort den Kraal dieses Mannes an. In dem darauf folgenden Kampf wurden einige von Kahichenes Leuten versehentlich getötet; dieser jedoch, im Glauben, das Gemetzel sei absichtlich verübt worden, unternahm noch in derselben Nacht einen wütenden Angriff auf Jonker. Wie gewöhnlich geschah es jedoch, und vielleicht in gewissem Maße dem Umstand geschuldet, dass die Damaras weniger Gewehre hatten als die Namaquas, dass er mit sehr schweren Verlusten abgeschlagen wurde. Obwohl die Angelegenheit später zwischen den Häuptlingen beigelegt wurde, vergab Jonker in seinem Herzen Kahichenes Angriff auf ihn niemals, den er als einen Vertrauensbruch ansah.

Bei allen Angriffen der Namaquas wurden die abscheulichsten Barbareien begangen. Die Männer wurden unbarmherzig niedergeschossen; den Frauen wurden Hände und Füße abgehakt; den Kindern wurden die Bäuche aufgeschlitzt usw.; und all dies, um einen wilden Durst nach Blut zu stillen. Viele arme Kreaturen habe ich selbst gesehen, die ein elendes Dasein fristeten, nachdem sie so der Gliedmaßen beraubt oder anderweitig grausam verstümmelt worden waren.

Jonker selbst scheint gefühllos gegenüber allen besseren Empfindungen unserer Natur gewesen zu sein. Als ihm bei einer Gelegenheit Nachricht vom Verlust eines Handelsschiffes (irgendwo bei Cape Cross) gebracht wurde, brachen er und seine Männer auf, um nach dem Wrack zu suchen. Bevor sie es erreichten, wurde ein Teil seines Viehs gestohlen, und da vermutet wurde, dass der Diebstahl von den Damaras begangen worden war, ließ Jonker nach dem Häuptling des verdächtigen Stammes schicken, empfing ihn auf freundliche Weise und lud ihn ein, für die Nacht in seinem Lager zu bleiben, in deren Verlauf er ihn jedoch grausam ermorden ließ. Vor seinem Verscheiden bat der arme Kerl um die Erlaubnis, seine Frau und seine Kinder sehen zu dürfen, doch Jonker war unmenschlich genug, seine Bitte abzulehnen. Auf die Verweigerung hin wandte sich der Unglückliche seinem Mörder zu, wischte sich das Blut aus dem Gesicht und rief aus: „Da du so treulos an mir gehandelt hast und mir sogar verweigert hast, meine Familie zu sehen, sollst du niemals gedeihen; und mein Vieh, von dem ich wohl weiß, dass du es begehrst, soll dir ein Fluch sein!“

Es wurde behauptet, dass Jonker einst die Ausrottung aller erwachsenen Männer unter den Damaras und die Aufteilung der Frauen, der Kinder und des Viehs unter seine eigenen Leute plante, in der Hoffnung, dadurch seinen Stamm zum mächtigsten in jenem Teil Afrikas zu machen.

Am 16. Januar brach Herr Galton in seiner Friedensmission nach Eikhams auf, dem Wohnsitz von Jonker Afrikaner. Er wurde von Hans, John Mortar und zwei oder drei einheimischen Dienern begleitet.

Zwei Tage später gelang es den Maultieren, obwohl sie streng bewacht wurden, unsere Wachsamkeit zu umgehen und ihre Flucht zu bewerkstelligen. Glücklicherweise wurden sie in Barmen abgefangen, von wo sie freundlicherweise von Herrn Hahn zurückgesandt wurden. Nicht lange danach machten sie sich erneut davon, passierten Barmen diesmal jedoch in der Nacht, sodass niemand sie sah, und infolgedessen konnten sie ihren Weg ungehindert fortsetzen und wurden niemals wieder eingefangen. Seltsamerweise fanden diese Tiere (mit Ausnahme von zwei, die von Löwen in der Nachbarschaft von Richterfeldt getötet wurden) schließlich ihren Weg zurück nach Scheppmansdorf, nachdem sie über 200 Meilen allein gereist waren!

Während der Abwesenheit von Herrn Galton schaffte ich es, mir die Zeit angenehm und nützlich zu vertreiben. In der Tat verbrachte ich einige meiner glücklichsten Tage an

diesem ruhigen, abgelegenen und charmanten Ort in vollem Genuss uneingeschränkter Freiheit. Die Vormittage waren gewöhnlich Ausflügen in die Nachbarschaft auf der Suche nach Wild gewidmet. An Vierfüßern hatten wir die Giraffe, das Gnu, den Gemsbock, den Springbock, den Kudu, den Pallah, den Steinbock usw., sodass ich keine Schwierigkeiten hatte, die Vorratskammer ziemlich gut gefüllt zu halten. Ich fügte meiner Sammlung naturhistorischer Exemplare zudem manch interessante und wertvolle Ergänzung hinzu.

Eines Tages wurde ein junger Steinbock gefangen, ebenso wie ein Kudu, und es gelang mir, beide aufzuziehen.

Mit dem Steinbock hatte ich sehr wenig Mühe, da eine Ziege, die ich ihres Zickleins beraubt hatte, ihn gütig annahm und ihm eine zweite Mutter wurde. Der Kudu machte mir nicht viel mehr Mühe; denn nach einigen Tagen, in denen ihm Milch mit einem Löffel gegeben wurde, saugte er von selbst aus dem, was Mütter eine „Saugflasche“* nennen, und stieß und zog daran, als ob er Nahrung aus den Zitzen seiner Mutter zöge.

Sowohl der Steinbock als auch der Kudu waren sehr hübsche Kreaturen und wurden in kurzer Zeit sehr zahm und anhänglich. Ihre lebhaften und anmutigen Sprünge und spielerischen Eskapaden waren für uns alle eine Quelle großen Vergnügens. Ihr Ende war jedoch etwas tragisch: Der Steinbock starb an Erschöpfung nach einem anstrengenden Tagesmarsch, und den Kudu, der eine wertvolle Ergänzung für die schöne Menagerie im Regent's Park gewesen wäre, musste ich töten, weil wir keine ausreichende Menge an geeignetem Futter für seinen Unterhalt beschaffen konnten und keinen Platz im Wagen für seinen Transport hatten. Es schmerzte mich sehr, die arme Kreatur zu vernichten, doch es gab keine Alternative.

Hyänen, von den Kolonisten Wölfe genannt, waren in Schmelen's Hope sehr zahlreich und überaus dreist und lästig. Mehr als einmal drangen sie während dunkler und nieseliger Nächte in den Schaf-Kraal ein, wo sie schlimmes Unheil anrichteten. Wir machten mehrere Jagden auf sie, doch es gelang ihnen ausnahmslos, uns zu entwischen.

Um diese lästigen Gäste loszuwerden, stellten wir einige Selbstschussanlagen auf ihren Pfaden auf und bewerkstelligten mittels dieser Vorrichtung den Tod mehrerer.

Die Art und Weise, wie das Selbstschussgewehr für die Hyäne aufgestellt wird, ist wie folgt:

Zwei junge Bäume werden ausgewählt und ihrer unteren Zweige beraubt, oder stattdessen ein Paar fester Pfosten fest in den Boden gerammt.

** Eine Flasche jeder Art, gefüllt mit Milch und mit einem (in Leinen eingewickelten) Federkiel im Korken.*

SHOOTING TRAP.

Das in den Boden getriebene Holz würde den Zweck ebenso gut erfüllen. An diesen Bäumen oder Pfosten, je nach Fall, wird das Gewehr in horizontaler Position festgebunden, wobei die Mündung leicht nach oben zeigt. Ein etwa sechs Zoll langes Holzstück – kurz gesagt, der Hebel – wird so an der Seite des Gewehrschafts festgebunden, dass er sich leicht vor- und rückwärts bewegen lässt. Eine kurze Schnur verbindet den Abzug mit dem unteren Teil des Hebels. Am oberen Ende des Letzteren ist ein längeres Stück Kordel befestigt, an dessen äußerem Ende, nachdem es durch eines der leeren Ladestockröhrchen geführt wurde, ein Klumpen Fleisch angebunden ist, der über die Mündung des Gewehrs geschoben wird.

Nachdem diese Dinge geregelt sind, wird eine Art Zaun aus Dornenbüschen um die Stelle errichtet, wobei nur eine kleine, schmale Öffnung gelassen wird, und zwar direkt vor der Mündung des Gewehrs. Eine „Schleppe“, bestehend aus verdorbenem Fleisch oder anderen Abfällen, wird dann von verschiedenen Punkten der Umgebung direkt bis zu den „Schlingen“ gezogen. Wenn die Hyäne den Köder packt – was sie nur tun kann, indem sie das Maul direkt über der Mündung der Waffe aufsperrt – und daran zieht, geht das Gewehr sofort los, und die Chancen stehen hundert zu eins, dass das Gehirn des Tieres weit und breit verstreut wird.

Während unseres Aufenthalts in Schmelen's Hope erhielten wir nicht selten Besuch von Leoparden, die von den Holländern fälschlicherweise „Tiger“ genannt werden, unter welcher Bezeichnung auch der Panther eingeschlossen wird; aber ich glaube nicht, dass Tiger, zumindest von der in Ostindien verbreiteten Art, auf dem afrikanischen Kontinent existieren. Die Damaras behaupten jedoch, dass der echte Tiger im Land vorkomme, und sie zeigten Herrn Rath einmal die Spuren eines Tieres, von denen er mir gegenüber erklärte, sie seien ganz anders als alle, die er zuvor in Afrika gesehen habe, und von denen die Eingeborenen ihm versicherten, es seien die des fraglichen Tieres.

Eines Nachts wurde ich plötzlich durch ein wütendes Bellen unserer Hunde geweckt, begleitet von Angstschreien. Da ich vermutete, dass ein Raubtier einen von ihnen gepackt hatte, sprang ich unbekleidet aus meinem Bett und eilte, das Gewehr in der Hand, zu der Stelle, von der die Schreie kamen. Die Nacht war jedoch stockfinster, und ich konnte nichts erkennen; doch in der Hoffnung, den Eindringling zu verscheuchen, schrie ich aus voller Kehle. Nach wenigen Augenblicken wurde eine Fackel angezündet, und wir erkannten dann die Spuren eines Leoparden sowie große Blutflecken. Beim Zählen der Hunde stellte ich fest, dass „Summer", der beste und schnellste unseres Zwingerbestandes, fehlte. Da es vergeblich war, nach ihm zu rufen und zu suchen, schloss ich daraus, dass der Tiger ihn weggetragen hatte, und da in jener Nacht nichts weiter getan werden konnte, legte ich mich wieder schlafen; doch das Schicksal des armen Tieres verfolgte mich weiter und vertrieb den Schlaf.

Ich hatte mich auf den vorderen Kasten des Wagens gesetzt, als plötzlich die melancholischen Schreie wiederholt wurden, und als ich die Stelle erreichte, fand ich „Summer" der Länge nach mitten in einem Busch ausgestreckt. Obwohl das arme Geschöpf mehrere tiefe Wunden an Kehle und Brust hatte, erkannte es mich sofort und sah mir, mit dem Schwanz wedelnd, wehmütig ins Gesicht. Der Anblick machte mich krank, als ich ihn ins Haus trug, wo er sich jedoch mit der Zeit erholte.

Schon am nächsten Tag wurde „Summer" auf eine sehr unerwartete Weise gerächt. Einige der Diener waren in das Flussbett gegangen, um einen Schakal zu jagen, als sie plötzlich auf einen Leoparden stießen, der gerade im Begriff war, unsere Ziegen anzuspringen, die ahnungslos am Flussufer grasten. Als er sich entdeckt sah, flüchtete er sofort auf einen Baum, wo er sogleich von den Männern angegriffen wurde. Erst nachdem er über sechzehn Wunden erhalten hatte – von denen einige durch vergiftete Pfeile zugefügt worden waren – erlosch das Leben. Ich kam erst am Ort des Geschehens an, um ihn sterben zu sehen.

Während der ganzen Angelegenheit hatten sich die Männer am Fuße des Baumes aufgestellt, an dessen Ästen der Leopard sich beharrlich festklammerte; und nachdem sie all ihre Munition verbraucht hatten, schlug einer von ihnen vor – und der Vorschlag wurde ernsthaft in Erwägung gezogen –, sie sollten ihn am Schwanz herunterziehen!

Die ärmeren der Damaras essen, wenn sie unter Nahrungsmangel leiden, das Fleisch des Leoparden, der Hyäne und vieler anderer Raubtiere.

Der Karakal (*Felis caracal*), oder die Wildkatze, wie sie in diesen Gegenden allgemein genannt wird, war in der Nachbarschaft von Schmelen's Hope nicht ungewöhnlich. Das Fell dieses Tieres ist warm und hübsch und wird von den Eingeborenen sehr geschätzt, die die Häute zu Karossen usw. verarbeiten. Nach Professor Thunberg, der sich auf die Autorität der holländischen Buren beruft, ist die Haut des Karakals auch „sehr wirksam als zerteilendes Mittel, wenn sie auf Partien aufgelegt wird, die von Kälte oder Rheumatismus befallen sind".

KAPITEL XII.

Wildgeflügel im Überfluss. — Die Riesentrappe. — Die Termiten. — Wilde Bienen. — Pilze. — Der Häuptling Zwartbooi. — Rückkehr von Herrn Galton. — Er schließt einen Vertrag mit Jonker. — Er besucht Rehoboth. — Verfehlungen von John Waggoner und Gabriel. — Wechsel der Dienerschaft. — Raupenschwarm. — Eine Erkundungsexpedition. — Gewitter. — Die Omatako-Berge. — Zebrafleisch ein Gottesgeschenk. — Tropisches Phänomen. — Die

Damaras nicht gerade für ihre Wahrhaftigkeit bekannt. — Lager in einem Ameisenhaufen. — Rückkehr nach Schmelen's Hope. — Vorbereitungen für den Besuch des Omanbonde-Sees.

Wir haben nie besser gespeist als in Schmelen's Hope. Neben dem erwähnten größeren Wild war unser Tisch reichlich mit Gänsen, Enten, Perlhühnern, Frankolinen, Waldhühnern und so weiter gedeckt. Die Riesentrappe (*Otis kori*, Burchell), der südafrikanische „Paauw", war zudem sehr zahlreich, aber so scheu, dass es als eine geschickte Leistung galt, sie selbst mit dem Gewehr zu erlegen. Eine, die ich schoss, wog nicht weniger als achtundzwanzig Pfund. Ich habe seither wiederholt afrikanische Trappen dieser Art erlegt, aber ich habe nie einen zweiten Vogel gesehen, der mehr als zwei Drittel des eben angegebenen Gewichts erreichte; gewöhnlich übersteigen sie vierzehn oder fünfzehn Pfund nicht. Das Fleisch ist sehr zart und schmackhaft; nach meinem Empfinden ist es in der Tat der am besten schmeckende aller Wildvögel, die in diesem Teil Südafrikas vorkommen.

Da nun die Brutzeit war, lieferten uns die zahlreichen Perlhuhnschwärme in der Nachbarschaft einen ständigen Vorrat an frischen Eiern, die, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, ausgezeichnet sind.

Schmelen's Hope wimmelte von Termiten oder weißen Ameisen. Meine Vorstellungen von Ameisenhaufen wurden hier zum ersten Mal Wirklichkeit; denn einige der Behausungen dieses interessanten, wenn auch zerstörerischen Insekts maßen bis zu hundert Fuß Umfang an der Basis und erhoben sich bis zu etwa zwanzig Fuß in die Höhe! Termiten bekommt man tagsüber selten zu Gesicht; aber es ist keine ungewöhnliche Sache, nachdem man eine Nacht auf dem Boden verbracht hat, Felle, Decken usw. an hundert verschiedenen Stellen von ihnen durchlöchert vorzufinden.

Beim Bau ihrer Nester fügen die Termiten diese nicht von außen hinzu, wie bei der in England verbreiteten Ameisenart, sondern vergrößern sie von innen heraus, indem sie sozusagen die Wand nach außen drücken. Ihre Arbeiten werden gewöhnlich im Dunkeln ausgeführt, und am frühen Morgen kann jede nächtliche Erweiterung des Gebäudes an ihrer Feuchtigkeit erkannt werden. „Sie schließen sich", sagt die *English Cyclopaedia*, „in Gesellschaften zusammen, die jeweils aus einer immensen Anzahl von Individuen bestehen, die im Boden und in Bäumen leben und oft das Holzwerk von Häusern angreifen, in denen sie unzählige Galerien bilden, die alle zu einem zentralen Punkt führen. Bei der Bildung dieser Galerien vermeiden sie es, die Oberfläche des Holzwerks zu durchbrechen, weshalb es gesund erscheint, wenn die geringste Berührung manchmal ausreicht, um es in Stücke zerfallen zu lassen." Dies ist eine klare und, wie ich nicht bezweifle, korrekte Darstellung. Ich selbst bin oft erstaunt gewesen, riesige Bäume, die scheinbar gesund waren, bei einer Berührung mit der Hand in Stücke zerfallen zu sehen.

Wilde Bienen bauen sehr häufig ihre Nester in den gigantischen Behausungen der Termiten. In manchen Jahren sind Bienen sehr zahlreich. Das Wesen dieser Insekten scheint ungewöhnlich ruhig und nachsichtig zu sein. In der Tat habe ich nie erlebt, dass ein Mann von ihnen gestochen wurde, wenn er ihre Nester raubte. Gewöhnlich werden diese im ersten Schritt ausgeräuchert, aber ebenso oft (wie ich selbst viele Male miterlebt habe) nähert man sich ihnen furchtlos und sie werden vom nackten Wilden ohne diese Vorsichtsmaßnahme geplündert.

Eine weitere interessante Tatsache im Zusammenhang mit den Behausungen der Termiten ist, dass während der Regenzeit Pilze in großer Fülle an ihren Seiten wachsen. In Größe und Geschmack sind diese Pilze allen in Europa gefundenen weit überlegen. Man muss jedoch bei ihrer Auswahl vorsichtig sein, da andere Pilze giftiger Natur im Aussehen

fast identisch sind. Zwei der Kinder eines unserer Damaras wurden fast getötet, weil sie einige von diesen anstelle von Pilzen gegessen hatten.

Am 6. Februar erhielt ich Besuch von einem großen Namaqua-Häuptling namens William Zwartbooi und fand in ihm eine sehr angenehme alte Persönlichkeit. Er war Herrn Galton nicht weit von Eikhams begegnet, der ihn nach Schmelen's Hope geschickt hatte, um seine Rückkehr abzuwarten.

Einst hatte dieser Häuptling die Damaras in genau ähnlicher Weise beraubt und massakriert wie Jonker Afrikaner; aber dank der Bemühungen der Missionare war er allmählich von seinen schlechten Praktiken entwöhnt worden und lebte nun auf ausgezeichnetem Fuß mit seinen Nachbarn.

Jonker und Zwartbooi verkehrten gelegentlich miteinander, aber sie waren einander keineswegs wohlgesonnen. Bei einer Gelegenheit, als Letzterer sein Missfallen über das unmenschliche Vorgehen seines Freundes gegen die Damaras ausgedrückt hatte, sagte Jonker ihm, wenn er (Zwartbooi) sich in seine Angelegenheiten einmische, würde er ihm einen solchen Besuch abstatten, der seinen Andachten ein Ende bereiten und ihn um Gnade flehen lassen würde.

Innerhalb von Zwartboois Territorium befand sich ein Berg namens Tans, wo Pferde das ganze Jahr über weiden konnten, ohne der „Paardeziekte" ausgesetzt zu sein, der grausamen Krankheit, der diese Tiere unterworfen sind. Fast alle nördlichen Namaquas, Jonker eingeschlossen, pflegen ihre Pferde während der Krankheitszeit hierher zu schicken.

Bei einer Gelegenheit, als Jonker im Begriff war, einen „Raubzug" gegen die Damaras zu unternehmen, schickte er einen Eilboten zu Zwartbooi wegen seiner Pferde; dieser Häuptling jedoch, der über den Grund informiert worden war, aus dem die Rösser benötigt wurden, weigerte sich unter irgendeinem Vorwand, sie herauszugeben, und während man verhandelte, ging die günstige Gelegenheit verloren. Es scheint, dass Jonker Zwartbooi diesen Akt des Verrats, wie er es nannte, nie verzieh und beschloss, egal wie groß das Risiko sein mochte, sich nie wieder in die Gewalt eines anderen Mannes zu begeben.

Zwei Tage nach Zwartboois Ankunft in Schmelen's Hope kehrte Herr Galton zurück. Er war über seine kühnsten Erwartungen hinaus erfolgreich gewesen, denn Jonker hatte sich nicht nur förmlich bei Herrn Kolbe für sein brutales Verhalten in Schmelen's Hope entschuldigt, sondern Bedauern über sein vergangenes Verhalten ausgedrückt und feierlich versprochen, in Zukunft in Frieden und Freundschaft mit den Damaras zu leben. Mehrere wichtige Regelungen waren zudem von meinem Freund vorgeschlagen und von Jonker und seinem Stamm gebilligt worden, mit dem Ziel, Ordnung und Gerechtigkeit im Land aufrechtzuerhalten, aber inwieweit sie ausgeführt wurden, wird die Fortsetzung zeigen.

Frische Boten waren auch an die jeweiligen Namaqua- und Damara-Häuptlinge mit der Bitte entsandt worden, an einer allgemeinen Versammlung teilzunehmen, um dem Land einen dauerhaften Frieden zu sichern. Wir konnten sie jedoch nicht dazu bewegen. Die jüngsten Angriffe waren in ihrer Erinnerung noch zu frisch, um Vertrauen in eine der beiden Parteien zu wecken: Jeder misstraute seinem Nachbarn.

Jonker gab Herrn Galton viele interessante und wertvolle Informationen bezüglich des Landes im Norden. Er hatte selbst zwei oder drei Expeditionen in jene Richtung

unternommen, von denen die letzte, wie erwähnt, zum Zweck der Plünderung eines Schiffes erfolgte, das angeblich vor Cape Cross Schiffbruch erlitten hatte.

Im Verlauf seiner Reise besuchte Herr Galton Rehoboth, eine rheinische Missionsstation und den Wohnsitz von William Zwartbooi. Die Mission wurde hier von den ehrwürdigen Herren Kleinschmidt und Vollmer geleitet und war zu dieser Zeit die blühendste Einrichtung dieser Art im Land.

Hier erfuhr mein Freund mit Bedauern, dass John Waggoner, der, wie der Leser sich erinnern mag, in Barmen entlassen worden war, danach sehr schändlich und unehrlich gehandelt hatte. Er begann damit, dieselben Schafe dreimal hintereinander an einen Händler zu verkaufen; und gerade als Herr Galton ankam, hatte John sich mit mehreren Stück Vieh aus dem Staub gemacht, die er den Missionaren und den Eingeborenen gestohlen hatte. Mein Freund machte sich sofort an die Verfolgung; doch obwohl er seiner Spur einen Tag und eine Nacht lang folgte, musste er umkehren, ohne ihn einholen zu können. Überall, wo John Waggoner hinkam, gab er sich als Herrn Galtons Diener aus und behauptete, er sei mit Depeschen von Bedeutung für die britische Regierung am Kap betraut. Er fügte zudem hinzu, dass sie unter solchen Umständen pflichtschuldigst gehalten seien, ihm beizustehen und ihn auf seinem Weg zu beschleunigen. Die extravagantesten Berichte über unsere Größe und Bedeutung waren bereits von den Eingeborenen selbst im ganzen Land verbreitet worden. Dies, zusammen mit Johns unverschämtem und selbstbewusstem Auftreten, erzeugte die gewünschte Wirkung. Pferde, Vieh, Wagen usw. wurden ihm überall prompt zur Verfügung gestellt. Selbst die Missionare wurden getäuscht, und John soll sein Ziel, bereichert mit Beute, in einer unglaublichen kurzen Zeit erreicht haben. Sein erster Akt bei der Ankunft am Kap war es, sich bei einem Händler zu verdingen, der ihm unvorsichtigerweise eine beträchtliche Geldsumme vorschoss, die er kühl einsteckte und sich dann davonmachte.

Unser Junge, Gabriel, kennzeichnete seinen Weg zur Kolonie ebenfalls durch viele Züge von Gewalt und Unverschämtheit, aber er hatte weder die Schlauheit noch die Unverfrorenheit seines Genossen.

Abraham Wenzel, der Dieb, hatte sich erneut ungebührlich verhalten, und Herr Galton fand es notwendig, ihm die Entlassung zu geben. Wir hatten somit in kurzer Zeit die Dienste von drei Männern verloren; doch glücklicherweise waren wir durch die Freundlichkeit unseres Freundes Zwartbooi in der Lage, sie durch zwei andere zu ersetzen. Der erste von diesen war sein eigener Leibdiener, Onesimus, der ein gebürtiger Damara war, aber als Kind gefangen genommen und unter den Namaquas aufgezogen worden war. Er sprach die Sprache dieser beiden Nationen fließend und verstand zudem ein paar Wörter Holländisch. Mit seiner Fähigkeit als Dolmetscher, seinem ausgeglichenen Temperament und seinem allgemein guten Verhalten wurde er einer der nützlichsten Männer unserer Gruppe.

Der andere Mann, Phillippus, war ebenfalls ein gebürtiger Damara, hatte aber seine Muttersprache vergessen. Er sprach jedoch fließend Namaqua und Holländisch. Er wurde als Wagenführer eingesetzt.

Eines Morgens fanden wir zu unserer Überraschung den ganzen Boden um unser Lager mit Larven von dunkelgrüner Farbe bedeckt. Woher oder wie sie dorthin kamen, war uns ein völliges Rätsel. Wir vermuteten schließlich, dass zu einem früheren Zeitpunkt ein Heuschreckenschwarm beim Überfliegen des Ortes seine Eier in den Sand gelegt hatte, und nun, da das grüne Gras zu sprießen begann (das ihnen geeignete Nahrung bot), ihre Nachkommenschaft in Form von Würmern zum Vorschein kam. Zur gleichen Zeit

erschienen viele tausend Störche und genossen offensichtlich das reichliche und übervölkerte Mahl.

Herrn Galtons erfolgreiche Vorstellungen bei Jonker hatten die erregten Gemüter unserer Damaras beruhigt. Es hatte ihnen neues Vertrauen eingeflößt, und sie weigerten sich nicht länger, uns zu begleiten. Die schlimmsten unserer Kap-Diener waren aussortiert und ihre Plätze mit nützlichen und kompetenten Männern besetzt worden. Unser Bestand an Zugochsen war zudem stark vergrößert worden, ganz zu schweigen von einem großen Vorrat an Schlachtvieh. Die Dinge sahen somit wieder einmal hell und ermutigend aus, und wir zögerten nicht länger, unsere Reise fortzusetzen. Dennoch hielten wir es vor den endgültigen Vorkehrungen für ratsam, etwas über das Land unmittelbar vor uns zu wissen und inwieweit es für Wagen befahrbar sei. Da Galton gerade von einem Ausflug zurückgekehrt war, wurde es als nur fair erachtet, dass ich es übernehmen sollte, diesen Punkt zu klären. Dementsprechend verließ ich Schmelen's Hope am 24. Februar auf dem Ochsenrücken, begleitet von Timbo, John St. Helena und John Allen, vielleicht den drei vertrauenswürdigsten und nützlichsten unserer Diener, sowie einigen Damaras, die mir als Führer und Viehhirten dienen sollten.

In der ersten Nacht nach dem Verlassen von Schmelen's Hope wurden wir von einem furchtbaren Gewitter heimgesucht, begleitet von einer Sintflut aus Regen, die ohne Unterbrechung bis vier Uhr am nächsten Morgen anhielt. Mit unter das Kinn gezogenen Beinen und die Karosse fest um den Kopf gewickelt, verbrachte ich diese schreckliche Nacht auf einem Stein sitzend, während die Männer, seltsamerweise, in einer Sintflut von Wasser fest zu meinen Füßen schliefen. Der nächste Tag war jedoch hell und warm. Die Erde dampfte von den süßen Düften einer tropischen Pflanzenwelt, und die Landschaft sah so schön und lächelnd aus, dass ich fühlte, wie mein Herz vor Freude und Dankbarkeit gegenüber dem Geber alles Guten hüpfte. Das Elend der Nacht war bald vergessen, und wir setzten unsere Reise heiter fort.

Während wir weiterzogen, erhaschten wir einen Blick auf die schönen Kegel der Omatako, die sich etwa zweitausend Fuß über das Niveau der Ebene erheben. Ich erinnere mich kaum, jemals mehr von einem besonderen Merkmal in einer Landschaft beeindruckt oder entzückt gewesen zu sein, als als diese beiden „Teneriffas" zum ersten Mal vor meinen Augen auftauchten.

„Dann fühlte ich mich wie ein Himmelsbeobachter,

Wenn ein neuer Planet in sein Gesichtsfeld schwimmt."

Wir müssen fünfzig oder sechzig Meilen von diesen kegelförmigen Bergen entfernt gewesen sein, und doch standen sie dort so deutlich, als ob wir an ihrem Fuße gestanden hätten. Die immense Entfernung, auf die Objekte in diesen Regionen bei klarer Atmosphäre gesehen werden können, ist wahrlich wunderbar.

Mit Ausnahme eines einzigen Kraals verarmter Damaras fanden wir keine Einwohner. Beim Verlassen von Schmelen's Hope war man davon ausgegangen, dass wir auf mehrere Werften wohlhabender Eingeborener stoßen würden, von denen wir im Tausch eine unbegrenzte Anzahl von Vieh erhalten könnten. Wir vertrauten törichterweise auf diese Chance und brachen mit nur einem Tag Vorrat auf. Wild fanden wir zwar sehr reichlich vor; aber die Tiere waren sehr wild, und ich war zeitlich bedrängt und konnte keine Jagd auf sie machen. Eines Abends feuerte ich auf ein Zebra, aber da ich das eigentümliche Geräusch der Kugel beim Aufprall auf das Tier nicht vernahm (eine Fähigkeit des Gehörs, die man durch viel Übung erwirbt), nahm ich an, ich hätte es verfehlt, und folgte daher seiner Spur nicht. Als wir jedoch am nächsten Abend fast an derselben Stelle

vorbeikamen, stellten wir fest, dass das Tier getötet worden war und, mit Ausnahme des Kopfes und eines Teils des Halses, von Geiern verschlungen worden war. Die konische Kugel, die ich bei der Gelegenheit benutzt hatte, wurde lose im Inneren des Skeletts gefunden. Ungeachtet des verunreinigten Zustands dessen, was vom Kadaver übrig war, begrüßten wir es als ein vollkommenes Gottesgeschenk. In den zwei vorangegangenen Tagen hatten wir von Zebrafleisch im Zustand der Fäulnis gelebt, das unsere Damaras zufällig aufgesammelt hatten. In der Tat hatten sich unsere Führer aus Mangel an Nahrung davongemacht.

Eines Abends, als wir vom Tagesmarsch sehr ermüdet waren und grausam unter Durst litten, unterhielten uns unsere einheimischen Diener zum Trost mit dem folgenden interessanten Bericht über ihre Landsleute.

„Die Damaras", sagten sie, „beobachten uns jetzt aus der Ferne; und sobald wir eingeschlafen sind, werden sie plötzlich über uns herfallen und uns mit Assegais erstechen."

Timbo, John St. Helena und John Allen glaubten ihnen offensichtlich und sahen furchtbar unbehaglich aus. Was mich selbst betraf, so fühlte ich mich, obwohl an der Geschichte sicherlich nichts Unwahrscheinliches war, weniger besorgt als verärgert, da ich die schlechte Wirkung kannte, die sie auf die furchtsamen und abergläubischen Gemüter meiner Männer haben würde.

Am dritten Tag gegen Mittag erreichten wir die Nordseite des Omatako, wo wir auf einen kleinen periodischen Fluss gleichen Namens stießen. Zu unserem Bestürzen fanden wir ihn jedoch vollkommen trocken vor; und da wir zu diesem Zeitpunkt bereits vierundzwanzig Stunden ohne einen Tropfen Wasser gewesen waren, fürchtete ich mich, noch weiter zu gehen. Gerade als wir im Begriff waren, unsere Schritte zurückzuverfolgen, kam der Fluss zu unserer unaussprechlichen Freude mit einem Rauschen herab. Jenen meiner Leser, die mit den Geheimnissen eines tropischen Klimas nicht vertraut sind, mag es fast unmöglich erscheinen, dass ein trockenes Wasserbett in der Zeit von fünf Minuten und ohne jedes vorherige Anzeichen in einen schäumenden Wildbach verwandelt werden sollte; doch in der Regenzeit ist dies fast ein alltägliches Ereignis. Kein Wölkchen trübte die transparente Atmosphäre zu jener Zeit, aber in der vorangegangenen Nacht hatte es heftiges Blitzen und schweren Donner in der Richtung der Quelle des Flusses gegeben, was das Phänomen ausreichend erklärte.

An diesem Fluss sah ich zum ersten Mal die gigantischen Fußabdrücke von Elefanten. Die Eingeborenen erzählten mir, dass diese Tiere im Winter in großer Zahl hierher kommen, und wenn das Wasser abzunehmen beginnt, kehren sie langsam nach Norden zurück. Hans versicherte mir, dass ihre Spuren noch bis weit südlich zum Fluss Swakop, nahe seiner Mündung, zu sehen seien.

Von diesem Punkt aus hatten wir eine sehr gute Aussicht auf das Land. Mehrere interessante Berge präsentierten sich dem Blick. Im Norden hoben sich der Konyati, Eshuameno, La Kabaka und Omuvereoom deutlich ab. Einige von diesen waren dem Erongo ähnlich und wie dieser von Berg-Damaras sowie einigen Buschmännern bewohnt.

Ich war besonders bestrebt, etwas über das Land nach Norden zu erfahren, in welcher Richtung – wie bereits gesagt – unser Weg zum Omanbonde lag; aber es war vergeblich, dass ich versuchte, irgendetwas wie korrekte Informationen von den Eingeborenen zu erhalten, ungeachtet dessen, dass einige tatsächlich dort gelebt hatten. Ich war übermäßig verärgert und bildete mir ein, dass ihre widersprüchlichen Berichte absichtlich erfunden worden waren, um mich zu täuschen und zu erschrecken; aber als ich mit dem Charakter

der Damaras vertrauter wurde, stellte ich fest, dass sie mehr aus Gewohnheit lügten als um des bloßen Lügens willen. In der Tat würde ein Damara seine eigenen Lügen glauben, wie grell und erschreckend sie auch sein mochten. So informierten sie mich zum Beispiel, dass der Berg Omuvereoom, der deutlich sichtbar war, zehn lange Tagereisen entfernt liege und von Berg-Damaras und Buschmännern bewohnt sei, die sie als vollkommene Teufel darstellten; zudem sei der Zwischenraum gänzlich wasserlos, und jeder, der versuche, ihn zu durchqueren, würde sicher umkommen. Zu einem späteren Zeitpunkt erreichten wir diesen Berg nicht nur nach vierzehnstündiger Reise, sondern fanden auch einen Überfluss an Wasser vor; und die Eingeborenen waren, anstatt Monster zu sein, die furchtsamsten und harmlosesten menschlichen Wesen.

Dies ist jedoch nur einer der hundert Fälle, die von der Schwierigkeit angeführt werden könnten, die Wahrheit aus den Damaras herauszulocken. Die Missionare hatten bereits mehrere Jahre in Barmen und Schmelen's Hope gelebt, bevor sie von der Existenz der Quellen „Buxton" oder Okandu wussten, und doch lagen diese Orte in sehr kurzer Entfernung zu den Stationen, und sie hatten wiederholt nach Quellen gefragt.

Hinsichtlich der Entfernung und Lage von Omanbonde, dem Hauptziel unserer Reise, konnten sie nicht sagen, ob eine oder zehn Wochen erforderlich wären, um es zu erreichen. Ein Mann erzählte Galton, dass er, wenn er sofort zu diesem Ort aufbräche und so schnell reiste wie er könne, ein alter Mann sein würde, wenn er zurückkehre.*

Auf dem Heimweg schlugen wir einen etwas anderen Kurs ein. In der ersten Nacht hielten es die Männer, vermutlich um der Abwechslung willen, für angebracht, mitten in einem Ameisenhaufen zu lagern! Ich war zu der Zeit abwesend, und bei meiner Rückkehr waren alle Vorkehrungen für die Nacht bereits getroffen. Müde wie wir waren, konnte ich nicht gut daran denken umzuziehen. Das Ergebnis lässt sich leicht vorstellen.

Am nächsten Tag trafen wir in den offeneren Teilen des Landes auf einen sehr großen Überfluss an einer Art süßer Beeren, etwa von der Größe von Erbsen, die uns ein höchst köstliches Festmahl bereiteten.

Früh am Morgen des sechsten Tages fanden wir uns zurück in Schmelen's Hope, nachdem wir sechzig Stunden unterwegs gewesen waren, also durchschnittlich zwölf Stunden täglich. Wenn man bei niedrigster Schätzung drei Meilen pro Stunde veranschlagt, waren wir über einen Landstrich von gut einhundertachtzig Meilen Ausdehnung gezogen, der größte Teil davon zudem zu Fuß. Unter gewöhnlichen Umständen hätten wir vielleicht nichts von der Leistung gehalten; aber mit der schlechten Verpflegung, der vorangegangenen langen Ruhe und so weiter waren wir in schlechter Verfassung für solch plötzliche und schwere Anstrengungen. In der Tat waren sowohl Mensch als auch Tier vollkommen erschöpft, bevor wir am Ziel der Reise waren.

Das Ziel war jedoch erreicht worden. Wir hatten festgestellt, dass das Land für mehrere Tagereisen leidlich offen und für Wagen befahrbar war; dass Gras im Überfluss vorhanden war; und dass (der wichtigste Punkt von allen) wir sicher Wasser für uns selbst und das Vieh haben würden.

Es wurde nun keine Zeit verloren, alles für einen endgültigen Aufbruch bereit zu machen. Ein Amerikaner, der lange in Herrn Hahns Diensten gestanden hatte, war im Begriff, auf dem Landweg zum Kap zu reisen. Obwohl die Reise voraussichtlich mindestens sechs oder sieben Monate dauern sollte, war die Kommunikation in diesen Gegenden so selten, dass wir es für ratsam hielten, davon zu profitieren. Briefe wurden dementsprechend an Freunde und Bekannte geschrieben, ebenso wie Depeschen für die britische Regierung am Kap.

KAPITEL XIII.

Aufbruch von Schmelen's Hope. — Treffen mit Kahichene. — Ochsen gestohlen. — Standrecht. — Aberglaube. — Treffen mit einem alten Freund. — Seltsamer Brauch. — Gefräßigkeit der Damaras. — Wie sie Fleisch nach dem Yard und nicht nach dem Pfund essen. — Abergläubischer Brauch. — Ein unbeschreibliches Tier. — Der Autor verirrt sich. — Verwüstungen der Termiten. — „Warten Sie ein bisschen, bitte." — Prächtige Quelle. — Überreste von Damara-Dörfern. — Schrecken des Krieges. — Treffen mit Buschmännern. — Treffen mit Damaras. — Schwierigkeiten afrikanischer Reisender. — Erreichen des Omanbonde-Sees. — Grausame Enttäuschung.

Am Morgen des 3. März verließen wir Schmelen's Hope. Die abwechselnd raue und sandige Beschaffenheit des Bodens, die hinderlichen Dornengebüsche und die Sturheit und Boshaftigkeit der Ochsen machten unser Vorankommen anfangs sehr langsam und mühsam.

Am fünften Tag kamen wir an ein prächtiges Vley namens Kotjiamkombe. Von den Ästen der Bäume und Büsche, die die Seiten dieses Gewässers säumten, hingen unzählige zierliche und phantasievolle Nester der bekannten Webervogel-Art herab. Die üppigen Gräser und Schilfe boten einer großen Vielfalt an Wassergeflügel Unterschlupf, von denen einige prächtig gefiedert waren. Hier fanden wir Kahichene vor, der auf uns wartete; er hatte bereits seine Absicht angekündigt, uns zu besuchen, und hatte uns, um unsere Gunst zu gewinnen, einige Tage zuvor ein Geschenk von mehreren Stück Vieh geschickt. Der Häuptling wurde von etwa vierzig seiner Leute begleitet, die, als Ganzes genommen, die stattlichste Gruppe von Männern waren, die ich je zuvor oder seither gesehen habe; doch sie waren alle ausgemachte Schurken. Kahichene sagte ihnen das in unserer Gegenwart ins Gesicht; doch seltsamerweise waren sie nicht im Geringsten beschämt.

Dieser Stamm war einst der reichste, zahlreichste und mächtigste im Land gewesen; aber durch ihre eigenen inneren Zwistigkeiten und die Vernichtungskriege mit den Namaquas waren sie allmählich auf etwa fünfundzwanzig Dörfer mit vielleicht zehn- oder fünfzehntausend Stück Hornvieh zusammengeschmolzen.*

Ungeachtet dessen, dass Kahichene in früheren Tagen viele Raubzüge gegen seine Nachbarn verübt hatte, konnten wir nicht anders, als ihn zu mögen. In kürzester Zeit hatte er sich gründlich bei uns beliebt gemacht. Tatsächlich war er der einzige Damara, ob von hohem oder niedrigem Stand, für den wir eine gewisse Achtung hegten. Vielleicht hatten auch seine jüngsten Unglücksfälle unser Mitgefühl geweckt. Bei den Missionaren war Kahichene stets ein sehr großer Favorit gewesen, und sie sahen in ihm den Meilenstein für die künftige Zivilisierung des Damaralandes; doch wir haben bereits gesehen, inwieweit dies verwirklicht wurde.

Kahichene war zu dieser Zeit bereits etwas fortgeschrittenen Alters, aber sein Auftreten war würdevoll und höflich. Er war zudem wahrheitsliebend und mutig – seltene Tugenden unter seinen Landsleuten. Es wäre gut gewesen, wenn der Rest der Nation diesem Häuptling auch nur im Geringsten geähnelt hätte.

Kahichene lag zu dieser Zeit im Streit mit einem sehr kriegerischen und mächtigen Stamm der Damaras unter der Herrschaft von Omugunde oder vielmehr dessen Sohn, den er als einen von jedem Laster degradierten Mann darstellte, der besonders feindselig gegenüber Freden.

** Vor meiner Abreise aus Afrika erfuhr ich, dass der gesamte Stamm zerschlagen worden war.*

Wir machten natürlich entsprechende Zugeständnisse, da unser Freund von seinem Todfeind sprach; doch der Bericht erschreckte unsere Männer so sehr, dass drei von ihnen um ihre Entlassung baten. Sie konnten nur umgestimmt werden, indem wir ihnen versprachen, das Territorium des feindlichen Häuptlings nicht zu durchqueren.

Bei einer Gelegenheit waren einige Rinder von Herrn Hahn durch eine Gruppe von Omugundes Männern gestohlen worden. Nach Vorwürfen wurden sie nach einiger Zeit zurückgegeben, jedoch ohne ihre Schwänze, die von den Eingeborenen abgeschnitten und als „Trophäen" behalten worden waren.

Im Konflikt mit Omugunde waren mehrere von Kahichenes Kindern getötet worden, und ein oder zwei waren dem Feind unglücklicherweise lebend in die Hände gefallen. Diese wurden als Gefangene gehalten. Nur ein Jüngling war Kahichene geblieben, um ihn in seinem Alter zu trösten. Er teilte uns mit, dass er fest entschlossen sei, seine Nachkommen und sein Eigentum zurückzugewinnen oder bei dem Versuch zu sterben. Zuerst schien er auf unsere Hilfe bedacht zu sein; doch nach reiflicher Überlegung lehnte er ein Eingreifen unsererseits großmütig ab. „Denn", sagte er, „wenn der Krieg erst einmal beginnt, lässt sich nicht sagen, wann oder wo er enden wird. Das ganze Land wird in Aufruhr sein; viel Blut wird vergossen werden; und es würde euch in endlose Schwierigkeiten und Gefahren verwickeln." Er bemühte sich zudem sehr, uns davon zu überzeugen, überhaupt nicht weiter nach Norden vorzudringen, was ihm natürlich nicht gelang.

Wir waren erst kurze Zeit in Kotjiamkombe, als entdeckt wurde, dass vier unserer besten Zugochsen von fremden Damaras gestohlen worden waren. Als Kahichene von diesem Diebstahl erfuhr, wurde er äußerst verärgert und sogar betrübt, da er uns unter seinem besonderen Schutz betrachtete. Er sandte sofort Männer auf ihre Fährte aus, mit dem strengen Befehl, die Ochsen zurückzuholen und, wenn möglich, die Diebe mitzubringen. Es gelang ihnen, alle Tiere bis auf eines zurückzuerobern, das die Eingeborenen geschlachtet und verzehrt hatten. Über das Schicksal der Halunken konnten wir nie etwas mit Gewissheit erfahren. Wir waren jedoch stark geneigt zu glauben, dass sie alle getötet wurden, umso mehr, als Kahichene uns selbst sagte, dass sie im Falle ihrer Gefangennahme mit dem Tode bestraft werden müssten, und kühl das Hängen als die geeignetste Methode vorschlug, die Welt von solchem Gesindel zu befreien. Wir nahmen uns natürlich die Freiheit, dem Häuptling gegenüber Einwände gegen die Strenge dieser Maßnahme zu erheben, jedoch mit wenig oder gar keiner Wirkung. In der Tat wurde ein Mann zufällig in einiger Entfernung von unserem Lager in einem schrecklich zugerichteten Zustand gefunden, und als er zu uns gebracht wurde, gab er an, dass er selbst zusammen mit mehreren seiner Freunde das Vieh weggetrieben habe, als sie von Kahichenes Männern eingeholt wurden, die sie sofort mit ihren Kieries angriffen und sie erst verließen, als sie dachten, das Leben sei erloschen. Er hatte sich jedoch teilweise erholt, war aber völlig nackt, da er, wie bei ähnlichen Gelegenheiten üblich, jedes Kleidungsstücks beraubt worden war. Das Äußere seines Körpers war fast ganz mit Blut bedeckt. Der Kopf war fast doppelt so groß wie normal; er glich eher einem Klumpen zerstampften Fleisches; kein besonderes Merkmal war zu erkennen, und seine Augen waren wirkungsvoll verborgen. Der Anblick insgesamt war abscheulich.

Anstatt direkt nach Norden vorzudringen, wie ursprünglich vorgeschlagen, wurde es für notwendig befunden, um Omugunde auszuweichen, einen beträchtlichen Umweg nach Westen zu machen. Da Kahichene mit seinem Stamm in dieser Richtung lagerte, lud er uns ein, seinen Werft auf dem Weg zu besuchen, was wir herzlich annahmen. Am Tag unserer Abreise von Kotjiamkombe führte der Häuptling den Weg an. Ein Zweig einer

besonderen Holzart (mit einer kleinen, roten, bitteren Beere, nicht unähnlich der der Eberesche) wurde vor ihm hergezogen – ein abergläubischer Akt, von dem man glaubte, er sei wesentlich, um den Erfolg während des bevorstehenden Angriffs gegen seinen Todfeind zu sichern.

Bevor wir den Kraal des Häuptlings erreichten, passierten wir den Fuß eines sehr markanten Berges namens Ombotodthu. Diese Erhebung ist bemerkenswert für ihren eigentümlichen roten Stein, der von den Eingeborenen eifrig gesucht wird. Nachdem sie ihn zu Pulver zerrieben haben, mischen sie ihn mit Fett und verwenden ihn als Salbe. Ich war zuerst von seiner großen Ähnlichkeit mit Quecksilbererz beeindruckt und wurde zu der Annahme verleitet, wir hätten wirklich eine Mine dieses wertvollen Minerals entdeckt. Doch in Anbetracht der harmlosen Wirkung, die es auf die Eingeborenen hatte – und dass seine Verwendung, wäre es Quecksilber gewesen, ein gegenteiliges Ergebnis hervorgerufen hätte –, kam ich zu dem Schluss, dass es sich einfach um Eisenoxid handelte, was seither durch Analysen bestätigt wurde.

Bei der Ankunft an Kahichenes Werft wurden wir von unserem Gastgeber und seinem Stamm gut empfangen, von denen wir durch Tausch einige Stück Vieh erhielten. Wir hätten hier in der Tat all unsere Tauschartikel mit großem Vorteil verkaufen können; aber dies wurde nicht für ratsam gehalten, da wir im Falle eines Verlustes oder Diebstahls des Viehs völlig mittellos gewesen wären. Hätten wir jedoch die Zukunft vorhersehen können, wäre unsere Taktik anders gewesen; denn, wie sich später herausstellte, war dies fast die letzte Gelegenheit, uns mit Schlachtvieh zu versorgen.

Durch einen seltsamen Zufall wurde ich Besitzer eines Perkussionsgewehrs, das einst Hans gehört hatte, der es jedoch Jahre zuvor an einen Damara abgegeben hatte. Dieser jedoch, da er feststellte, dass er keinen regelmäßigen Nachschub an Zündhütchen erhalten konnte, bot an, es gegen eine gewöhnliche Steinschlossmuskete einzutauschen. Das Gewehr war ein sehr mittelmäßiges und plump aussehendes Ding und war, wenn ich mich recht erinnere, von Powell in London hergestellt worden. Um dem Hersteller gerecht zu werden, muss ich jedoch gestehen, dass man sich kaum ein besseres wünschen konnte. Während es in meinem Besitz war, fielen diesem Stück viele hundert Stück Großwild zum Opfer, ganz zu schweigen von einer Menge Trappen, Gänsen, Enten, Perlhühnern usw.

Wild war in der Nachbarschaft von Kahichenes Kraal reichlich vorhanden, und Hans machte mehrere erfolgreiche Schüsse. Sehr wenig jedoch von dem, was erlegt wurde, erreichte uns, da der Teil, den sich die Damaras nicht sofort aneigneten, letztlich über unsere einheimischen Diener den Weg zu ihnen fand. Im Damaraland werden die Kadaver aller Tiere, ob wild oder domestiziert, als öffentliches Eigentum betrachtet; daher wurde angenommen, dass ein verheerender „Fluch“ auf die Eingeborenen fallen würde, wenn sie ihre Rationen nicht mit jedem Fremden teilten, der sich in ihre Gesellschaft drängen wollte. Ich habe erlebt, wie das Fleisch von vier Zebras, die von unserer Gruppe geschossen worden waren, an einem einzigen Tag ins Lager gebracht wurde, und am nächsten Morgen konnten wir kein Steak für unser Frühstück bekommen.

Die Damaras sind die gefräßigsten und unvorsorglichsten Geschöpfe der Welt. Wenn sie Fleisch haben, schlingen sie es Tag und Nacht und auf die ekelhafteste Weise in sich hinein, bis kein Teilchen mehr übrig ist; und als Folge davon hungern sie nicht selten mehrere Tage hintereinander; aber sie sind so an diese Lebensweise gewöhnt, dass sie keine schädliche Wirkung auf sie hat.

In diesem heißen Klima würde Fleisch natürlich bald verderben, wenn nicht irgendwelche Vorsichtsmaßnahmen getroffen würden; und da Salz aufgrund der Transportschwierigkeiten im Damaraland äußerst knapp ist, wird folgendes Mittel

angewandt. Sobald das Tier getötet ist, werden wahllos Brocken vom Kadaver abgeschnitten; ein Messer wird in einen Rand eines dieser Brocken gestoßen und spiralenförmig herumgeführt, bis es in der Mitte ankommt, wodurch ein Fleischstrang von oft zehn bis zwanzig Fuß Länge entsteht, der dann wie Girlanden an die Äste der umstehenden Bäume gehängt wird. Indem man das Fleisch sehr dünn schneidet, trocknet es bald und kann in diesem Zustand beliebig lange mitgeführt werden. Bei diesem Verfahren entsteht erheblicher Abfall, da gut ein Drittel des so gedörrten Fleisches verloren geht. Bei solchen Gelegenheiten vergessen die Eingeborenen ihren eigenen Magen nicht. Neben großen Töpfen, die mit den zartesten Bissen gefüllt sind, sieht man überall riesige Fleischringe auf den Kohlen brutzeln. Wenn sie halb geröstet sind, packen sie ein Ende mit den Händen, führen es zum Mund und reißen gierig daran, wobei sie es mit dem Kauen nicht so genau nehmen. Auf diese Weise schaffen sie es bald, einen Yard oder zwei zu verzehren, wobei Pfeffer und Salz durch die am Fleisch hängende Asche ersetzt werden, die zudem als ausgezeichnetes Mittel gegen schlechte Verdauung gilt.

Ich beobachtete häufig die Tochter von Kahichenes Lieblingsfrau, wie sie Wasser über die großen Ochsen spritzte, wenn sie gegen Mittag zum Werft zurückkehrten, um ihren Durst zu löschen. Bei solchen Gelegenheiten benutzte sie einen kleinen Zweig einer Art Beerenbaum, wie jenen, den Kahichene hinter sich herziehen ließ, als er bei seinem Angriff auf Omugunde erfolgreich sein wollte. In diesem Fall (wie sie es etwas poetisch ausdrückten) sollte die Besprengung, falls das Vieh gestohlen würde, die Kraft haben, es wie Wassertropfen zu zerstreuen, um ihre Verfolger zu verwirren und ihre Rückkehr zu den Besitzern zu erleichtern.

Am 18. März waren wir wieder unterwegs. Mit Bedauern trennten wir uns von unserem freundlichen und gastfreundlichen Gastgeber. Den armen Kahichene sollten wir nie wiedersehen! Einige Monate nach unserer Abreise unternahm er einen Angriff auf Omugunde; doch gleich zu Beginn des Kampfes, als alles Erfolg versprach, verließen ihn seine feigherzigen Anhänger (wie er es immer vorausgesagt hatte). Zu stolz, um selbst zu fliehen, fiel er, tödlich verwundet, von einem Schauer von Pfeilen durchbohrt.

Da ich den Wagen voraus war, stieß ich plötzlich auf ein Tier, das, obwohl erheblich kleiner, im Aussehen einem Löwen sehr ähnelte. Unter gewöhnlichen Umständen hätte ich es sicherlich für einen jungen Löwen gehalten; aber mir war früher zu verstehen gegeben worden, dass es in diesem Teil Afrikas ein vierfüßiges Tier gibt, das in Bezug auf Gestalt und Farbe einem Löwen gleicht, aber in den meisten anderen Belangen völlig von ihm verschieden ist. Von dem fraglichen Tier heißt es, es sei nachtaktiv, furchtsam und harmlos und jage zumeist die kleinen Antilopenarten. In der Landessprache wird es Onguirira genannt und hätte, soweit ich sehen konnte, der Beschreibung eines Pumas entsprochen. Da es direkt von mir weg lief, hielt ich es nicht für ratsam zu schießen.

Immense Mengen an Wild wurden nun gesichtet, aber das Land war offen und schlecht für das Anpirschen geeignet, und da wir keine Pferde hatten, war es schwierig, in Schussweite zu kommen. Einige Springböcke wurden jedoch erlegt. Ich schoss auch eine Kuhantilope (Hartebeest); doch da ich sie für etwa eine Stunde zurücklassen musste, fand ich bei meiner Rückkehr, dass sie gänzlich von Geiern verschlungen worden war; doch da sie es nicht schafften, die Knochen zu fressen, trösteten sich unsere Männer damit, diese auszusaugen. Das Fleisch der Kuhantilope gilt als äußerst schmackhaft.

Am nächsten Tag umrundeten wir die Kegel des Omatako; aber zu meinem großen Erstaunen war der Fluss dieses Namens, obwohl er bei meinem Besuch etwa vierzehn Tage zuvor brusthoch stand, jetzt vollkommen trocken. Glücklicherweise war am linken Ufer noch ein Tümpel geblieben.

Die Schätzung der Damaras bezüglich der Entfernung zwischen den Bergen Omatako und Omuvereoom, die vor kurzem erwähnt wurde, war nun von zehn auf drei lange Tagereisen reduziert worden. Diese Männer sagten immer noch, dass das dazwischenliegende Land wasserlos sei. Wir wagten es nicht länger, ihren widersprüchlichen und unbefriedigenden Berichten zu trauen; aber um uns in gewissem Maße selbst ein Urteil zu erlauben, ritt Galton zum benachbarten Berg Eshuameno, von wo aus aufgrund seiner exponierten und isolierten Lage wahrscheinlich eine gute Aussicht auf das Land zu gewinnen war. Nach der Abwesenheit von einem Tag und einer Nacht kehrte er mit günstigen Nachrichten zurück. Durch eine grobe Triangulation hatte er festgestellt, dass Omuvereoom unmöglich mehr als zwölf oder vierzehn Reisestunden entfernt sein konnte. Im Norden und Westen von Omuvereoom erschien das Land als eine grenzenlose Ebene, die nur mit Buschwerk bedeckt war. Im Osten waren Gras und Bäume reichlich vorhanden. Dies, zusammen mit einem rechtzeitigen Regenfall, bestärkte uns sofort in dem Entschluss, den Versuch zu wagen.

Am Morgen unserer Abreise fegte ein bitterkalter Wind über die öden Weiten und erinnerte uns plötzlich an das Herannahen der Winterzeit. Bisher hatten ein Hemd und ein Paar Hosen ausgereicht, um unseren Körper zu schützen, aber an diesem Tag erwies sich ein Zusatz von dickem Flanell und einer warmen Seemannsjacke als unzureichend.

Eines Abends, als Hans und ich eine Herde Giraffen jagten, wurden wir von der Dunkelheit überrascht und hatten in der Hitze der Verfolgung völlig die Orientierung verloren. Da Hans der Erfahrenere von uns beiden war, überließ ich mich blindlings seinem Instinkt und seiner Führung. Nach einer Weile jedoch fiel mir auf, dass wir tatsächlich unsere Schritte zurück zum Omatako lenkten, und ich sagte es ihm, aber er lachte nur über meine Befürchtungen. Doch je mehr ich die Sache bedachte, desto mehr wurde ich überzeugt, dass wir einen falschen Kurs verfolgten. Um die Differenz zu teilen, schlug ich Hans vor, dass er, wenn er in etwa einer Stunde keine Anzeichen für unseren Verbleib fände, mir erlauben sollte, für dieselbe Zeitspanne als „Lotse“ zu fungieren, und dass wir, falls ich ebenso erfolglos wie er sein sollte, ruhig auf die Rückkehr des Tageslichts warten würden. Hans war skeptisch und gab kopfschüttelnd widerwillig seine Zustimmung. Nachdem seine Stunde verstrichen war, ohne das Ziel unserer Suche erreicht zu haben, drehte ich mich zu seinem großen Missfallen direkt um und ging so schnell ich konnte in die genau entgegengesetzte Richtung. Seltsamerweise fehlten nur noch zwei oder drei Minuten zur Vollendung meiner Stunde, als ich plötzlich und angenehm überrascht war, meinen Fuß in der tiefen Spur zu finden, die die Räder der Wagen hinterlassen hatten. Nichts hätte glücklicher sein können, denn ich stieß genau im rechten Winkel darauf. Ein weiterer halbstündiger Fußmarsch brachte uns sicher zurück zu unserem Biwak, wo wir beim Abendessen über Hans’ sonderbare Sturheit scherzten. Sein Stolz als geschickter Waldläufer hatte einen schweren Schlag erhalten, und er zuckte in Abständen die Achseln und wiederholte abgehackte Sätze wie: „Na, ich bin mir sicher! Das ist zu stark!“ und so weiter.

Am Tag nach diesem kleinen Abenteuer setzten wir unsere Reise fort und fanden uns am Nachmittag sicher am Fuße des südlichen Endes des Omuvereoom und seines Schwesterhügels, La Kabaka, von dem er nur durch ein schmales Tal getrennt ist. Wir machten Halt an einem kleinen Vley, wo ich zum ersten Mal den Weidenbaum beobachtete – eine angenehme Erinnerung an mein Heimatland. Das Wasser war jedoch von abscheulichster Qualität, da es anscheinend viel von wilden Tieren aufgesucht wurde, die den Tümpel in etwas verwandelt hatten, das dem glich, was man auf einem Bauernhof sieht.

An diesem Ort erlebten wir ein eindrucksvolles Beispiel für die furchtbaren Verwüstungen, die Termiten in einer unglaublich kurzen Zeit anzurichten vermögen. Am

frühen Vormittag nach unserer Ankunft brachen Herr Galton und Hans zu Fuß auf, in der Absicht, den Omuvereoom zu besteigen. Infolge eines plötzlichen und quälenden Schmerzes in meiner Seite war es mir unmöglich, sie zu begleiten, und in der Hoffnung auf ein wenig Linderung bereitete ich mir eine Art improvisiertes Lager auf dem Boden und deckte es mit einem Plaid ab. Als ich nach einer Weile aufstand, entdeckte ich zu meinem Entsetzen und Erstaunen, dass mein Bettzeug von den zerstörerischen Insekten völlig zerfetzt worden war, und doch war, als ich mich zuerst hinlegte, keines von ihnen sichtbar gewesen.

Früh am nächsten Morgen drangen wir zu einem großen Vley vor, der über eine Meile lang war – das schönste stehende Gewässer, das wir bisher im Damaraland gesehen hatten. Er wimmelte von Gänsen und Enten. Die Vegetation hatte ein sehr tropisches Aussehen; mehrere – für uns – neue Bäume und Pflanzen ohne Dornen zeigten sich, und wir begannen uns zu schmeicheln, dass wir endlich die Grenzlinie jener Dornwälder überschritten hätten, die uns so lange und beharrlich geplagt hatten. Darin wurden wir jedoch enttäuscht. Schon am nächsten Tag betraten wir eine Region, die weit schlimmer war als alles, was wir bisher gesehen hatten, und die in der Tat drohte, uns gänzlich aufzuhalten. Unser armes Vieh war grausam zerfleischt, und nur mit äußerster Mühe gelang es uns, die Wagen hindurchzubringen. Ich zählte nicht weniger als sieben verschiedene Arten von Dornenbäumen und -büschen, von denen jeder ein perfekter „Wacht-een-bigte“ oder „Warten Sie ein bisschen“ war, wie die holländischen Kolonisten diese Quälgeister sehr treffend nennen. Nur wenige Personen sind jemals in den nördlicheren Teilen des südlichen Afrikas gereist, ohne mit dem freundlichen Gruß „Halt ein wenig, wenn ich bitten darf“ empfangen worden zu sein; und noch weniger, die diesen sanften Hinweis missachtet haben, kamen jemals davon, ohne zuvor einen Teil ihrer Kleidung als Pfand gelassen zu haben. In der Tat machen das Angelhaken-Prinzip, nach dem die meisten Dornen geformt sind, und die Stärke jeder einzelnen sie zu höchst furchtbaren Feinden. Im Durchschnitt hält jeder Stachel ein Gewicht von sieben Pfund aus. Wenn der Leser sich nun gefälligst vorstellen möchte, wie einige Dutzend davon einen Mann auf einmal packen, so wird es, denke ich, nicht schwer sein, sich die Folgen vorzustellen. In der Tat besaß ich bei unserer Rückkehr nach Barmen nach einer mehrmonatigen Abwesenheit kaum noch ein ordentliches Kleidungsstück; und hätte Herr Hahn sich meines jämmerlichen Zustands nicht freundlich angenommen, so wäre, fürchte ich, bald kaum noch ein Unterschied zwischen mir und den Wilden gewesen.

Im Laufe des Tages kamen wir an einer herrlichen Quelle namens Otjironjuba – der Flaschenkürbis – an der Seite des Omuvereoom an. Ihre Quelle lag gut zweihundert Fuß über der Basis des Berges und entsprang an verschiedenen Stellen; doch bald vereinigten sie sich und der Bach tanzte munter die Klippen hinunter. Diese Kaskaden, die in die Ebene hinunterfielen, flossen über ein Bett aus rotem Kies. Ein gigantischer Feigenbaum hatte seine Wurzeln um die verstreuten Felsblöcke an der Seite der Otjironjuba-Quelle geschlungen, und seine weiten und schattigen Äste boten einen köstlichen Rückzugsort während der Hitze der Mittagssonne. Er trug eine Fülle von Früchten; aber es war noch nicht die Saison für Feigen. Mehrere halbreife, die ich öffnete, enthielten eine große Menge kleiner Ameisen und sogar Wespen. Große Vorsicht ist daher beim Essen derselben geboten.

Otjironjuba war für uns ein wahres Paradies. Wir genossen es umso mehr wegen des markanten Kontrasts, den es zu dem Land bildete, das wir zuvor durchquert hatten. Am Fuße des Berges entdeckten wir die Überreste eines großen Kraals der Berg-Damaras. Ein beträchtliches Stück Land war einst sorgfältig kultiviert worden, und einige junge Flaschenkürbise und Kürbisse sah man noch aus dem Mutterstamm der vorangegangenen Saison sprießen. Am Tag nach unserer Ankunft kamen ein oder zwei Eingeborene zu Besuch, zweifellos auch in der Absicht festzustellen, wer und was wir seien. Wir

bewirteten sie natürlich gut und gaben ihnen beim Abschied einige Kleinigkeiten als Geschenke, mit der Bitte, sie sollten bald mit dem Rest ihres Stammes zurückkehren, damit wir ihnen einige Ziegen abkaufen könnten, die sie nach den umstehenden Anzeichen in großer Zahl besitzen mussten. Auch die frischen Spuren einiger Rinder waren zu sehen. Unsere Freunde kamen jedoch nie zurück, noch stießen wir auf weitere Eingeborene.

Während wir in der Gegend umherschlenderten, stießen wir auf mehrere verlassene Damara-Dörfer, und unsere einheimischen Diener erzählten uns nun, dass Kahichene und sein Stamm nach dem jüngsten Angriff Jonkers auf Schmelen's Hope mit dem Rest ihres Viehs an diesen abgelegenen Ort geflohen waren; und doch hatten sie kurz zuvor steif und fest behauptet, das Land sei für Mensch und Tier unpassierbar! Sie teilten uns zudem mit, dass zu jener Zeit mehrere blutige Kämpfe oder vielmehr Massaker zwischen den verfeindeten Parteien stattgefunden hatten und dass, wann immer ein Mann, eine Frau oder ein Kind angetroffen wurde und die Tat ungestraft begangen werden konnte, diese grausam ermordet wurden. Diese blutigen Gewalttaten wurden, wie sie sagten, mal von den Damaras und mal von den Berg-Damaras verübt.

Ich stieg auf den Gipfel des Omuvereoom, von wo aus ich eine sehr weite Aussicht auf das Land nach Osten hatte; aber außer einigen periodischen Wasserläufen, die an den Flanken des Berges entsprangen, war nichts als ein unendliches, ununterbrochenes Buschwerk zu sehen. Vergebens strengte ich meine Augen an, um einen Blick auf den Omanbonde zu erhaschen, von dem uns gesagt wurde, er liege nur etwa fünf Tagereisen von hier entfernt am nördlichen Ende des Omuvereoom.

Elefanten besuchten gelegentlich diese Nachbarschaft und brüten sogar in der Nähe einer Quelle etwas weiter im Norden.

Nachdem wir ein paar Tage sehr angenehm an der Otjironjuba-Quelle verbracht hatten, folgten wir für kurze Zeit dem Lauf des Bächleins, das dort entspringt; doch es verlor sich bald in einem Sumpf. Am zweiten Tag nach unserem Aufbruch stießen wir unbemerkt auf einige Buschmänner, die damit beschäftigt waren, nach wilden Wurzeln zu graben, und es gelang uns, einen Mann und eine Frau gefangen zu nehmen, die wir mit einiger Mühe überredeten, uns das Wasser zu zeigen. Der Dialekt dieser Leute war so verschieden von allem, was wir bisher gehört hatten, dass wir sie trotz unserer zwei exzellenten Dolmetscher kaum verstehen konnten. Durch vieles Kreuzverhör schafften wir es jedoch herauszufinden, dass beide am Omanbonde gewesen waren, den sie Saresab nannten; dass das „Wasser so groß wie der Himmel" sei und dass dort Flusspferde existierten. Der Mann sagte zudem, dass er uns zum See führen würde; aber das war nur eine List, denn im Laufe der Nacht machten er und seine Frau sich aus dem Staub.

Unsere Zweifel und unsere Unruhe wuchsen, je näher wir dem Binnensee kamen, und all unsere Gedanken konzentrierten sich auf die einzige Vorstellung von dem See. Die Geschichte des Buschmanns, dass das Wasser „so groß wie der Himmel" sei, steigerte unsere Erwartungen enorm.

„Nun, Andersson, was würden Sie als die größte Länge dieses Sees annehmen, eh?", sagte Galton. „Er kann doch unmöglich weniger als fünfzehn Meilen bedecken; und was seine Breite betrifft, so ist sie zweifellos sehr beträchtlich, denn die Hottentotten behaupten, wenn man einen Mann vom gegenüberliegenden Ufer aus betrachte, erscheine er nicht größer als eine Krähe."

Es wäre besser für uns gewesen, wenn wir weniger optimistisch gewesen wären. Während wir auf einem Kurs reisten, der in etwa parallel zum Omuvereoom verlief, stießen wir auf

eine Art Vley-Fluss – falls man ihn Fluss nennen konnte, da er abwechselnd aus trockenen, offenen Stellen und tiefen Rinnen bestand. Beide Ufer dieses eigentümlichen Wasserlaufs waren von einem riesigen Dornendschungel eingeschlossen, der den Durchgang für Mensch oder Tier zu vereiteln schien. Es war daher doppelt glücklich, dass wir auf diesen Fluss stießen, da seine Seiten als eine gute und offene Straße dienten, während durch die gelegentlichen Tümpel ein reichlicher Vorrat an Wasser geboten wurde. Hier kamen wir schließlich am fünften Tag nach dem Verlassen von Otjironjuba an einigen Damara-Dörfern an. Zuerst versuchten die Eingeborenen wegzulaufen; aber wir fingen einige Frauen ein, was die Männer bald zur Rückkehr bewog. Diese Leute hatten noch nie zuvor einen weißen Mann gesehen; und unser plötzliches Erscheinen rief daher nicht wenig Erstaunen, um nicht zu sagen Bestürzung, hervor. Aber von all unserem Besitz amüsierte sie nichts mehr als der Anblick eines Spiegels. Als sie feststellten, dass der Spiegel die kleinste ihrer Bewegungen oder Gesten getreulich widerspiegelte, brachen sie in schallendes Gelächter aus; und einige von ihnen waren so erregt, dass sie sich auf den Boden warfen und ihre Hände gegen den Bauch pressten. Andere näherten sich mit ihren Gesichtern dem Glas so nah sie konnten, drehten es dann plötzlich um, in der vollen Erwartung, jemanden an seiner Rückseite zu finden. Es ist ein großer Jammer, dass die Damaras solche unverbesserlichen Schurken sind, denn sie sind voller Witz und Heiterkeit. Geben Sie ihnen einen „Yard Fleisch“ und einen Eimer Wasser, und sie sind die glücklichsten Geschöpfe auf Erden.

Nach einigem Verhandeln erklärte sich ein Mann bereit, uns zum See zu führen. Eine weitere Reise an einem Nachmittag brachte uns zu einem zweiten Werft, dessen Kapitän der fröhlichste und amüsanteste Damara war, den wir je zuvor oder seither sahen. Er ahmte die Gestalt und die Bewegungen des Flusspferdes so bewundernswert nach, dass wir das Tier nie verwechselt hätten, selbst wenn wir kein Wort der Sprache gekannt hätten. Er gab uns auch einen amüsanten und lacherregenden Bericht über die Leute im Norden.

Noch ein Tag, und das Ziel unserer Hoffnungen und Sorgen würde verwirklicht werden! Wir untersuchten sorgfältig unseren Mackintosh-Ponton, um zu sehen, ob er intakt sei, da wir fest vorhatten, einige Wochen an den Ufern des Omanbonde zu verbringen, um dort zu fischen und zu jagen.

Zu diesem Zeitpunkt hatten wir den Omuvereoom aus den Augen verloren, der allmählich zu einem bloßen Sandrücken zusammenschrumpfte und nun eins mit der Ebene wurde. Den eben erwähnten Vley-Fluss, der uns so lange gute Dienste geleistet hatte, ließen wir ebenfalls hinter uns und reisten nun über einen sehr sandigen Landstrich. Glücklicherweise waren, obwohl die Büsche sehr dicht waren, nur wenige dornig. Zudem war ihr Holz, das uns völlig neu war, von so spröder Natur, dass, obwohl Bäume von fünf bis sechs Zoll Durchmesser wiederholt unseren Weg versperrten, unsere schweren Gefährte sie wie so viele morsche Stöcke zu Boden drückten. Ein Europäer kann sich keine Vorstellung von dem unwegsamen Land machen, das man in diesen Gegenden durchqueren muss, und von den immensen Schwierigkeiten, die überwunden werden müssen. Um eine schwache Vorstellung von den Hindernissen dieser Art des Reisens zu geben, wollen wir uns eine Person vorstellen, die plötzlich an den Eingang eines Urwaldes von unbekannter Ausdehnung versetzt wird, der noch nie von Menschenfuß betreten wurde, der Aufenthaltsort wilder Bestien ist und einen Boden hat, der so nachgiebig ist wie der eines englischen Sandhügels; dazu müssen zwei schwere Gefährte hinzugedacht werden, so groß wie die Kohlenwagen, die man in den Straßen von London trifft, nur viel stabiler, an die jeweils sechzehn oder zwanzig widerspenstige, halb dressierte Ochsen gejocht sind. Man sage ihm dann: „Dort durch jenen Wald liegt dein Weg; nichts ist darüber bekannt. Bahne dir deinen Weg so gut du kannst; aber denke daran, dein Vieh wird umkommen, wenn es nicht im Laufe von zwei oder drei Tagen Wasser bekommt.“

Kein größeres Unglück konnte uns treffen als der Bruch einer Achse in einiger Entfernung vom Wasser. Daher hielt ich jedes Mal, wenn die Wagen gegen einen Baum stießen oder wenn die Räder auf einen mehrere Fuß hohen Stein stiegen, von dem sie mit einem Krachen wie Donner herabstürzten, abrupt an und hielt den Atem an, bis alle Gefahr vorüber war, woraufhin eine Last wie die eines Albtraums von meinem Gemüt fiel. Mit der Zeit gewöhnten wir uns jedoch leidlich an die Gefahren, die uns umgaben, und betrachteten fast mit Gleichgültigkeit die Risiken, die ständig die Zerstörung unserer Gefährte androhten.

Gegen Mittag des 5. April näherten wir uns schnell dem Omanbonde, aber ach, wie wurden wir enttäuscht! Mein Herz schlug heftig vor Aufregung. Da die schläfrige Bewegung der Ochsen, während sie sich durch den schweren Sand mühten, für meinen Eifer und meine erregte Phantasie viel zu langsam war, ging ich den Wagen mit etwa einem halben Dutzend Damaras ein beträchtliches Stück voraus, als das Land auf einmal offen wurde und ich mich auf einer Anhöhe befand, die sanft zum Bett dessen abfiel, was ich für einen trockenen Wasserlauf hielt. „Dort", rief plötzlich einer der Eingeborenen – „dort ist der Omanbonde!"

„Omanbonde!", echote ich fast verzweifelt; „aber wo um alles in der Welt ist das Wasser?" Ich konnte nicht mehr sagen, denn mir versagte das Herz, und ich setzte mich hin, bis die Wagen herankamen; woraufhin ich auf das trockene Flussbett deutete und Galton sagte, er sähe den See vor sich. „Unsinn!", antwortete er; „das ist nur das Ende oder der Ausläufer davon, den Sie dort sehen." Nachdem wir in das Bett hinabgestiegen waren, reisten wir in schnellem Tempo etwa eine Meile in westlicher Richtung weiter, als wir an einer Biegung ein großes Feld grünen Schilfes entdeckten. Bei diesem Anblick erhellte ein vorübergehender Hoffnungsschimmer jedes Gesicht; doch im nächsten Augenblick verschwand er, denn wir stellten fest, dass die Eingeborenen tatsächlich mitten im Schilf nach Wasser suchten!

Die Wahrheit dämmerte uns schließlich. Wir waren in der Tat am Omanbonde – dem See der Flusspferde! Wir alle fühlten uns völlig niedergeschlagen. Lange Zeit waren wir unfähig, unseren Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Wir sahen zuerst auf das Schilf vor uns, dann einander in stummem Entsetzen und Erstaunen an. Ein ausgetrockneter Vley, kaum mehr als eine Meile in der Ausdehnung, und ein Feld von Schilf war der einzige Lohn für Monate voller Mühe und Sorge!

KAPITEL XIV.

Omanbonde von Flusspferden besucht. — Vegetation usw. beschrieben. — Wild etwas knapp. — Kampf zwischen Elefant und Nashorn. — Vorwärts oder Rückzug. — Günstige Berichte über das Ovambo-Land. — Entschluss, dorthin vorzudringen. — Das Land erkunden. — Aufbruch vom Omanbonde. — Autor schießt eine Giraffe. — Herrliche Fata Morgana. — Die Fächerpalme. — Der Führer macht sich davon. — Aufregung unter den Eingeborenen. — Ankunft in Okamabute. — Erfolgslose Elefantenjagd. — Vegetation. — Unfall am Wagen. — Gezwungen, auf dem Ochsenrücken weiterzureisen. — Die Gruppe verirrt sich. — Paviansquelle. — Treffen mit den Ovambo; ihre persönliche Erscheinung usw. — Rückkehr zum Lager. — Ein Elefant getötet. — Entdeckung einer kuriosen Pflanze. — Unmoral. — Reflexionen.

So trocken das Becken des Omanbonde damals auch war, schien es dennoch offensichtlich, dass es in nicht allzu ferner Zeit viel Wasser enthalten hatte. Zudem konnte kaum ein Zweifel daran bestehen, dass dort einst auch Flusspferde existiert hatten.

Nachdem wir mit der Geographie dieser Regionen besser vertraut geworden waren, glaubten wir, das Phänomen zufriedenstellend erklären zu können. So führt zum Beispiel von (oder zu?) dem tiefen, trogförmigen Becken des Omanbonde ein eigentümlicher Wasserlauf in östlicher Richtung, genannt Omuramba-k'Omanbonde, bestehend aus einer Abfolge von riesigen Rinnen, ganz ähnlich dem Omanbonde selbst.

Wir vermuteten, dass diese (nachdem sie sich nach kurzer Zeit mit dem Omuramba-k'Omatako vereinigten) mit einem großen, beständigen Gewässer in Verbindung stünden, in dem es von Flusspferden wimmle. In Zeiten mit reichlichen Regenfällen füllen sich diese Tröge oder Rinnen und halten das Wasser zweifellos von einer Regenzeit zur nächsten, was es den Tieren ermöglicht, bequem zum Omanbonde zu wandern. Tatsächlich haben sie durch ähnliche Omurambas ihren Weg sogar bis weit in den Süden nach Schmelen's Hope gefunden. Nach dem Bericht von Jonker Afrikaner hatte ein Flusspferd an diesem Ort sein Quartier aufgeschlagen, wurde aber schließlich durch eine plötzliche Überschwemmung des Swakop getötet. Der Kadaver wurde an der Mündung des Tjobis angespült, wo er die Überreste sah.

Bei einem ersten Blick auf das Damaraland würde eine unerfahrene Person „ebensosehr erwarten", wie Herr Galton sagt, „dass ein Flusspferd die große Sahara durchquert hat, wie den Weg vom Omanbonde zum Tjobis". Tatsache ist jedoch, dass dieses Land nach heftigen Regenfällen ebenso sehr von seinem Normalzustand abweicht wie ein Meeresstrand bei Ebbe und bei Springflut.

In diesem Jahr war am Omanbonde wenig oder gar kein Regen gefallen, und folglich bot er einen sehr trostlosen und uninteressanten Anblick. In seinem Bett entdeckten wir jedoch mehrere Brunnen, die zusammen mit zahlreichen Überresten von Damara-Dörfern deutlich darauf hinwiesen, dass der sogenannte See zuzeiten von den Eingeborenen stark aufgesucht wurde.

Die Vegetation blieb genau wie bisher, aber die Dornendickichte waren, wenn möglich, noch dichter und quälender. Die Monotonie der Szenerie wurde etwas durch Gruppen sehr schöner Kameeldornbäume gemildert.

Wild war eher knapp, dennoch gelang es mir, einige Impalas (Pallahs) und Kudu-Antilopen zu erlegen. Spuren von Giraffen, Nashörnern und Elefanten waren keineswegs selten, aber ich hatte nie das Glück, auf eines dieser Tiere zu stoßen.

Es heißt, dass gelegentlich furiose Kämpfe zwischen den beiden letztgenannten stattfinden; und obwohl die Kraft des Elefanten der des Nashorns natürlich unendlich überlegen ist, ist Letzteres aufgrund seiner Schnelligkeit und plötzlichen Bewegungen keineswegs ein verachtenswerter Gegner. Tatsächlich sind Fälle bekannt, in denen sie gemeinsam umgekommen sind. Am Omanbonde wurde uns erzählt, dass ein Kampf dieser Art nicht lange vor unserer Ankunft stattgefunden habe. Ein Nashorn, das auf einen Elefanten gestoßen war, stürzte sich wütend auf ihn und stieß sein langes, scharfes Horn mit solcher Gewalt in den Bauch seines Gegners, dass es nicht mehr in der Lage war, sich zu befreien, und beim Sturz zerquetschte der Elefant seinen Angreifer zu Tode.

Als Galton eines Tages in der Nachbarschaft des Omanbonde umherstreifte, sah er sich plötzlich einem Löwen gegenüber, der ihn schrecklich erschreckt zu haben scheint; und er erzählt uns offenherzig, dass er, da er nur mit einem kleinen Gewehr bewaffnet war, ihn „viel lieber aus teleskopischer Entfernung betrachtet" hätte.

Sobald wir uns einigermaßen von unserer bitteren Enttäuschung erholt hatten, begannen wir ernsthaft über unsere Situation nachzudenken und unsere künftigen Pläne zu beraten.

Wieder einmal waren wir ohne ein bestimmtes Ziel. Sollten wir umkehren oder kühn vorwärts drängen? Zeitweise trug mein Freund sich mit dem Gedanken, nicht weiterzugehen; in diesem Fall wäre es zwar wahrscheinlich gewesen, dass wir sicher nach Hause gekommen wären, aber es war ganz sicher, dass wir nur wenig Anerkennung für das Geleistete geerntet hätten. Andererseits setzten wir uns durch die Fortsetzung der Reise nach Norden großem Risiko und großer Gefahr aus. Aus Erfahrung wussten wir, dass selbst für eine vergleichsweise kurze Strecke bei unserer sehr langsamen Reiseart Monate vergehen würden. In dieser Zeit würden wahrscheinlich alle Tümpel und Vleys, die jetzt noch Wasser enthielten, ausgetrocknet sein. Dies wäre der sichere Untergang für uns selbst und unser Vieh. Zudem waren unsere Männer entmutigt und wünschten umzukehren. In dieser Hinsicht gab es jedoch weniger Schwierigkeiten, da sie nun fast ebenso sehr von uns abhängig waren wie wir von ihnen, insofern als uns ein weiter Landstrich wilden, unwirtlichen Landes vom nächsten Punkt der Zivilisation trennte.

Von Jonker Afrikaner und verschiedenen anderen Informationsquellen hatten wir bereits erfahren, dass in beträchtlicher Entfernung im Norden ein Volk namens Ovambo lebte, das viel Verkehr mit den Damaras hatte, mit denen sie Vieh gegen Eisenwaren tauschten. Sie waren zudem ein Volk mit landwirtschaftlichen Gewohnheiten, hatten feste Behausungen und galten als fleißig und streng ehrlich. Die Damaras sprachen in Entzücken von ihrer Gastfreundschaft und Freundlichkeit gegenüber Fremden und stellten sie als ein sehr zahlreiches und mächtiges Volk dar, das von einem einzigen Häuptling oder König namens Nangoro regiert wurde, der nach ihren Vorstellungen ein wahrer Riese an Größe war. Was die Entfernung zu diesem Land betraf, gaben sie uns dieselben vagen, widersprüchlichen und unbefriedigenden Berichte wie jene, die wir über die Lage des Omanbonde erhalten hatten. Eine Vielzahl von Umständen bewog uns schließlich dazu, ungeachtet der Folgen zu versuchen, dieses interessante Land zu erreichen.

Da man sich jedoch in Bezug auf Wasser, den Charakter des Landes und so weiter in keiner Weise auf die Berichte der Eingeborenen verlassen konnte, wurde es für ratsam gehalten, vor dem Aufbruch von unserem jetzigen Lager einen kurzen Erkundungsausflug zu machen, um die Lage selbst zu sehen und zu beurteilen. Herr Galton ritt daher, begleitet von einigen Männern, nach Norden, um festzustellen, ob die Route, die wir einzuschlagen gedachten, mit Wagen passierbar sei. Am Abend des dritten Tages kehrte er zurück, in der Gewissheit ihrer Durchführbarkeit. Er war auf mehrere einheimische Dörfer gestoßen, und obwohl sein Empfang dort keineswegs sehr schmeichelhaft gewesen war, beschlossen wir, ohne einen Augenblick Verzögerung aufzubrechen.

Keiner der Damaras, die wir aus Barmen mitgebracht hatten, gab vor, etwas über das Land zu wissen, das wir erkunden wollten. Der Führer jedoch, den wir ein kurzes Stück südlich des Omanbonde gewonnen hatten, sagte, er sei gut damit vertraut, und bot sich an, uns den Weg zu den Ovambo zu zeigen, vorausgesetzt, seine Dienste würden mit einem Kuhkalb belohnt. Herr Galton stimmte seinen Bedingungen gern zu, zahlte ihm jedoch, wie sich später herausstellte, unglücklicherweise seinen Lohn im Voraus.

Früh am Morgen des 12. April verabschiedeten wir uns von den unwirtlichen Ufern des Omanbonde. Für einige Stunden hielten wir uns parallel zum Omuramba, dann schlugen wir einen östlicheren Kurs ein.

Während des Tages sahen wir riesige Herden von Giraffen (Camelopards), und genau bei Einbruch der Dunkelheit hatte ich das Glück, ein schönes, ausgewachsenes Männchen zu erlegen, das eine willkommene Ergänzung für unsere Vorratskammer war. Noch bevor der Kadaver Zeit zum Abkühlen hatte, waren zwanzig oder dreißig Männer damit

beschäftigt, ihn in Stücke zu reißen. Wie bei solchen Gelegenheiten üblich, verzichteten die Damaras auf Schlaf und widmeten die Nacht ganz dem Genuss des Festmahls.

Am nächsten Morgen wurden wir Zeuge einer prächtigen Fata Morgana. Seen, Wälder, Hügel usw. tauchten vor dem Auge auf und verschwanden in rascher Folge.

Später am Tag wurden wir durch den Anblick einer großen Anzahl von Palmen erfreut. Dieser Vorbote eines besseren Landes war eine angenehme Überraschung, die jedem ein unwillkürliches Lächeln der Genugtuung ins Gesicht zauberte. Wir waren erstaunt über die heitere und erfrischende Wirkung, die eine sehr geringfügige Verbesserung der Landschaft auf unsere Stimmung hatte. Aus der Ferne schienen diese Palmen für uns einen ausgedehnten und kompakten Wald zu bilden, aber bei näherer Betrachtung stellten wir fest, dass die Bäume in großen Abständen voneinander wuchsen. Sie waren sehr hoch und anmutig, wobei jeder Zweig wie ein schöner Fächer aussah, und wenn sie sanft vom Wind bewegt wurden, war die erzeugte Wirkung unbeschreiblich angenehm.

Diese Palmenart ist, wie ich glaube, neu für die Wissenschaft. Sie bringt Früchte etwa von der Größe eines Apfels hervor, von tiefbrauner Farbe, mit einem Kern, der so hart wie Stein ist und pflanzlichem Elfenbein nicht unähnlich sieht. Von der Frucht heißt es, sie habe einen bitteren Geschmack, aber weiter nördlich (wo wir den Baum, wie man gleich sehen wird, sehr zahlreich vorfanden) war sie sehr schmackhaft. Wegen der großen Höhe und Geradheit des Stammes war die Frucht sehr schwer zu beschaffen, und wir mussten daher die Hilfe der Damaras in Anspruch nehmen, die mit großer Geschicklichkeit an den glatten Stämmen emporstiegen.

FAN-PALM.*

FÄCHERPALME.

Die schöne Zeichnung, nach der der obige Holzschnitt angefertigt wurde, wurde mir freundlicherweise von meinem geschätzten und versierten Freund Major Garden zur Verfügung gestellt. Sie stellt die Art der Fächerpalme oder pflanzlichen Elfenbeinpalme dar, die in der Gegend von Natal vorkommt, und scheint im allgemeinen Aussehen der von uns beobachteten Art zu entsprechen. In der Größe ist sie jedoch weit unterlegen, denn nach der Schätzung des Majors übersteigt sie kaum fünfzehn Fuß an Höhe, während der Baum der Gegenden, von denen ich jetzt spreche, nicht selten eine Höhe von dreißig bis fünfzig Fuß und sogar mehr erreicht.

...schwer zugänglich. Die Geschichte, die unser Führer uns vor der Abreise aus Barmen über einen Baum erzählte, dessen Früchte nur mit Hilfe von „Knob-Kieries“, die man nach ihnen warf, zu erlangen seien, war nun leicht begreiflich. Doch es fiel uns schwerer, seine anderen Erzählungen zu glauben, wie etwa die Existenz eines Volkes, das Bäume zu

seinen einzigen Behausungen macht, während andere keine Gelenke an ihren Gliedmaßen besäßen und sich dennoch der verfeinerten Sitte hingäben, einander mit den Zehen zu füttern.

Am Nachmittag dieses Tages erreichten wir ein Damara-Dorf, das Herr Galton bereits besucht hatte, und lagerten in dessen Nähe. Vor unserer Ankunft hier hatte sich unser Führer aus dem Staub gemacht und neben dem Kalb, das mein Freund ihm als Bezahlung gegeben hatte, auch eine Pferdedecke mitgenommen, die er sich von Timbo geliehen hatte.

Am nächsten Morgen, gerade als ich von einer erfolgreichen Jagd ins Dorf zurückkehrte, bemerkte ich einen ungewöhnlichen Aufruhr unter den Eingeborenen, begleitet von furchtbarem Geschrei, leidenschaftlichen Ausrufen und dem Schwingen von Assegais. Die Ursache dieses Tumults hielten wir zunächst für einen Angriff der Buschmänner auf einen der Viehposten der Damaras. Bei genauerer Untersuchung stellte sich jedoch heraus, dass die Befürchtungen der Damaras durch die Ankunft einiger Bewohner eines benachbarten Kraals entstanden waren, die gekommen waren, um gewaltsam eine Schafherde zurückzufordern, die der Häuptling unter dem Vorwand des „Hungers“ in Besitz genommen hatte.

Die Nachricht von unserer Ankunft hatte sich inzwischen weit verbreitet, und die Damaras strömten von überall her zusammen, um die weißen Fremden zu sehen. Einige von ihnen versprachen, uns zu ihrem großen Häuptling Tjopopa zu führen, der an einem Ort namens Okamabuti residierte, der auf unserem Weg zu den Ovambo lag.

Im Laufe unserer Reise zu Tjopopa erfuhr ich die Geschichte des Vaters eines unserer Besucher, der, wie es schien, ein ausgemachter Schurke gewesen war. Er gab vor, eine große Freundschaft zu den Ovambo zu hegen, denen er erlaubte, sein Gebiet frei und friedlich zu durchqueren; doch als sie einmal mit einer zahlreichen, durch Tauschhandel erworbenen Rinderherde nach Hause zurückkehrten, fiel er plötzlich über sie her und beraubte sie ihres gesamten hart erarbeiteten Gewinns. Als sein verräterisches Verhalten jedoch Nangoro bekannt wurde, sandte dieser sofort eine Truppe aus, um ihn zu bestrafen, und dies geschah so wirkungsvoll, dass es seit jenem Tag niemand mehr gewagt hat, die Ovambo in ihrer friedlichen und fleißigen Tätigkeit zu belästigen. In der Tat genoss dieser Stamm nun ein hohes Maß an Wohlwollen und Respekt bei den Damaras.

Es hieß, dass Elefanten im Norden zahlreich seien, und die Damaras deuteten auf einige bewaldete Hügel, wo diese Tiere angeblich „so dicht wie das Vieh“ herumliefen. Gelegentlich tauchten sie nachts plötzlich inmitten eines Dorfes auf und trieben die Bewohner überstürzt aus ihren Wohnstätten.

Am 15. April brachen wir wieder auf, und schon am nächsten Tag verloren wir die Palmen völlig aus den Augen, die wir erst nach fast einem ganzen Monat Reisezeit wiedersehen sollten.

Am 17. erreichten wir Tjopopas Werft. Es wurde berichtet, dass dieser Mann durch die Vermittlung seines Freundes Nangoro zu einem Häuptling ersten Ranges aufgestiegen sei. Wie dem auch sei, er lebte nun in großem Überfluss, obwohl er, wie viele, denen es an weltlichem Besitz wohlgeht, im höchsten Maße habgierig war. Die Knausrigkeit eines Geizhalzes nimmt immer im Verhältnis zur Vergrößerung seines Eigentums zu.

Okamabuti kann als die nördliche Grenze des Damaralandes bezeichnet werden. Es liegt am Fuße jener bewaldeten Hügel, die uns von den Eingeborenen bereits als Rückzugsort der Elefanten beschrieben worden waren; in der Tat legte der Boden ringsum reichlich

Zeugnis von der Zerstörungswut dieser Tiere ab. Der Ort war durch eine Quelle, die einem Kalksteinboden entsprang, gut mit Wasser versorgt.

ERFOLGLOSE ELEFANTENJAGD – EIN UNGLÜCK

Am Morgen nach unserer Ankunft in Okamabuti brachen wir zu einem Jagdausflug in nordöstlicher Richtung auf, um Elefanten zu suchen; doch obwohl wir ihre frischen Fährten entdeckten und diesen einen ganzen Tag lang folgten, gelang es uns nicht, die Tiere einzuholen. Trotz unseres Misserfolgs genossen wir den Ausflug sehr. Die Landschaft war neuartig und höchst interessant. Manchmal durchquerten wir Savannen, in denen das Gras uns über den Kopf reichte, während wir auf den Ochsen saßen, und ein andermal ritten wir durch prächtige Wälder aus geradstämmigen und dunkel belaubten Nutzhölzern*, wahre Wohnstätten für die wunderbarsten Geschöpfe der belebten Natur.

Ein oder zwei Tage später traf uns ein Unglück, das wir schon lange befürchtet hatten. Um in der Nähe der Elefanten zu sein und sie in aller Ruhe jagen zu können, hatten wir beschlossen, unser Lager an eine Quelle zu verlegen, die ein paar Stunden weiter nordöstlich lag und von diesen Tieren viel aufgesucht wurde. Am Morgen unseres Aufbruchs jedoch, noch bevor wir viele hundert Schritte zurückgelegt hatten, stieß unser größter Wagen gegen einen Baumstumpf, was die vordere Achse völlig zerstörte. So unglücklich dieser Umstand auch war, hatten wir dennoch allen Grund zur Dankbarkeit, dass er genau dort geschah. Die Eingeborenen hier hatten sich uns gegenüber wohlwollend gezeigt; Wasser und Weide waren reichlich vorhanden, und sogar geeignetes Holz zur Reparatur des Schadens war in der unmittelbaren Nachbarschaft zu finden.

* Diese Bäume bestanden hauptsächlich aus dem, was in der Kapkolonie als *Stinkhout* oder Stinkholz bezeichnet wird. Es verdankt seinen eigentümlichen Namen einem unangenehmen Geruch, den es ausströmt und den es behält, bis es gründlich getrocknet ist. In der Maserung und Schattierung ähnelt es etwas dem Walnussholz, nähert sich im äußeren Erscheinungsbild jedoch der Eiche an. Tatsächlich haben Botaniker es, wenn ich mich nicht irre, als *Quercus africana* beschrieben, in welchem Fall ich glaube, dass es die einzige Art dieser Gattung ist, die auf dem afrikanischen Kontinent heimisch ist. Man sagt mir, es sei bei weitem das beste Holz im südlichen Afrika und scheine für verschiedene Zwecke gut geeignet zu sein, wie etwa für Wagen, Gewehrschäfte, den Schiffsbau usw.

WAGEN ZURÜCKGELASSEN – EIN FÜHRER

Ein paar Tage hätten vielleicht für eine provisorische Reparatur ausgereicht; da wir jedoch eine Reise von mehreren Monaten vor uns hatten, war es notwendig, die Arbeit so dauerhaft wie möglich auszuführen, und allein das Trocknen des Holzes würde in einem solchen Fall mehrere Wochen in Anspruch nehmen. Keiner von uns hatte viel Erfahrung in der Zimmerei; aber Hans war bei weitem der praktischste Handwerker und übernahm kühn die Aufgabe. Unsere Reise zu den Ovambo aufzuschieben, bis unsere Wagen wieder in Ordnung wären, kam nun nicht mehr infrage. Da die Jahreszeit fortgeschritten war, wurde jeder Tag von größter Bedeutung; um Zeit zu sparen, wurde daher beschlossen, dass wir die Fahrzeuge zurücklassen und Galton und ich die Reise ohne weiteren Verzug mithilfe von Pack- und Reitochsen fortsetzen sollten.

Nachdem wir diesen Entschluss gefasst hatten, galt unsere erste Sorge dem Einholen genauer Informationen über die Entfernung, die Anzahl der Wasserstellen und so weiter; doch die Damaras blieben ihrer Natur treu; denn nachdem wir mehrere Tage mit

Kreuzverhören verbracht hatten, waren wir unserem Ziel so fern wie eh und je. Tjopopa selbst war sehr reserviert und wollte uns weder Führer stellen noch die geringste Auskunft geben. Er sagte jedoch, er erwarte gerade eine Handelskarawane aus dem Ovamboland, und wenn wir bis zu deren Ankunft bei ihm blieben, zweifle er nicht daran, dass wir mit Hilfe der dazugehörigen Personen jenes Land erreichen könnten. Aber auf einen Damara war kein Verlass.

In diesem Dilemma bot unerwartet ein Mann seine Dienste als Führer an; ohne vielleicht ausreichend zu prüfen, ob er mit dem Weg gut vertraut war, nahmen wir den Vorschlag eifrig an und verloren keinen Moment mit den Vorbereitungen für die Reise. Um eine lange Geschichte abzukürzen: Wir brachen auf; aber unser Führer verirrte sich fast augenblicklich; und nachdem wir mehrere Tage lang in den Hügeln umhergeirrt waren und größte Seelenangst – von körperlichen Entbehrungen ganz zu schweigen – erlitten hatten, wollten wir gerade unsere Schritte nach Okamabuti zurücklenken, als wir glücklicherweise auf einige Buschmänner stießen. Wir hatten beide Hottentotten-Dolmetscher zurückgelassen, schafften es aber, ihnen unsere Wünsche und Bedürfnisse zu erklären. Nach viel Überredungskunst erklärten sich zwei von ihnen bereit, uns zu einem gewissen großen Wasser weiter vorn zu begleiten, das die Damaras wiederholt erwähnt hatten. Diese Männer wünschten, die Nacht in ihrer eigenen Werft zu verbringen; aber wir waren schon so oft getäuscht worden, dass wir beschlossen, nur einem von ihnen zu erlauben, sich zu entfernen, um ihre Dienste zu sichern. Der andere sollte bei uns schlafen; und als weitere Sicherheit vereinbarten Galton und ich, abwechselnd die Nacht über Wache bei dem Kerl zu halten.

PAVIANSQUELLE – BEGEGNUNG MIT DEN OVAMBO

Während unserer Wanderungen in den Bergen stießen wir auf eine Reihe von Brunnen, die wir wegen der vielen Paviane, die den Ort aufsuchten, „Paviansquelle“ tauften. Ihr wirklicher Name war Otjikango.

Von diesem Punkt aus traten wir am Morgen des 2. Mai unseren neuen Aufbruch unter der Führung unserer Buschmänner-Freunde an. Wir waren jedoch noch nicht lange unterwegs, als wir von drei oder vier Männern eingeholt wurden, die unsere Damaras sofort als Eingeborene aus dem Ovamboland erkannten, die genau aus der Richtung kamen, die wir gerade verlassen hatten. Sie gehörten zu der erwarteten Karawane, und ich brauche kaum zu sagen, dass wir über dieses günstige Zusammentreffen hocherfreut waren. Entgegen der Gewohnheit hatten die Männer eine Abkürzung über die Hügel genommen, weshalb wir einander verpasst hatten. Als die Ovambos jedoch unser Lager erreichten und fremde Spuren sowie unser noch brennendes Biwakfeuer vorfanden, war ihre Neugier geweckt, und sie hatten die Männer ausgesandt, auf die wir nun trafen, um uns zurückzuholen. Der Gedanke gefiel uns nicht sonderlich; doch in der Hoffnung, von ihnen einen Führer zu bekommen, willigten wir ein und beabsichtigten, unsere Reise bald darauf fortzusetzen.

Die Karawane bestand aus dreiundzwanzig Personen von sehr dunkler Hautfarbe, groß und robust, aber bemerkenswert hässlich und spärlich bekleidet. Ihre Blicke verrieten Entschlossenheit und Unabhängigkeit. Als wir sie mit unserem Ziel und dem Wunsch vertraut machten, einen Führer in ihr Land zu erhalten, lehnten sie dies nicht nur ab, sondern wurden in ihrem Auftreten sehr zurückhaltend. Sie versprachen jedoch, dass wir sie gern nach Hause begleiten könnten, wenn wir mit ihnen zu Tjopopas Werft zurückkehrten und dort warteten, bis sie ihre Tauschartikel veräußert hätten. Sie versicherten uns zudem, dass jeder Versuch unsererseits, die Reise allein zu bewältigen, mit dem sicheren Untergang verbunden wäre; denn selbst angenommen, wir fänden die

Gewässer – die rar und weit verstreut waren –, würde ihr Häuptling uns niemals empfangen, wenn er nicht zuvor von unserer Annäherung unterrichtet worden wäre. Wir fanden ihre Sprache kühn und lachten sie zuerst aus; aber sie blieben unnachgiebig. Einwände nützten nichts, und wir sahen bald, dass sie von einem ganz anderen Schlag waren als jene Eingeborenen, mit denen wir bisher zu tun gehabt hatten. Zudem hielten wir es nach reiflicher Überlegung für nur gerecht, dass sie etwas über unseren Charakter erfahren sollten, bevor sie uns in das Herz ihres Landes mitnähmen. Wir machten daher aus der Not eine Tugend und stimmten ihrem Vorschlag zu. Kaum hatten wir das getan, legten sie ihre Zurückhaltung ab, und in kürzester Zeit wurden wir die besten Freunde.

Herr Galton machte ihnen ein Geschenk aus Fleisch, das sie sehr schätzten. Ihre einzige Nahrung bei diesen Gelegenheiten bestand anscheinend aus einer Getreideart, die dem Kaffernkorn (*Holcus caffrorum*) ähnelt und die sie in kleinen Hautbeuteln mitführten. Dieses Korn wurde entweder halb gekocht, einfach in Wasser eingeweicht oder, was häufiger vorkam, teilweise zerstoßen und dann zu einem groben Brei verarbeitet. Sie gaben uns freundlicherweise eine großzügige Portion ihrer einfachen Kost, an der wir eifrig teilnahmen, da wir der ewigen Fleischdiät überdrüssig waren. Auch unsere Damaras wurden mit einer Schüssel eingeweichten Korns bedacht; doch bevor es ihnen erlaubt war, davon zu kosten, mussten sie sich der Zeremonie unterziehen (warum, weiß ich nicht), dass ihnen eine Menge Wasser aus dem Mund eines der Ovambo ins Gesicht gespritzt wurde. Diese Leute verwendeten zu ihrem Essen ausnahmslos Salz, was man bei den Damaras nie sah.

Sobald ihre einfache Mahlzeit beendet war, wurden Pfeifen – aus eigener Herstellung – hervorgeholt, und nach ein paar Zügen wurde ein Lied angestimmt. Ein Mann begann zu singen, und die ganze Gruppe stimmte gelegentlich in den Refrain ein. Obwohl etwas eintönig, war die Musik nicht unangenehm.

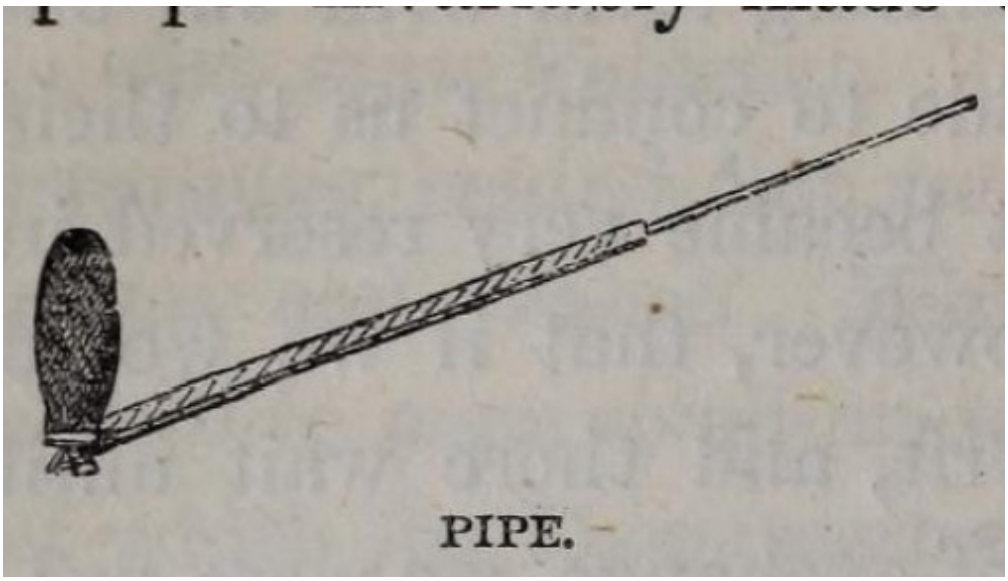
Sie waren mit Bogen und Pfeilen, dem Assegai und dem Knob-Kierie bewaffnet; aber die beiden erstgenannten Waffen waren von kleineren Dimensionen als die von den Damaras verwendeten. Ihre Bogen waren zudem aus einer Holzart namens Mohama gefertigt, die in ihrem natürlichen Zustand auf einer Seite flach ist und somit gewissermaßen bereits die erforderliche Form besitzt.

Die Pfeile sind im Allgemeinen mit Knochen oder Eisen bewehrt; sie vergiften sie jedoch nicht oft. Sie tragen ihre Köcher mithilfe eines Riemens über der rechten Schulter unter dem linken Arm. Zusätzlich zu den erwähnten Waffen besitzen sie einen Dolch, der durch eine Lederscheide geschützt ist, die geschmackvoll mit dünnem Kupferdraht verziert ist.

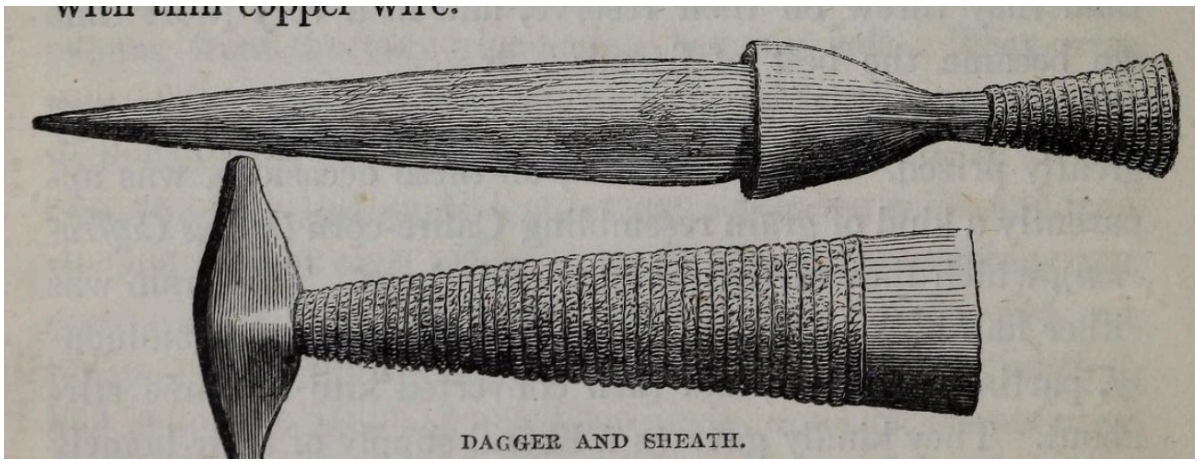
HANDELSWAREN – RÜCKKEHR ZUM LAGER

Ihre Tauschartikel waren Speerspitzen, Messer, Ringe, Kupfer- und Eisenperlen usw., jedoch von äußerst grober handwerklicher Ausführung. Es war mir in der Tat ein ständiges Rätsel, wie sie ihre Nachbarn dazu überreden konnten, solchen Tand zu kaufen. Dennoch waren all diese Dinge sehr teuer; eine unfertige Assegai-Klinge oder ein Yard Perlen bildeten den regulären Preis für einen Ochsen.

Ihre Waren waren in kleinen quadratischen Körben aus Palmblättern verpackt: diese waren an beiden Enden einer langen, glatten und elastischen Stange (aus Palmenholz) aufgehängt, die jeder Mann auf der Schulter balancierte. Mitsamt ihren Waren, Vorräten, Wasser usw. war das Gewicht oft sehr beträchtlich, dennoch reisten sie viel schneller als wir.



PIPE.



DAGGER AND SHEATH.

HATCHET.

BASKET FOR MERCHANDISE.

Sie haben keine Vorstellung davon, Ochsen als Zugtiere einzusetzen, oder, was vielleicht treffender wäre: Sie schätzen diese Tiere zu hoch ein, um sie für solche Zwecke zu missbrauchen.

Am 4. Mai kehrten wir zu unserem Lagerplatz zurück. Hans und Phillippus hatten während unserer Abwesenheit einen Elefanten erlegt, was die Damaras, die in Scharen in die Umgebung von Okamabuti geströmt waren, in helle Begeisterung versetzte. Mit Bedauern stellten wir fest, dass unser Vieh, anstatt sich durch die Ruhepause zu erholen, zusehends abmagerte. Man führte dies auf das hiesige Gras zurück, das einen bitteren Geschmack hatte, sowie auf den allgemeinen Weidewechsel. Das Vieh der Eingeborenen war an jede Art von Kräutern gewöhnt und litt nicht darunter. Die Schafe jedoch gediehen hier ebenfalls nicht.

Während wir auf die Rückkehr der Ovambo-Händler warteten, die sich – mit Ausnahme ihres Anführers Chikor'onkombe – in kleinen Gruppen von zwei oder drei Personen in der Umgebung verteilt hatten, nutzte ich die Zeit, um das Umland gründlich zu erkunden und seine Naturerzeugnisse festzustellen. Dabei hatte ich das Glück, meiner Sammlung so manches interessante Insekten- und Vogelexemplar hinzuzufügen.

Die Eingeborenen konnten nicht begreifen, warum ich auf diese Weise Vögel und andere naturgeschichtliche Exponate sammelte; wenn ich abends heimkehrte, krümmten sie sich vor Lachen, wenn sie den Inhalt meiner Jagdtasche sahen. Diese Leidenschaft (gepaart mit der Tatsache, dass mein Name für sie unaussprechlich war) veranlasste sie dazu, mich „Karabontera" – den Vogeltöter – zu taufen, ein Name, unter dem ich nun im ganzen Land allgemein bekannt bin.

EINE MERKWÜRDIGE PFLANZE — DIE DAMARAS LIEBEN TABAK

Die Vegetation bei Okamabuti war sehr üppig und rankend, doch die Dornendschungel suchten uns weiterhin heim. Die Hügel waren mit einer Fülle von Schlingpflanzen, niedrigen Sträuchern und aromatischen Kräutern bedeckt. Die *Euphorbia candelabrum* (Kandelaber-Wolfsmilch) war besonders häufig anzutreffen.

Ich entdeckte eine eigentümliche Pflanze, die auf einer sehr großen, sukkulenten Wurzel wuchs, welche etwa einen Fuß weit aus dem Boden ragte. Sie trieb zwei oder drei gewaltige Blätter und eine Frucht, die Weintrauben so täuschend ähnlich sah, dass sie bei meinem ersten Erscheinen im Lager für solche gehalten wurden; sie waren jedoch nicht essbar – ja, die Eingeborenen erklärten sie für giftig.

Es gab dort auch einen Baum, der eine säuerliche Frucht trug, die einerseits einem Apfel ähnelte, jedoch einen harten Kern wie eine Pflaume besaß. Bei heißem Wetter war diese Frucht sehr erfrischend und nicht unangenehm im Geschmack.

Während unseres Aufenthalts in Okamabuti starb Tjopopas betagte Mutter. Die Frauen des Ortes heulten, dem Brauch entsprechend, einen ganzen Tag lang auf kläglichste Weise. Zu diesem Anlass wurde eine große Anzahl an Rindern getötet oder geopfert.

Tjopopa verbrachte ganze Tage in unserem Lager in absolutester Untätigkeit und Apathie und quälte uns damit, um alles zu betteln, was er sah. Wie alle Damaras besaß er eine wahre Manie für Tabak und hielt keine Erniedrigung für zu tief, sofern er nur ein paar Zoll des berauschenden Krautes erhalten konnte. Er war von friedfertigem und mildem Wesen, aber übermäßig geizig. Wir benötigten dringend Viehbestand und ließen keine Gelegenheit aus, unsere verlockendsten Tauschartikel zur Schau zu stellen, in der Hoffnung, ihn zum Kauf zu bewegen. Messing- oder vergoldeten Schmuck verschmähte er fast, warf aber sehnsüchtige Blicke auf Gegenstände aus Eisen oder Kupfer. Schließlich wählte er Waren im Wert von vier Ochsen aus, mit denen er ruhig von dannen zog. Als wir ihn am folgenden Tag um die Bezahlung baten, erwiderte er lächelnd: „Nun, zwischen uns darf nicht von Kaufen und Verkaufen die Rede sein. Ihr werdet lange hierbleiben und braucht viel Nahrung: Diese werde ich euch geben."

Da wir die Wahrheit des Sprichworts kannten, dass „ein Spatz in der Hand besser ist als eine Taube auf dem Dach", hätten wir eine sofortige Begleichung jeder vagen Zusage unendlich vorgezogen. Das Ende rechtfertigte unsere Befürchtungen. Der alte Gauner trug Sorge dafür, weder seine Schulden zu bezahlen noch uns Geschenke an Vieh zu machen, das wir so dringend brauchten. Nein, er ging noch weiter. Unter dem Vorwand, unseren Bedarf zu decken, veranlasste er seine Leute, Ochsen und Schafe beizusteuern, die er dann so niederträchtig war, für seinen eigenen Gebrauch zu behalten.

Unser Freund Tjopopa war ein recht sinnlicher Mann: Er soll nicht weniger als zwanzig Frauen gehabt haben, von denen zwei, zu meinem Erstaunen, Mutter und Tochter waren! Ich habe seitdem festgestellt, dass dies bei diesem demoralisierten Volk keineswegs eine ungewöhnliche Praxis ist. Zudem werden beim Tod eines Häuptlings seine hinterbliebenen Frauen an seinen Bruder oder den nächsten Verwandten übertragen.

Es ist vergeblich, wenn Dichter und Philanthropen uns einzureden versuchen, dass wilde Völker, die zuvor keinen Kontakt mit Europäern hatten, in einem Zustand beneidenswerter Glückseligkeit und Reinheit leben – wo Unwissenheit tugendhafte Einfachheit, Armut Genügsamkeit und Mäßigung und Trägheit löbliche Verachtung für Reichtum sei. Ein einziger Tag unter solchen Menschen genügt, um diese törichten Vorstellungen zu widerlegen.

KAPITEL XV.

Aufbruch von Okamabuti. – Besuch eines Löwen. – Amulette. – Erneuter Besuch der Paviansquelle. – Otjikoto; eine wunderbare Laune der Natur; bemerkenswerte Höhle. – Eingeborene unbewohnt mit der Kunst des Schwimmens. – Fischreichtum in Otjikoto;

besucht von gewaltigen Taubenschwärmen. – Panik der Ovambo beim Anblick von Vögeln, die im Flug geschossen werden. – Ankunft in Omutjamatunda. – Ein fettiger Empfang. – Enten und Waldhühner zahlreich. – Der Autor findet sich etwas „überfordert". – „Salzpfannen". – Alle „sehen blau". – Ein zweites Paradies. – Gastfreundliche Aufnahme. – Vegetation. – Die Menschen leben im patriarchalen Stil. – Bevölkerung. – Enorme Schweine. – Ankunft bei der Residenz des furchtgebietenden Nangoro.

In Gesprächen mit den Ovambo erfuhren wir, dass Nangoros Werft mindestens zwei Wochen stetiger Reise entfernt lag. Wir waren daher auf eine baldige Rückkehr der Handelstrupps bedacht, um unsere Reise fortsetzen zu können; doch sie verweilten länger als erwartet. Nach und nach versammelten sie sich jedoch wieder bei Tjopopas Werft und brachten etwa zweihundert Stück Vieh mit, das Ergebnis ihres Handels.

Am 22. Mai verkündete Chikor'onkombe, ihr Anführer, dass alles für den Aufbruch bereit sei; und da wir selbst schon lange gerüstet waren, brach die Karawane noch am selben Nachmittag auf.

Wir biwakierten an einem von Tjopopas Viehposten, nur wenige Wegstunden von Okamabuti entfernt, und hatten gerade zu Abend gegessen, als unsere Leute plötzlich mit Rufen wie „Ongeama! Ongeama!" (Löwe! Löwe!) zum Feuer stürzten.

Und so war es auch. Ein Löwe hatte sich offenbar im Busch keine zwanzig Schritte von unserem Lager entfernt niederkauerte, bereit, auf das umherstehende Vieh zu springen; doch da einer der Männer, der auf der Suche nach Brennholz war, ihn glücklicherweise entdeckte, zog sich das Tier zurück. Er war offensichtlich sehr ungehalten darüber, so vereitelt worden zu sein, und knurrte während der restlichen Nacht in der Ferne vor sich hin. Als ich am nächsten Morgen einen der Ovambo traf, erkundigte ich mich, ob auch sie von dem Löwen belästigt worden seien, worauf er nur auf ein Stück Holz deutete – eine Art Talisman –, das an seinem Hals hing, als wollte er sagen: „Glaubst du, dass uns oder unserem Vieh etwas zustoßen kann, wenn wir das in unserem Besitz haben?"

Auch die Damaras setzen großes Vertrauen in Amulette, die meist aus den Zähnen von Löwen und Hyänen, Tiergedärmen, Stücken bestimmter Holzarten und dergleichen bestehen. Unsere einheimischen Diener hatten sich in der Tat vor der Abreise aus Okamabuti für ein paar Eisenperlen mehrere Glücksbringer von Tjopopas Lieblingsfrau gekauft und hielten sich, so ausgestattet, für gefeit gegen jede Gefahr und jedes Unheil.

Am 24. befanden wir uns wieder bei Otjikango („Paviansquelle"). Zu diesem Zeitpunkt war unsere Karawane angewachsen, da sich uns immer wieder versprengte Gruppen von Eingeborenen angeschlossen hatten; zu unserem Erstaunen stellten wir fest, dass wir, uns selbst eingeschlossen, einhundertsiebzig Seelen zählten. Darunter befanden sich nicht weniger als siebzig oder achtzig Damara-Frauen, die verschiedene Absichten verfolgten – einige in der Hoffnung, Arbeit zu finden, andere, um Ehemänner zu gewinnen, und wieder andere mit dem Ziel, ihre Muschelmieder zu veräußern, von denen in Kapitel vier die Rede war. Letztere werden, wie wir später erfuhren, von den Ovambo-Frauen in Einzelteile zerlegt und in Schnüren um die Taille getragen. Im Austausch erhalten die Damaras Perlen, Tabak, Getreide usw.

Das Land zwischen Okamabuti und Otjikango erwies sich als gut bewässert mit ergiebigen Quellen und bedeckt von einer üppigen Vegetation. Otjikango selbst, in einem Tal zwischen hohen und steilen Hügeln gelegen, war nicht ohne Reiz. Es war reichlich mit Wasser versorgt, das an mehreren Stellen aus einer Art Vley oder Sumpf sickerte – in der

Regenzeit zweifellos ein kleiner See. Wir verloren hier keine Zeit, sondern brachen am nächsten Morgen schon früh wieder auf.

OTJIKOTO FOUNTAIN.

DIE QUELLE VON OTJIKOTO

Nach anderthalb Tagen Reise fanden wir uns plötzlich am Rande von Otjikoto wieder, dem außergewöhnlichsten Abgrund, den ich je zu Gesicht bekommen habe. Er ist gleichsam aus dem massiven Kalksteingestein herausgehöhlt und ähnelt – wenn auch in tausendfach größerem Maßstab – den „Elv-gryta“ (Riesentöpfen), die man in Skandinavien so häufig antrifft. Die Form von Otjikoto ist zylindrisch; sein Durchmesser beträgt über vierhundert Fuß und seine Tiefe, wie wir mit der Lotleine feststellten, zweihundertfünfzehn Fuß – das heißt an den Seiten, denn wir hatten keine Möglichkeit, die Mitte auszuloten, hatten aber Grund zu der Annahme, dass die Tiefe überall ziemlich gleichmäßig ist. Bis auf etwa dreißig Fuß unter den Rand ist er mit Wasser gefüllt.*

* Kurz vor Erreichen der „Paviansquelle“ sah ich an einem Ort namens Orujo einen Hohlraum von ähnlicher Form, wenn auch in wesentlich kleinerem Maßstab. Er bestand aus einem kreisförmigen Becken im Kalkstein von neunzig Fuß Durchmesser und dreißig Fuß Tiefe. Da es zu dieser Zeit trocken war, stellten wir fest, dass der Boden flach oder nahezu flach war. An verschiedenen anderen Orten stießen wir ebenfalls auf ähnliche Becken, jedoch in noch kleinerem Maßstab als in Orujo.

Otjikoto, „eine der wunderbarsten Launen der Natur“, liegt am nördlichen Ende jener zerklüfteten Hügel, die in der Nachbarschaft von Okamabuti ihren Ursprung nehmen, und inmitten eines dichten Dickichts. Es ist so wirkungsvoll vor Blicken verborgen, dass man in fünfzig Schritten Entfernung daran vorbeigehen könnte, ohne von seiner Existenz zu wissen. Wegen seiner steilen und schroffen Wände hat das Vieh keinen Zugang zum Wasser; und selbst ein Mensch kann sich diesem enormen Brunnen nur über einen steilen

und schlüpfrigen Pfad nähern. Ein merklicher Unterschied im Wasserstand konnte nicht festgestellt werden; und die Ovambo berichteten uns, dass er, solange sie und ihre Väter zurückdenken konnten, immer derselbe gewesen sei. Es ist schwer vorstellbar, wie oder von woher Otjikoto seinen Zufluss erhält. Eine geräumige Höhle, die nur vom Wasser aus sichtbar und zugänglich ist, könnte möglicherweise das große Reservoir sein.

Nachdem wir unsere Neugier gestillt hatten, sprangen Galton und ich, da wir ein Bad nötig hatten, kopfvoran in den tiefen Abgrund. Die Eingeborenen waren völlig fassungslos. Vor Erreichen von Otjikoto hatten sie uns erzählt, dass ein Mensch oder ein Tier, sollte er das Unglück haben, in den Pfuhl zu fallen, unweigerlich umkommen würde. Wir führten dies auf abergläubische Vorstellungen zurück, doch das Geheimnis war nun gelüftet: Die Kunst des Schwimmens war in diesen Regionen gänzlich unbekannt. Das Wasser war sehr kalt, und aufgrund der großen Tiefe dürfte die Temperatur das ganze Jahr über gleich bleiben.

Wir schwammen in die Höhle hinein, auf die eben angespielt wurde. Die Transparenz des Wassers, das von tiefstem Meeresgrün war, war bemerkenswert; und die Wirkung, die im Wasserspiegel durch die Reflexion der kristallisierten Wände und der Decke der Höhle erzeugt wurde, erschien sehr eindrucksvoll und schön. An diesem geheimnisvollen Ort hatten zwei Eulen und eine große Anzahl von Fledermäusen ihr Quartier aufgeschlagen.

...einige der Letzteren, die ich an den Felsen hängen sah, waren zu meiner Überraschung tot und dies wohl schon seit vielen Jahren; zumindest hatten sie ganz das Aussehen von Mumien.

Otjikoto beherbergte eine Fülle von Fischen, die in gewisser Weise Barschen ähnelten, aber die, die wir fingen, waren kaum größer als ein Finger. Eines Tages hatten wir mehrere Dutzend dieser kleinen Geschöpfe zum Abendessen, und sie erwiesen sich als sehr schmackhaft.

Morgens und abends wurde Otjikoto von einer unglaublichen Anzahl von Tauben besucht, von denen einige äußerst zart und schön gezeichnet waren. Bei solchen Gelegenheiten widerhallte der Wald von ihrem Gurren; doch wenn sie gestört wurden – was häufig durch den Einfall eines Habichts geschah –, glich das Geräusch ihres überstürzten Abflugs dem eines plötzlichen Windstoßes.

Viele Buschmänner lebten in der Nähe von Otjikoto und standen, wie überall in diesen Regionen, auf ausgezeichnetem Fuß mit den Ovambo, denen sie Kupfererz zum Verkauf brachten, das sie in den benachbarten Hügeln gewannen. Tatsächlich waren wir, je besser wir die Ovambo kennenlernten, umso vorteilhafter von ihrem Charakter beeindruckt. Sie behandelten alle Menschen gleich gut, und selbst die so sehr verachteten Hottentotten aßen aus derselben Schüssel und rauchten aus derselben Pfeife wie sie selbst.

Wir blieben nur einen Tag in Otjikoto. Am nächsten Morgen verloren wir nach wenigen Stunden Reise alle Orientierungspunkte aus den Augen und bahnten uns nun unseren Weg durch dichte Dornengebüsche, die uns außerordentlich bedrängten und aufhielten. Ganz abgesehen davon, dass sie unsere Kleidung in Fetzen rissen, stahlen sie hin und wieder einen Gegenstand aus den Satteltaschen. Von der regulären Route der Ovambo-Karawanen waren alle Spuren getilgt, und wir begannen nun erst die Schwierigkeiten zu verstehen und zu würdigen, die uns bevorstanden wären, hätten wir versucht, die Reise allein fortzusetzen. In der Tat wäre es ohne die erfahrensten Führer ein völlig aussichtsloses Unterfangen gewesen. Die Wasserstellen waren zudem sehr spärlich und über ein ungeheures Gebiet verteilt, das im höchsten Maße trostlos war.

EINE PANIK – ANKUNFT IN OMUTJAMATUNDA

Kurz nach dem Verlassen von Otjikoto, als ich in Begleitung einiger Anführer der Ovambo der Karawane vorausging, in der Hoffnung, einige naturgeschichtliche Exemplare zu erlegen, schreckte ich plötzlich ein Paar Flughühner auf, die ich beide zur Strecke brachte. Die Wirkung auf meine Begleiter war im höchsten Maße drollig. Sie sahen aus, als hätten sie einen elektrischen Schlag erhalten, und standen fassungslos mit weit offenem Mund da. Als ich sie bat, die toten Vögel aufzuheben, weigerten sie sich absolut und schienen vor Angst versteinert. Ihr Verhalten war umso sonderbarer, als sie uns bei unserer ersten Begegnung zu verstehen gegeben hatten, dass sie durch die Portugiesen, mit denen sie in indirektem Verkehr standen, gut mit Feuerwaffen vertraut seien, sie aber keine Angst vor ihnen hätten, da diese durch bloßes Hineinblasen in die Mündung alle Kraft verlören.

Am Nachmittag des 29. Mai erreichten wir Omutjamatunda, den ersten Viehposten, der den Ovambo gehörte. Da gerade Erntezeit war, erwartete unser Freund Chikor'onkombe nicht, hier viele seiner Landsleute anzutreffen; doch er täuschte sich, denn es wimmelte sowohl von Menschen als auch von Vieh. Letzteres schätzte ich auf nicht weniger als drei- bis viertausend Stück.

Unmittelbar nach unserer Ankunft wurden wir von einer großen Zahl neugieriger Menschen umringt, die den europäischen Teil unserer Reisegruppe wie seltene Vögel betrachteten. Sie schienen erfreut zu sein, ihre Landsleute sicher wieder zu Hause zu sehen, und drückten viel Bewunderung für die feine Herde glatten Viehs aus, die sie mitgebracht hatten.

Die Art und Weise, Freunde bei den Ovambo zu begrüßen, ist etwas eigentümlich. In unserem Fall wurde, nachdem jeder Platz genommen hatte, eine riesige Schüssel mit frischer Butter herbeigebracht, woraufhin der Anführer des Postens das Gesicht und die Brust jedes Einzelnen mit reichlich dieser Salbung beschmierte. Nachdem die Zeremonie an ihren eigenen Freunden und Verwandten zufriedenstellend vollzogen worden war, wurde deutlich, dass sie dieselbe angenehme Prozedur auch bei uns beabsichtigten. Als Galton sah, was kommen würde, streckte er beide Hände aus und rief: „O, um Himmels willen, wenn die Sache notwendig ist, sei sie zumindest mäßig!" Sein Wunsch wurde gewährt, denn er kam mit ein oder zwei Strichen über das Gesicht davon, was jedoch viel Scherz und Frohsinn in der Gesellschaft auslöste.

An Omutjamatunda gibt es eine äußerst ergiebige Quelle, die auf einer Anhöhe gelegen ist und eine herrliche Aussicht auf das umliegende Land bietet. Es war ein erquickender Anblick, am Rande der Quelle zu stehen, die üppig mit hochragendem Schilf bewachsen war, und den Blick über die weite Ebene schweifen zu lassen, welche den Fuß des Hügels umschloss – belebt nicht nur von riesigen Herden zahmen Viehs, sondern auch von flinken Springböcken und Scharen von Zebras. Wenn die Monotonie unserer trostlosen Wanderungen nicht gelegentlich so gemildert worden wäre, wüsste ich nicht, wie wir unsere ständigen Prüfungen und Schwierigkeiten hätten ertragen sollen.

Um die Fertigkeiten der Ovambo im Bogenschießen zu prüfen, veranstalteten wir in Omutjamatunda Schießwettbewerbe. Das Ergebnis bewies, dass sie in dieser Hinsicht sogar den Damaras unterlegen waren, die, wie bereits erwähnt, erbärmliche Schützen sind. Die armen, verachteten Buschmänner schlugen beide Stämme im Gebrauch des Bogens um Längen, was jedoch zu erwarten ist, da sie in hohem Maße von der Jagd leben.

Während der zwei Tage, die wir in Omutjamatunda blieben, vergnügten wir uns mit dem Schießen von Enten und Vögeln aus der Familie der Flughühner. Beide waren reichlich

vorhanden, besonders aber Letztere, die jeden Morgen und Abend, wenn sie kamen, um ihren Durst zu löschen, die Luft buchstäblich mit ihrer Zahl verfinsterten. Es ist jedoch nur in der Trockenzeit, wie im vorliegenden Fall, dass sie in solch erstaunlichen Mengen beobachtet werden. Sie legen gewöhnlich weite Wege auf der Suche nach Nahrung zurück, und obwohl beim Aufbruch zur Wasserstelle vielleicht nur ein Paar zu sehen ist, beschreiben sie, je näher sie dem Tümpel kommen, weite und fortlaufende Kreise darüber und erhöhen so ihre Zahl, indem sie anderen Zeit geben, einzutreffen.

Es gibt eine große Vielfalt unter den Flughühnern. So habe ich beispielsweise im Laufe eines einzigen Morgens und in etwa einem halben Dutzend Schüssen Flughühner von fünf verschiedenen Arten erlegt und insgesamt acht oder neun beschafft; doch keines von ihnen ist ein guter Speisevogel. Sie ernähren sich hauptsächlich von harten, unverdaulichen Samen, oft von öliger Substanz, was dem Fleisch eine Zähigkeit und einen faden Geschmack verleiht. Am besten sind sie, wenn sie in Pasteten verarbeitet werden.

BITTERE KÄLTE – DER AUTOR BEINAHE VERBRANNT

Ich habe bereits erwähnt, dass uns eines Morgens durch einen intensiv schneidenden Wind plötzlich der Einzug des Winters angekündigt worden war. Seitdem hatte die Kälte allmählich zugenommen, und wir litten nachts sehr. Bisher hatte uns der Überfluss an Brennholz, den wir überall fanden, ermöglicht, ein prasselndes Feuer zu unterhalten, das uns in gewissem Maße vor der Nachtluft schützte. In Omutjamatunda jedoch war trockenes Holz knapp, da der Ort der ständige Wohnsitz einer großen Anzahl von Eingeborenen war, und infolgedessen war die Kälte schmerzhaft unangenehm.

Am Morgen vor der Abreise aus Omutjamatunda stieß mir ein seltsamer Unfall zu. Als ich mich nachts neben einem kleinen Feuer niederlegte, war die Luft ganz ruhig, doch gegen Morgen kam ein starker und schneidender Wind auf. Um mich gegen den frostigen Hauch zu schützen, musste ich die Decke über meinen Kopf ziehen und schlummerte so in glücklicher Unkenntnis von allem dahin. Nach einer Weile beschlich mich ein angenehmes Gefühl von Wärme und Behaglichkeit, und die herrlichsten Visionen schwebten vor meiner Fantasie. Allmählich schlug dieses wohlige Gefühl jedoch in Unbehagen und schließlich in regelrechten Schmerz um. Ich wand mich vor Qualen. Mit einer gewaltigen Anstrengung schreckte ich aus der Trance hoch und stellte fest, dass die Bettdecke in Brand geraten war. Ein Funke war darauf gefallen, und da sie aus gesteppter Baumwolle bestand, hatte sie lange Zeit langsam vor sich hin geglimmt, was das angenehme Gefühl erklärte, das ich anfangs empfunden hatte. Als das Feuer jedoch mit meiner Leibwäsche in Berührung kam, verwandelte sich das einschläfernde Gefühl in eine Pein. Hans war bei Schmelen's Hope ein ähnlicher Unfall passiert, bei dem fast alle unter ihm ausgebreiteten Felle usw. verzehrt worden waren, bevor er merkte, was geschehen war. Von diesem Tag an schlug ich mein Bett, wie man sich denken kann, immer weit entfernt vom Feuer auf.

„SALZPFANNEN" – EINE SAVANNE

Am letzten Tag des Mai brachen wir wieder auf. Boten wurden vorausgeschickt, um König Nangoro von unserer Annäherung zu unterrichten und ihm einige kleine Geschenke zu überbringen. Sie würden seine Hauptstadt wahrscheinlich in etwa zwei Tagen erreichen.

Im Laufe des ersten Tagestausches durchquerten wir eine riesige Senke namens Etosha, die mit Salzkrusten bedeckt war und bewaldete, klar definierte Ränder hatte. Solche Orte

werden in Afrika als „Salzpfannen“ bezeichnet. Die Oberfläche bestand aus einem weichen, grünlich-gelben Lehmboden, der mit Fragmenten von kleinem Sandstein von purpurner Färbung bestreut war. Seltsamerweise waren wir kaum zehn Minuten auf diesem Boden gewesen, als die unteren Gliedmaßen von uns selbst und unserem Vieh dieselbe purpurne Farbe annahmen. In manchen Regenzeiten, so informierten uns die Ovambo, sei der Ort überflutet und biete ganz den Anblick eines Sees; doch jetzt war er völlig trocken und der Boden stark mit Salz gesättigt. Tatsächlich war dieses Gut nahe am Rand in sehr reiner Qualität zu haben.

Nachts biwakierten wir am südlichen Ende einer grenzenlosen Savanne namens Otjihako-tja-Muteya, die völlig frei von Bäumen und sogar Büschen war. Die Eingeborenen konnten uns keine Vorstellung von ihrer wirklichen Ausdehnung geben; aber soweit wir erfahren konnten, reichte sie im Westen bis zum Meer. Wie Etosha hatte sie deutliche und bewaldete Ränder.

Der zweite Juni wird uns ewig in Erinnerung bleiben. Am Nachmittag dieses Tages erblickten wir zum ersten Mal die schönen und fruchtbaren Ebenen von Ondonga, dem Land der Ovambo. Jeder Versuch, die Empfindungen von Entzücken und Freude zu beschreiben, die wir bei diesem denkwürdigen Anlass erlebten, oder eine Vorstellung von der bezaubernden panoramischen Szenerie zu geben, die sich uns plötzlich bot, wäre vergeblich. Es genüge zu sagen, dass anstelle der ewigen Dschungel, wo wir jeden Augenblick Gefahr liefen, von den unbarmherzigen Dornen aus den Sätteln gerissen zu werden, die Landschaft nun ein scheinbar grenzenloses Feld gelben Korns präsentierte, gesprenkelt mit zahlreichen friedlichen Gehöften und gebadet im weichen Licht einer sinkenden tropischen Sonne. Hier und da erhoben sich zudem gigantische, weit ausladende und dunkel belaubte Nutzholz- und Obstbäume, während unzählige fächerartige Palmen, entweder einzeln oder in Gruppen, das Bild vervollständigten. Für uns war es ein vollkommenes Elysium und belohnte uns reichlich für jede frühere Mühe und Enttäuschung. Mein Freund, der weit gereist war, gestand, dass er nie etwas gesehen habe, das damit verglichen werden könne. Oft habe ich mir seitdem diese Szene vor Augen gerufen und gedacht, man könne sie wohl damit vergleichen, von einer heißen, weißen und schattenlosen Straße in einen Park zu treten, der frisch im Grün steht und kühl ist durch den Schatten, den Gruppen ehrwürdiger Bäume herabwerfen.

Das erste Wohnhaus, das auf unserem Weg lag, war das des alten Naitjo, eines der Anführer unserer Handelskarawane, der uns, nachdem er uns mit Speisen bewirtet hatte, wie sie das Land hervorbrachte (darunter ein Gericht aus heißem Teig, der in geschmolzener Butter schwamm), durch sein umfangreiches Anwesen führte, das seinen Harem, seine Kinder, Kornspeicher und so weiter umfasste. Timbo war hingerissen von dem Land und seinen gastfreundlichen Bewohnern und erklärte, es gleiche seinem eigenen Geburtsland wie ein Ei dem anderen.

Eine weitere Stunde Reise brachte uns zum Wohnsitz unseres Führers Chikor’onkombe, wo wir zwei Nächte und einen Tag blieben, um unsere müden Tiere auszuruhen. Die armen Geschöpfe! Sie hatten zwei ganze Tage lang kein Wasser gehabt, und die Folge war, dass sie in der ersten Nacht aus den Umzäunungen ausbrachen und weit weg auf der Suche danach umherstreiften.

GROSSE BÄUME – PALMFRUCHT – WEGE – GETREIDE

Am 4. setzten wir den Weg fort. Das Erscheinungsbild des Landes war immer noch geprägt von größtem Überfluss, und die Bäume wurden noch zahlreicher. Fast alle trugen essbare Früchte, obwohl einige noch nicht reif waren. Zudem waren die Bäume von

gewaltigerem Ausmaß als bisher. Eine Art insbesondere – jene, die bereits als einen Apfel ähnelnde Frucht tragend erwähnt wurde – erreichte eine höchst erstaunliche Größe. In der Tat breiteten sich die Äste eines Baumes, den wir massen, über eine Bodenfläche von einhundertvierundvierzig Fuß im Durchmesser oder vierhundertzweiunddreißig Fuß im Umfang aus!

Die hier wachsenden Palmen – deren Stämme, bevor sie begannen, sich zu verzweigen, oft auf fünfzig bis sechzig Fuß anstiegen – waren dem Anschein nach von derselben Art wie jene, die wir etwa zweihundert Meilen weiter südlich gesehen hatten; doch die Frucht erwies sich als sehr gut. Wenn sie leicht in Wasser eingeweicht wird – was übrigens die beste Art ist, sie zu essen –, schmeckte sie genau wie Lebkuchen.

Es schien keinerlei Straßen zu geben. Glücklicherweise war die Ernte jedoch gerade abgeschlossen oder fast beendet, und so konnten wir, ohne den Besitzern Schaden zuzufügen, die Felder in Luftlinie überqueren.

Zwei verschiedene Getreidearten fanden wir in diesem Land heimisch vor, nämlich das gemeine Kaffernkorn, das der ägyptischen „Doura" ähneln soll, und eine andere Sorte mit sehr kleinen Körnern, nicht unähnlich dem Kanariensaatgut und verwandt, wie ich glaube, mit dem „Badjera" Indiens. Dies ist die nahrhaftere der beiden und liefert, wenn sie gut gemahlen wird, ausgezeichnetes Mehl.

Der Halm beider Getreidearten ist kräftig – von der Dicke eines Zuckerrohrs –, etwa acht oder neun Fuß hoch und saftig und süß im Geschmack, was zweifellos zu dem Glauben an die Existenz von Zuckerrohr in vielen Teilen des Inneren Afrikas geführt hat. Wenn das Korn reif ist, wird die Ähre abgeschnitten, und der Rest bleibt dem Vieh überlassen, das ihn gierig verschlingt.

Außer Getreide kultivieren die Ovambo Kalebassen, Wassermelonen, Kürbisse, Bohnen, Erbsen usw. Sie pflanzen auch Tabak an. Wenn er reif ist, werden die Blätter und Stängel gesammelt und in einem hohlen Holzstück mit Hilfe einer schweren Stange zerstampft. Der Tabak ist jedoch von sehr minderwertiger Qualität; so sehr, dass unsere Damaras, die eine Manie für das Kraut hatten, sich weigerten, ihn zu rauchen.

Es gibt keine Städte oder Dörfer im Ovambo-Land, sondern die Menschen leben, wie die Patriarchen vor alters, in getrennten Familien. Jedes Gehöft liegt in der Mitte eines Kornfeldes und ist von hohen und starken Palisaden umgeben. Die Eingeborenen mussten diese Vorsichtsmaßnahme treffen, um sich gegen die plötzlichen Angriffe eines benachbarten feindlichen Stammes zu schützen, der sie ständig bedrängte. Ein- oder zweimal versuchten die Ovambo, Vergeltung zu üben, jedoch ohne Erfolg. Der eben erwähnte Stamm ist der einzige, mit dem dieses von Natur aus friedfertige Volk jemals in Zwist lebt. Wenn sie nicht zuvor provoziert werden, stören sie niemanden.

Wir waren bestrebt, eine Schätzung der Bevölkerungsdichte vorzunehmen, doch dies war kein leichtes Unterfangen. Indem wir jedoch die Häuser in einem bestimmten Gebiet zählten und die durchschnittliche Personenzahl für jedes Haus nahmen, kamen wir zu dem Schluss, dass auf jede Quadratmeile etwa hundert Personen kamen.

Mit Ausnahme einiger Kühe und Ziegen wurde kein Vieh bei den Wohnstätten der Eingeborenen gesehen, doch wir wussten, dass sie im Besitz riesiger Herden waren. Ein allgemeiner Mangel an Wasser und Weide in Ondonga zwang sie, die Ochsen in ferne Gegenden zu schicken. Sie züchten auch Schweine, die wegen ihrer zerstörerischen Neigungen während der Erntezeit immer in die Ferne geschickt werden. Diese Tiere, so versicherten sie uns, erreichen eine enorme Größe. Nach allen Berichten müssen sie in der

Tat wahre Monster sein. Und an der Tatsache kann kaum ein Zweifel bestehen, denn Kapitäne von Schiffen, die gewohnt sind, mit den Eingeborenen der Westküste Handel zu treiben, sprechen ebenfalls von einer gigantischen Rasse von Schweinen.

EIN ALTER BRAUCH – NANGORO

Am Nachmittag des zweiten Tages nach dem Verlassen von Chikor'onkombes Werft kam die Residenz des furchtgebietenden Nangoro in Sicht. Es wurde uns jedoch nicht erlaubt, die königlichen Umzäunungen zu betreten, sondern uns wurde eine Gruppe von Bäumen als Lagerplatz zugewiesen.

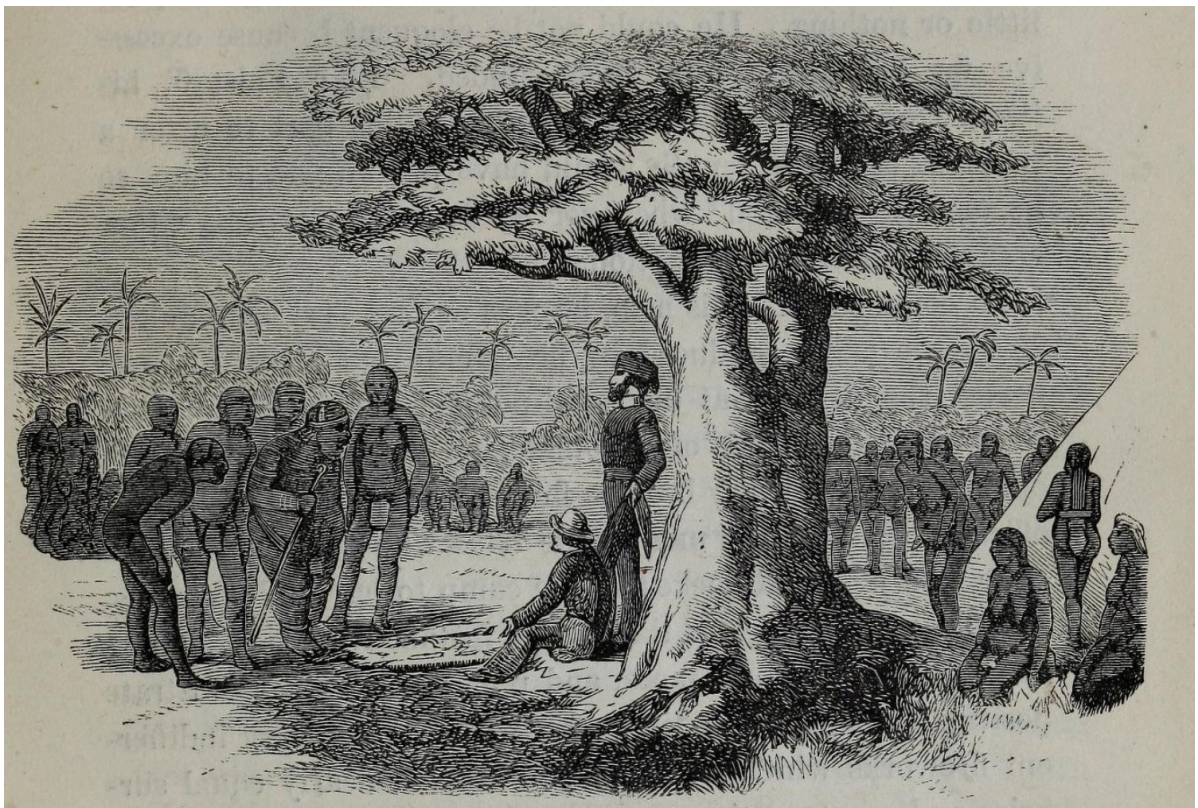
Während wir unser Gepäck usw. ordneten, begab sich Chikor'onkombe zu seinem königlichen Herrn, um ihn von unserer Ankunft zu unterrichten und die Menge und Qualität der beabsichtigten Geschenke anzugeben. Bevor er seiner Majestät seine Aufwartung machte, wurde der orientalische Brauch, die Sandalen auszuziehen, sorgfältig beachtet. Bei seiner Rückkehr brachte er einen Mann mit, der Feuer trug, mit dem Befehl, das unsere zu löschen und es mit Feuer vom eigenen Herd des Königs neu zu entfachen.

KAPITEL XVI.

Besuch von Nangoro. – Seine extreme Fettleibigkeit. – Man muss fett sein, um eine Krone zu tragen. – Seine Nichtbeachtung von Beredsamkeit. – Sonderbare Wirkungen von Feuerwerk auf die Eingeborenen. – Mittel gegen das Verziehen des Gesichts. – Ball im Palast. – Die Damen sehr attraktiv und sehr liebevoll. – Ihre Kleidung, ihr Schmuck usw. – Ehrlichkeit der Ovambo. – Freundlichkeit gegenüber den Armen. – Liebe zum Vaterland. – Gastfreundschaft. – Zierliche Art des Essens. – Lockere Sitten. – Erbfolgegesetz. – Religion. – Häuser. – Haustiere. – Ackergeräte.* – Art der Bodenbestellung. – Handelsartikel. – Metallurgie.

Wir waren fast drei Tage in Nangoros Hauptstadt, bevor ihr königlicher Bewohner unser Lager mit seiner Gegenwart beehrte. Diese unerklärliche Verzögerung bereitete uns einiges Unbehagen; dennoch konnten wir nur vermuten, dass er sich die ganze Zeit danach gesehnt hatte, uns zu sehen. Ich glaube jedoch, dass es bei den meisten namhaften einheimischen Fürsten in diesem Teil Afrikas eine Art Regel ist, Fremde warten zu lassen, um ihnen ein gebührendes Gefühl von Würde und Wichtigkeit einzuflößen.

Wenn Fettleibigkeit als Zeichen von Königtum gelten soll, war Nangoro „durch und durch ein König". Nach unseren Vorstellungen war er jedoch die plumpste und schwerfälligste Gestalt, die wir je gesehen hatten. Sein Gang glich eher dem Watscheln einer Ente als dem festen und leichten Schritt, den wir gewohnt sind, mit Königtum zu assoziieren. Zudem befand er sich in einem Zustand fast absoluter Nacktheit, was ihn im bestmöglichen Licht erscheinen ließ.



INTERVIEW WITH KING NANGORO.

Es schien uns seltsam, dass er die einzige wirklich fette Person in ganz Ondonga sein sollte. Diese Besonderheit ist zweifellos auf den Brauch zurückzuführen, der auch in anderen Teilen Afrikas herrscht, nämlich nur solche Personen zu Herrschern zu wählen, die eine natürliche Neigung zur Korpulenz haben, oder, was häufiger vorkommt, sie für diese Würde zu mästen, wie wir Schweine mästen.*

Abgesehen von einer Kuh und einem Ochsen schien Nangoro kaum eines oder gar keines der Geschenke zu schätzen, die Herr Galton ihm überreichte. Und was die brillanten und energischen Reden meines Freundes betraf, so hatten sie auf das Ohr der Majestät nicht mehr Wirkung, als wären sie an einen Klotz oder einen Stein gerichtet. Es war vergeblich, dass er Seiner Majestät die Vorteile einer unmittelbareren Kommunikation mit den Europäern darlegte. Nangoro sprach wenig oder gar nichts. Er konnte nicht wortgewaltig sein, da ihn das übermäßige Fett kurzatmig gemacht hatte. Wie bei Falstaff war seine „Stimme gebrochen“. Jeder Versuch seinerseits, einen Satz von anständiger Länge zu äußern, hätte ihn umgebracht, also „grunzte“ er lediglich, wann immer er entweder Billigung oder Unzufriedenheit auszudrücken wünschte.

* Über die Matabele sprechend, sagt Kapitän Harris: „Fett zu sein, ist das größte aller Verbrechen; niemandem außer dem König ist dieses Privileg gestattet.“ Hier haben wir also eine neue Art von Majestätsbeleidigung. Einigen afrikanischen Stämmen zufolge ist Fettleibigkeit bei Plebejern Hochverrat!

„ZU FETT“ — WIRKUNG VON FEUERWAFFEN — LIST

Ebenso wie seine Männer war er anfangs sehr ungläubig, was die Wirkung von Feuerwaffen betraf; doch als er sah, wie tief unsere stahlspitzigen konischen Kugeln in den Stamm eines gesunden Baumes eindrangen, änderte er bald seine Meinung und war offensichtlich von deren Wirksamkeit vorteilhaft beeindruckt. Was die Männer seines Stammes betraf, die noch keine Gewehre gesehen hatten und zum Lager geströmt waren, um uns zu betrachten, so gerieten sie derart in Angst, dass sie im Moment jedes Schusses

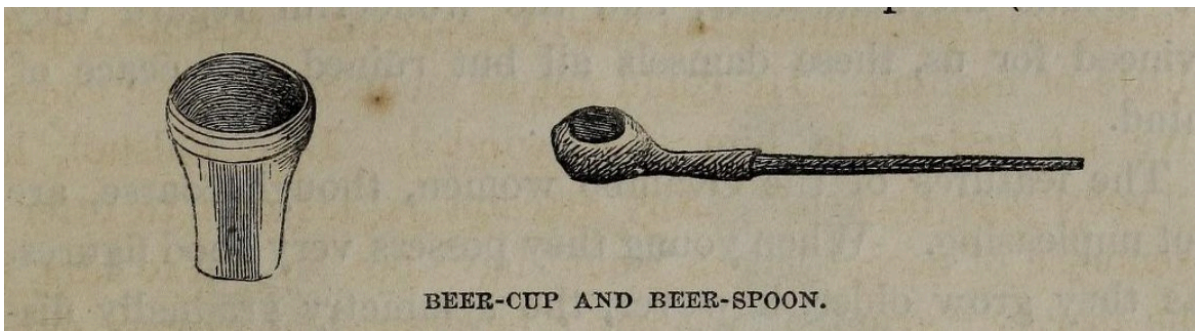
flach auf ihr Gesicht fielen und noch einige Zeit danach in ihrer ausgestreckten Position verharrten. Ein paar sehr bescheidene Feuerwerkskörper, die wir vorführten, erzeugten fast ebenso viel Überraschung und Bestürzung.

In einer weiteren Unterredung mit Nangoro bat er uns, einige Elefanten zu schießen, die in nicht großer Entfernung zahlreich vorhanden sein sollten und die zuweilen große Verwüstungen auf den Kornfeldern anrichteten, indem sie niedertrampelten, was sie nicht verzehrten. So sehr uns der Vorschlag unter anderen Umständen auch gereizt hätte, lehnten wir nun entschieden ab. Wir argumentierten wie folgt: „Angenommen, wir wären erfolgreich, würde Nangoro nicht nur das gesamte Elfenbein einstreichen – ein Artikel, von dem man wusste, dass er ihn begehrte und in großem Maße an die Portugiesen verkaufte –, sondern er würde uns auch so lange in Ondonga festhalten, bis alle Elefanten geschossen oder vergrämt wären.“ Keines dieser Ergebnisse entsprach unseren Absichten. Der listige Kerl fand bald Gelegenheit, sich an uns für diese Missachtung seines königlichen Wunsches zu rächen.

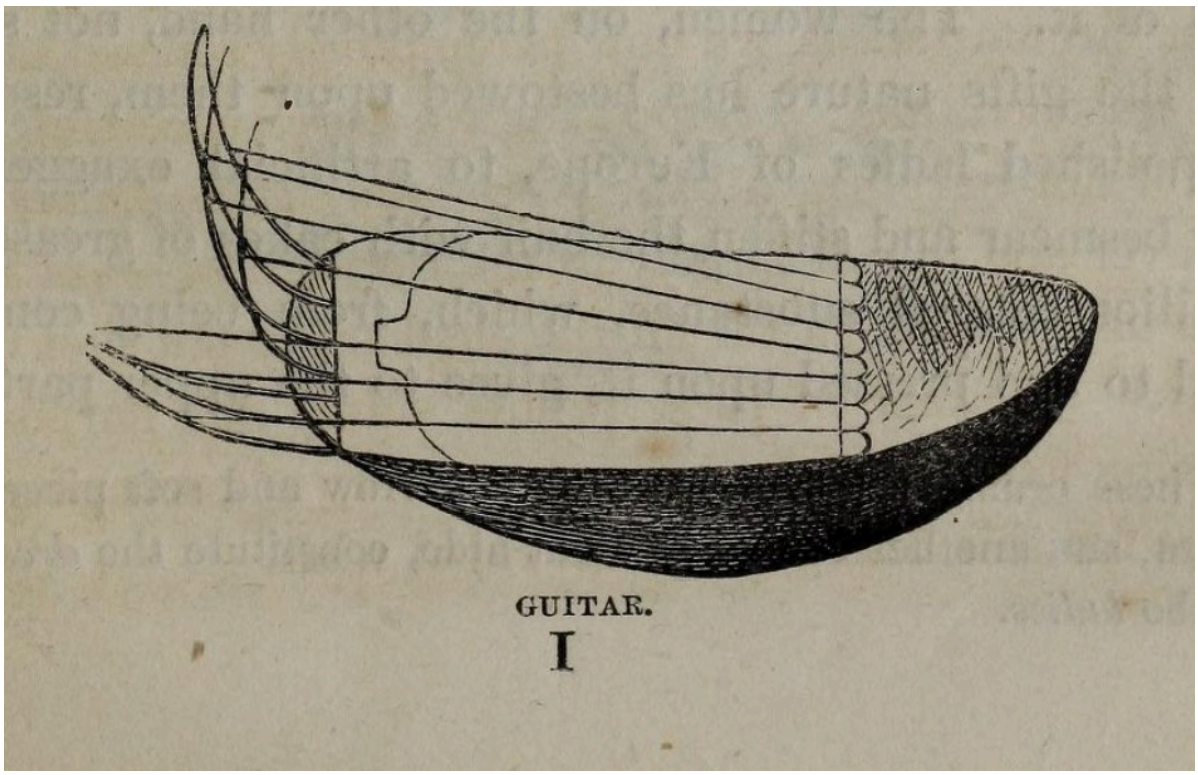
BIER — MITTEL GEGEN EIN VERZOGENES GESICHT — BALL

Als wir Seiner Majestät eines Tages unsere Aufwartung machten, wurden wir mit einer ungeheuren Menge Bier bewirtet, das aus Getreide gebraut und aus einer Riesen-Kalebasse mit Löffeln (hergestellt aus winzigen Kürbissen) in hübsch gearbeiteten hölzernen Bechern ausgeschenkt wurde. Da ich zu jener Zeit unpässlich war, befand ich mich nicht in der Verfassung, das verführerische Getränk gebührend zu würdigen. Nangoro jedoch, der das verzogene Gesicht, das ich schnitt, wahrscheinlich dem Einfluss des Trankes zuschrieb, stieß mir plötzlich sein Zepter – das übrigens lediglich ein zugespitzter Stock war – mit großer Wucht in die Magengrube. Ich saß zu diesem Zeitpunkt mit gekreuzten Beinen auf dem Boden, aber der Schlag war so heftig, dass ich augenblicklich in die Höhe schnellte. Nangoro war offensichtlich sehr erfreut über seinen handfesten Scherz. Was mich betraf, so wünschte ich ihn aufrichtig an den Gegenpol der Erde. Aus Angst, das Oberhaupt zu beleidigen, schluckte ich jedoch meinen aufsteigenden Zorn hinunter und setzte mich mit so viel Anstand wie möglich wieder hin, versuchte aber vergeblich, ein Lächeln hervorzubringen.

Bei einer anderen Gelegenheit besuchten wir einen Ball in der königlichen Residenz. Eine Unterhaltung dieser Art wurde jede Nacht kurz nach Einbruch der Dunkelheit gegeben, aber es war die geistloseste und uninteressanteste Angelegenheit, die ich je miterlebt habe. Die Musikinstrumente waren das bekannte afrikanische Tom-Tom und eine Art Gitarre.



BEER-CUP AND BEER-SPOON.



GUITAR.

I

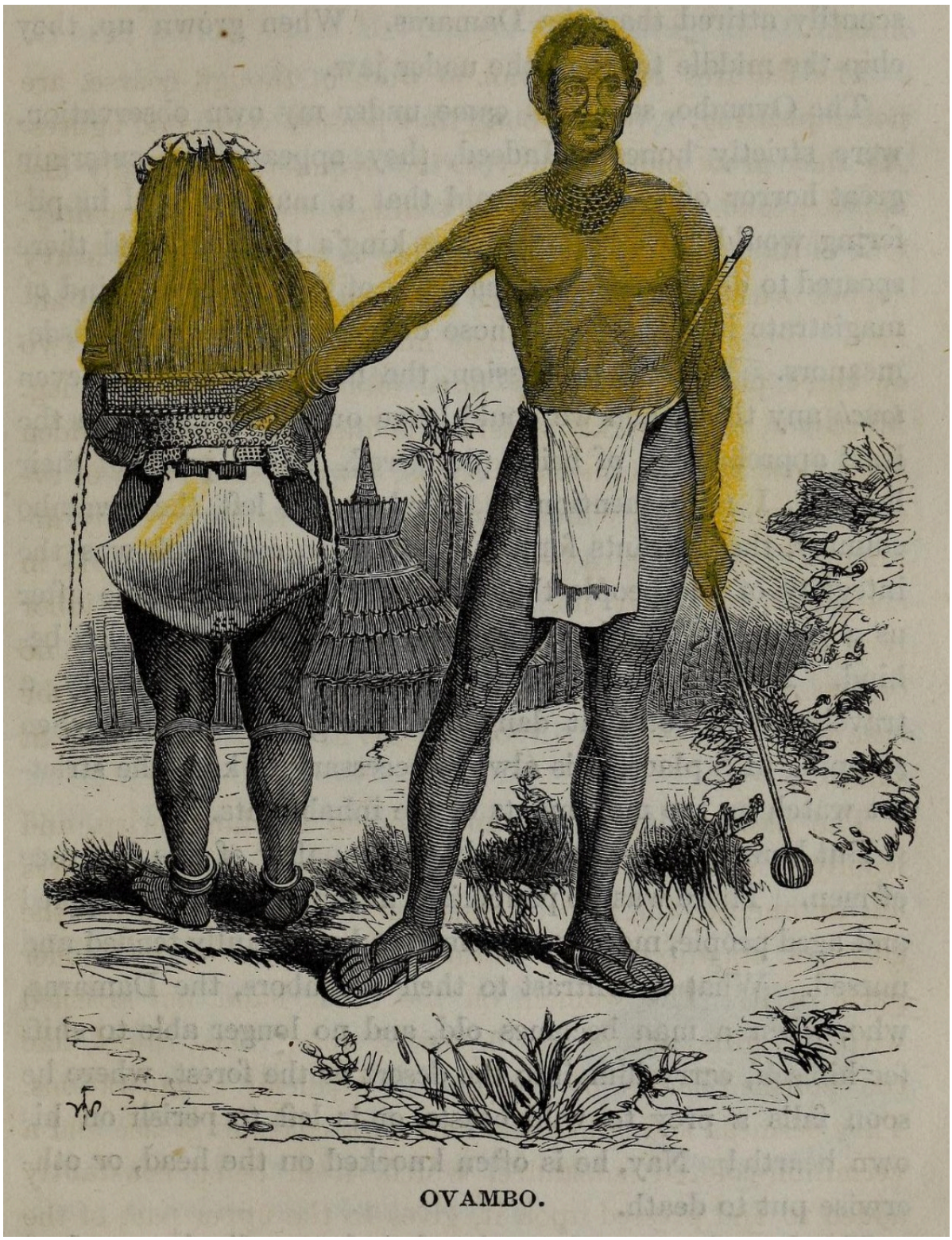
Wir nahmen nicht am Tanz teil, sondern vergnügten uns damit, die Damen zu bewundern. Was deren Reize betraf – die keineswegs unbedeutend waren –, und in Verbindung mit der wunderbaren Aufmerksamkeit, die sie uns entgegenbrachten, hätten diese Jungfern fast unseren Seelenfrieden ruiniert.

Die Gesichtszüge der Ovambo-Frauen sind, obwohl grob, nicht unangenehm. In jungen Jahren besitzen sie sehr gute Figuren. Wenn sie jedoch älter werden, verschwindet die Symmetrie allmählich, und sie werden überaus korpulent und schwerfällig. Eine der Ursachen hierfür ist wahrscheinlich in dem schweren Kupferschmuck zu suchen, mit dem sie ihre Hand- und Fußgelenke beladen. Einige der Knöchelringe müssen wohl zwei oder drei Pfund wiegen, und oft tragen sie ein Paar an jedem Bein. Zudem sind ihre Hälse, Taillen und Hüften fast völlig hinter einer Fülle von Muscheln, Kaurischnecken und Perlen jeder Größe und Farbe verborgen, die manchmal recht hübsch arrangiert sind.*

Ein weiterer Grund für den Verlust ihres guten Aussehens in vergleichsweise jungen Jahren ist die ständige und schwere Arbeit, der sie sich unterziehen müssen. In diesem Land des Fleißes darf niemand müßig sein, und dies gilt ganz besonders für die Frauen. Die Arbeit beginnt bei Sonnenaufgang und endet bei Sonnenuntergang.

Das Haar sowohl der Männer als auch der Frauen ist kurz, kraus und wollig. Mit Ausnahme des Scheitels, der immer unberührt bleibt, rasieren sich die Männer oft den Kopf, was die natürliche Prominenz des Hinterkopfes noch vergrößert. Die Frauen hingegen, nicht zufrieden mit den Gaben, die die Natur ihnen verliehen hat, greifen – wie die kultivierten Damen Europas – zu künstlichen Übertreibungen. Sie beschmieren und versteifen das Haar mit Fettfladen und einer zinnoberroten Substanz, was dem oberen Teil des Kopfes...

* Dieser Schmuck bildet, zusammen mit einem schmalen und weichen Stück Fell vorn und einem weiteren aus festem Leder hinten, die Kleidung der Ovambo-Damen.



OVAMBO.

...des Kopfes ein breites und flaches Aussehen verleiht. Auch die Körper der Frauen sind überreichlich mit Fett und rotem Ocker beschmiert. Abgesehen von Ohrringen aus Perlen oder Muscheln zeigen die Männer nur wenig Schmuck. Was die Kleidung betrifft, so sind beide Geschlechter weit spärlicher bekleidet als die Damaras. Im Erwachsenenalter feilen sie sich den mittleren Zahn im Unterkiefer zu.

Die Ovambo waren, soweit meine eigene Beobachtung reichte, streng ehrlich. In der Tat schienen sie einen großen Abscheu vor Diebstahl zu hegen und sagten, dass ein beim Stehlen ertappter Mann zur Residenz des Königs gebracht und dort mit dem Speer getötet würde. In verschiedenen Teilen des Landes ist eine Art Beamter ernannt, dessen Pflicht es ist, alle Vergehen zu melden. Ohne Erlaubnis rührten die Eingeborenen nicht einmal etwas an, und wir konnten unser Lager verlassen, ohne die geringste Befürchtung

haben zu müssen, geplündert zu werden. Als Beweis für ihre Ehrlichkeit möchte ich erwähnen, dass die Diener beim Verlassen des Ovambo-Landes einige Kleinigkeiten vergaßen und die Rechtschaffenheit des Volkes so groß war, dass uns Boten tatsächlich über eine beträchtliche Distanz nacheilten, um die zurückgelassenen Gegenstände zurückzugeben. Im Damara- und Namaqua-Land hingegen ist ein Reisender in ständiger Gefahr, beraubt zu werden, und wenn man an einem Ort haltmacht, ist es immer notwendig, die Bewegungen der Bewohner strengstens zu bewachen.

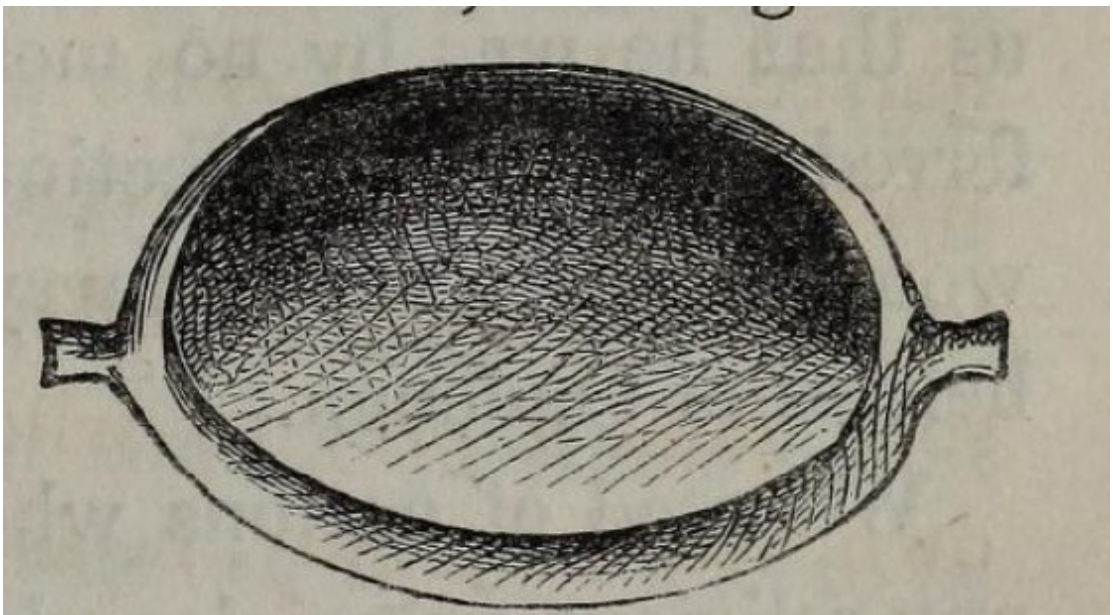
Aber Ehrlichkeit war nicht die einzige gute Eigenschaft dieses prächtigen Menschenschlags. Es gab keine Verarmung im Land. Verkrüppelte und alte Menschen schienen zudem sorgfältig gepflegt und umsorgt zu werden. Welch ein Kontrast zu ihren Nachbarn, den Damaras, die einen Mann, wenn er alt wird und nicht mehr für sich selbst sorgen kann, in die Wüste oder den Wald tragen, wo er bald wilden Tieren zum Opfer fällt oder auf seinem eigenen Herd dem Sterben überlassen wird! Ja, oft wird er erschlagen oder auf andere Weise getötet.

Die Ovambo sind sehr national eingestellt und überaus stolz auf ihren heimischen Boden. Sie sind beleidigt, wenn man sie nach der Anzahl der Häuptlinge fragt, von denen sie regiert werden. „Wir erkennen nur einen König an. Aber ein Damara“, fügten sie mit einem verächtlichen Lächeln hinzu, „betrachtet sich sofort als Häuptling, wenn er im Besitz einiger Kühe ist.“

Das Volk hat auch sehr starke lokale Bindungen. Zu einem späteren Zeitpunkt, als Herr Galton auf St. Helena auf ein Schiff wartete, das ihn nach England bringen sollte, wurde ihm gesagt, dass Sklaven südlich von Benguela nicht exportiert würden, weil sie nie gediehen, wenn man sie wegführte, sondern Heimweh bekamen und starben. Dies bezieht sich zweifellos teilweise auf die Ovambo. Zudem wird es Menschen jeder Klasse und jedes Stammes zwar erlaubt, in ihr Volk einzuheiraten, doch ist es ihnen in diesem Fall niemals gestattet, das Land zu verlassen.

Die Ovambo sind ausgesprochen gastfreundlich. Wir hatten oft das Glück, an ihrer Freigebigkeit teilzuhaben. Ihre Hauptnahrung ist eine Art grober Brei, der immer heiß serviert wird, entweder mit geschmolzener Butter oder saurer Milch.

Als wir einmal auf einem Jagdausflug waren, führte uns unser Führer zum Haus eines Freundes, wo wir mit der oben genannten Kost bewirtet wurden. Da jedoch keine Löffel dabei waren, wussten wir nicht recht, wie wir ans Werk gehen sollten. Als unser Gastgeber das Dilemma sah, in dem wir steckten, tauchte er schnell seine fettigen Finger mitten in die dampfende Speise und holte eine Handvoll heraus, die er in die Milch warf. Nachdem er sie mit aller Kraft schnell umgerührt hatte, öffnete er seinen geräumigen Mund, in dem die angenehme Mischung wie durch Zauberei verschwand. Schließlich leckte er sich die Finger und schmatzte mit offensichtlicher Befriedigung mit den Lippen, wobei er uns ansah, als wollte er sagen: „Das ist der Trick, Jungs!“. Wie unangenehm uns diese Einweihung auch erschienen sein mag, es wäre undankbar, wenn nicht gar beleidigend gewesen, abzulehnen; daher begannen wir ernsthaft nach seinem Beispiel die Schüssel zu leeren, wobei wir uns gelegentlich zur großen Belustigung unserer dunkelhäutigen Freunde die Finger verbrannten.



MEAT-DISH.

Obwohl sie im Allgemeinen sehr reich an Vieh sind und eine Vorliebe für Fleischkost haben, scheinen ihre Tiere eher als Statussymbole denn als Nahrungsmittel gehalten zu werden. Wenn ein Ochse geschlachtet wird, veräußert der Besitzer den größeren Teil des Tieres an die Nachbarn, die ihm im Austausch die Erzeugnisse ihres Bodens geben.

Die Moral der Ovambo ist sehr niedrig, und Polygamie wird in großem Umfang praktiziert. Ein Mann darf so viele Frauen haben, wie er zu unterhalten vermag; doch wie bei den Damaras gibt es immer eine, die die Favoritin und die Höchste im Rang ist. Die Frau wird als bloße Ware betrachtet – als ein Handelsartikel. Wenn der Ehemann arm ist, beträgt der Preis für eine Frau zwei Ochsen und eine Kuh; sollten seine Verhältnisse jedoch einigermaßen blühen, werden drei Ochsen und zwei Kühe erwartet. Der Häuptling bildet jedoch eine Ausnahme von dieser Regel. In seinem Fall wird die Ehre einer Allianz mit ihm als ausreichende Entschädigung angesehen. Unser fetter Freund Nangoro hatte von diesem Privileg ausgiebig profitiert; denn obwohl er in Bezug auf die Anzahl der Frauen sicherlich weit hinter dem König von Dahomey zurückstand, rühmte sich sein Harem doch einhundertsechs bezaubernder Schönheiten!

Im Falle des Todes des Königs folgt ihm der Sohn seiner Lieblingsfrau nach; hat er jedoch keine männlichen Nachkommen von dieser Frau, übernimmt deren Tochter die Herrschaft. Die Prinzessin Chipanga war die vorgesehene Nachfolgerin Nangoros. Mein Freund glaubte, dass sein bärtiges Gesicht Eindruck auf diese liebenswürdige Dame gemacht hatte; doch obwohl die Erfahrung uns seither gelehrt hat, dass er der Ehe keineswegs abgeneigt war, zog er es vor, seine Zuneigung einer seiner eigenen schönen Landsmänninnen zu schenken, anstatt die „fettige Negerin“ Chipanga, die Erbin von Ondonga, zu heiraten.

Wir lesen von Völkern, denen man nachsagt, sie seien jeglicher religiöser Prinzipien beraubt. Hätten wir uns auf das verlassen, was die Eingeborenen uns selbst erzählten, hätten wir die Ovambo als eine jener verfinsterten Rassen eingestuft. Aber kann es einen so beklagenswerten Zustand des menschlichen Geistes geben? Verbietet das nicht die ganze Natur? Verkünden nicht die Sonne, der Mond, die Sterne, die feierliche Nacht und die heitere Morgendämmerung einen Schöpfer selbst den Kindern der Wildnis? Wird es nicht verkündet durch die furchtbare Stimme des Donners und an den Himmel geschrieben durch

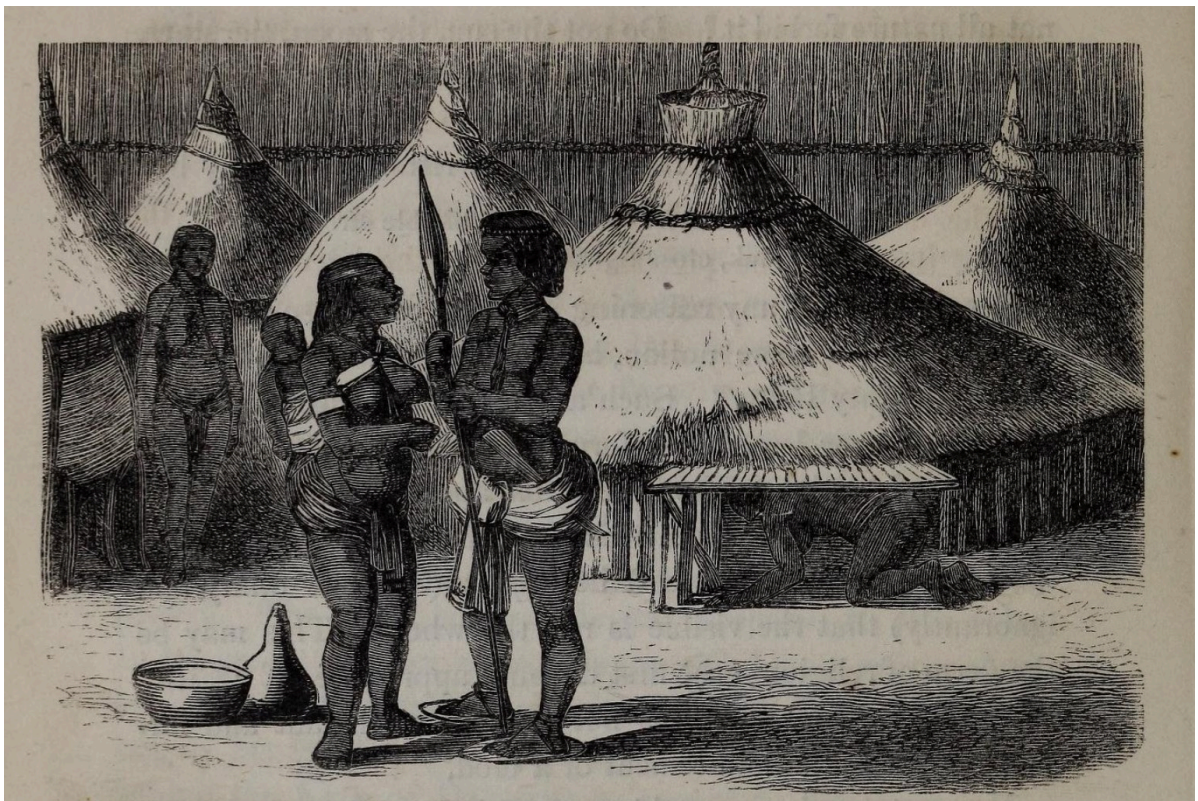
„den schrecklichsten und flinksten Schlag

des schnellen, kreuzenden Blitzes?“

Ist es möglich, dass irgendein vernunftbegabtes Wesen so tief gesunken sein kann, um nicht irgendeine Vorstellung, wie schwach und unzulänglich auch immer, von einem allmächtigen Wesen zu haben? Eine solche Vorstellung ist notwendigerweise in allen Formen des Götzendienstes enthalten, selbst in den absurdesten und bestialischsten. Die undefinierbaren Befürchtungen eines Wilden und seine Furcht vor etwas, das er nicht beschreiben kann, sind Zeugnisse dafür, dass er zumindest vermutet (wenn auch nur dämmerhaft und unwissend), dass das Sichtbare nicht das Ganze ist. Dies mag der Keim der Religion sein – die ersten unbeholfenen Annäherungen des „Glaubens“ als der „Beweis für Dinge, die man nicht sieht“ – die ferne und unvollkommen gehörte Ankündigung eines Gottes.

Mögen unsere falschen Vorstellungen in diesem Punkt in Bezug auf die Ovambo nicht dem Zeitmangel, der unzureichenden Kenntnis ihrer Sprache und Gewohnheiten sowie ihrer Scheu, solche Dinge Fremden zu offenbaren, zuzuschreiben sein? Wenn wir unseren Führer zum Thema Religion befragten, hielt er uns abrupt mit einem „Pst!“ auf. Drückt dieser Ausruf nicht Ehrfurcht und Verehrung aus und ein tiefes Gefühl seiner eigenen gänzlichen Unzulänglichkeit, ein so ernstes Thema anzuschneiden? Die Ovambo zeigten immer großes Unbehagen, wann immer wir in Anspielung auf den Zustand des Menschen nach dem Tod Nangoro erwähnten. „Wenn ihr auf diese Weise sprecht“, sagten sie flüsternd, „und es dem König zu Ohren kommen sollte, wird er denken, dass ihr ihn töten wollt.“ Sie deuteten zudem an, dass ähnliche Fragen unseren Interessen erheblich schaden könnten, was ein zu deutlicher Hinweis war, um missverstanden zu werden. Vom Tod eines Königs oder Häuptlings zu sprechen oder auch nur auf den Thronfolger anzuspielen, betrachten viele wilde Völker als gleichbedeutend mit Hochverrat.

Wie bereits erwähnt, umgeben die Ovambo ihre Wohnstätten mit hohen Palisaden, die aus starken Pfählen von etwa acht oder neun Fuß Höhe bestehen, die in kurzen Abständen fest in den Boden gerammt sind. Die innere Anordnung dieser Gehege war höchst kompliziert. Sie umfassten die Wohnhäuser der Herren und der Bediensteten, freie Plätze, die dem Vergnügen und der Beratung gewidmet waren, Kornspeicher, Schweineställe, Schlafplätze für Geflügel, den Viehkraal und so weiter.



DWELLING-HOUSE AND CORN-STORES.

Ihre Häuser haben eine kreisförmige Gestalt. Der untere Teil besteht aus schlanken Pfählen von etwa zwei Fuß sechs Zoll Höhe, die in den Boden getrieben und zusätzlich mit Schnüren und Ähnlichem gesichert sind, woraufhin das Ganze mit Lehm verputzt wird. Das Dach, das aus Binsen gefertigt ist, ähnelt nicht wenig einem Bienenkorb. Die Gesamthöhe des Hauses vom Boden bis zur Spitze des „Bienenkorbs“ überschreitet vier Fuß kaum, während der Umfang etwa sechzehn Fuß beträgt.

Sie lagern das Getreide in gigantischen Körben, die im Allgemeinen aus Palmblättern gefertigt, mit Lehm verputzt und mit fast demselben Material und auf dieselbe Weise wie die Wohnhäuser abgedeckt werden. Diese gibt es zudem in allen denkbaren Dimensionen, und mittels eines hölzernen Rahmens werden sie etwa einen Fuß über den Boden gehoben.

Die Haustiere der Ovambo sind der Ochse, das Schaf, die Ziege, das Schwein, der Hund und das gewöhnliche Haushuhn. Letzteres gehörte einer kleinen Rasse an, einer Art Bantam-Huhn, sehr hübsch anzusehen; bei richtiger Fütterung und Unterbringung legten die Hennen täglich Eier.

Die Regenzeit beginnt in diesen Breitengraden etwa zum gleichen Zeitraum wie im Damara-Land, das heißt im Oktober und November. Wenn die ersten schweren Regenfälle vorüber sind, beginnen die Ovambo mit der Aussaat von Getreide und Ähnlichem; Tabak pflanzen sie jedoch in der trockenen Jahreszeit an. Beide Geschlechter helfen bei der Bestellung des Bodens, der nahe der Oberfläche aus einem kieseligen Sandboden besteht. In geringer Tiefe tritt blauer Lehm hervor. Das Land muss reich und fruchtbar sein, da Dünger selten verwendet wird. Das einzige landwirtschaftliche Gerät, das wir bei den Ovambo im Einsatz sahen, war eine Art Hacke von sehr grober Machart. Anstatt ein ganzes Stück Land zu kultivieren, wie es bei uns üblich ist, graben sie einfach hier und da ein Loch, in das sie eine Handvoll Korn legen. Wenn die Keimlinge ein wenig über den Boden ragen, werden jene, die zu dicht stehen, umgepflanzt. Der Prozess des Erntens, Reinigens und Mahlens fällt fast ausschließlich den Frauen zu. Das Getreide wird

mittels eines starken Pfahls in einer Art Mörser oder einem hohlen Holzrohr zu Mehl verarbeitet. Während die Frauen so beschäftigt sind, kümmern sich einige der Männer um das Hüten des Viehs, und der Rest unternimmt Handelsreisen zu den benachbarten Stämmen.

VIEW IN ONDONGA.*

Der Hauptexportartikel ist Elfenbein, das sie von Elefanten gewinnen, die in Fallgruben gefangen werden. Im Austausch hierfür erhalten sie Perlen, Eisen, Kupfer, Muscheln, Kaurischnecken usw.; und jene Artikel, die sie nicht selbst verbrauchen, verkaufen sie an die Damaras. Soweit wir in Erfahrung bringen konnten, unternehmen sie jährlich vier Expeditionen in das Damara-Land, zwei über Okamabuti und zwei über Omaruru. Der Ertrag dieser verschiedenen Reisen scheint im Durchschnitt etwa achthundert Stück Vieh zu betragen. Seit wir im Land waren, ist es jedoch wahrscheinlich, dass große Veränderungen stattgefunden haben.

Nächst ihrem Vieh schätzen sie Perlen am meisten; doch obwohl sie niemals ablehnen, was ihnen angeboten wird, gibt es einige Sorten, die sie ganz besonders wertschätzen. Für den Reisenden und den Händler ist es von sehr großer Bedeutung, dies zu wissen, da Perlen in Wirklichkeit sein einziges Geld oder Tauschmittel darstellen. So sind in ganz Ondonga besonders große rote (oval oder zylindrisch geformte), große bläulich-weiße, kleine dunkelindigofarbene, kleine schwarze (mit roten Punkten versehene) und rote Perlen im Allgemeinen gefragt.

Die Ovambo besitzen geringfügige Kenntnisse in der Metallurgie. Obwohl in ihrem eigenen Land keine Mineralien heimisch sind, beziehen sie Kupfer- und Eisenerz in Hülle und Fülle von ihren Nachbarn, welches sie in feuerfesten Tiegeln schmelzen. Die zum Erhitzen des Eisens verwendeten Blasebälge sind sehr mangelhaft, und Steine dienen als Ersatz für Hammer und Amboss. Doch so primitiv diese Geräte auch sind, gelingt es ihnen, nicht nur ihren eigenen Schmuck und ihre landwirtschaftlichen Werkzeuge herzustellen, sondern fast alle Eisenwaren, die im Tauschhandel verwendet werden.

BLACKSMITHS AT WORK.

KAPITEL XVII.

Der Fluss Cunene. – Die Reisenden als Gefangene auf freiem Fuß. – Königliche Rache. – Königliche Freigebigkeit. – Aufbruch von Ondonga. – Leiden und Folgen infolge der Kälte. – Rückkehr nach Okamabuti. – Damara-Frauen von Buschmännern ermordet. – Vorbereitungen für die Reise. – Erhalt von Führern. – Aufbruch von Tjopopas Werft. – Wildreichtum. – Der Autor und drei Löwen pirschen gemeinsam auf Antilopen. – Außergewöhnliche Heimsuchung. – Der Schutzengel des Nashorns. – Der *Textor erythrorhynchus*. – Die *Amadina squamifrons*; sonderbare Konstruktion ihres Nestes. – Rückkehr nach Barmen.

Viele Jahre vor unserem Besuch bei den Ovambo entdeckte eine französische Fregatte zwischen dem siebzehnten und achtzehnten Grad südlicher Breite die Mündung eines prächtigen Flusses, der als Cunene bekannt ist. Andere Schiffe wurden ausgesandt, um ihn zu erkunden und seinen Lauf festzustellen usw., aber seltsamerweise suchten sie ihn vergeblich!*

Die Entdecker konnten sich jedoch nicht geirrt haben; und als wir uns nun den fraglichen Breitengraden näherten, stellten wir Erkundigungen an und fanden bald heraus, dass nur vier Tagereisen nördlich von Ondonga ein Fluss von beträchtlicher Größe existierte, von dem wir nicht bezweifelten, dass er mit dem Cunene identisch sei; weitere Nachforschungen bestätigten diese Vermutung vollauf. Ein entlaufener Sklave aus Benguela, der zu dieser Zeit unter den Ovambo lebte, informierte uns, dass dieser Fluss in seinem Oberlauf (oder vielmehr ein anderer Arm) Mukuru Mukovanja genannt werde, in seinem Unterlauf jedoch als Cunene bezeichnet werde. Zudem finde er, obwohl von sehr beträchtlicher Größe und wasserreich, nicht immer seinen Weg direkt ins Meer. Er erklärte die Ursache hierfür in der Bildung von Sandbänken an seiner Mündung, die ihn zwingen, einen unterirdischen Lauf zu nehmen. Gelegentlich breche er jedoch durch

diese Barrieren. Dies war überaus interessant, da es die Ursache für sein mysteriöses Verschwinden erklärte.

* Kapitän Messum, Kapitän eines Handelsschiffs, informierte mich später, dass er ihn gesehen habe.

Die Ovambo selbst gaben uns zu verstehen, dass sie ihre Handelsreisen oft bis zum Cunene ausdehnten und ihn sogar mittels Kanus überquerten. Die am Südufer wohnenden Menschen wurden Ovapangari (von denen wir einige in Ondonga sahen) und Ovabundya genannt. Letztere wurden so dargestellt, als lebten sie inmitten „vieler Wasser", worunter wir den Zusammenfluss einiger Arme vermuteten.

Unsere Neugier, den Cunene zu sehen, war groß, obwohl es zur Erreichung dieses Ziels notwendig gewesen wäre, viele Schwierigkeiten zu überwinden. So angenehm unsere Ankunft und unser Aufenthalt in Ondonga im Allgemeinen gewesen war, war er doch in mancher Hinsicht mit viel Ungemach verbunden. Die Freiheit, die wir unter den Damaras in solcher Vollkommenheit genossen hatten, endete mit unserem Eintritt in das Ovambo-Land. Wir konnten kaum eine halbe Meile von unserem Lager wegtreten, ohne zuvor die Erlaubnis unseres despotischen Freundes eingeholt zu haben, und noch viel weniger konnten wir an eine Rückkehr oder Weiterreise denken. Wir hatten die Hälfte unserer Gruppe in einem wilden und unwirtlichen Land ohne ausreichende Vorräte zurückgelassen. Unsere eigenen Bestände an Fleisch waren sehr mangelhaft. In Ondonga war kein Weideland übrig geblieben außer Stoppelfeldern oder vielmehr Maisstängeln; und auf diese, ebenso wie auf das Wasser, waren die Einwohner äußerst bedacht. Die Folge war, dass das arme Vieh täglich an Kondition verlor.

Wir waren bereits zwei lange Wochenreisen von unserem Lager in Okamabuti entfernt, und ein Ausflug zum Cunene und zurück würde volle zwei Wochen in Anspruch nehmen, was somit im allermindesten eine ganze einmonatige Reisezeit bedeutete. Dies war, wie wir fürchteten, mehr, als unser abgemagertes Vieh leisten konnte. Doch ungeachtet all dieser gewaltigen Schwierigkeiten war das Unternehmen von so großer Bedeutung, dass wir entschlossen waren, es nicht ohne Kampf aufzugeben. Uns war bewusst, dass ohne die Zustimmung und Unterstützung Nangoros all unsere Bemühungen vergeblich sein würden. Dementsprechend informierten wir ihn über unsere Pläne mit der Bitte, uns Führer zur Verfügung zu stellen. Er erwiderte jedoch mürrisch, dass er uns in dieser Angelegenheit nicht gefällig sein könne, da wir uns nicht dazu hergegeben hatten, Elefanten für ihn zu töten! Unter jeglichen Umständen wäre ein solch ungroßzügiges Verhalten höchst ärgerlich gewesen; aber in unserer Lage konnten wir uns nur fügen und hoffen, dass es so am besten sei und dass das, was Seine Majestät als einen Akt der Rache beabsichtigte, am Ende das Mittel zu unserer Rettung sein könnte.

So in unseren Plänen vereitelt und nachdem wir alles gesehen und in Erfahrung gebracht hatten, was wir im Lande konnten, entschlossen wir uns sogleich, unsere Schritte zurückzulenken. Nach dem, was gerade von den Lippen des Häuptlings gefallen war, warteten wir jedoch nicht ohne einiges Bangen darauf, seine Wünsche und Absichten in Bezug auf unsere Abreise zu erfahren. Doch es bestand kein Grund zur Sorge. Nachdem er alles aus uns herausgepresst hatte, was für ihn von Nutzen gewesen wäre, war er offensichtlich nur zu froh, uns sein Territorium verlassen zu sehen, was ihn von der Notwendigkeit befreite, uns irgendwelche Geschenke zu machen. Während unseres Aufenthalts in Ondonga gab uns dieser königliche Geizhals lediglich einen kleinen Korb Mehl; obgleich er bei unserem endgültigen Verlassen seines Herrschaftsbereichs einem seiner „Brotesser", der uns als Führer bis zur Grenze begleitete, befahl, zu unserem Besten einen Tribut an Getreide von seinen Untertanen zu erheben; aber diese Schenkung auf Kosten anderer kam zu spät, da wir uns bereits mit einem ausreichenden Vorrat des

täglichen Brotes eingedeckt hatten, den wir von den Eingeborenen durch Tauschhandel erhalten hatten.

Der 13. Juni war für unsere Abreise festgesetzt. Wir konnten jedoch erst zwei Tage später aufbrechen. Am 18. waren wir endgültig außer Sichtweite der fruchtbaren Ebenen von Ondonga. Nangoro hatte ursprünglich versprochen, unseren alten Freund Chikor'onkombe mit uns zurückzuschicken; doch der Kerl verließ uns abrupt und treulos. Dies erwies sich als große Unannehmlichkeit; und nur unter Aufbietung all unseres Scharfsinns gelang es uns schließlich, unseren Heimweg zu finden. Wie bereits gesagt wurde, gab es keine Orientierungspunkte, nach denen wir steuern konnten.

Die Nächte waren nun bitterkalt geworden. Bei der Überquerung der Otjihako-tja-Muteya waren wir gezwungen, auf dieser öden und schutzlosen Ebene ohne ein Stückchen Brennmaterial zu biwakieren. In Verbindung mit dem schneidenden Wind und der niedrigen Temperatur war dies eine der härtesten Nächte, an die ich mich in Afrika erinnere. In der Tat habe ich die Kälte während des strengsten skandinavischen Winters kaum jemals mehr gespürt. Selbst das Vieh war so außerordentlich mitgenommen, dass sich einige unserer besten Zugochsen nie wieder ganz erholten. Unsere armen Damaras litten furchtbar; und nur indem sie sich am Boden eines ausgetrockneten Brunnens aneinanderkauerten, waren sie in der Lage, auch nur die geringste Wärme in ihren Körpern zu halten. Timbo schien jedoch am meisten zu leiden. Eines Morgens waren wir erstaunt zu finden, dass sich seine dunkle, glänzende Haut plötzlich in ein blasses Aschgrau verwandelt hatte.

Aufgrund der Wasserknappheit zu dieser Jahreszeit war Wild selten. Tatsächlich trafen wir nur auf Tiere wie die Giraffe, den Kudu, den Spießbock, die Elenantilope usw., die entweder ganz oder zu einem großen Teil ohne Wasser auskommen können.

Am 1. Juli erreichten wir nach etwa einer vierzehntägigen stetigen Reise sicher unser Lager. Die zweihundert Meilen Land, die wir durchquert hatten, boten vielleicht einen so öden und uninteressanten Anblick, wie man ihn sich nur vorstellen kann.

Während unserer Abwesenheit hatte Tjopopa mit seinen Leuten Okamabuti verlassen und war einige Meilen weiter westwärts gezogen. Unsere Männer folgten seinem Beispiel. Als wir uns dem Lager näherten, erspähten wir Hans, der in der Spitze eines Baumes hockte und sehnsüchtig nach unserer Rückkehr Ausschau hielt. Die ganze Gruppe war fast außer sich vor Freude, uns wohlbehalten zurückzusehen, woran sie bereits zu verzweifeln begannen. Sie hatten eine höchst trübe Zeit verbracht. Die Eingeborenen hatten sie, obwohl freundlich, durch Betteln und sogar Diebereien übermäßig gequält und belästigt, wobei der Häuptling, wie nicht selten vorkommt, der zudringlichste von allen gewesen war. Zudem hatte er seine Schulden nicht bezahlt, noch wollte er Hans weiteres Vieh verkaufen; und da es zu jener Zeit sehr wenig Wild in der Nachbarschaft gab, waren sie so sehr in Not an Nahrung, dass Hans gezwungen war, die Rationen der Männer erheblich zu kürzen. Unsere Damara-Diener lebten einige Zeit ausschließlich von solchen Vögeln und kleinen Tieren, die sie mit Hilfe der Hunde erlegen konnten. Glücklicherweise besaß Hans etwas Tabak; und während die Eingeborenen alles andere ablehnten, war er in der Lage, für diesen Artikel einige Schafe zu erhalten, was sich als höchst willkommener Vorrat erwies.

Nicht viele Tage vor unserer Ankunft waren acht Damara-Frauen von den Buschmännern überrascht und unbarmherzig getötet worden. Dies war jedoch nicht verwunderlich, da die Damaras selbst ständig einen Vernichtungskrieg gegen die Buschmänner führen. In der Tat jagen sie sie, wo immer sie auf sie treffen, wie wilde Tiere.

Hans war es gelungen, den Wagen höchst zufriedenstellend zu reparieren; und die Ochsen waren, obgleich recht mager, in leidlich gutem Arbeitszustand. Wir entschlossen uns nun, ohne einen Augenblick Verzug unsere Heimreise anzutreten. Ein paar Tage genügten, um uns die letzten Vorbereitungen zu ermöglichen.

Zu diesem Zeitpunkt waren all die Regenwasserpfützen, die uns auf unserer Reise nach Norden zustattengekommen waren, ausgetrocknet, und es wäre daher unmöglich gewesen, unsere Schritte auf derselben Route zurückzuverfolgen. Die Damaras rieten uns dringend, den Omuramba-k' Omatako an einem bestimmten Punkt zu erreichen, und versicherten uns, dass wir seinem Lauf folgend Wasser und Weide im Überfluss finden würden. Ein Mann insbesondere, der sich immer höflich und zuvorkommend gezeigt hatte, bot sich an, auf dem ersten Teil des Weges als Führer zu fungieren; für den Rest sicherten wir uns die Dienste eines Jungen, der vorgab, mit dem Land gut vertraut zu sein. Da wir so oft von den Eingeborenen getäuscht worden waren, behagte uns der Gedanke nicht besonders, uns erneut ihrer Führung anzuvertrauen. Es gab jedoch keine Alternative; und in diesem Fall muss ich den Männern zur Ehrenrettung sagen, dass sie nicht nur die Wahrheit sprachen, sondern ihre Dienste höchst zufriedenstellend leisteten.

Ohne uns von Tjopopa zu verabschieden, der uns durchweg ungastlich behandelt hatte, spannten wir am 5. Juli unsere Ochsen an und erreichten nach etwa drei Tagen Reise den Omuramba. An diesem Punkt schien der Fluss (oder vielmehr das Flussbett) gänzlich aufzuhören; aber die Eingeborenen erklärten, dass er weiter in Richtung der Ovatjona oder Matjo'na fließe. Ich habe seither festgestellt, dass sie auf das Land der Betschuanen anspielten. Von hier aus reisten wir stetig aufwärts in Richtung seiner Quelle. Sein Bett, das sich manchmal zu einer Ebene ausbreitete und an anderen Stellen einen engen Kanal bildete, bot uns stets einen guten und offenen Weg. Das Land auf beiden Seiten war von einem scheinbar endlosen Dornengebüsch eingeschlossen. Gewöhnlich fanden wir täglich Wasser, anfangs in Pfützen, später jedoch ausschließlich in Brunnen, deren Tiefe von wenigen Fuß bis zu vierzig Fuß variierte. Diese waren gewöhnlich mit Sand verstopft, und es beschäftigte uns oft einen halben Tag, sie zu säubern. Ich erinnere mich, bei einer Gelegenheit mit einer Gruppe von etwa dreißig Männern und Frauen über zwanzig Stunden lang hart gearbeitet zu haben, bevor wir eine ausreichende Menge Wasser erhalten konnten. Es war eine kalte Arbeit; denn gegen Sonnenaufgang war das Eis oft einen halben Zoll dick, und wir hatten keine wasserdichten Stiefel, um unsere Füße zu schützen.

Das Wild wurde nun zahlreich. Es gelang uns, genügend für den Tisch zu erlegen, ohne auf unseren geringen verbliebenen Viehbestand zurückgreifen zu müssen. Ich sah hier zum ersten Mal jene prächtige Antilope, die Elenantilope.

Raubtiere waren ebenfalls zahlreich. Tatsächlich folgen sie immer dem größeren Wild. Während der Nächte wurden wir ständig durch das klägliche Geheul der Hyänen belästigt; und wir hatten einige sehr aufregende Verfolgungsjagden zu Fuß hinter diesen Tieren her.

Als ich eines frühen Morgens auf der Jagd war, erspähte ich eine kleine Herde Gnus, die ruhig an einer Biegung des Flusses grasten. Während ich mich ihnen vorsichtig im Schutz des dazwischenliegenden Geländes näherte, warfen sie plötzlich ihre Köpfe hoch, peitschten mit ihren Schwänzen, scharrten ungeduldig mit ihren Hufen die Erde auf und witterten in der Luft. Ich war ratlos, wie ich mir diese ungewöhnliche Erregung erklären sollte, da ich mir aufgrund meiner Position sicher war, dass sie mich nicht hätten entdecken können. Ich hatte jedoch nicht viel Zeit für Vermutungen, denn im nächsten Moment schreckte ich durch das Knurren eines Tieres ganz in meiner Nähe auf. Als ich in die Richtung blickte, aus der es kam, entdeckte ich zu meinem äußersten Erstaunen zwei Löwen und eine Löwin auf der Anhöhe direkt über mir, und wie es schien, hielten auch

sie Ausschau nach den Gnus.* Instinktiv legte ich mein Gewehr auf den Kopf des nächsten der Tiere an; aber ein Moment des Überlegens überzeugte mich, dass die Übermacht zu groß war, und ich hielt es daher für das Beste, mein Feuer aufzusparen, um bereit zu sein, sie zu empfangen, sollten sie angreifen. Nachdem sie mich jedoch einige Sekunden lang gemustert hatten, verschwanden sie knurrend hinter einem Sandhügel.

Zu diesem Zeitpunkt waren die Gnus auf die Löwen aufmerksam geworden und machten sich in höchster Eile davon. Da ich bestrebt war, einen Schuss auf sie abzugeben, folgte ich ihren Fährten, fand aber bald zu meinem Entsetzen heraus, dass meine drei königlichen Freunde mit aufgerissenen Rachen und wütendes Knurren ausstoßend einem Kurs parallel zu dem meinen folgten. Obwohl ich gestehen muss, dass mir ihr Aussehen ganz und gar nicht gefiel – da nur übermäßiger Hunger sie hätte dazu bewegen können, am helllichten Tag nach Opfern zu suchen –, fuhr ich dennoch fort, den Spuren der Antilopen zu folgen, bis sie mich in den Busch führten, wo ich sie alsbald ebenso verlor wie mich selbst.

Als ich die Gnus zuerst sah, ließ ich meinen Handlanger „Bill“, einen Damara-Jungen, der mein Ersatzgewehr trug, in einiger Entfernung zurück mit der Anweisung, je nach Umständen meiner Spur zu folgen. Nun, da mir die Gnus verloren waren, rief ich laut nach dem Jungen und feuerte auch mehr als einmal mein Gewehr ab, konnte aber keine Antwort entlocken. In der Annahme jedoch, dass er zu unserem Lagerplatz (der in nicht großer Entfernung lag) zurückgekehrt sein könnte, begab ich mich ebenfalls dorthin. Aber von „Bill“ war nichts zu hören. Der quälende Verdacht durchzuckte sofort meinen Geist, dass die Löwen ihn gefressen hätten. Ohne einen Augenblick Verzug eilte ich zu der Stelle zurück, an der ich die Tiere zuletzt gesehen hatte, aber all meine Bemühungen, den armen Kerl zu finden, waren vergeblich. Infolge der Sorge um ihn und meiner Anstrengungen unter einer brennenden Sonne (denn wenn das Wetter nachts frostig war, röstete es einen am Tage) war ich außerstande, weiterzugehen, und setzte mich auf den Boden, um auf die Ankunft der Wagen zu warten, die sich nun vorwärtsbewegten.

Genau in diesem Moment trat der Damara zu meiner unaussprechlichen Freude aus dem Busch hervor. Seine Geschichte war schnell erzählt. Er hatte, wie ich selbst, seinen Weg verloren, und es dauerte lange, bis er in der Lage war, die richtige Spur wiederzufinden.

UNWELCOME HUNTING COMPANIONS.

Eines Morgens, als wir gerade die Ochsen anjochen wollten, belustigte es uns zu sehen, wie sie plötzlich in alle Richtungen in wildester Verwirrung davonstoben und die lächerlichsten Kapriolen schlugen. Die Ursache dieser Aufregung war die Ankunft eines großen Schwarms des *Buphaga africana* (Madenhacker), die sich auf den Rücken des Viehs niederließen, um sich von den Zecken zu ernähren, mit denen ihre Häute bedeckt sind. Mittels ihrer langen Krallen und elastischen Schwänze sind diese Vögel in der Lage, sich an jedem Teil des Tieres festzuklammern und ihn abzusuchen. Es war jedoch offensichtlich, dass unsere Ochsen eine ähnliche Heimsuchung noch nie erlebt hatten; kein Wunder also, dass sie etwas fassungslos waren, so unzeremoniell überfallen zu werden.

Der *Buphaga africana* ist auch ein häufiger Begleiter des Nashorns, dem er – abgesehen davon, dass er ihm nützlich ist, indem er es von vielen der Insekten befreit, die seine Haut befallen – die wichtige Rolle eines Wächters erfüllt. Bei vielen Gelegenheiten hat mich dieser wachsame Vogel daran gehindert, einen Schuss auf jenes Tier abzugeben. In dem Moment, in dem er Gefahr wittert, fliegt er fast senkrecht in die Luft und stößt scharfe, schrille Töne aus, die niemals die Aufmerksamkeit des Nashorns verfehlen, welches, ohne darauf zu warten, die Ursache zu ermitteln, fast augenblicklich in überstürzter Flucht Sicherheit sucht. Laut Herrn Cumming begleiten diese Vögel auch das Nilpferd.

Ein anderer Vogel (*Textor erythrorhynchus* / Büffelweber) pflegt sich ebenfalls von parasitären Insekten zu ernähren, beschränkt seine Besuche jedoch angeblich auf den Büffel. In dem Teil des Damara-Landes, von dem ich gerade spreche, ist dieses Tier unbekannt, dennoch gab es den Vogel in sehr großer Zahl. Er schien in seinen Gewohnheiten sehr gesellig zu sein, lebte in Kolonien und baute sein Nest, das aus trockenen Stöcken besteht, auf hohen Bäumen.

Wir machten auch Bekanntschaft mit einem kleinen, sperlingsartig aussehenden Vogel, der *Amadina squamifrons* (Bartvogel), der wegen seines eigentümlichen und interessanten Nestes Beachtung verdient. Laut Dr. Andrew Smith wird dieses an einem kleinen Strauch platziert und ist aus Gras konstruiert. Aber im Damara-Land und den angrenzenden Teilen sind die Materialien von einer wunderbar weichen Textur, nicht unähnlich Schafwolle. Ich konnte nie die Pflanze entdecken, von der sie gewonnen wurde. Die Hottentotten verwenden sie als Ersatz für Gewehrpfropfen, und es ist keineswegs ein schlechter Behelf. Das Nest ist so fest zusammengefügt, dass man Schwierigkeiten hat, es zu zerlegen. Wenn der alte Vogel abwesend ist, verbirgt er die Öffnung des Nestes wirksam vor Blicken. Sogar lange nachdem ich mit dieser Besonderheit vertraut war, fiel es mir schwer, sie zu finden. Direkt über dem Eingang befindet sich eine kleine Höhlung, die keine Verbindung zum Inneren des Nestes hat, aber von Uneingeweihten oft dafür gehalten wird. In dieser Röhre sitzt der männliche Vogel nachts.

Gelegentlich stießen wir auf Damara-Dörfer. Auf unserer Reise nach Norden hatten sich die Eingeborenen überaus schüchtern und misstrauisch gezeigt, aber jetzt, da sie so viele Beweise für unsere friedlichen Absichten hatten, näherten sie sich unserem Lager ohne den geringsten Vorbehalt oder Zögern; aber wir konnten sie nicht dazu bewegen, sich von Vieh zu trennen, das wir dringend benötigten.

RÜCKKEHR NACH BARMEN — DIE DAMARAS

Am 26. Juli kamen Omatako und viele andere wohlbekannte Hügel in Sicht. Am 3. August fanden wir uns bei Schmelen's Hope wieder; aber welch anderen Aspekt bot es im Vergleich zu dem, was in unserer Erinnerung lebte! Als wir es etwa drei Monate zuvor verlassen hatten, war das Land mit der üppigsten Vegetation bedeckt. Seither hatten die Damaras dort mit ihrem Vieh gelagert, und wir waren nun außerstande, ausreichend Weide für unsere Tiere zu finden. Zudem war das Wasser so gut wie erschöpft. Am folgenden Tag, dem 4. August, setzten wir unsere Reise nach Barmen fort, wo wir am Nachmittag desselben Tages wohlbehalten ankamen.

So endete eine Expedition, die, obwohl sie vielleicht nicht so erfolgreich war, wie wir erwartet hatten, nicht ohne Früchte blieb.

KAPITEL XVIII

Die Damaras. — Woher sie kamen. — Ihre Eroberungen. — Das Blatt wendet sich. — Damara-Land nur teilweise bewohnt. — Klima. — Jahreszeiten. — Mythologie. — Religion. — Aberglaube. — Ehe. — Polygamie. — Kinder. — Beschneidung. — Begräbnis der Toten. — Art der Trauer. — Kinder lebendig begraben. — Begräbnis des Häuptlings und darauf folgende Aberglauben. — Krankheiten. — Damaras leben nicht lange; die Ursache davon. — Nahrung. — Musik und Tanz. — Wie sie schwören. — Macht des Häuptlings begrenzt. — Träges Volk. — Zahlwörter. — Astronomie. — Haustiere; ihre Krankheiten.

Inzwischen hatten sich mir häufige Gelegenheiten geboten, die physischen Merkmale des Landes, den Charakter der Eingeborenen sowie ihre religiösen Riten und Bräuche zu beobachten und zu studieren. Da ich bisher nur wenig über diese Themen gesagt habe, beabsichtige ich nun, einen Bericht darüber zu geben. Obwohl aufgrund der verlogenen Gewohnheiten der Damaras große Schwierigkeiten entstanden sind, zur Wahrheit zu gelangen, glaube ich, dass meine Ausführungen nicht weit vom Ziel entfernt sein werden. Neben dem übereinstimmenden Zeugnis vieler Eingeborener hatte ich die Genugtuung,

beim Vergleich meiner Notizen mit denen der Missionare festzustellen, dass sie im Wesentlichen übereinstimmen; und da es mein Schicksal war, den vollständigen Ruin und Untergang der Damaras miterleben zu müssen – die wahrscheinlich, bevor ein weiteres Jahrhundert vergangen ist, vergessen sein werden –, denke ich, dass eine zusammenhängende und etwas detaillierte Beschreibung ihrer Geschichte dem allgemeinen Leser nicht unwillkommen sein mag.

Dass die Damaras nicht schon seit langer Zeit in dem Land leben, das sie jetzt besetzen, ist ganz sicher, wenngleich es zweifelhaft ist, woher sie kamen. Einige dieser Leute weisen auf den Norden als ihre ursprüngliche Heimat hin; andere vermuten, dass sie aus dem Nordosten eingewandert sind.* Wie dem auch sei, es scheint ziemlich sicher zu sein, dass vor etwa siebzig Jahren kein Damara südlich des Kaoko zu finden war, sondern dass sie irgendwann innerhalb dieses Zeitraums in das Land einfielen, das damals von Buschmännern und Berg-Damaras bewohnt wurde, wobei Letztere aller Wahrscheinlichkeit nach die Ureinwohner waren. Da sie keine kriegerische Gesinnung hatten, wurden die Berg-Damaras leicht unterworfen, und diejenigen, die nicht getötet wurden, wurden gefangen genommen. Die wenigen, die entkamen, suchten Zuflucht in den Bergen oder anderen unwirtlichen und unzugänglichen Regionen, wo sie immer noch ein höchst elendes und erniedrigtes Dasein fristen.

Die Damaras waren einst zweifellos eine große Nation; aber im Gegensatz zu anderen, die durch die Vereinigung einer Anzahl kleinerer Stämme unter dem Oberhaupt eines einzelnen Häuptlings oder Königs allmählich mächtig werden, sind sie zu einer endlosen Anzahl von unbedeutenden Stämmen zusammengeschrumpft, die von ebenso vielen Häuptlingen regiert werden.

* Auf meiner Reise zum Ngami-See zu einem späteren Zeitpunkt beobachtete ich ganze Wälder einer Baumart namens Omumborombonga, dem vermeintlichen Stammvater der Damaras. Diese Tatsache, gepaart mit unserem Wissen, dass alle Stämme im Norden mehr oder weniger mit dem Ackerbau vertraut sind, von dem die Damaras nichts wissen (da sie kein Wort in ihrer Sprache für Getreidenahrung haben), und dass viele der Nationen im Osten teilweise Viehzüchter sind, scheint auf eine nordöstliche oder östliche Richtung als ihre ursprüngliche Heimat hinzudeuten.

Nach ihrer Eroberung des Landes fuhren die Damaras fort, sich ohne großen Widerstand nach Osten fast bis zum Ngami-See und bis etwa zum vierundzwanzigsten Breitengrad im Süden auszudehnen. An beiden Punkten wurden sie jedoch in ihrem Vorwärtsdrang gestoppt. Zuerst wurden sie von den Matjo'nas angegriffen, mit denen sie von Zeit zu Zeit mehrere verzweifelte Konflikte austrugen; und obwohl sie anscheinend gut kämpften, waren sie letztlich gezwungen, sich mit beträchtlichen Verlusten zurückzuziehen. Aber es waren die Namaqua-Hottentotten, von denen sie den größten Rückschlag erfahren sollten und durch die sie, wie später gezeigt wird, schließlich vernichtet oder zerschlagen wurden.

Etwa um die Zeit der erwähnten Eroberung hatte ein kleiner Stamm von Namaqua-Hottentotten seine Zelte an den Ufern des Oranje-Flusses aufgeschlagen, unter der Herrschaft von Jonker Afrikaner,* der damals ein Häuptling von nur zweitrangiger Bedeutung war; doch da sein Volk im Besitz von Pferden und Feuerwaffen war, wurde er bald für seine Feinde furchtbar. Das Territorium, das zwischen ihm und den Damaras lag, war von verschiedenen Stämmen der Namaquas besetzt, die, als sie sich von den Damaras hart bedrängt sahen, zu Jonker schickten, um seine Hilfe zu erbitten. Diese gewährte er; und wie ein anderer Cäsar „kam er, sah und siegte". In der Tat besiegelte jener Tag das Schicksal des Damara-Landes. Die Namaquas, zuerst die Unterdrückten, wurden ihrerseits zu den Unterdrückern. In dem Maße, wie sie mächtig und erfolgreich wurden, war die

Aussicht auf Beute, die ihnen die riesigen Herden glatten Viehs so reichlich boten, das einzige Ziel ihrer Einfälle bei den Damaras. Sie schienen das Motto der alten Seekönige übernommen zu haben:

„Nehmen soll, wer die Macht hat, und behalten, wer kann."

Von meiner ersten Ankunft im Land bis zu dem Zeitpunkt, als ich es verließ – ein Zeitraum von weniger als vier Jahren –, hatten die Namaquas die Damaras um gut die Hälfte ihres Viehs gebracht, während der andere Teil ihnen bereits vor meinem Besuch genommen worden war. Mit dem Verlust ihres Eigentums folgte der ihrer Unabhängigkeit.

Obwohl ein großes Gebiet auf den Karten als Damara-Land markiert ist, ist nur ein kleiner Teil bewohnbar. Dies kann auch vom Namaqua-Land behauptet werden; und in beiden Fällen rührt die Ungleichheit entweder von Wasserknappheit oder der Häufigkeit undurchdringlicher Dschungel aus Dornholz her.

Da das Damara-Land im Wendekreis des Steinbocks liegt, sind die Jahreszeiten naturgemäß das Gegenteil von denen in Europa. Im Monat August, wenn unser Sommer sozusagen zu Ende ist, beginnen heiße Westwinde zu wehen, die die Vegetation schnell austrocknen und zerstören. Gleichzeitig fegen Wirbelwinde mit ungeheurer Geschwindigkeit über das Land und treiben gewaltige Sandsäulen von vielen Fuß Durchmesser und mehreren hundert Fuß Höhe vor sich her. Zuweilen kann man zehn oder fünfzehn dieser Säulen sehen, wie sie einander jagen. Die Damaras bezeichnen sie als *Orukumb'ombura* oder Regen-Bettler – ein höchst passender Name, da sie gewöhnlich kurz vor den ersten Regenfällen auftreten.

Schauer, begleitet von Donner und lebhaften Blitzen, sind in den Monaten September und Oktober nicht ungewöhnlich, aber die regulären Regenfälle setzen erst im Dezember und Januar ein, wenn sie mit nur geringen Unterbrechungen bis Mai andauern. In diesem Monat und im Juni herrschen starke Ostwinde vor, die nicht nur unangenehm, sondern auch der Gesundheit abträglich sind. Die Lippen reißen auf, und die Haut fühlt sich trocken und rau an. Gelegentlich fallen zu dieser Zeit tropische Regen, aber sie richten mehr Schaden als Nutzen an, da ein plötzlicher Kälteeinbruch, der die Vegetation vernichtet, unweigerlich die Folge ist. Im Juli und August sind die Nächte am kältesten, und es ist dann keine Seltenheit, Eis von einem halben Zoll Dicke zu finden. Schnee kommt selten vor.

Die Damaras und die Betschuanen haben fast dieselbe Vorstellung von ihrem Ursprung. So glauben Letztere, dass die Gründer ihrer Nation und die Tiere des Landes aus einer Höhle hervorgingen, während die Ersteren erklären, dass sie von einem Baum abstammten. Als Menschen und Tiere zuerst aus dem Mutterbaum brachen – so lautet die Tradition –, war alles in tiefe Finsternis gehüllt. Ein Damara zündete dann ein Feuer an, was das Zebra, die Giraffe, das Gnu und jedes andere Tier, das jetzt wild im Land gefunden wird, so erschreckte, dass sie alle vor der Gegenwart des Menschen flohen, während sich die Haustiere, wie der Ochse, das Schaf* und der Hund, furchtlos um die lodernden Scheite sammelten.

Der Baum, von dem die Damaras abstammen, ist, wie sie sagen, an einem Ort namens Omaruru zu sehen. Aber irgendwie muss es mehr als einen Mutterbaum geben, denn sowohl auf dem Hin- als auch auf dem Rückweg trafen wir auf mehrere *Omumborombongas*, die die Eingeborenen alle mit kindlicher Zuneigung behandelten.†

Die Hauptgottheit der Damaras wird *Omukuru* genannt. Sein Wohnsitz soll im fernen Norden liegen; es wäre jedoch etwas schwierig, seine Attribute zu spezifizieren. Es wird angenommen, dass jeder Stamm seinen eigenen Omukuru hat, dem er all seine abergläubischen Gewohnheiten und Bräuche, Eigenheiten usw. zuschreibt. Der Stamm ist in Kasten oder „Eandas" unterteilt. So gibt es die *Ovakueyuba*, jene der Sonne, oder mit der Sonne verwandt, und die *Ovakuenombura*, jene mit dem Regen verwandt usw., von denen jede ihre besonderen Riten und Aberglauben hat. Diese werden zudem von der Mutter und nicht vom Vater abgeleitet. Wenn ein Mann der *Ovakueyuba* eine Frau der *Ovakuenombura* heiratet, übernehmen ihre Nachkommen die Vorstellungen usw., die Letzterer eigen sind, und umgekehrt. Sie können diese Aufteilung der Kasten nicht erklären; sie sagen lediglich, sie leite sich vom „Wind" ab. Zweifellos liegen dem einige religiöse Vorstellungen zugrunde.

Obwohl die Damaras nicht bekennen, absolut an ein Leben nach dem Tod zu glauben, haben sie eine verworrene Vorstellung von einem zukünftigen Zustand. So bringen sie nicht selten Proviant zum Grab eines verstorbenen Freundes oder Verwandten und bitten ihn, zu essen und fröhlich zu sein. Im Gegenzug flehen sie um seinen Segen und beten um Erfolg gegen ihre Feinde, eine Fülle von Vieh, zahlreiche Frauen und Wohlstand bei ihren Unternehmungen. Man glaubt, dass die Geister Verstorbener nach dem Tod erscheinen, aber sie werden dann selten in ihrer natürlichen Gestalt gesehen. Sie nehmen bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich die Form eines Hundes an, der nicht selten den Fuß eines Straußes hat. *Jedes Individuum, dem eine solche Erscheinung (*Otjruru*) erscheinen mag, besonders wenn sie ihm folgen und ihn ansprechen sollte, soll bald darauf sterben.

Die Damaras haben großes Vertrauen in Hexerei. Personen, die in der schwarzen Kunst bewandert sind, werden *Omundu-Onganga* oder *Omundu-Ondyai* genannt und sind sehr gefragt. Jede Person, die krank wird, wird sofort von einem dieser Hochstapler aufgesucht, dessen Allheilmittel darin besteht, den Mund und die Stirn des Patienten mit dem Kot der Hyäne zu beschmieren, dem besonders heilende Kräfte zugeschrieben werden. Der Hexenmeister macht zudem Zeichen und Beschwörungen.

Einige sehr sonderbare Aberglauben über Fleisch existieren unter den Damaras. So wird ein Mann vielleicht nicht das Fleisch eines Ochsen essen, der zufällig mit schwarzen, weißen oder roten Flecken gezeichnet ist. Andere weigern sich, von einem Schaf zu essen, sollte es keine Hörner haben; während einige das Fleisch von Zugochsen nicht anrühren würden, gemäß der Regel der „Eanda", der sie angehören. Wenn einem Damara Fleisch angeboten wird, nimmt er es an; aber bevor er es zu essen wagt, erkundigt er sich sorgfältig nach der Farbe des Tieres, ob es Hörner hatte usw.; und sollte es sich als verbotene Speise erweisen, wird er sie aller Wahrscheinlichkeit nach unberührt lassen, selbst wenn er vor Hunger sterben sollte. Einige treiben ihre Skrupel sogar so weit, dass sie den Kontakt mit Gefäßen vermeiden, in denen solche Speisen gekocht wurden; ja, sogar der Rauch des Feuers, an dem sie zubereitet werden, gilt als schädlich. Daher setzen die religiösen Aberglauben dieses Volkes sie oft einer nicht geringen Menge an Unannehmlichkeiten und Leiden aus.

Dem Fett bestimmter Tiere werden bestimmte Kräfte zugeschrieben, und es wird sorgfältig gesammelt und in Gefäßen einer besonderen Art aufbewahrt. Ein kleiner Teil davon wird in Wasser gelöst Personen gegeben, die nach einer längeren Abwesenheit an den Viehposten sicher in ihre Heimat zurückkehren. Der Häuptling verwendet es auch als Salbe für seinen Körper.

Wenn auf dem Werft eines Häuptlings versehentlich ein Ochse stirbt, knüpft seine Tochter (wahrscheinlich der Sprössling seiner Lieblings- oder Hauptfrau) einen Doppelknoten in ihre Lederschürze. Sollte dies vernachlässigt werden, glaubt man, sei ein

„Fluch“ die Folge. Sie legt auch ein Stück Holz auf den Rücken des toten Tieres und betet gleichzeitig für ein langes Leben, viel Vieh usw. Diese Frau wird *Ondangere* genannt und ist für die Damaras das, was die Vestalin bei den alten Römern war; denn neben der Sorge für die Opfer ist es ihre Pflicht, das „heilige Feuer“ (*Omurangere*) zu unterhalten.

Außerhalb der Hütte des Häuptlings, wo er tagsüber zu sitzen pflegt, wird ständig ein Feuer brennend gehalten; aber im Falle von Regen oder schlechtem Wetter wird es in die Hütte der Priesterin übertragen, die, sollte es für ratsam gehalten werden, den Standort des Dorfes zu wechseln, den Ochsen mit einem Teil dieses geweihten Feuers vorangeht, wobei jede mögliche Sorgfalt darauf verwendet wird, sein Erlöschen zu verhindern. Sollte dieses Unglück jedoch eintreten, wird sofort der gesamte Stamm versammelt, und es werden große Sühneopfer an Vieh dargebracht, woraufhin das Feuer auf primitive Weise, nämlich durch Reibung, neu entfacht wird. Dies erinnert uns wiederum an das „heilige Feuer“ der Römer, das unter ähnlichen Umständen nur durch Feuer vom Himmel neu entfacht werden konnte.

Ein Teil eines solchen Feuers wird auch dem Oberhaupt eines Kraals gegeben, wenn dieser im Begriff ist, von dem des Häuptlings wegzuziehen. Die Pflichten einer Vestalin gehen dann auf die Tochter des Auswanderers über.

Für jedes wilde Tier, das ein junger Mann erlegt, macht sein Vater vier kleine längliche Einschnitte auf der Vorderseite des Körpers des Sohnes als Zeichen der Ehre und Auszeichnung. Er bekommt zudem ein Schaf oder eine Kuh geschenkt. Wenn eines dieser Tiere Junge hervorbringt, werden sie geschlachtet und gegessen, aber nur Männern ist es gestattet, von solcher Speise zu essen.

Der Häuptling eines Kraals muss immer die Vorräte vorkosten, bevor sie vom Rest des Stammes gegessen werden können. Obwohl süße Milch, wenn sie gekocht ist, von den Frauen und Kindern frei getrunken werden darf, wird sie üblicherweise in saurem Zustand geschluckt.

Sollte ein Jäger von einer erfolgreichen Jagd zurückkehren, nimmt er Wasser in den Mund und stößt es dreimal über seine Füße aus, ebenso in das Feuer seines eigenen Herdes.

Wenn Vieh lediglich zur Nahrung benötigt wird, wird es erstickt; wenn es jedoch für Opfer bestimmt ist, wird es mit dem Speer getötet. Beim Ableben eines Stammesmitglieds haben sie auch die grausame Praxis, die armen Tiere mit Keulen zu erschlagen, was ich für eine Art Sühneopfer halte. Das Fleisch von solchem Vieh, das beim Tod eines Häuptlings getötet wird, wird hauptsächlich von seinen Dienern verzehrt.

Die Frauen heiraten in etwa im gleichen Alter wie die in Europa, aber nur wenige Zeremonien sind mit dieser wichtigen Angelegenheit verbunden. Ein Mädchen wird manchmal schon als Kind einem Mann versprochen, bleibt unter solchen Umständen jedoch bis zum richtigen Alter bei ihren Eltern. Wenn die Frau um die Ehe gebeten wird, setzt sie einen helmförmigen Kopfschmuck auf, der für solche Gelegenheiten bereitgehalten wird, und verbirgt für eine gewisse Zeit ihr Gesicht mittels eines Stücks dünner, weicher Haut, das an der Vorderseite der „Kaske“ befestigt ist und das sie ähnlich wie einen Vorhang heben oder fallen lassen kann.

Polygamie wird in großem Umfang praktiziert, und, wie an anderer Stelle gesagt wurde, wird um Frauen gefeilscht wie um Handelsware, wobei der Preis je nach den Verhältnissen des Ehemanns variiert. Doch obwohl ein Mann so viele Frauen haben kann, wie er mag, habe ich nie erlebt, dass einer mehr als zwanzig hatte! – ein ziemlich guter Vorrat, wie man allerdings zugeben muss.

Die Lieblingsfrau hat immer den Vorrang vor den übrigen, und falls sie einen Sohn haben sollte, folgt dieser seinem Vater in Besitz und Autorität nach.

Jede Ehefrau baut für sich selbst eine Hütte von halbrunder Form, deren Wände aus Zweigen, Stöcken usw. bestehen und die im Ganzen verputzt wird.

Zwillinge sind bei den Damaras nicht ungewöhnlich. Kinder lassen sich im Allgemeinen leicht aufziehen. Während des Säuglingsalters bildet Schafmilch ihre Hauptnahrung. Ihr Kopf wird mehr oder weniger von Haaren befreit; die Jungen werden rasiert, aber der Scheitel des Kopfes der Mädchen bleibt unberührt. Sogar erwachsene Frauen folgen diesem Brauch. An dem so belassenen Haar befestigen sie – den Ovambo nicht unähnlich – dünne Schnüre, die aus einer faserigen Substanz hergestellt sind.

Alle männlichen Personen werden beschnitten, aber es ist kein bestimmter Lebensabschnitt für diese Operation vorgeschrieben, die gewöhnlich stattfindet, wenn ein Ereignis von nationalem Interesse eintritt.

Kinder werden nach großen öffentlichen Vorfällen benannt; aber wenn sie heranwachsen, werden sie, sollte ein Umstand von noch größerer Bedeutung für die Gemeinschaft eintreten, umbenannt, wobei sie jedoch die ursprüngliche Bezeichnung beibehalten; und da es keine Grenze für bemerkenswerte Vorkommnisse geben mag, folgt daraus, dass ein Individuum mehr Namen haben kann, als irgendein spanischer Hidalgo vorweisen kann.

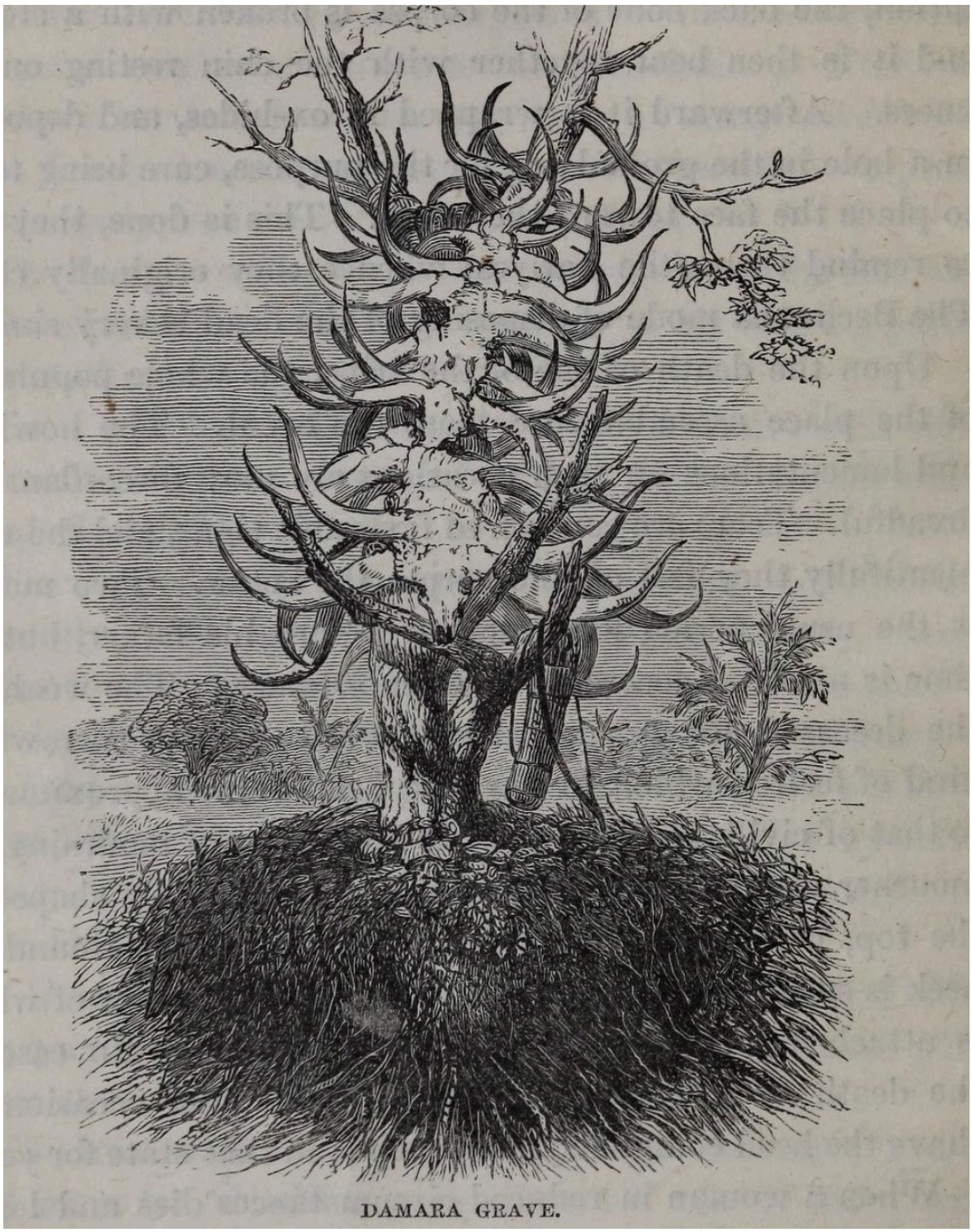
Zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten Lebensjahr feilen sich beide Geschlechter ein keilförmiges Stück aus den zwei mittleren Zähnen des Oberkiefers heraus, und zu einem späteren Zeitpunkt extrahieren sie vollständig zwei oder drei Zähne aus dem Unterkiefer. Die erste Operation wird gewöhnlich mittels eines Stücks Eisen, eines Feuersteins oder einfach eines Steins durchgeführt.

Die Damaras begraben ihre Toten. Unmittelbar nach dem Verscheiden wird das Rückgrat der Leiche mit einem Stein gebrochen,* und sie wird dann so zusammengebeugt, dass das Kinn auf den Knien ruht. Danach wird sie in Ochsenhäute gewickelt und in einem für diesen Zweck gegrabenen Loch im Boden deponiert, wobei darauf geachtet wird, das Gesicht nach Norden zu richten. Dies geschieht, wie sie sagen, um sie (die Eingeborenen) daran zu erinnern, woher sie ursprünglich kamen. Die Art der Betschuanen, die Toten zu bestatten, ist sehr ähnlich.

Nach dem Tod eines Stammesmitglieds versammelt sich die gesamte Bevölkerung des Ortes, um das Ereignis zu beklagen. Das Geheul und die Wehklagen bei solchen Gelegenheiten sind höchst disharmonisch und schrecklich. Tränen gelten als günstige Zeichen, und je reichlicher sie auf die Leiche fallen, desto besser. Zwei Monate ist der übliche Zeitraum für einen Sohn, um seinen Vater zu betrauern, aber die Zeit wird je nach Umständen angepasst. Je wohlhabender der Verstorbene, desto größer sind die äußeren Zeichen des Kummers – eine Art von Gefühl, das jedenfalls eine gewisse Annäherung an das zivilisierte Leben aufweist. Während der Trauerzeit trägt der Trauernde eine dunkle Fellkappe, die oben konisch geformt ist und an der bestimmte Ornamente befestigt sind. Um den Hals hängt ein „Riem“, an dessen beiden Enden ein kleines Stück Straußeneierschale befestigt ist. Im Falle des Todes eines geschätzten Freundes rasieren sich die Erwachsenen gelegentlich den Kopf vollständig und behalten diesen Zustand über Jahre bei.

Wenn eine Frau in ärmlichen Verhältnissen stirbt und ein Kind hinterlässt, wird dieses nicht selten lebendig mit seiner Mutter begraben. Herr Rath hatte einmal das Glück, das Mittel zu sein...

* Mir wird gesagt, dass dies nicht selten geschieht, bevor das Leben ganz erloschen ist! Es wird zudem behauptet, dass, wenn der Kranke schwer zu atmen beginnt, sofort ein Fell über sein Gesicht geworfen wird, was zweifellos oft einen vorzeitigen Tod verursacht.



DAMARA GRAVE.

...die Rettung eines Kindes, das auf diese barbarische Weise vernichtet werden sollte.

Nachdem sie die sterblichen Überreste eines Häuptlings zu seiner letzten Ruhestätte geleitet haben, sammeln sie seine Waffen, sein Kriegsgewand usw. und hängen diese an einen Pfahl oder einen Baum am Kopfende des Grabes. Falls der Häuptling jedoch einen entsprechenden Wunsch geäußert hat, wird er, anstatt begraben zu werden, in einer liegenden Position auf einer leicht erhöhten Plattform in der Mitte seiner eigenen Hütte beigesetzt, die in einem solchen Fall von starken und festen Palisaden umgeben wird.

Wenn ein Häuptling sein Ende nahen fühlt, ruft er seine Söhne an sein Sterbebett und gibt ihnen seinen Segen, der ausschließlich darin besteht, ihnen eine Fülle an den guten Dingen dieser Welt zu wünschen.

Der älteste Sohn der Lieblingsfrau des Häuptlings folgt seinem Vater nach; und sobald die Begräbnisfeierlichkeiten vorüber sind, verlässt er den öden Ort und bleibt für Jahre fern. Schließlich kehrt er jedoch zurück und begibt sich sofort zum Grab seines Vaters, wo er niederkniet und dem Verstorbenen mit flüsternder Stimme mitteilt, dass er mit seiner Familie und dem Vieh, das er ihm gab, dort sei. Er betet dann um ein langes Leben, ebenso darum, dass seine Herden gedeihen und sich vermehren mögen – kurzum, dass er all jene Dinge erlangen möge, die einem Wilden teuer sind. Nachdem diese Pflicht erfüllt ist, errichtet er einen Kraal genau an der Stelle, an der einst das Lager der Vorfahren stand; sogar die Hütten und die Feuerstellen werden so weit wie möglich an ihren früheren Positionen platziert. Die Hütte des Häuptlings befindet sich immer an der Ostseite des Geheges.

Das Fleisch des ersten Tieres, das hier geschlachtet wird, wird in einem besonderen Gefäß gekocht, und wenn es fertig ist, reicht der Häuptling jedem Anwesenden einen Teil davon. Ein Bildnis, bestehend aus zwei Holzstücken,* von denen man annimmt, dass sie die Hausgottheit oder vielmehr das vergöttlichte Elternteil darstellen, wird dann hervorgeholt und in der Schüssel jedes Einzelnen befeuchtet. Der Häuptling nimmt dann das Bildnis, und nachdem er ein Stück Fleisch am oberen Ende befestigt hat, steckt er es genau an der Stelle in den Boden, an der sein Vater zu opfern pflegte. Der erste Eimer Milch, den das Vieh liefert, wird ebenfalls zum Grab gebracht; eine kleine Menge wird auf den Boden gegossen und um einen Segen für den Rest gebeten.

* Jede Kaste hat einen bestimmten Baum oder Strauch, der ihr geweiht ist. Von diesem Strauch repräsentieren ein paar Zweige oder Stöcke den Verstorbenen.

KRANKHEITEN UND GRAUSAMKEITEN

Fieber und Ophthalmie (Augenkrankheit) sind die vorherrschenden Leiden. Die Symptome beim Fieber sind Kopfschmerzen, Schmerzen im Nacken und im Unterleib, allgemeine Schwäche und Schüttelfrost. Es tritt etwa im April und Mai auf, oder wenn die periodischen Regenfälle aufgehört haben. Die Ophthalmie hingegen beginnt sich im September und Oktober zu zeigen, erreicht aber ihr Maximum, wenn die kalte Jahreszeit einsetzt. Die erste Empfindung ist, als ob die Pupille des Auges zu groß wäre. Es folgt eine Wasseransammlung an den Seiten und unter den Augenlidern. In kurzer Zeit wird diese Flüssigkeit brennend heiß, und wenn sie nicht schnell und sorgfältig entfernt wird, werden die Schmerzen unerträglich. Das Augenlicht wird durch dieses Leiden manchmal vollständig zerstört. In der Tat trifft man nicht selten auf Menschen, die entweder völlig blind sind oder ein Auge verloren haben. Europäer sind diesen Plagen ebenso ausgesetzt wie die Eingeborenen. Ich spreche aus Erfahrung, da ich selbst schwer unter Fieber und Ophthalmie gelitten habe.

Verhältnismäßig wenige alte Menschen sind im Damara-Land anzutreffen, wofür mehrere Gründe angeführt werden können, wie etwa ihre grausamen inneren Zwistigkeiten und ihr Mangel an Mitgefühl für betagte und behinderte Personen. Zuweilen scheinen sie sogar alles zu tun, um den Tod solcher Leidenden zu beschleunigen. Einige Fälle dieser Gräueltat sind mir bekannt geworden; einer der schockierendsten ereignete sich in Barmen.

Da er feststellte, dass eine gewisse arme Frau, die fast blind war, nicht für sich selbst sorgen konnte, erbarmte sich Herr Hahn der hilflosen Kreatur und gab ihr fast täglich eine kleine Menge Proviant. Der Bruder, der feststellte, dass er nicht die gleiche Wohltat erhalten konnte, wurde eifersüchtig auf den Vorzug, der seiner Schwester gezeigt wurde, und beschloss heimlich, sie zu töten. Dies vollbrachte er, indem er sie unter dem Vorwand, sie wollten Wurzeln graben, an einen Ort ohne Wasser brachte, wo sie ihrem Schicksal überlassen wurde. Ein Junge, der sie begleitete, behauptete, dass der unnatürliche Bruder, als er einige Tage später an den Ort zurückkehrte und seine Schwester noch lebend vorfand, sie mit seinem Knopfstock so lange auf den Kopf schlug, bis das Leben erloschen war.

NAHRUNG, MUSIK UND TANZ

Milch ist das Grundnahrungsmittel der Damaras. Sie essen oder trinken sie aus ein und derselben Schüssel, ohne dass diese anders als gelegentlich durch die Zungen der Hunde gereinigt wird. Die Leute haben die Vorstellung, dass, wenn sie ihre „Bambus“ (Eimer) waschen würden, die Kühe aufhören würden, Milch zu geben.

Mit Ausnahme der Jagdbeute schlachten sie nur wenige Tiere zur Nahrung. Tatsächlich wird Vieh selten getötet, außer anlässlich einer Hochzeit, einer Geburt, eines Todesfalls oder einer Beschneidung.

Die Damaras lieben Musik und Tanz sehr. Das einzige Musikinstrument, das unter ihnen bekannt ist, ist der Bogen (eine Art behelfsmäßiges, primitives Maultrommel-Instrument), dem sie eine Art wilder Melodie zu entlocken vermögen. Mit diesem Instrument versucht der Spieler (und oft mit viel Erfolg), die für verschiedene Tiere typischen Bewegungen musikalisch nachzuahmen; zum Beispiel den unbeholfenen Galopp der Giraffe, den schnellen Trab des Zebras und die lebhaften Kapriolen des schönen Springbocks.

Der Tanz besteht meist aus mimischen Darstellungen der Bewegungen von Ochsen und Schafen. Die Tänzer begleiten ihre Gesten mit monotonen Melodien und halten den Takt durch Händeklatschen und das Aufstampfen mit den Füßen auf den Boden.

Wie bei den Ovambo wird der orientalische Brauch beobachtet, die Sandalen auszuziehen, bevor man das Haus eines Fremden betritt. Die Damaras schwören „bei den Tränen ihrer Mütter“. Dies ist höchst rührend und schön: Es erhebt den Eid zum Himmel.

Im Allgemeinen hat ein Häuptling nur nominelle Macht über seine Untertanen. Bei einem Versuch, schwere Vergehen zu bestrafen, macht sich das schuldige Individuum oft kühl mit seinem Vieh davon und sucht Zuflucht bei einem anderen Stamm. In kleineren Angelegenheiten wird dem Häuptling jedoch aufgrund von abergläubischen Bräuchen und alten Gewohnheiten mehr oder weniger gehorcht.

Die Damaras sind träge Geschöpfe. Was nicht von den Frauen getan wird, bleibt den Sklaven überlassen, die entweder Nachkommen verarmter Mitglieder ihres eigenen Stammes sind (ist dies nicht eine weitere Annäherung an die Zivilisation?) oder gefangene Buschmänner. Erstere werden als Kinder ergriffen und meist als Hirten eingesetzt.

Die Damaras haben Zahlwörter bis zu hundert; nichtsdestotrotz sind sie arg ratlos, sollte die Summe die Anzahl der Finger überschreiten. Sie zählen wie schlechte Dichter, die ihr Metrum mit ihren Fingern bestimmen. Es ist ein höchst amüsanter Anblick, eine Gruppe zu beobachten, die versucht, ein Dutzend Stück Vieh zusammenzurechnen.

Obwohl sie vielen Himmelskörpern Namen geben, haben sie eine sehr absurde Vorstellung von deren Charakter, Rotationsbewegung und so weiter. So bilden sich viele ein, dass die Sonne, die abends untergeht, eine andere ist als die, die am Morgen aufgeht. Wie die Kinder, die sich fragten, was mit den alten Monden geschah, sind diese Wilden vielleicht gleichermaßen ratlos festzustellen, was aus den alten Sonnen wird.

Die im Land heimischen Haustiere sind Ochsen, Schafe und Hunde. Letztere ähneln stark jenen, die bei den Namaquas existieren, aber es sei zur Ehre der Damaras gesagt, dass sie sich viel mehr um diese Gefährten des Menschen kümmern als ihre südlichen Nachbarn. In der Tat habe ich erlebt, dass sie bis zu zwei schöne Ochsen für einen Hund bezahlten.

Vom Damara-Vieh werde ich später noch zu sprechen kommen. Schafe sind (oder vielmehr waren) reichlich vorhanden, und das Hammelfleisch ist keineswegs schlecht. Obwohl sie etwas mager aussehen, liefern sie gute Fleischstücke, wenn sie zerlegt sind. Haut und Innereien eingerechnet, wiegen sie nicht selten 100 Pfund, manchmal sogar 110 bis 120 Pfund. Sie haben große Schwänze, wie jene in der Kapkolonie, erreichen aber nicht eine so gewaltige Größe. Sie haben keine Wolle, sondern eine Art kurzes, glänzendes Haar, das dicht an der Haut liegt und den Körper bedeckt. Die größte Besonderheit dieser Tiere ist ihre Farbe, die in jedem denkbaren Farbton und jeder Nuance vorkommt.

Das Vieh ist mehreren Krankheiten unterworfen. Die häufigste und gefährlichste ist jene, die den Rachen betrifft und die ausnahmslos tödlich verläuft. Grauer Star an den Augen, oft gefolgt von Blindheit und Schwellungen an den Füßen, sind ebenfalls sehr häufige Leiden. Schafe sterben oft daran, dass das Blut an verschiedenen Stellen unter der Haut verklumpt, was als „Blutkrankheit“ bezeichnet wird. Es wird sogar behauptet, dass der Mensch von dieser Krankheit befallen werden kann (manchmal durch den Genuss des Fleisches des infizierten Tieres) und dass das Einzige, was ihn unter solchen Umständen retten kann, das sofortige Wegschneiden der betroffenen Teile ist.

KAPITEL XIX

Absenden eines Boten nach Kapstadt. — Aufbruch von Barmen. — Eikhams. — Eyebrecht. — Aufbruch von Eikhams. — Elephant Fountain. — Tunobis. — Enorme Mengen an Wild. — Nächtliches Schießen am „Skarm“. — Der Autor entgeht mehrmals knapp dem Tod. — Versuch, den Ngami zu erreichen, vereitelt. — Die Gruppe tritt den Rückweg an. — Elephant Fountain erreicht. — Wie man Seife herstellt. — Fallgruben. — Ein nächtliches Abenteuer. — Wild selten. — Anschluss an Hans. — Die Gruppe fast vergiftet. — Ankunft an der Walfischbai. — Ein Abenteuer in einer Tonne. — Außergewöhnliches Fischsterben. — Autor entgeht knapp dem Ertrinken. — Ankunft des Missionsschiffs. — Briefe aus der Heimat. — Herr Galton kehrt nach Europa zurück. — Überlegungen.

Das Schiff, das alle zwei Jahre die Missionsvorräte zur Walfischbai brachte, wurde im Dezember erwartet, und bei dieser Gelegenheit hofften wir, nach Europa oder zumindest zum Kap zurückkehren zu können. Um jedoch eine Passage sicherzustellen, sandte Herr Galton einen Boten zu seinem Bankier in Kapstadt, um die notwendigen Vorkehrungen zu treffen. Da wir in der Zwischenzeit noch mehrere Monate zur Verfügung hatten, beschloss Galton, das Intervall für einen Ausflug nach Osten zu nutzen, teils mit der Absicht, zum Ngami-See vorzudringen, unserem ursprünglichen Ziel, und teils, um das Große Namaqua-Land und seine halb-zivilisierten Bewohner besser kennenzulernen. Zudem war die Aussicht auf guten Sport mit dem Großwild, von dem jeder sagte, wir würden es sicher in Hülle und Fülle antreffen, ein weiterer Ansporn für die Reise.

Es wurde vereinbart, dass Hans mit einem der Fahrzeuge zur Walfischbai fahren sollte, um den Rest der Vorräte usw. zu holen, während Galton und ich mit dem anderen Wagen die Reise nach Osten fortsetzten. Nachdem ein Treffpunkt vereinbart worden war, an dem Hans uns treffen sollte, verließen wir Barmen am Nachmittag des 12. August. In etwa drei Tagen erreichten wir Eikhams, den Wohnsitz – wie bereits erwähnt – von Jonker Afrikaner; wo mein Freund vor dem endgültigen Verlassen des Landes bestrebt war, gewisse Streitigkeiten zwischen den eingeborenen Stämmen beizulegen.

Eikhams ist sehr hübsch am Hang eines Hügels gelegen, der am Gipfel kahl ist, aber an seiner Basis mit sehr schönen Gruppen von Mimosen geschmückt ist, zwischen denen ein Nebenfluss des Swakop seinen Lauf windet. Es war der einzige Ort in Südafrika, an dem ich jemals etwas sah, das einer Dämmerung ähnelte. Dies wurde durch die Reflexion der untergehenden Sonne auf den Gipfeln der malerischen Gebirgszüge erzeugt, von denen es fast vollständig umgeben ist.

Eikhams ist reichlich mit Wasser aus drei oder vier ergiebigen Quellen versorgt, und da der Standort dieser Quellen erhöht ist, kann das Land in den tiefer gelegenen Gebieten leicht bewässert werden. Die Eingeborenen legen Gärten an, in denen sie viele Sorten von Gemüse anbauen, von denen einige zur Perfektion gelangen. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar und scheint gut für den Anbau von Tabak geeignet zu sein. Alles in allem ist Eikhams der hübscheste Ort, den ich je im Damara-Land oder Namaqua-Land gesehen habe.

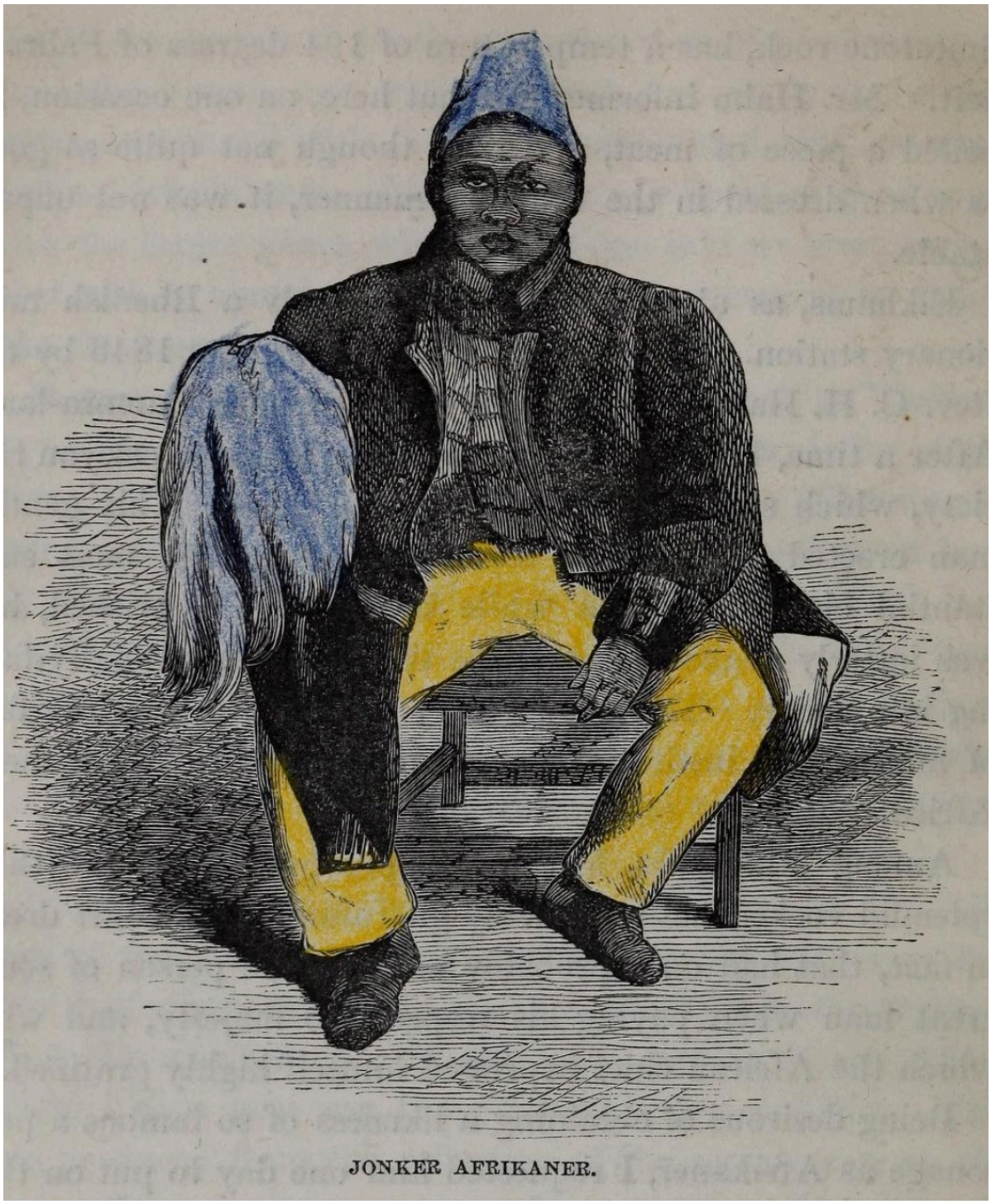
Etwa zwanzig Gehminuten von Eikhams entfernt befindet sich eine reichhaltige heiße Quelle. Das Wasser hat genau dort, wo es aus dem Kalksteinfelsen hervorsprudelt, eine Temperatur von 194 Grad Fahrenheit. Herr Hahn informierte mich, dass er hier einmal ein Stück Fleisch gekocht habe und dass es, obwohl nicht ganz so gut wie auf gewöhnliche Weise zubereitet, nicht unschmackhaft gewesen sei.

Eikhams war, wie bereits erwähnt, früher eine Station der Rheinischen Mission. Sie wurde bereits 1843 von Pfarrer C. H. Hahn gegründet, der in Neu-Barmen im Damara-Land ansässig war. Nach einiger Zeit wurde sie jedoch der Wesleyanischen Gesellschaft übergeben, die Herrn Haddy dorthin entsandte. Dieser Herr errichtete ein ausgezeichnetes Wohnhaus und eine sehr solide Kirche. Eine Zeit lang florierte die Mission, wurde aber später aufgegeben, und die Station verfällt nun rapide. Dies war, wie ich leider sagen muss, das Schicksal vieler anderer Einrichtungen ähnlicher Art im südlichen Afrika.

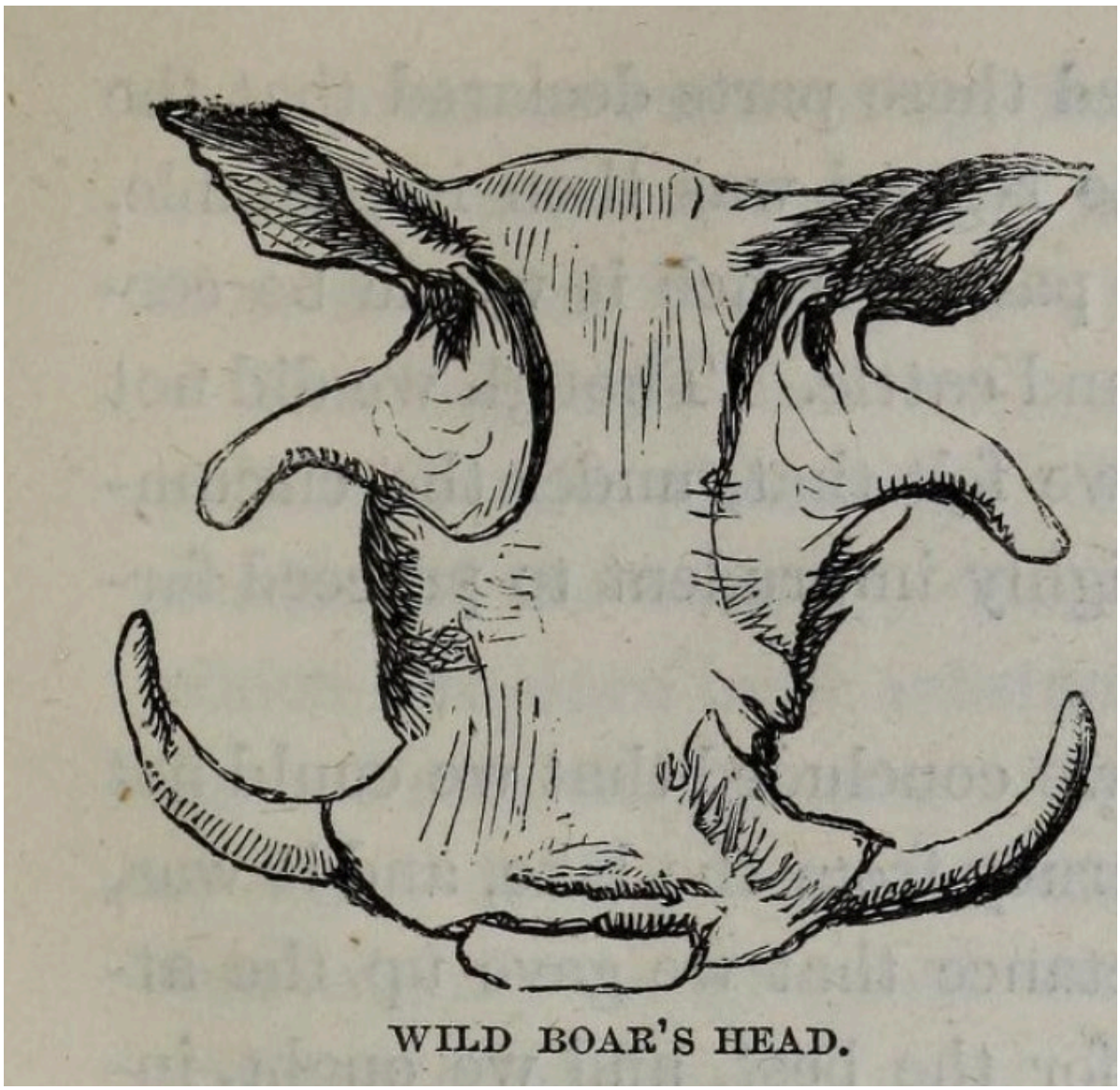
Neben anderen Geschenken überreichte Herr Galton Jonker einen prachtvollen Zweispitz und eine reich verzierte goldene Uniform: ein Galakleid, das einst wahrscheinlich die Person irgendeines großen Mannes geschmückt hatte, als er der Majestät seine Aufwartung machte, und über das sich der afrikanische Häuptling höchst erfreut äußerte. Da ich den Wunsch hatte, ein Bildnis einer so berühmten Persönlichkeit wie Afrikaner zu erhalten, bat ich ihn eines Tages, dieses Kostüm anzulegen und mir zu erlauben, sein Porträt aufzunehmen. Er willigte gutmütig in meine Bitte ein und erschien am folgenden Morgen ordnungsgemäß gekleidet. Wir erwarteten eher, ihn auslachen zu müssen, da sein Gang und seine Gestalt etwas unvorteilhaft waren; aber wir wurden enttäuscht. Er schritt mit so viel Leichtigkeit und Würde zu seinem Platz, als wäre er mit den Gepflogenheiten an Höfen vertraut.

Während unseres Aufenthalts in Eikhams machten wir Bekanntschaft mit einem Herrn Eyebrecht, der früher im Dienst der Mission stand, jetzt aber Jonkers rechte Hand war. Zusätzlich zu ausgezeichnetem Englisch und Niederländisch sprach er die Sprachen der Namaqua und der Damara recht fließend. Da er mit dem Land gut vertraut war, sicherte

sich Herr Galton seine Dienste für unsere Tour nach Osten, und er erwies sich als größte Hilfe.



JONKER AFRIKANER.



WILD BOAR'S HEAD.

Bei unserer Ankunft in Eikhams glaubte Herr Galton, dass seine Angelegenheiten mit Jonker bald geregelt sein würden; aber in diesem Teil der Welt steht Eile nicht auf der Tagesordnung, und wir wurden daher so lange aufgehalten, dass unsere Abreise erst am 30. August erfolgen konnte.

Im Laufe unserer Reise begegneten wir einer großen Anzahl und Vielfalt an wilden Tieren, weshalb unsere Speisekammer gut gefüllt war. Tatsächlich erlegte ich in einer bestimmten Nacht innerhalb weniger Stunden nicht weniger als drei Kuhantilopen, zwei Impalas und fünf Zebras; und hätte ich Lust gehabt, hätte ich die doppelte Anzahl schießen können. Wir beobachteten auch einige Wildschweine.

Nach einer zweiwöchigen, beschwerlichen Reise kamen wir an der **Elephant Fountain** an, einer ehemaligen wesleyanischen Missionsstation. Sie wurde 1847 von Pfarrer Tindal gegründet, war aber in den letzten Jahren aufgrund eines verheerenden Fiebers, das viele Eingeborene dahinraffte, aufgegeben worden. Selbst die wenigen dort ansässigen Europäer hatten schwer gelitten. Die Station lag im Gebiet des Häuptlings Amral, der in der Kapkolonie geboren und aufgewachsen war und, wenn ich nicht falsch informiert bin, teilweise durch den Einfluss der Missionare zu seiner jetzigen Würde erhoben wurde.

Elephant Fountain wird hauptsächlich von Berg-Damaras bewohnt, die ausgedehnte Gärten mit Tabak usw. bewirtschaften. Wild gab es dort in Hülle und Fülle, aber wir hatten damals keine Zeit, danach zu suchen.

Von Elephant Fountain aus nach Osten wurde das Land als sehr sandig und buschig geschildert, und da unsere Ochsen in einem sehr schlechten Zustand waren, beschlossen wir, den Wagen in der Obhut von John Mortar, dem Koch, zurückzulassen und unsere Reise mit Pack- und Reitochsen fortzusetzen. Amral äußerte mit einer großen Anzahl seines Stammes den Wunsch, uns zu begleiten, hauptsächlich wegen des erwarteten Jagdvergnügens. Im weiteren Verlauf schlossen sich uns Lambert, sein Sohn, und andere Namaquas mit ihrem Gefolge an, bis unsere Gruppe schließlich aus mehreren hundert Personen bestand.

Nach nicht geringen Unannehmlichkeiten und Elend aufgrund der großen Hitze, der schrecklichen Dürre und des Mangels an Weideplätzen rund um die wenigen und weit auseinander liegenden Wasserstellen erreichten wir am 3. Oktober **Tunobis** (oder Otjombinde). Nach Herrn Galtons Beobachtungen liegt dieser Ort auf 21° 55' südlicher Breite und 21° 55' östlicher Länge.

VERZICHT AUF DEN NGAMI-SEE

Die Buschmänner, die diese Gegend bewohnten, erklärten, dass das Land zwischen hier und dem Ngami-See damals unpassierbar sei und dass jeder Versuch unsererseits, ihn zu erreichen, den sicheren Untergang für uns und unser Vieh bedeuten würde. Obwohl wir ihrer Geschichte nicht ganz glaubten, fühlten wir, dass es unter den gegebenen Umständen höchst unklug gewesen wäre, weiterzuziehen. Nach einer groben Kalkulation kamen wir zu dem Schluss, dass wir nicht mehr als neun oder zehn Tagesreisen vom See entfernt sein konnten, und es war daher mit nicht geringem Widerstreben, dass wir den Versuch aufgaben. Es war jedoch alles zum Besten, und wir sollten den Eingeborenen für ihre wahrheitsgetreuen Informationen dankbar sein.

Aus späterer Erfahrung bin ich ganz sicher, dass, hätten wir versucht, in jenem Jahr vorzudringen, nichts uns und unsere Lasttiere vor dem Verdursten hätte retten können. Nach dem Verlassen von Tunobis hätten wir für mindestens dreieinhalb Tage reiner Reisezeit, die notwendigen Verzögerungen nicht eingerechnet, kein Wasser gefunden. Dies selbst mit ausgeruhten Tieren zu vollbringen, wäre in diesen Regionen vielleicht beispiellos gewesen, aber die Schwierigkeit wurde durch den Zustand unseres Viehs, das nur noch aus Skeletten bestand, vergrößert. Tatsächlich waren schon vor Erreichen von Tunobis einige Tiere aus reiner Erschöpfung zurückgelassen worden.

Ich muss gestehen, dass ich beim ersten Lesen des Berichts meines Freundes (Galton) etwas erschrak, als ich auf seine charmante Behauptung stieß, es sei ihm nicht viel daran gelegen, den Ngami-See zu erreichen. Es ist wahr, dass wir bei der Landung in der Walfischbai wenig Hoffnung hatten, dort anzukommen; aber zumindest für meinen Teil hatte ich das große Ziel unserer Reise immer genau im Ngami-See gesehen. Was zudem seine Vermutung betrifft, das Land von hier aus zum See sei vergleichsweise offen und frei von Büschen und ein Weg dorthin könne ohne die geringste Schwierigkeit verfolgt werden, so kann ich nur sagen: Kurz nach dem Verlassen von Tunobis – ganz zu schweigen vom Wassermangel – wird der Busch so dicht und die Dornen so quälend, dass ich es für notwendig befand, immense Umwege zu machen, und selbst dann waren all unsere Kleider, Packsättel usw. buchstäblich in Fetzen gerissen.

DIE JAGD IN TUNOBIS

Die wenigen Tage, die wir in Tunobis blieben, verbrachten wir profitabel und angenehm. Neben vielen interessanten Informationen über das Land, die wir von den Buschmännern

erhielten und von denen ein Teil inzwischen bestätigt wurde, hatten wir reichlich Gelegenheit zur Jagd. Aufgrund des Fehlens von Wasser in einem Umkreis von zwei oder drei Tagesreisen um den Ort war die Anzahl der Tiere, die sich hier allnächtlich versammelten, um ihren Durst zu löschen, wahrlich erstaunlich.

Um dem Leser eine Vorstellung von der immensen Wildmenge hier zu geben, möchte ich erwähnen, dass unsere Gruppe im Laufe der wenigen Tage, die wir in Tunobis verbrachten, unter anderem über dreißig Nashörner schoss. In einer Nacht tötete ich, ganz allein und innerhalb von fünf Stunden (unabhängig von anderem Wild), nicht weniger als acht dieser Bestien, darunter drei verschiedene Arten; und ich glaube, dass ich die doppelte Anzahl hätte erlegen können, wenn ich beharrlich geblieben wäre.* Aber ich fand nie Gefallen an nutzlosem Gemetzel. In unserem Fall, und ich denke, ich kann das von allen Fällen sagen, in denen ich am Töten einer großen Anzahl wilder Tiere beteiligt war, wurde nicht ein Pfund Fleisch verschwendet; denn was wir nicht für unseren eigenen Gebrauch benötigten, wurde von den Eingeborenen verzehrt.

Ein weiterer Beweis für die enorme Wildmenge in dieser Region ist die Tatsache, dass die fragliche Quelle, die sehr ergiebig – ja, anscheinend unerschöpflich – war, fast jede Nacht leergetrunken wurde.

Bei mehreren Gelegenheiten entging ich nur knapp dem Aufspießen durch die Hörner dieser hässlichen Monster. So griff mich ein Tier, nachdem es eine tödliche Wunde erhalten hatte, mit solcher Wut an, dass es den vorderen Teil meines „Skarm“ komplett wegriss, und ich rettete mein Leben nur, indem ich mich mit großer Kraft gegen die gegenüberliegende Wand warf, die glücklicherweise nachgab.

Ein andermal ging ich gemächlich auf ein riesiges weibliches Breitmaulnashorn zu, das Herr Galton in der vorangegangenen Nacht erlegt hatte, als plötzlich sein Kalb, etwa von der Größe eines Ochsen, hinter dem Kadaver hervor auf mich zustürmte. Seine Bewegungen waren so schnell, dass ich weder Zeit hatte, ihm aus dem Weg zu gehen, noch mein Gewehr anzulegen; aber indem ich den Lauf wie einen Stock gegen seine Brust presste, feuerte ich ab, und glücklicherweise bewirkte die Kugel, dass das Kalb zur Seite auswich und das Weite suchte. Kurze Zeit später wurde es in geringer Entfernung von unserem Lager tot aufgefunden.

RÜCKKEHR ZUR ELEPHANT FOUNTAIN

Da wir des Schießens müde waren und alle Informationen von den Buschmännern erhalten hatten, lenkten wir unsere Schritte heimwärts. Unser Scheitern, den Ngami-See nicht erreicht zu haben, kränkte mich zutiefst. Tag und Nacht verfolgte mich der Gedanke. Alles in allem konnte ich nicht umhin zu denken, dass unter günstigeren Umständen der Erfolg meine Bemühungen krönen würde, sollte ich entschlossen sein, den Versuch zu wiederholen. Dementsprechend fasste ich den Entschluss, meinen Freund erst sicher vom afrikanischen Ufer abreisen zu sehen und dann zurückzukehren, sobald der Regen gefallen war.

Ich teilte Herrn Galton meinen Entschluss mit, der voll und ganz auf meine Ansichten einging; und da ich weder Ochsen noch Wagen hatte, versprach er mir freundlicherweise, mich mit beidem sowie mit Tauschwaren aus seinen eigenen reduzierten Beständen zu versorgen.

Nach fast einmonatiger Abwesenheit fanden wir uns wohlbehalten an der Elephant Fountain wieder. Ungeachtet dessen, dass wir in dieser Zeit fast ausschließlich von

frischem Fleisch gelebt hatten, hatten wir nur die Hälfte einer kleinen Zündhütchenschachtel* Salz verbraucht! Ich erwähne diesen Umstand, um zu zeigen, dass Salz für die Existenz des Menschen nicht unbedingt notwendig ist. Zudem hatten wir, außer ein- oder zweimal am Tisch der Missionare, monatelang kein Brot gegessen. Ich hatte den Gebrauch davon so völlig vergessen, dass ich nach unserer Rückkehr nach Barmen bei einer Einladung im Hause von Herrn Hahn meine Mahlzeit beendete, ohne das Stück Brot zu bemerken, das auffällig genug neben meinem Teller lag. Unsere Männer murrten anfangs ein wenig über den Mangel an Brot, aber auch sie gewöhnten sich bald daran, darauf zu verzichten, und es entstanden keinerlei Unannehmlichkeiten durch dessen Abwesenheit. Ich habe immer gehört, dass der Mangel an Brot und Gemüse die größte Härte ist, die ein Mensch erfahren kann. Wie dem auch sei, das menschliche System ist – wie die obigen Fakten beweisen – in der Lage, sich mit fast allen Bedingungen und Umständen abzufinden.

Die Männer, die zur Bewachung des Wagens zurückgelassen worden waren, waren wohlauf, aber der arme John Mortar, der Koch, sah blass und hager aus. Als ich ihn nach der Ursache fragte, deutete er auf das Feuer, an dem unser Essen gekocht wurde, und rief mit so etwas wie einem Fluch aus: „Herr, sehen Sie sich diesen Topf an! Ich habe ihn diese siebenundzwanzig Tage und Nächte beobachtet, und am Ende muss ich feststellen, dass meine Arbeit umsonst ist!“

Kurz nach dem Verlassen von Elephant Fountain hatte John offenbar damit begonnen, Seife herzustellen, da unser Vorrat erschöpft war. Durch irgendeinen Fehler verwendete er jedoch ungelöschten Kalk anstelle des Alkalis, das man im Land aus der Asche des einheimischen Seifenbusches gewinnt. Dies erklärte sofort sein Scheitern in Bezug auf das Produkt selbst und sein eigenes abgemagertes Aussehen.

GEFAHREN DURCH LÖWEN UND FALLGRUBEN

Wie gesagt, war das Wild in der Nähe von Elephant Fountain sehr zahlreich, und mittels geräumiger Fallgruben wurden fast jede Nacht große Mengen wilder Tiere gefangen. Der gesamte Boden in der Nachbarschaft des Zwart Nosop, der an dem Ort vorbeifloss, war buchstäblich eine Abfolge von Fallgruben, und sie waren so geschickt angeordnet und gut getarnt, dass beim Umhergehen größte Vorsicht geboten war. Selbst Leute, die mit der Gegend bestens vertraut waren, liefen große Gefahr, in diese gefährlichen Fallen zu stürzen.

Löwen waren zahlreich und sehr kühn. Von Zeit zu Zeit waren einige von Amrals Leuten, während sie nachts dem Wild auflauerten, von diesen Bestien entweder weggeschleppt oder furchtbar zerfleischt worden. Da er feststellte, dass ich etwas unvorsichtig war, drückte der Häuptling größte Besorgnis um meine Sicherheit aus, umso mehr, als ich meist ganz allein war.

Ich muss gestehen, dass ich mich bei einer dieser Gelegenheiten eher unbehaglich fühlte. Ich hatte mich in einem dichten Mimosen-Dickicht postiert, das den Zugang zum Zwart Nosop an einer von Wild viel besuchten Stelle beherrschte und von einer immensen Fallgrube flankiert war. Die Dunkelheit wurde durch das umgebende dichte Laub und die hohen Flussufer vertieft. Tatsächlich war die Nacht so schwarz, dass ich nicht einmal die Mündung meines Gewehres erkennen konnte. Die Düsterkeit meiner Einsamkeit wurde durch das gelegentliche „Qua-qua!“ des Nachtreihers verstärkt, das die darauffolgende Stille noch öder machte, in der selbst das Fallen von Blättern und das Rascheln von Insekten im trockenen Gras als Erleichterung gegenüber der bedrückenden Stummheit begrüßt wurde. Für einen Menschen in einer wilden Wildnis und ohne Begleiter ist Stille,

besonders wenn sie mit völligem Lichtmangel verbunden ist, unaussprechlich feierlich. Sie wirkt auf den Geist nicht bloß als eine Verneinung, sondern als eine bedrohliche Präsenz. Sie wirkt unheilvoll.

Ich werde nie die Einsamkeit und das Gefühl der Verlassenheit vergessen, die ich bei dieser Gelegenheit empfand. Es war nach Mitternacht, und noch immer erschien kein Wild. Plötzlich glaubte ich, das Schnurren und Atmen eines Tieres direkt hinter mir zu hören; aber da keine weiteren Anzeichen eines Lebewesens folgten, schrieb ich die Geräusche einer erhitzten Fantasie zu. Auf einmal wurde jedoch die unheimliche Stille durch die schnellen Schritte einer Gruppe Impalas gestört, die den steinigen Hang hinunterstiegen, der direkt zu meinem Hinterhalt führte. Ich bückte mich so tief wie möglich, um ihre Umrisse zu erfassen, und wartete mit gespanntem Gewehr auf ihre Ankunft. Näher und näher kamen sie, bis ich schließlich glaubte, der Anführer stünde am Rande der Fallgrube; aber genau in diesem Moment gab es ein niedriges, erstickes Knurren, ein Vorstürmen und dann einen schwachen Schrei, wie von einem sterbenden Tier. Alles war wieder still.

Obwohl die undurchdringliche Dunkelheit mich daran hinderte, irgendetwas zu sehen, konnte ich nicht länger daran zweifeln, dass ich mich in unmittelbarer Nähe eines Löwen befand. Ich gebe offen zu, dass ich mich eingeschüchtert fühlte, wohl wissend, dass ich ihm bei einem Angriff völlig ausgeliefert wäre. Meine Situation war im Extremsten kritisch. Während ich Augen und Ohren anstrengte, um den Aufenthaltsort der Bestie zu entdecken, hielt ich in furchtbarer Erwartung den Atem an, während jeder Nerv aufs Höchste gespannt war.

Gegenwärtig hörte ich zu meinem Erstaunen den Knall eines Gewehres innerhalb von fünfzig Schritten von meinem Versteck; dann einen zweiten und einen dritten Schuss. Dies machte die Sache noch schlimmer; denn ich fürchtete nun, dass die Männer, die meine Anwesenheit nicht kannten, ihr Feuer auf mich richten könnten. Ich sprang daher auf die Füße und schrie: „Wer ist da?“ „Herr! Der Löwe – der Löwe!“ antwortete Eyebrecht, denn er war es. Im nächsten Augenblick stand er zitternd vor mir. Er war, wie sich herausstellte, von Amral geschickt worden, um mich zurückzurufen, war aber auf seinem Weg der Bestie begegnet und hatte gefeuert, um sie zu verscheuchen.

Obwohl ich den Wünschen des Häuptlings nicht exakt nachkam, hielt ich es nach dem Vorgefallenen für ratsam, an einen offeneren Platz zu wechseln, wo ich weniger Gefahr lief, überrascht zu werden. Am nächsten Morgen früh kam eine Anzahl von Hottentotten, um den Boden zu untersuchen, und wie ich erwartet hatte, fanden wir die Fußabdrücke eines Löwen direkt hinter meinem „Skarm“, kaum die Länge eines Gewehrlaufes von meiner eigenen Person entfernt. Dort hatte er offensichtlich gelauert, bevor er auf den Impala sprang (dessen Schrei ich in der Nacht gehört hatte), der jedoch, obwohl verwundet, entkommen war. Wie weit das Tier beabsichtigte, mir Übles zuzufügen, ist schwer zu sagen, aber in jedem Fall war meine Position keine beneidenswerte gewesen.

Auf unserer Rückreise nach Barmen regnete es heftig, und an einigen Stellen sah die Landschaft wie neu belebt aus. Viele Zugvögel, wie die Schwalbe, der Kuckuck und andere, waren wieder aufgetaucht.

DER INSTINKT DER TIERE UND DIE RÜCKREISE

Die Tiere, die während der Trockenzeit gezwungen sind, sich um die Quellen und andere permanente Gewässer zu sammeln, konnten sich durch die späten Regenfälle über ein großes Gebiet verteilen und waren nun schwer zu finden. Es kann kaum ein Zweifel

bestehen, dass die instinktive Kraft der Tiere – sowohl der zahmen als auch der wilden – in der Lage ist, den Geruch von feuchten Winden und grünem Gras aus sehr großer Entfernung aufzunehmen. So habe ich oft gesehen, wie Ochsen ihre Köpfe in die Richtung drehten, in der ferne Blitze anzeigten, dass Regen gefallen war, und mit offensichtlichem Vergnügen die durch kältere Luft erzeugte Brise einschnauften. Herr Moffat, der Missionar, erwähnt einen Fall, in dem eine große Anzahl von Rindern verloren ging, einzig, wie er vermutet, aus diesem Grund.

Ein Stück vor Eikhams trafen wir auf Hans, der in der Nähe des Scheppman-Berges ein kleines Abenteuer erlebt hatte. Er war auf der Suche nach Wild gewesen, und bei seiner Rückkehr war er erstaunt zu beobachten, wie eine Anzahl von Eingeborenen auf den Wagen zustürmte, zweifellos in der Absicht, ihn zu plündern und wahrscheinlich die Männer, die ihn bewachten, zu erstechen. Als sie jedoch Hans mit einem Gewehr herankommen sahen, nahmen sie alle Reißaus; aber einige wurden gefangen genommen, und nachdem sie eine ordentliche Tracht Prügel erhalten hatten und mit dem Tod bedroht worden waren, sollten sie jemals einen ähnlichen Übergriff versuchen, durften sie abziehen. Es vergingen nicht viele Stunden, bis genau diese Wilden zurückkehrten, um um Tabak zu betteln!

Wir bedauerten festzustellen, dass unser Vieh hager und elend aussah. Hans hatte in der Tat größte Schwierigkeiten gehabt, den Wagen voranzubringen. Die wiedergekehrte Ruhe hatte den Damaras Vertrauen gegeben, die nun in großer Zahl mit ihrem Vieh an die Ufer des Swakop strömten, was zur Folge hatte, dass jeder Grashalm im Umkreis von Meilen auf beiden Seiten des Flusses abgefressen war. Das waren in der Tat traurige Neuigkeiten, da unsere Route genau durch diese Teile führte und unsere Zugtiere zu diesem Zeitpunkt in einem erschreckend erschöpften und reduzierten Zustand waren. Es erforderte einige Anstrengungen unsererseits, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Nachdem Herr Galton einige der überflüssigen Waren an die Eingeborenen veräußert und die weggelaufenen Maultiere bei Jonker gegen Rinder eingetauscht hatte, verabschiedeten wir uns von der gastfreundlichen Herdstelle der Missionare in Barmen und Richterfeldt und eilten auf unserem Weg zur Walfischbai voran.

Bei der Einmündung des Tjobis in den Swakop entgingen wir nur knapp einer Vergiftung, da die Berg-Damaras den Saft der *Euphorbia candelabrum* in das stehende Tümpelwasser gemischt hatten, um Büffel zu töten, die hier zahlreich waren. Glücklicherweise entdeckte ich, da ich der Gruppe in der Hoffnung auf einen Schuss auf diese Tiere vorausgegangen war, das vergiftete Wasser (leicht an seiner eigentümlichen Lehmfarbe zu erkennen) rechtzeitig, um größeres Unheil zu verhindern. Einige der Hunde tranken davon, aber da sie sich zuvor mit klarem, reinem Wasser sattgetrunken hatten, kamen sie mit heftigem Erbrechen davon.

Die Symptome beim Menschen nach der Aufnahme des fraglichen Giftes – eine der vielen Gefahren, denen der Afrika-Reisende fast täglich ausgesetzt ist – sind im Allgemeinen ein Völlegefühl im System, schneller Puls, Schwindel und ein heftiges „Fleischbeben".

Trotz des Mangels an Weideplätzen erreichten wir die Walfischbai am 5. Dezember ohne den Verlust eines einzigen Ochsen.

ABENTEUER AN DER KÜSTE

Das Missionsschiff war noch nicht eingetroffen, aber es lagen zwei andere dort, eine Brigg und eine Bark. Der Kapitän der ersten war ein Engländer auf der Suche nach

Guano sowie nach Natronsalpeter, von dem berichtet wurde, dass er an dieser Küste existiere. Er bildete sich ein, letzteres wertvolle Salz tatsächlich gefunden zu haben, und flüsterte uns seine Entdeckung als großes Geheimnis zu. Bei der Untersuchung der Proben in seinem Besitz stellte sich jedoch heraus, dass es nichts anderes als Stücke gewöhnlicher Seife waren! Wahrscheinlich Teil der Ladung eines gestrandeten Schiffes. Die Einwirkung des Wassers hatte das Aussehen der Seife so verändert, dass der Irrtum wirklich verzeihlich war.

Das zweite Schiff war ein amerikanisches, auf der Suche nach dem Pottwal. Unsere schäbige, zerlumpte Kleidung und die unrasierten Gesichter veranlassten den Kapitän zunächst, uns mit Misstrauen zu betrachten, da er uns wahrscheinlich für Geächtete hielt. Allmählich legte sich jedoch seine Skepsis, und wir wurden gastfreundlich an Bord seines Schiffes bewirtet, das peinlich sauber und ordentlich war.

Die Besatzungen vieler Walfang- und Guanoschiffe hatten sich sehr ungebührlich verhalten, indem sie die Bestände des provisorischen Lagerhauses plünderten oder mutwillig zerstörten. Einmal waren sie bei ihren unehrenhaften Praktiken auf amüsante Weise vereitelt worden. Das Lager wurde zu jener Zeit von Herrn Dickson, dem Händler, bewohnt, der einige sehr schöne Löwenjunge besaß. Diese wollte ein gewisser Kapitän entwenden und schickte zu diesem Zweck mitten in der Nacht einige seiner Männer aus. Die Tiere wurden gewöhnlich in einer großen Tonne oder einem Fass gehalten; aber es fügte sich, dass sie genau an dem Abend, den der Kapitän gewählt hatte, woandershin gebracht worden waren und dass Herr Bassingweight, einer von Herrn Dicksons Angestellten, Quartier in ihrem alten Lager bezogen hatte. Die Seeleute betraten das Gebäude unbemerkt und begannen eilig, die Tonne wegzurollen. Herr Bassingweight glaubte zuerst, er träume; aber als die Bewegung heftiger wurde und sein Kopf gegen die Holzwände schlug, kam er bald zu Sinnen und brüllte aus Leibeskräften. Das unerwartete und seltsame Geräusch erschreckte die Seeleute so sehr, dass sie die Flucht ergriffen.

Ein anderes Mal kam es zu einem Kampf mit Buschmännern und Seeleuten am Strand, wobei die Seeleute flohen, weil sie leere Fässer für weitere Wilde hielten.

Die Bucht bot zu dieser Zeit einen höchst außergewöhnlichen Anblick, da die gesamte Fläche mit einer Masse toter Fische bedeckt war. Wir konnten uns diesen ungewöhnlichen Anblick nur durch eine Epidemie erklären, zumal sie anscheinend nicht auf eine oder zwei Arten beschränkt war, sondern alle betraf, die an der Küste heimisch sind, den riesigen Hai nicht ausgenommen. In einigen der geschützteren Stellen lagen die Fische so tief, dass ich mich einmal mit Mühe mit einem kleinen Mackintosh-Boot hindurchzwängen musste. Wie zu erwarten, war der Gestank von solch einer Masse verwesender Materie abstoßend und krankmachend.

ABSCHIED

Am 31. Dezember erhielt ich in Scheppmansdorf die Nachricht, dass das lang erwartete Missionsschiff eingetroffen sei und in wenigen Tagen nach St. Helena segeln werde. Am Neujahrstag 1852 wurde mir ein Paket europäischer Briefe überreicht. Es war nun volle zwanzig Monate her, dass ich Neuigkeiten von meinen Freunden gehört hatte, und ich begrüßte dieses Zeichen ihres Interesses mit Entzücken. Aber ach! Die Nachricht wurde durch die unerwartete Kunde vom Tod eines jüngeren Bruders getrübt. Er starb in Rio de Janeiro an Gelbfieber. Auch in Schweden wütete die Cholera, und ich zitterte vor den Nachrichten, die mich als Nächstes erreichen könnten.

Ich begab mich sofort zur Walfischbai, um mich von Galton zu verabschieden. John Williams, John Mortar und Timbo sollten ihn nach St. Helena begleiten, von wo aus sie nach Kapstadt weitergeleitet werden sollten. Hans – in sich selbst ein Heer –, John Allen und John St. Helena erklärten sich bereit, bei mir zu bleiben.

Meine naturgeschichtlichen Proben, die mit viel Sorgfalt gesammelt worden waren, vertraute ich Galton an. Sie bestanden aus etwa fünfhundert Vogelbälgen, fast der doppelten Anzahl an Insekten und einigen Kleinigkeiten. Galton schien erfreut über die Aussicht, bald ins zivilisierte Leben zurückzukehren. Obwohl er bewiesen hatte, dass er Strapazen ebenso gut wie jeder von uns ertragen konnte, war es offensichtlich, dass er genug davon hatte.

Der Schoner sollte am 5. Januar auslaufen; doch aufgrund der Ankunft des Kriegsschiffes „The Grecian", das zu dieser Zeit vor der Westküste kreuzte, wurde die Abfahrt auf den nächsten Tag verschoben. Als der Schoner allmählich aus dem Blickfeld verschwand, begann ich die Einsamkeit meiner Lage und den Verlust der Gesellschaft meines Freundes in voller Stärke zu spüren. Es scheint, dass wir den Wert eines geschätzten Menschen umso besser zu würdigen wissen, je weiter er von uns getrennt ist. Galtons hervorragendes Naturell und sein ausgeglichenes Temperament hatten es uns ermöglicht, alle Schwierigkeiten sehr glücklich gemeinsam durchzustehen, und so trennte ich mich mit aufrichtigem Bedauern von ihm. Ich flüsterte ein Gebet für seine sichere Heimkehr in den Schoß seiner Familie. Es wurde erhört; denn obwohl die Überfahrt von langer Dauer war, erreichte er nach zweijähriger Abwesenheit sicher England.

Nicht lange nach seiner Rückkehr verlieh ihm die Royal Geographical Society, wie ich mit Freude vernahm, ihre Goldmedaille als Belohnung für seine Verdienste um die Wissenschaft.

KAPITEL XX

Einfangen junger Strauße. — Naturgeschichte des Straußes; Fundorte; Beschreibung; Größe; Gewicht; Alter; Stimme; Kraft; Geschwindigkeit; Nahrung; Wasser; Fortpflanzung; Brutgeschäft; List; Steine in Eiern; Küken; Fleisch. — Gehirn bei den Römern begehrt. — Eier hochgeschätzt. — Verwendung von Eierschalen. — Federn als Handelsartikel. — Straußen-Sonnenschirme. — Die zerstörerischen Neigungen des Vogels. — Gewohnheiten. — Ähnlichkeit mit Vierfüßern. — Domestizierung. — Die Jagd. — Schlingen. — Geniale Vorrichtungen. — Feinde des Straußes.

Strauße sind auf der Naarip-Ebene jederzeit mehr oder weniger zahlreich, besonders aber in dieser Jahreszeit, da die Naras (die im zweiten Kapitel erwähnt wurden) nun reif sind.

Während ich vor der Abreise von Herrn Galton auf das Missionsschiff wartete, unternahm ich mehrere Fahrten zwischen der Bucht und Scheppmansdorf, um die Angelegenheiten für meine geplante Reise zum Ngami-See zu ordnen. Bei einer dieser Gelegenheiten wurde ich von meinem Freund begleitet. Als wir etwas mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, in einem Teil der Ebene, der völlig frei von Vegetation war, entdeckten wir ein Straußenpaar mit einer Brut Jungvögel von der Größe gewöhnlicher Hausbühner. Dies war ein Anblick, nach dem wir lange Ausschau gehalten hatten, da Galton von Professor Owen gebeten worden war, einige Schädel von Jungtieren dieses Vogels zu beschaffen, um bestimmte anatomische Fragen zu klären. Dementsprechend stiegen wir sofort von unseren Ochsen ab und nahmen die Verfolgung auf, die sich als überaus interessant erwies.

In dem Moment, als die Elternvögel unsere Absicht bemerkten, setzten sie sich im vollen Tempo ab; das Weibchen übernahm die Führung, die Jungen folgten in ihrem Kielwasser, und der Hahn bildete, wenn auch in geringem Abstand, das Schlusslicht der Familiengruppe. Es war sehr rührend, die Besorgnis zu beobachten, welche die alten Vögel um die Sicherheit ihrer Nachkommenschaft an den Tag legten. Als er merkte, dass wir schnell aufholten, drosselte das Männchen sofort sein Tempo und wich etwas von seinem Kurs ab; doch als er sah, dass wir uns nicht von unserem Vorhaben abbringen ließen, erhöhte er seine Geschwindigkeit wieder. Mit hängenden Flügeln, die fast den Boden berührten, umkreiste er uns – erst in weiten Kreisen, dann den Umfang verringernd, bis er fast in Pistolenreichweite kam. Dann warf er sich plötzlich zu Boden und kämpfte verzweifelt darum, wieder auf die Beine zu kommen, wie ein Vogel, der schwer verwundet worden ist. Da ich zuvor auf ihn geschossen hatte, glaubte ich wirklich, er sei kampfunfähig, und eilte auf ihn zu. Doch dies war nur eine List seinerseits; denn bei meiner Annäherung erhob er sich langsam und begann in die entgegengesetzte Richtung zu laufen, weg von dem Weibchen, das mit ihrer Last zu diesem Zeitpunkt bereits beträchtlich voraus war.

Nach etwa einer Stunde harter Verfolgung sicherten wir neun Tiere der Brut; und obwohl diese aus etwa der doppelten Anzahl bestand...

COURSING YOUNG OSTRICHES.

...wir hielten es für notwendig, uns mit dem zufrieden zu geben, was wir bereits erbeutet hatten.*

Bei der Rückkehr zur Bucht am nächsten Morgen in einem Maultierkarren stieß Herr Galton jedoch erneut auf dieselben Vögel mit dem Rest der Familie und fing nach einer kurzen Jagd sechs weitere Küken ein.

Der Strauß (der durch den Besitz der Ansätze einer Gallenblase und das Fehlen flugtauglicher Flügel eine Art Bindeglied zwischen den beiden großen Familien der Säugetiere und der Vögel zu bilden scheint) bewohnt weite Teile Afrikas, verbreitet sich aber selten weiter östlich als bis zu den Wüsten Arabiens. Im gesamten indischen Archipel wird die Vogelfamilie (deren führender Typus der Strauß ist) durch den Kasuar vertreten; in Australien durch den Emu; im südlichsten Teil der westlichen Hemisphäre durch den Nandu (Rhea); und sogar in Europa hat sie, wenn auch etwas vom Typus abweichend, ihren Vertreter in der stattlichen Trappe.

Eine wissenschaftliche Beschreibung des Straußes wäre hier fehl am Platz; es sei jedoch erwähnt, dass der untere Teil des Halses und der Körper des ausgewachsenen Männchens von einem tiefen, glänzenden Schwarz sind, untermischt mit einigen weißlichen Federn, die nur sichtbar sind, wenn das Gefieder gesträubt ist. „Beim Weibchen ist die allgemeine Farbe der Federn ein gräuliches oder aschiges Braun, leicht weiß gesäumt. Bei beiden Geschlechtern sind die großen Prachtfedern an Flügeln und Schwanz wunderschön weiß."

Der Strauß steht im ausgewachsenen Zustand nicht weniger als sieben bis acht Fuß hoch, und es sind Fälle belegt, in denen einzelne Vögel bis zu neun Fuß erreichten. Sein Gewicht ist entsprechend. Nach meiner Erfahrung beim Tragen eines toten Körpers zu urteilen, wiegt er nicht weniger als zweihundert oder dreihundert Pfund. Tatsächlich gibt es Personen, die glauben, dass der ausgewachsene Vogel in bestem Zustand ein Gewicht von dreißig Stone erreichen kann.

* Der Holzschnitt auf der vorangegangenen Seite ist eine originalgetreue Darstellung der beschriebenen Jagd, die kurz vor Sonnenuntergang stattfand.

ALTER, RUF, KRAFT, GESCHWINDIGKEIT, NAHRUNG.

Ich konnte nie Daten gewinnen, die mir eine korrekte Schätzung des Alters des Straußes ermöglicht hätten, aber man kann wohl davon ausgehen, dass er zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt wird.

Der Ruf des Straußes ähnelt dem eines Löwen so sehr, dass er gelegentlich sogar die Eingeborenen täuscht. Man hört ihn gewöhnlich am frühen Morgen und zeitweise auch nachts.

Die Kraft des Straußes ist enorm. Ein einziger Schlag mit seinem gigantischen Fuß (er tritt immer nach vorne) reicht aus, um viele Raubtiere wie die Hyäne, den Panther, den Wildhund, den Schakal und andere zu Boden zu strecken oder gar zu töten.

Der Strauß ist überaus schnell zu Fuß und übertrifft unter gewöhnlichen Umständen ein flinkes Pferd: „Wenn sie sich emporhebt in die Höhe, verlacht sie das Ross und seinen Reiter." Bei besonderen Gelegenheiten und auf kurze Distanz ist seine Geschwindigkeit wahrlich wunderbar, vielleicht nicht viel weniger als eine Meile in einer halben Minute. Seine Füße scheinen den Boden kaum zu berühren, und die Länge eines einzelnen Schrittes beträgt nicht selten zwölf bis vierzehn Fuß. Wenn wir dem Zeugnis von Herrn Adanson glauben, der dies im Senegal miterlebt haben will, ist die Schnelligkeit und Muskelkraft des Straußes so groß, dass er selbst mit zwei Männern auf dem Rücken ein englisches Pferd an Geschwindigkeit übertrifft! Zudem ist der Strauß ausdauernd, sodass es Zeit braucht, den Vogel zu erschöpfen.

Die Nahrung des Straußes besteht in seinem wilden Zustand aus Samen, Trieben und Knospen verschiedener Sträucher und anderer Pflanzen.* Oft ist es schwer vorstellbar,

wie er überhaupt überleben kann, da man ihn nicht selten in Regionen antrifft, die scheinbar völlig ohne Vegetation sind:

* In den Zoologischen Gärten im Regent's Park werden die Strauße mit einer Mischung aus Hafer, Gerste, Spreu und Kohl gefüttert.

„Ein Ort der Leere, heulend und öde,

Den der Mensch aus Hunger und Furcht verlassen hat;

Den nur der Strauß und die Eidechse bewohnen,

Zusammen mit der dämmerigen Fledermaus aus dem alten hohlen Stein;

Wo weder Gras noch Kraut noch Strauch Wurzeln schlagen,

Außer giftigen Dornen, die den Fuß durchstechen;

Und die Bittermelone für Speis und Trank,

Ist des Pilgers Kost am Rande des Salzsees!"

Obwohl der Strauß zweifellos in der Lage ist, Durst über einen beträchtlichen Zeitraum zu ertragen, scheint Wasser für seine Existenz unentbehrlich zu sein. In der trockenen und heißen Jahreszeit habe ich oft beobachtet, wie dieselbe Herde fast täglich trank. Sie schlucken das Wasser in einer Abfolge von Zügen hinunter. Bei solchen Gelegenheiten, also wenn sie sich einer Quelle nähern, scheinen sie wie betäubt. Während meines Aufenthalts an der Elephant Fountain, wo ich in kurzer Zeit acht dieser prächtigen Vögel erlegte, erschienen sie regelmäßig jeden Tag um die Mittagszeit; und obwohl die Gegend nur unzureichenden Schutz bot, ließen sie mich ausnahmslos in Schussweite herankommen und wichen nur Schritt für Schritt zurück.

Wie das Auerhuhn in Europa hat der Strauß eine Mehrzahl von Frauen – man sagt, zwischen zwei und sechs. Die Brutzeit scheint etwas unbestimmt zu sein, da ich Nester in jedem Monat von Juni bis Oktober gefunden habe. Es wird berichtet, dass jedes Weibchen zwölf bis sechzehn Eier legt, und zwar alle in ein und dasselbe Nest, welches lediglich eine in den Sand gescharrte Vertiefung ist.

Sowohl das Männchen als auch das Weibchen helfen beim Ausbrüten der Eier, die aufrecht platziert werden, anscheinend damit „die größtmögliche Anzahl auf dem Raum verstaut werden kann". Wenn etwa ein Dutzend Eier gelegt sind, beginnt der Vogel, der rittlings über ihnen hockt, zu brüten. Ich habe beobachtet, dass er bei der Wahrnehmung eines Menschen, anstatt vom Nest wegzulaufen, oft seinen auffälligen Hals senkt, bis er eine Linie mit dem Boden bildet, offensichtlich in der Hoffnung, unbemerkt zu bleiben.

Während der Brutzeit greift der Strauß zu verschiedenen Listen, um Eindringlinge vom Nest wegzulocken.

„Eines Morgens", sagt Professor Thunberg, „als ich an einer Stelle vorbeiritt, wo eine Straußenhenne auf ihrem Nest saß, sprang der Vogel auf und verfolgte mich, um zu verhindern, dass ich ihre Jungen oder ihre Eier bemerkte. Jedes Mal, wenn ich mein Pferd ihr zuwandte, wich sie zehn oder zwölf Schritte zurück, aber sobald ich weiterreitete, verfolgte sie mich wieder."

Die Dauer der Bebrütung scheint zu variieren, liegt aber im Durchschnitt bei etwa achtunddreißig Tagen. Man sagt, dass ein oder mehrere Weibchen währenddessen weiterlegen; aber die überzähligen Eier werden außerhalb des Nestes abgelegt und sollen als Nahrung für die nackte Brut dienen. Sollte dies wirklich der Fall sein, sehen wir hierin wieder eine wunderbare Vorsorge der Natur, da die Küken nicht in der Lage wären, die harte Materie zu verdauen, die ihre oft kargen Lebensräume bieten.

Die so weit verbreitete Vorstellung, der Strauß würde seine Eier lediglich im Sand ablegen und sie der Sonne zum Ausbrüten überlassen, rührt wahrscheinlich daher, dass er das Nest gelegentlich verlässt, um Nahrung zu suchen, besonders während der heißesten Tageszeit.

Einige Reisende behaupten, dass der Strauß seine Eier nicht nur nie wieder bebrütet, nachdem sie einmal angefasst wurden oder wenn ein Mensch nur in der Nähe des Nestes vorbeigegangen ist, sondern dass er sie tatsächlich zerstört! Ich für meinen Teil kann dazu nichts sagen, da ich jedes Mal, wenn ich ein Straußennest fand, es gewöhnlich sofort plünderte und dem Vogel so keine Gelegenheit gab, einem so seltsamen Instinkt zu folgen.

Es scheint jedoch ziemlich sicher, dass der Strauß, wie viele andere Vögel, dazu neigt, seine Eier zu verlassen, wenn sie berührt werden. „Die Sklaven“, sagt Professor Thunberg, „wenden immer die Vorsichtsmaßnahme an, die Eier nicht mit den Händen wegzunehmen (in welchem Fall die Vögel, die es am Geruch wahrnehmen, dazu neigen, den Ort zu verlassen), sondern mit Hilfe eines langen Stocks harken sie sie aus dem Nest, so schnell die Vögel sie legen.“

Eine Besonderheit in Bezug auf die Eier des Straußes, die, soweit mir bekannt ist, nur bei den Eiern dieses Vogels vorkommt, wird von mehreren Afrika-Reisenden erwähnt. Zum Beispiel:

„Der Farmer hier informierte mich ebenfalls“, sagt der eben zitierte Autor, „dass manchmal ein oder zwei Steine in den Straußeneiern gefunden werden, die hart, weiß, eher flach und glatt sind und etwa die Größe einer Bohne haben. Diese Steine werden geschliffen und zu Knöpfen verarbeitet, aber ich hatte nie das Glück, welche davon zu sehen.“

Ferner schreibt Barrow: „In diesen Eiern werden häufig eine Reihe kleiner ovaler Kieselsteine entdeckt, etwa von der Größe einer Markerbse, von blassgelber Farbe und überaus hart. In einem Ei fanden wir neun und in einem anderen zwölf solcher Steine.“

Trotz der Anzahl der gelegten Eier werden selten mehr als dreißig bis fünfunddreißig ausgebrütet. Fast sobald die Küken (die etwa die Größe von Junghennen haben) aus der Schale geschlüpft sind, können sie umherlaufen und der Mutter folgen, von der sie über einen beträchtlichen Zeitraum abhängig sind. Und die Natur hat in ihrer gewohnten Fürsorge die Jungen mit einer Farbe und einer Hülle ausgestattet, die hervorragend zu den Orten passt, die sie aufsuchen. Die Farbe ist eine Art Pfeffer-und-Salz-Mischung, die wunderbar mit dem gesprenkelten Sand und Kies der Ebenen harmoniert. In der Tat hatte ich die größte Schwierigkeit, die Küken zu erkennen, selbst wenn sie direkt vor meinen Augen kauerten. Die Hülle besteht weder aus Flaum noch aus Federn, sondern aus einer Art „stacheligem Äußeren“, das zweifellos ein ausgezeichneter Schutz gegen Verletzungen durch den groben Kies und die karge Vegetation ist, in der sie leben.

Das Fleisch des jungen Straußes ist nicht unschmackhaft, aber das des alten Vogels ist alles andere als gut. Nach meiner Auffassung schmeckt es sehr ähnlich wie das des Zebras.

Nach dem mosaischen Gesetz wurde der Strauß als unreines Tier verurteilt, und den Juden war es folglich verboten, ihn zu essen. Die Araber halten bis heute an diesem Verbot fest. Einige der einheimischen Stämme im südlichen Afrika sind jedoch weniger wählerisch und verzehren das Fleisch mit großem Genuss, besonders wenn es fett ist.

Obwohl man heutzutage dem Strauß wenig oder gar keinen Wert als Nahrungsmittel beimisst, schienen die alten Römer, die große Feinschmecker waren, anderer Meinung gewesen zu sein. Vobiscus berichtet, dass der Pseudo-Kaiser Firmus, „ebenso berühmt für seine Taten am Amboss wie an der Schüssel, in seiner eigenen kaiserlichen Person einen ganzen Strauß bei einer Mahlzeit verschlang.“* Das Gehirn dieses Vogels galt als eine superlative Delikatesse; und wie alles andere bei dieser luxuriösen Nation wurde es im großartigsten Maßstab bereitgestellt. So wurden laut einem alten Zeugnis dem Kaiser Heliogabalus bei einem einzigen Festmahl die Gehirne von sechshundert dieser Vögel serviert.

Wenn auch das Fleisch des Straußes nicht sehr geschätzt wird, so sind seine Eier jedenfalls bei Einheimischen und Reisenden im höchsten Maße begehrt. Ganz abgesehen von ihrem Geschmack enthält jedes so viel wie vierundzwanzig Hühnereier und wiegt etwa drei Pfund.

Aufgrund der Größe eines Straußeneies könnte man meinen, dass eines eine ausreichende Mahlzeit für jeden Mann wäre; aber mir sind Fälle bekannt, in denen zwei Eier von einer einzelnen Person verzehrt wurden, selbst wenn sie mit einer Menge Mehl und Fett vermischt waren. In der Tat verzehrten Hans und sein Begleiter einmal fünf Straußeneier im Laufe eines Nachmittags!

* Apicius gibt ein Rezept für die beste Sauce an.

† Die Römer führten bekanntermaßen auch eine große Anzahl von Straußen in den Zirkus ein, wo sie vom Volk abgeschlachtet wurden. Es wird berichtet, dass nicht weniger als tausend dieser prächtigen Geschöpfe bei einer Gelegenheit brutal geopfert wurden, um den unersättlichen Blutdurst des römischen Pöbels zu stillen.

Selbst die Eierschale ist von beträchtlichem Wert und stellt ein hervorragendes Gefäß für Flüssigkeiten jeder Art dar. Die Buschmänner haben kaum andere. Indem man sie mit einem leichten Netz überzieht, kann sie am Sattel hängend mitgeführt werden. Gras, Holz usw. dienen als Korkersatz.

Von den Mönchen von Dayr Antonios erfahren wir, dass die Kopten (bei denen die Eier als Symbol der Wachsamkeit gelten und die sie in ihren Kirchen aufhängen) die Schnüre ihrer Lampen durch die Schale führen, um zu verhindern, dass die Ratten herunterkommen und das Öl trinken.

Die Schale des Eies wird medizinisch verwendet. Die Buren geben sie, nachdem sie sie zu Pulver zerrieben und mit Essig vermischt haben, dem Vieh, das an Harnzwang leidet, wofür sie als souveränes Heilmittel gilt. Das Pulver selbst soll ein ausgezeichnetes Mittel gegen Blindheit sein.

Die weißen Flügelfedern* des Straußes (die schwarzen werden hauptsächlich für Trauerkleidung verwendet) sind ein bedeutender Handelsartikel. Der Markt ist jedoch sehr schwankend. Am Kap variiert der Preis von ein oder zwei Guineas bis zu zwölf Guineas für das Pfund, wobei letztere Summe jedoch nur für erstklassige Federn gezahlt wird. Je dünner der Kiel und je länger und welliger die Feder ist, desto mehr wird sie geschätzt. Siebzig bis neunzig Federn gehen auf ein Pfund. Aber obwohl die Hälfte dieser Anzahl

von einem einzigen Vogel gewonnen werden kann, ist nur ein kleiner Teil davon von Wert. In der Paarungszeit neigt der Strauß dazu, seine Flügel hängen zu lassen, sodass die äußeren Federn auf dem Boden schleifen, was ihre Schönheit schnell zerstört. Die richtige Zeit, den Strauß wegen seiner Federn zu töten, ist kurz nach der Mauser oder in den Monaten März und April.

Die Damara und die Betschuana fertigen hübsche Sonnenschirme aus den schwarzen Federn des Straußes an, die als Zeichen der Trauer dienen oder zum Schutz des Teints nützlich sind. „Es ist ein schöner Anblick", sagt Harris, „einen Wilden zu sehen, dessen Haut, etwas gröber als die Haut eines Nashorns, in puncto Farbe mit einem Stiefel wetteifern könnte, wie er seinen Teint durch die Verwendung eines solchen Schirms schützt."

Einige der Stämme im südlichen Afrika sollen Straußen-Sonnenschirme bei der Jagd auf wilde Tiere verwenden, mit einem ähnlichen Zweck wie ein spanischer Stierkämpfer, der ein rotes Tuch benutzt. Falls ein verwundetes Tier einen Mann angreift, stößt dieser im Moment des Zugriffs plötzlich die Stützen der wehenden Federn in den Boden; während das wütende Tier seinen Zorn an seinem vermeintlichen Opfer auslässt, schlüpft der Eingeborene unbemerkt zur Seite und ersticht seinen Gegner.

Auch die Haut des Straußes soll sehr begehrt sein und bildet einen nicht unbedeutenden Handelsartikel. „Die gesamte Verteidigungsrüstung der Nasamonen, Bewohner Libyens, wurde aus der dicken Haut der Vögel gefertigt, die selbst heute noch von einigen arabischen Truppen als Kürass verwendet wird."

Der Strauß nähert sich gelegentlich dem Gehöft und verursacht dem Buren beträchtlichen Schaden, indem er das Getreide niedertrampelt und frisst.

Die Meinungen von Autoren und Jägern in Bezug auf den Strauß gehen weit auseinander. Einige schreiben ihm große Dummheit zu, während andere ihn für lebhaft und sehr intelligent halten. Ohne ein Urteil abzugeben, möchte ich nur erwähnen, dass ich ihn diese gegensätzlichen Eigenschaften in hohem Maße habe zeigen sehen.

In domestiziertem Zustand erscheint der Strauß zwar als ein ruhiger, stumpfsinniger und schwerfällig wirkender Vogel; aber in seinem natürlichen Lebensraum ist er rastlos, wachsam und schwer zugänglich. Aufgrund seiner Größe und der prominenten Lage seiner Augen ist sein Sichtfeld naturgemäß beträchtlich, was es ihm ermöglicht, Gefahr aus großer Entfernung zu entdecken. Dies, zusammen mit den exponierten Orten, die er aufsucht, erklärt wahrscheinlich die vergleichsweise geringe Anzahl, die selbst die gewaltigsten Nimrode Südafrikas erlegt haben wollen.

Wie es sich mit dem Strauß in wildem Zustand verhält, ist schwer zu sagen; aber in Gefangenschaft zeigt kein Vogel oder anderes Tier so wenig Unterscheidungsvermögen bei der Wahl seiner Nahrung, denn er verschluckt dann mit Gier Steine, Holz- und Eisenstücke, Löffel, Messer und eine Vielzahl anderer unverdaulicher Dinge. Dieser seltsame Hang und die scheinbare Stumpfheit des Geschmacks brachten dem Vogel schon früh das Epitheton des „eisenfressenden Straußes" ein:

„Der Strauß, der fressen will

Ein Hufeisen so groß

Anstatt von Fleisch;

Solch heftige Hitz'

Seinen Magen zerfrisst.“*

Es werden viele amüsante Anekdoten über die seltsamen Gewohnheiten dieses Vogels erzählt. Einmal – so geht die Geschichte –, als der Strauß in Europa noch ein seltener Anblick war, schloss eine Frau, die von der Ankunft einer Gruppe dieser Vögel gehört hatte und sie unbedingt sehen wollte, hastig ihr Haus ab und nahm den Hausschlüssel in die Hand. Kaum war sie jedoch an dem Ort angekommen, wo die Vögel gehalten wurden, stolzierte einer von ihnen gravitätisch auf die Dame zu, schnappte ihr das eiserne Instrument aus der Hand und verschluckte es zu ihrem großen Entsetzen bedächtig, wodurch er sie tatsächlich aus ihrem eigenen Haus aussperrte!

„Nichts“, sagt Methuen in seinem Werk „Life in the Wilderness“, wenn er von einer Straußenhenne spricht, die er beobachtete, „störte die Verdauung des Straußes; Dyspepsie war ein Ding, das in seiner Philosophie nicht vorkam. Eines Tages brachte eine Moschusente eine vielversprechende Schar Entenküken zur Welt und führte sie mit mütterlichem Stolz in den Hof. Mit feierlichem und gemessenem Schritt kam der Strauß heran, und mit dem mildesten, gütigsten Gesichtsausdruck verschluckte er sie alle, eines nach dem anderen, wie so viele Austern, wobei er das empörte Zischen und das gesträubte Gefieder der unglücklichen Mutter mit stoischer Gleichgültigkeit betrachtete.“

Der Strauß ist ein Herdentier und wird in Trupps von einigen wenigen Individuen bis zu fünfzig angetroffen. Seltsamerweise ist er nie dabei beobachtet worden, wie er sich mit anderen Vögeln zusammentut, sondern er bevorzugt Vierfüßler und wird oft in Gesellschaft von Zebras, Springböcken, Gnus usw. gefunden. Tatsächlich weist er in vielerlei Hinsicht eine auffallende Ähnlichkeit mit vierfüßigen Tieren auf, etwa durch seine starken, gegliederten Beine und gespaltenen Hufe, seinen langen, muskulösen Hals, seine raue Stimme, das Fehlen des erhöhten Mittelkamms des Brustbeins sowie andere bereits erwähnte Ähnlichkeiten. Aber vielleicht wird die Verwandtschaft im Vergleich zum Kamel noch auffallender. Beide sind „mit schwieligen Erhebungen an der Brust und am Bauch ausgestattet, auf denen sie sich in der Ruhe abstützen, und beide legen sich in der gleichen Weise nieder.“ Bei beiden sind Füße und Magen ähnlich konstruiert; und wenn man dazu ihre Fähigkeit zählt, von karger Vegetation zu leben, ihre Ausdauer gegenüber Durst und ihren allgemeinen Körperbau, ist die Ähnlichkeit keineswegs so eingebildet, wie man anfangs vermuten könnte. In der Tat war der Strauß vielen Völkern des Ostens sowie den Römern und Griechen unter dem Namen Kamelvogel bekannt.

Der Strauß ist leicht zu domestizieren, hat aber manchmal einen bösartigen Charakter. Herr Hahn erzählte mir, dass einige dieser Vögel, die er längere Zeit in Gefangenschaft hielt, so boshaft wurden, dass er sie töten musste, damit sie niemanden auf der Station verletzten.

Mehrere Personen haben versucht, mit dem zahmen Strauß zu züchten; aber meines Wissens nach sind alle Versuche bisher gescheitert. Eier wurden zwar häufig gelegt, aber die Vögel zeigten nie die Neigung, darauf zu sitzen. Auch in den Gärten des Regent’s Park wurden wiederholt Versuche unternommen, die Eier auf künstlichem Wege auszubrüten, jedoch ohne Erfolg.

Die in Südafrika angewandten Mittel, um den Strauß zu fangen, sind vielfältig. Nicht selten wird er von Reitern zu Pferd gehetzt. Mehrere Jäger besetzen verschiedene Seiten einer großen Ebene, kesseln den Vogel so ein und jagen ihn hin und her, bis seine Kräfte erschöpft sind.

Der Strauß wird zuweilen auch von einem einzelnen Reiter gehetzt. Unter gewöhnlichen Umständen wäre dies, so flink das Pferd auch sein mag, unmöglich. Gegen Ende der

Regenzeit jedoch, wenn die Tage unerträglich heiß und drückend sind, sieht man den Riesenvogel oft bewegungslos auf der Ebene stehen, mit ausgebreiteten Flügeln und weit offenem Schnabel; zu solchen Zeiten kann der Fang gelingen. Es sind mir Fälle bekannt geworden, in denen Namaquas nach einer kurzen, aber temperamentvollen Jagd den Strauß zum völligen Stillstand brachten. Ein Schlag mit einem Stock oder einem „Shambok" auf den Kopf reicht dann aus, um ihn zu erlegen. Bei ähnlichen Gelegenheiten sind jedoch schon Pferde vor Erschöpfung tot umgefallen.

Wenn ein Strauß bemerkt, dass er beobachtet wird, steuert er oft einen bestimmten Punkt an, besonders wenn er in der Nähe einer Ebene eingekesselt ist. Er ist sich vollkommen bewusst, dass Sicherheit nur im offenen Gelände zu finden ist. Wenn der Jäger sein Handwerk versteht, kann er ihm leicht den Weg abschneiden; aber es erfordert ein scharfes Auge und eine geübte Hand, um den Vogel zur Strecke zu bringen.

Die Araber in Nordafrika pflegen den Strauß ebenfalls zu Pferd zu verfolgen; aber anstatt zu versuchen, den Vogel sofort einzuholen, wird er stetig verfolgt, sogar über Tage hinweg, ohne ihn zu seiner Höchstgeschwindigkeit zu zwingen, bis er allmählich erschöpft ist und eine leichte Beute für den ausdauernden Jäger wird.*

In Teilen des südlichen Afrikas wird der Strauß sogar zu Fuß gehetzt. Ich selbst habe gesehen, wie Buschmänner dieses Kunststück an den Ufern des Ngami-Sees vollbrachten. Sie umzingeln gewöhnlich einen ganzen Trupp und jagen die verängstigten Vögel mit Geschrei und Gebrüll ins Wasser, wo sie dann schnell getötet werden.

Der Buschmann greift jedoch häufig zu einem viel einfacheren Plan, um den Strauß zu überlisten. Nachdem er sein Nest gefunden hat, bringt er die Eier an einen sicheren Ort, lässt sich in der leeren Grube nieder und erwartet die Rückkehr des Vogels, den er gewöhnlich mit einem vergifteten Pfeil erlegt. Zu anderen Zeiten legen sich die Eingeborenen an Tümpeln auf die Lauer und erschießen sie, wenn sie kommen, um ihren Durst zu löschen.

Strauße werden auch nicht selten in Schlingen gefangen. Ein langes Seil mit einer Schlinge an einem Ende wird an einem Schössling festgebunden, der niedergebogen wird; die Schlinge wird so am Boden fixiert, dass der Schössling zurückschnellt, wenn ein Vogel hineintritt, und das Tier in der Luft aufhängt.

Aber der genialste Plan, den Strauß ins Verderben zu locken, ist der von Herrn Moffat und anderen beschriebene, wie er unter den Buschmännern praktiziert wird:

„Eine Art flaches Doppelkissen wird mit Stroh gestopft und ähnlich wie ein Sattel geformt. Alles außer dem unteren Teil ist mit Federn bedeckt, die an kleinen Pflöcken befestigt sind, um dem Vogel zu ähneln. Kopf und Hals eines Straußes werden ausgestopft und ein kleiner Stab eingeführt. Der Buschmann, der beabsichtigt, Wild anzugreifen, weißelt seine Beine. Er setzt sich den gefiederten Sattel auf die Schultern, nimmt den unteren Teil des Halses in die rechte Hand und seinen Bogen sowie die vergifteten Pfeile in die linke. Diejenigen, die der Verfasser gesehen hat, waren vollkommene Nachahmungen des Straußes, und aus ein paar hundert Metern Entfernung ist es dem Auge nicht möglich, den Betrug zu erkennen. Dieser menschliche Vogel scheint an der Vegetation zu picken, dreht den Kopf, als hielte er scharf Ausschau, schüttelt seine Federn, geht und trabt dann, bis er in Schussweite kommt."

Aber der Strauß hat außer dem Menschen noch andere Feinde. Sowohl Bestien als auch Vögel sollen ihre Eier mit großer Gier suchen und verzehren. Laut Sir James Alexander kann man, wenn die Vögel mitten am Tag ihr Nest auf der Suche nach Nahrung verlassen

haben, „einen weißen Schmutzgeier in der Luft schweben sehen, mit einem Stein zwischen seinen Krallen. Nachdem er den Boden unter sich sorgfältig abgesucht hat, lässt er den Stein plötzlich fallen und folgt ihm im schnellen Sinkflug."

Wiederum heißt es, der Schakal rolle die Eier zusammen, um sie zu zerbrechen, während die Hyäne sie mit der Nase wegstoße, um sie in der Ferne zu zerbrechen. Nichts dergleichen ist mir je untergekommen, wohl aber habe ich nicht selten den Vogel selbst von Löwen, Panthern, Wildhunden und anderen Bestien zerstört aufgefunden.

KAPITEL XXI

Plötzliche Überschwemmungen. — John Allens Leiden. — Hans und der Autor werden Partner. — Junges Gras schädlich für das Vieh. — Aufbruch von der Walfischbai. — Reizvolle Landschaft. — Löwenrudel. — Außergewöhnliches Verhalten von Milanen. — Schmetterlingsflug. — Anhänglichkeit von Tieren untereinander. — Ankunft in Richterfeldt; in Barmen. — Hans entgeht knapp dem Tod. — Selbstbeherrschung. — Heftige Regenfälle. — Ein entlaufener Ochse; er nimmt den Autor auf die Hörner. — Aufbruch von Barmen. — Schwierigkeit bei der Flussüberquerung. — Begegnung mit großen Mengen an Oryx-Antilopen.

Wir befanden uns nun mitten in der Regenzeit. Regen fällt in der Nähe der Walfischbai selten; aber die Ansammlung schwerer Wolken am östlichen Horizont und lebhafte Blitze deuteten eindeutig darauf hin, dass das Landesinnere überflutet worden war. Wir erhielten bald den Beweis durch das plötzliche Erscheinen des lange ruhenden Kuisip-Flusses, der, zu ungewöhnlicher Höhe angeschwollen, seine Ufer überflutete und allem, was sich ihm entgegenstellte, Zerstörung drohte.

Dieser Überlauf war im Swakop ebenso gewaltig, in dessen Unterlauf unser Vieh unter der Aufsicht von John Allen stand. Eines schönen Morgens, und ohne die geringste Vorwarnung, kam die Sturzflut herab und schnitt ihn von der größeren Anzahl der Tiere ab, die am gegenüberliegenden Ufer grasten. Er war jedoch ein erfahrener Schwimmer, stürzte sich kühn in den geschwollenen Strom und schaffte es unter Schwierigkeiten und Gefahr, ihn zu überqueren. Doch kaum hatte er das Ufer erreicht, schoss der Fluss mit zehnfacher Geschwindigkeit voran und trennte ihn wirksam vom Lager. Zwei Tage und eine Nacht vergingen, bis das Wasser ausreichend gesunken war, um ihm die Rückkehr zu ermöglichen. Die Leiden des armen Jungen in der Zwischenzeit müssen sehr hart gewesen sein, denn er war völlig nackt; und obwohl er reichlich Brennstoff hatte, besaß er keine Mittel, ein Feuer zu entzünden. Löwen und Hyänen waren zudem zahlreich, und zu seinem Elend verliefen sich die Ochsen während der Nacht in verschiedene Richtungen. Beim Wiedereinfangen am folgenden Tag musste er die schroffsten und zackigsten Felsen, Abgründe und brennend heiße Sandfelder überqueren, was seine ungeschützten Füße schwer zerfleischte und mit Blasen bedeckte. Die meisten Männer, so wage ich zu behaupten, hätten unter solchen Umständen das Vieh seinem Schicksal überlassen.

Sobald der geschwollene Kuisip ausreichend gesunken war und der abgemagerte Zustand der Ochsen es zuließ, kehrte ich von der Bucht nach Scheppmansdorf zurück. Hans war während meiner Abwesenheit nicht untätig gewesen. Er hatte den Wagen komplett instand gesetzt, die Achse (die auf unserer Reise von Barmen einen schweren Bruch erlitten hatte) durch eine neue ersetzt und die Radreifen verkürzt. Er hatte auch einen neuen Überzug für das Fahrzeug angefertigt. Auch ich hatte beträchtliche Fortschritte bei den Vorbereitungen für meine geplante Reise gemacht. Bei einer genaueren Bestandsaufnahme meines kleinen Besitzes stellte ich jedoch fest, dass ich trotz der Dinge, die Herr Galton mir überlassen hatte, bei den wichtigsten Posten – wie

Tauschwaren, Geschenken für Häuptlinge, Instrumenten für Beobachtungen, Proviant usw. – sehr schlecht ausgestattet war. Da nichts davon durch Kauf von dem Schiff in der Walfischbai zu beschaffen war, befand ich mich in einer misslichen Lage. Ohne reichliche Vorräte aller Art fortzufahren, war nicht ratsam, und der Gedanke, zum Kap zurückzukehren – dem nächsten Punkt für eine Neuausrüstung –, behagte mir nicht besonders, da dies nur durch eine Überlandreise von vielen Monaten Dauer und den konsequenten Verlust einer gesamten Saison zu bewerkstelligen war. Doch nach reiflicher Überlegung entschloss ich mich, wenn auch mit nicht geringem Bedauern, diesen Weg einzuschlagen.

Ich ging nun eine Partnerschaft mit Hans ein, der seinerseits Waren usw. im Wert von etwa einhundertfünfzig Pfund Sterling in den allgemeinen Bestand einbrachte. Wir vereinbarten, unsere Wagen sowie jedes entbehrliche Stück gegen Vieh einzutauschen, mit dem wir zur Kapkolonie ziehen wollten, wo lebendes Inventar, wie wir erfuhren, stets einen guten Marktpreis erzielte. Sobald wir das Vieh zu Bargeld gemacht und uns mit allem Nötigen ausgerüstet hätten, beabsichtigten wir die sofortige Rückkehr zur Walfischbai; ich mit dem Ziel, zum Ngami-See vorzudringen, während Hans in meiner Abwesenheit mit den Eingeborenen Handel treiben sollte. Sollte er erfolgreich sein, würde mein Anteil am Gewinn meine geografischen Erkundungen wesentlich unterstützen, die, wie ich wusste, mit beträchtlichen Kosten verbunden sein würden.

Obwohl unser Aufenthalt in Scheppmansdorf und der Walfischbai von einiger Dauer gewesen war, reichte die Zeit nicht aus, damit die Ochsen ihre Kraft zurückgewinnen konnten. Sie hatten zwar keinen tatsächlichen Mangel gelitten, aber der Wechsel der Weide, besonders da das Gras damals jung und grün war, hatte ihren Zustand eher verschlechtert als verbessert. In der Tat starb mehr als die Hälfte unserer besten Zugochsen.

Da das Land schließlich in leidlich gutem Zustand für Reisen war, brachen wir am Nachmittag des 26. Januar erneut von Scheppmansdorf auf und hielten denselben Kurs wie bei früheren Gelegenheiten. Außer mir und Hans bestand unsere Gruppe aus John Allen, John St. Helena, Phillippus, Onesimus und einigen Damaras. Die Wirkung der späten Regenfälle zeigte sich bald, denn selbst die karge Naarip war stellenweise reich mit Gras und Blumen bedeckt, und bei jedem Schritt wurde die Vegetation üppiger. Als der Abend mit seinen langen Schatten über uns hereinbrach, war die Luft erfüllt von balsamischen und aromatischen Düften. Eine kleine Blume von milchweißer Farbe war besonders süß und attraktiv. Ich konnte den wunderbaren Wandel in der Landschaft kaum fassen, wo ich weniger als einen Monat zuvor hätte ausrufen können:

„Noch immer dieselbe brennende Sonne! Keine Wolke am Himmel!

Die heiße Luft erzittert; und der schwüle Dunst

Schwebt über der Wüste mit dem Schein

Fernen Wassers."

Die Anwesenheit von Herden der wunderschönen Oryx-Antilope, des lebhaften Quaggas und des grotesken Gnus, die aussahen wie

„Bestien von gemischter und ungeheuerlicher Geburt,

Schöpfungen einer fabelhaften Erde,"

trug weiter dazu bei, das Interesse an der Szenerie zu steigern. Dies waren glorreiche Zeiten für die Löwen, die überaus zahlreich waren. Beim Passieren von Tineas und Onanis, beides berühmte Hochburgen für dieses Tier, schreckten wir Trupps von ihnen im zerklüfteten Gelände auf, aber sie liefen ausnahmslos davon, und all meine Bemühungen, einen Schuss auf sie abzugeben, waren vergeblich.

Eines Tages, als wir uns und das Vieh inmitten einer Szenerie wie der eben beschriebenen erfrischten, während die Männer damit beschäftigt waren, zwei feine Oryxe zu zerlegen oder zu „dressieren", wie Metzger sagen würden – die Ausbeute der morgendlichen Jagd –, wurden wir plötzlich von einer Wolke von Milanen umringt. Das Verhalten dieser Vögel war höchst seltsam. Sie schwebten nur wenige Fuß über unseren Köpfen, beobachteten uns eine Weile starr und flogen dann wie befriedigt davon. Ein anderer Trupp näherte sich nun so dicht, dass sie sich, um einen Zusammenstoß mit uns zu vermeiden, auf den Rücken warfen, ihre Flügel und Krallen ausstreckten und ihre Schnäbel öffneten, während ein oder zwei tatsächlich im Sturzflug den Eingeborenen das Essen aus den Händen rissen. Erst nachdem wir mehrere mit dem Gewehr erlegt hatten, hielten die Übrigen einen respektvolleren Abstand.

An diesem Tag und während des gesamten folgenden begegneten wir Myriaden von zitronengelben Schmetterlingen. Ihre Zahl war so groß, dass das Geräusch ihrer Flügel dem fernen Rauschen der Meereswellen am Strand glich. Sie zogen immer in dieselbe Richtung, in die der Wind blies, und da sich ständig große Zahlen auf den Blumen niederließen, glich ihr Erscheinen zu solchen Zeiten dem Fall von Blättern bei einer sanften herbstlichen Brise.

Jeden Tag pflegten wir am Rastplatz einige Ochsen für das Packen oder den Sattel abzurichten. Eines der Tiere hatte es mir besonders angetan, und ich wünschte, es gut zuzureiten. Nach kurzer Zeit erfuhr ich jedoch, dass sich niemand mehr an das Tier herantraute. Auf meine Nachfrage nach dem Grund fand ich heraus, dass ein großer Ochse es sozusagen unter seinen Schutz genommen hatte und niemanden in seine Nähe ließ. Wann immer die Diener versuchten, den Schützling zu fangen, stürzte sein Beschützer wütend auf sie zu; und mein Liebling war sich dessen so sehr bewusst, dass er, sobald er jemanden kommen sah, direkt zu seinem „Vater" lief, wie die Eingeborenen den großen Ochsen nicht unpassend nannten. Nachdem ich mich persönlich von dieser sonderbaren Anhänglichkeit überzeugt hatte und fürchtete, dass ernsthaftes Unheil daraus entstehen könnte, hielt ich es für klug, mein armes Lieblingstier zu schlachten. Viele Tage lang schien der „Vater" untröstlich über seinen Verlust. Er lief wild in der Herde umher, beschnupperte erst den einen, dann den anderen und stöhnte und brüllte ganz jämmerlich. Dies ist ein weiterer Beweis für die starke Anhänglichkeit, zu der die niederen Tiere fähig sind. Ich möchte hinzufügen, dass ich häufig gesehen habe, wie ein Schaf, wenn der Metzger gerade dabei war, seinen Gefährten zu töten, auf den Mann zulief und ihn höchst bösartig stieß.

Am 5. Februar befanden wir uns wieder in Richterfeldt. Frau Rath, so musste ich mit Bedauern feststellen, litt schwer an einer Augenkrankheit, so sehr, dass sie nicht das geringste Licht ertragen konnte. In der Tat wurde nicht lange danach die Sehkraft eines ihrer Augen dauerhaft geschädigt, wenn nicht gar zerstört. Hier trennten Hans und ich uns. Während er ins Damaraland zog, um mit den Eingeborenen zu handeln, reiste ich selbst mit dem Wagen am Swakop entlang. Wir hatten nur einen, da der andere bereits in Eikhams veräußert worden war. Der Fluss war noch immer brusthoch, und wir hatten große Schwierigkeiten, ihn wiederholt zu überqueren. Eines Abends, gerade als wir das Ufer hinunterfuhren, von dem das Wasser erst kürzlich zurückgewichen war, sank das Fahrzeug plötzlich so tief im Schlamm ein, dass die Vorderräder fast völlig verschwanden.

Bevor wir uns befreien konnten, was eine Arbeit von vielen Stunden war, mussten wir einen tiefen Graben graben und ihn mit Steinen pflastern.

Am Nachmittag des 11. Februar erreichte ich Barmen, wo Hans am folgenden Tag zu mir stieß. Er war nicht sehr erfolgreich gewesen und zudem beinahe mit den Eingeborenen in Schwierigkeiten geraten. Als er eines Tages seiner kleinen Gruppe ein Stück vorausgegangen war, stieß er plötzlich hinter einer Hügelbiegung auf einige Frauen und Kinder, die trotz seiner freundlichen Zusicherungen in großer Angst zur Werft liefen, die nicht weit entfernt war, und laut schrien. Die Männer dachten, sie würden von den Namaquas angegriffen, und griffen sofort zu den Waffen; und Hans fand sich beim Anblick des Dorfes unerwartet in Gegenwart mehrerer hundert Damaras wieder, jeder mit einem riesigen Assegai bewaffnet. Er lehnte sein Gewehr gegen einen Baum und ging ruhig mitten unter sie. Seine Kaltblütigkeit überraschte und verblüffte sie so sehr, dass der Wald aus gesträubten Speeren, die zum Stoß bereit in der Luft schwebten, augenblicklich gesenkt wurde. Die Männer setzten ihr Gebrüll und Geschrei jedoch noch eine Weile fort, und erst als sein Dolmetscher eintraf, konnte er sie über seine friedlichen Absichten beruhigen. Die Wirkung, die die Selbstbeherrschung eines einzelnen Europäers oft auf Wilde ausübt, ist wahrlich wunderbar. Wenn Hans das geringste Zeichen von Furcht oder Zögern gezeigt hätte, wäre sein Schicksal wahrscheinlich besiegelt gewesen.

Ich erinnere mich, nicht lange danach mit fünfzig oder sechzig Damaras gereist zu sein, nur begleitet von meinem einheimischen Dolmetscher, als der Häuptling der Gruppe, neben dem ich ging, sich scharf umdrehte und mich barsch ansprach: „Wie kommt es, dass du es wagst, so allein unter uns zu gehen? Wir könnten dich jederzeit leicht töten.“ Ohne einen Moment zu zögern, antwortete ich: „Ich fürchte weder euch noch sonst jemanden, und zwar ganz einfach, weil ich euch nie Unrecht getan habe. Ihr hingegen beraubt und tötet ständig eure Nachbarn und müsst folglich die Rache ihrer Freunde und Verwandten fürchten. Außerdem“, fügte ich scherzhaft hinzu, „ist es nicht ganz so einfach, wie ihr vielleicht denkt, einem Löwen ‚drei Haare aus dem Schwanz zu ziehen‘.“ Das traf den Nagel genau auf den Kopf; denn hatten sie mein Argument zuvor schon für gut befunden, so waren sie nun über den Scherz hocherfreut.

Wegen schwerer Regenfälle, die das Land nun fast täglich überfluteten, wurden wir einige Zeit in Barmen aufgehalten. Während dieses Aufenthalts ereignete sich das bemerkenswerte Gewitter – das in einem vorangegangenen Kapitel erwähnt wurde –, das eine solche Verwüstung in den Gärten der Eingeborenen anrichtete. Eines Tages, als wir versuchten, einen jungen Ochsen ordentlich zu sichern, riss er sich los, und obwohl fast das gesamte Dorf herbeieilte, um uns zu helfen, gelang es uns nicht, das Tier wieder einzufangen. Wenn ein Ochse so ausriss, ließen wir gewöhnlich drei oder vier seiner ruhigsten Gefährten hinter ihm her treiben oder schickten gute Läufer auf seine Fährte. Wenn die Rinder oder die Männer ein stetiges Tempo beibehielten, erschöpfte dies das widerspenstige Tier bald, und man konnte es ruhig zum Lager zurückbringen. In diesem Fall wurde Karnarute, vielleicht der schnellste Mann im Damaraland, zur Verfolgung ausgesandt.

Während ich auf seine Rückkehr wartete, gönnte ich mir ein warmes Bad, und gerade als ich meine Waschungen beendet hatte, sah ich ihn mit dem Ausreißer zurückkommen. Da das Tier jedoch nicht genau in die gewünschte Richtung lief, stellte ich mich ihm in den Weg, um es abzulenken. Da er jedoch meine Anwesenheit missachtete und seinen Kurs beibehielt, fing er mich mit seinen Hörnern nahe der Rippen auf und schleuderte mich in hohem Bogen über seinen Rücken! Bis auf eine ordentliche Erschütterung blieb ich jedoch seltsamerweise unverletzt. Einer unserer einheimischen Diener hatte weniger Glück; denn als er wie ich versuchte, den Ochsen in seinem ungestümen Lauf aufzuhalten, wurde der arme Kerl von dem aufgebrachten Brute zu Boden geworfen, der

tatsächlich auf seinem Körper kniete und ihn aller Wahrscheinlichkeit nach getötet hätte, wenn nicht die übrigen Leute zu Hilfe gekommen wären. Dieser Unfall lehrte uns, bei künftigen Vorhaben mit einem überreizten Ochsen vorsichtiger zu sein.

Beim Verlassen von Barmen mussten wir einen beträchtlichen Umweg machen, um den „Großen" Swakop zu meiden, der weiterhin gewaltige Massen verfärbten Wassers herabsandte. Beim Überqueren eines seiner Arme, bekannt als der „Kleine" Swakop, wurde unser Vieh mehr als einmal von der Gewalt der Strömung fortgeschwemmt, und unser Wagen entging nur knapp dem Umkippen. In der Mitte des Stroms blieb er stecken, und über vier Stunden lang erwiesen sich alle unsere Bemühungen, ihn zu befreien, als wirkungslos. Während dieser ganzen Zeit standen wir bis zum Hals im Wasser, das stündlich stieg. Wegen der Geschwindigkeit der Strömung, der Tiefe des Flusses und der Lockigkeit des Bodens darunter gelang es uns nicht, einen festen Stand zu finden, und Männer, Ochsen und Hunde wurden häufig in der ungeschicktesten Verwirrung durcheinandergewürfelt. Nach fast übermenschlichen Anstrengungen, nachdem wir zuvor alle schweren Gegenstände aus dem Fahrzeug hatten entfernen müssen, gelang es uns, das Ufer sicher zu erreichen. Hier fanden wir zu unserem Entsetzen den Weg erneut durch gewaltige Steinblöcke und die allgemeine Rauheit des Geländes entlang des Ufers versperrt. Wir hatten keine andere Wahl, als umzukehren und den Fluss an einer günstigeren Stelle erneut zu überqueren, was uns am nächsten Morgen erfolgreich gelang, als das Wasser etwas gesunken war.

Von dort reisten wir etwa nach Nordosten, abwechselnd im Bett und an den Ufern eines Nebenflusses des Swakop. Als wir den Fuß jener malerischen Gebirgskette erreichten, die sich von Eikhams in nördlicher Richtung gegen Schmelen's Hope erstreckt, wo sie eher abrupt endet, stießen wir auf große Mengen des Oryx, was uns eine exzellente Jagd bescherte.

KAPITEL XXII.

Der Oryx; mehr als eine Spezies. – Wo er vorkommt. – Wahrscheinlich in Europa bereits vor der Entdeckung des Seewegs um das Kap der Guten Hoffnung bekannt. – Beschreibung des Oryx. – Herdentier. – Geschwindigkeit. – Nahrung. – Wasser für seine Existenz nicht notwendig. – Nimmt es mit dem Löwen auf. – Furchtbare Hörner. – Ihr Nutzen. – Fleisch. – Die Jagd auf dieses Tier.

Drei verschiedene Arten von Oryxen werden von Naturforschern anerkannt, die über einen weiten Bereich der wüstenhafteren und dünn besiedelten Distrikte Afrikas verbreitet sind. Im nördlichen Teil des Kontinents wird der Typus durch den Leucoryx vertreten, der dem Oryx oder Gemsbock (Oryx capensis) auffallend ähnelt, von dem die beigefügte Zeichnung eine exzellente Darstellung ist. Der Gemsbock (von den Holländern wegen einer vermeintlichen Ähnlichkeit mit der Gemse Europas so genannt) scheint auf die zentralen und westlichen Teile des südlichen Afrikas beschränkt zu sein, wobei im östlichen Teil wenige oder keine gefunden werden. Er war einst innerhalb der Kolonie verbreitet, aber wegen seiner scheuen Gewohnheiten, der ständigen Verfolgung, der er ausgesetzt ist, und dem Fortschreiten der Zivilisation nimmt seine Zahl nun rasch ab, und heute sind nur noch wenige innerhalb der Grenzen des britischen Territoriums zu finden.

ORYX OR GEMSBOK.

Den alten Wappen nach zu urteilen, scheint es fast so, als sei der Gemsbock den Europäern schon bekannt gewesen, bevor die Portugiesen den Seeweg um das Kap der Guten Hoffnung entdeckten.* Man erzählt uns, dass John of Lancaster, der große Herzog von Bedford, sein Wappen von diesem Tier halten ließ, welches sich noch heute auf der linken (sinister) Seite des heraldischen Schildes des jetzigen Hauses Bedford befindet. Unter verschiedenen Verzierungen, die im Brügger Stil jener Zeit gemalt sind, finden sich in einem Gebetbuch, das einst Eigentum von John of Lancaster war, seine heraldischen Symbole mit der schwarzen Antilope, deren gerade Spiralhörner – obwohl fast im rechten Winkel zum Kopf stehend – offensichtlich die des Oryx darstellen sollen. Das Tier ist mit vergoldeten Stoßzähnen geschmückt, aber ansonsten nicht schlecht gezeichnet. Man vermutet, dass dieses Buch anlässlich der Vermählung des Herzogs von Bedford mit Anne, Prinzessin von Burgund, illustriert wurde. Wie dem auch sei, es kann kaum später als aus der Zeit seines Todes im Jahr 1435 stammen.

Der Gemsbock ist ein sehr bemerkenswertes Tier, und obwohl er viele jener schönen Eigenheiten besitzt, die Antilopen charakterisieren, haftet ihm etwas Unregelmäßiges an. Er hat die Mähne und den Schweif eines Pferdes, den Kopf und die Färbung eines Esels sowie die Läufe und Füße einer Antilope. Die Hörner sind etwa drei Fuß lang, leicht nach hinten gebogen, an der Basis beringt und von glänzend schwarzer Farbe. Die der Weibchen sind etwas länger als die der Männchen, aber von schlankeren Proportionen. Etwa ein Drittel ihrer gesamten Länge ist hohl und ruht auf einem knöchernen Vorsprung. Wenn beide Hörner perfekt sind und man das Tier von der Seite betrachtet, erscheinen sie als eines, weshalb viele glauben, der Gemsbock sei das Einhorn der Heiligen Schrift.

Der Gemsbock ist ein wahrhaft edles Tier. Das ausgewachsene Männchen (etwa von der Größe eines Esels) erreicht nicht selten fast vier Fuß Schulterhöhe und etwa zehn Fuß

Gesamtlänge. Die allgemeine Farbe des Fells ist ein „weinfarbenes Beige“. Das Weibchen sieht sehr ähnlich aus, ist aber von schlankerer Gestalt. Die Kälber sind von einer rötlichen Cremefarbe, die mit dem Heranwachsen blasser oder weißlich wird. Sie sind leicht zu zähmen, zeigen aber manchmal ein bösartiges und tückisches Wesen. Hans hat sie mehr als einmal domestiziert, und ich selbst habe die Jungen lebend besessen.

Man kann sagen, dass der Gemsbock in seinen Gewohnheiten ein Herdentier ist; denn obwohl man sie selten in großer Zahl zusammen sieht, trifft man sie nicht oft einzeln an. Von allen größeren Vierfüßern Südafrikas, mit denen ich Bekanntschaft schließen durfte, ist der Gemsbock zweifellos der schnellste. Seine Geschwindigkeit kommt der eines Pferdes fast gleich. Wenn ein Mann nicht gerade ein „Leichtgewicht“ und sehr gut beritten ist, hat er kaum eine Chance, ihn einzuholen.

Die Nahrung des Gemsbocks besteht aus Gras, saftigen Pflanzen (oft von sehr scharfem Geschmack), Sträuchern usw. Wie bei mehreren anderen in Südafrika heimischen Tieren wird angenommen, dass Wasser für die Existenz des Gemsbocks nicht unbedingt erforderlich ist. Gordon Cumming erzählt uns sogar, „dass er niemals zufällig Wasser trinkt“. Doch dies halte ich für einen Irrtum; denn ich habe ihn nicht nur bei mehreren Gelegenheiten beim Trinken beobachtet, sondern es sind mir auch völlig authentische Fälle bekannt geworden, in denen ganze Trupps dieser Tiere entweder tot oder sterbend an Pools gefunden wurden, die von den Eingeborenen absichtlich vergiftet worden waren, um wilde Tiere zu fangen. Der Gemsbock findet sich zwar in den ödesten und verlassensten Distrikten fernab von Wasser:

„Eine Region der Dürre, wo kein Fluss gleitet,

Noch ein plätschernder Bach mit weidenbewachsenen Seiten –

Ohne schilfigen Pfuhl, noch moosigen Quell,

Noch schattigen Baum, noch wolkengekrönten Berg.“

Dennoch sucht er (besonders am frühen Morgen) gelegentlich die Ufer periodischer Flüsse auf, die von zerklüftetem Gelände oder Hügeln gesäumt sind; und in solche Gegenden flieht er bei Verfolgung als Zufluchtsort.

Obwohl kaum bekannt ist, dass der Gemsbock jemals einen Menschen angegriffen hat, ist er durchaus in der Lage, sich zu verteidigen. Mit seinen furchtbaren Hörnern kann er ein Objekt sowohl vor als auch hinter sich treffen (das heißt Wunden zufügen), was man bei ihrer Rückwärtsrichtung kaum erwartet hätte. Wenn er von Hunden gestellt wird, hat man gesehen, wie er den Kopf zwischen die Beine nahm (wobei die Spitzen der Hörner fast auf dem Boden ruhten), um jene Angreifer aufzuschlitzen oder in die Luft zu schleudern, die die Kühnheit besaßen, ihn zu konfrontieren. Auf diese Weise, erzählte mir Hans, verlor er zu verschiedenen Zeiten die besten Hunde seiner Meute.

Im offenen Gelände, so heißt es, stellt sich der Gemsbock sogar gegen den Löwen selbst zur Wehr. Hans kannte tatsächlich einen Fall, in dem ein Löwe und ein Gemsbock tot in den Klauen des jeweils anderen gefunden wurden – letzterer hatte seinen Angreifer mit den Hörnern durchbohrt! Die Kadaver der beiden wurden entdeckt, bevor die Verwesung eingesetzt hatte. Der Löwe scheint eine große Furcht vor den Hörnern des Gemsbocks zu haben; denn nach allen Berichten wagt er einen Angriff nur selten, außer aus dem Hinterhalt.

Die Hörner dieses Tieres werden von den Eingeborenen für eine Vielzahl von Zwecken verwendet. Poliert ergeben sie starke und hübsche Spazierstöcke. Das Fleisch, welches

wohlschmeckend ist, wird hoch geschätzt.

ANKUNFT IN EIKHAMS.

Am Nachmittag des 20. Februar fuhren wir während eines schrecklichen Gewitters völlig durchnässt in Eikhams ein. Der sintflutartige Regen hielt die ganze folgende Nacht an, und der Ort sah am nächsten Morgen wie ein schäumender Wildbach aus. Infolge dieser Überschwemmung war unser Ochsengeschirr und kurzum alles Ungegerbte völlig durchweicht und ähnelte sehr einem Haufen feuchten Waschleders.

Die ausgehungerten Hunde der Eingeborenen hatten diesen Umstand ausgenutzt und mehr als zwei Fuß unseres „trek-touw" (Zugseils) aufgefressen. Diese Köter sind für den Reisenden im Namaqualand das größte Ärgernis, denn da die Besitzer sie selten füttern, verschlingen sie gierig fast alles, was ihnen begegnet. Mir wurden nachts schon Pulverflasche, „Veld"-Schuhe und sogar mein Gewehr (dessen Schaft mit Haut überzogen war, um Risse zu verhindern) von meiner Seite weg gestohlen. Der erste Impuls beim Entdecken ist, Rache an den Dieben zu schwören; doch wenn man den abgemagerten Zustand der armen Geschöpfe sieht, bei denen man jede Rippe zählen kann, schlägt der Zorn in Mitleid um, und der erhobene Arm sinkt zurück.

Es wurde von einem Missionar mit viel Wahrheit gesagt, dass „die Namaquas ihre Hunde mit Schlägen füttern". Da sie ständig auf brutalste Weise getreten und herumgestoßen werden, gewöhnen sie sich allmählich so sehr an die Misshandlung, dass Auspeitschen kaum Wirkung zeigt. Wenn sie getroffen werden, ziehen sie nur den Rücken hoch, blecken die Zähne und heulen jämmerlich, wenn die Züchtigung anhält. Dies und ihr skelettartiges Aussehen reichen aus, um jemanden krank zu machen.

Jonker hatte seine Werft in einiger Entfernung von Eikhams verlegt. Er tat dies jedes Jahr nach dem Regen, um die Weide für die Trockenzeit zu schonen. Ich ritt zum Dorf hinüber, wo ich fast den gesamten Stamm – zumindest Frauen und Kinder – versammelt fand. Dies war eine Gelegenheit, die ich mir lange gewünscht hatte, da sie es mir ermöglichte, eine grobe Schätzung ihrer Zahl vorzunehmen. Jonker und die meisten Männer waren abwesend; aber indem ich die Hütten zählte und die durchschnittliche Personenzahl pro Hütte nahm, kam ich zu dem Schluss, dass die Gesamtzahl der waffenfähigen Namaquas fünfhundert nicht überstieg. Die Diener oder vielmehr Sklaven hingegen, bestehend aus Buschmännern, Berg-Damaras und verarmten Damaras, waren wahrscheinlich drei- oder viermal so zahlreich. Wenn man annimmt, dass jeder Mann im Besitz eines Gewehres ist, besitzt Jonkers Stamm in runden Zahlen zweitausend Flinten.

Jonker schuldete uns mehrere Stück Vieh, und wir waren entsprechend gespannt auf seine Rückkehr, aber niemand konnte oder wollte uns informieren, wann dies wahrscheinlich geschehen würde. Die Scheu der Eingeborenen bei Befragungen, gepaart mit unserem Wissen, dass Jonker von fast all seinen Kriegern begleitet wurde, ließ uns vermuten, dass er auf einen Plünderungszug gegen die Damaras gegangen war.

Nach einigen Tagen Aufenthalt in Eikhams lenkten wir unsere Schritte zu einem mächtigen Stamm der Namaquas, bekannt als die „Roode-Natie" oder Rote Nation. Ich hatte zwei Ziele für den Besuch dieser Leute: Handel zu treiben und etwas über sie und ihr Land zu erfahren. Jeder, den ich traf, einschließlich der Missionare, stellte sie als die barbarischsten und brutalsten aller Hottentotten im Großen Namaqualand dar.

Meine Aufnahme war so, dass sie die schlechten Berichte bestätigte. An der ersten Werft stahlen sie eine große Menge Kleidung unserer Diener. Im nächsten Dorf drohten sie, uns auf der Stelle zu erschießen, wenn wir unsere Sachen nicht zu ihren Bedingungen

verkauften! Dreimal schickte ihr Häuptling die Nachricht, dass er auf uns feuern würde, wenn wir versuchten, uns ohne seine Befehle zu rühren. Auf diese unverschämte Nachricht antworteten wir ruhig, dass es ihm freigestanden hätte, unser Kommen zu verhindern, wir aber bezüglich unserer Abreise unser eigenes Gutdünken konsultieren würden. Da er uns entschlossen sah, lenkte er bald ein und entschuldigte sich in demütigster Weise.

Wir waren gerade im Begriff, der Roten Nation den Rücken zu kehren, als ein Bote von Cornelius, dem Häuptling, eintraf, mit einer höflichen und dringenden Einladung, ihn in seinem Kraal zu besuchen. Nach kurzem Zögern willigten wir ein. Ich rief den Stamm zusammen und hielt ihnen ihr schlechtes Benehmen gegenüber Fremden vor. Ich erklärte ihnen zudem die Unklugheit eines solchen Verhaltens und wie schädlich es für ihre eigenen Interessen sei, da sie für ihre Versorgung mit Waffen, Munition und Kleidung vollständig von der Kapkolonie abhängig seien.

Meine Bemühungen, ein gründliches Einvernehmen herbeizuführen, waren erfolgreich. Kurze Zeit später besuchten tatsächlich einige Händler diese Leute. Zudem haben sie vor kurzem einen Missionar bei sich aufgenommen. Der Hauptstützpunkt der Roten Nation liegt um den Kubakop, aber ein Teil des Stammes ist am Fischfluss siedelt.

Während des Aufenthalts bei Cornelius wurde ich von einer Augenentzündung (Ophthalmia) befallen und litt einige Tage große Qualen, aber glücklicherweise nahm die Krankheit eine günstige Wendung.

Nachdem es uns gelungen war, den größten Teil unserer Waren zu veräußern, verabschiedeten wir uns und lenkten unsere Schritte in Richtung Rehoboth. Am Tag nach unserer Abreise stießen wir auf riesige Mengen der Larven der Heuschrecke, von den Buren gewöhnlich „voet-gangers“ (Fußgänger) genannt. An manchen Stellen sah man sie in Schichten von mehreren Zentimetern Dicke gepackt, und Myriaden wurden von unserem Wagen und dem Vieh zerquetscht. Gegen Einbruch der Dunkelheit krochen sie auf die Büsche und Sträucher.

Diese „voet-gangers“ werden von den Kolonisten zu Recht gefürchtet, da kein Hindernis ihren Fortschritt aufzuhalten scheint. Es heißt, sie überqueren stehende Gewässer – ja sogar den Oranjefluss –, indem sich die vordersten Massen kopfüber ins Wasser stürzen, dort ertrinken und so den Überlebenden eine vorübergehende Brücke bieten. Feuer, die in ihrem Weg entzündet werden, werden von ihren Myriaden gelöscht.

Am nächsten Morgen begegneten wir der Heuschrecke selbst, und zwar in solchen Massen, dass sie buchstäblich die Luft verdunkelten.

„Vorwärts kamen sie, eine dunkle, endlose Wolke

Aus ungezählten, versammelten Myriaden,

Das Rauschen ihrer Flügel war wie das Tönen

Eines breiten Flusses, ungestüm in seinem Lauf.“

An einer bestimmten Stelle hatten sie im Umkreis einer Meile kein Teilchen von irgendetwas Grünem übrig gelassen. Das Geräusch ihrer Flügel war sehr laut, nicht unähnlich einem Sturm, der durch die Wanten eines vor Anker liegenden Schiffes pfeift.

Für den armen Buschmann hingegen ist ihre Ankunft ein Grund zur Freude. Pringle hat in seinem Lied des wilden Buschmanns folgende Zeilen:

„Ja, selbst der verheerende Heuschreckenschwarm,

Den mächtige Nationen fürchten,

Bringt mir weder Terror noch Harm;

Ich mache aus ihnen mein Brot.“

Wir fanden eine große Anzahl von Hottentotten sowie Berg-Damaras vor, die damit beschäftigt waren, Heuschrecken zu sammeln. Die Heuschrecken werden, nachdem sie teilweise geröstet wurden, frisch gegessen oder in der heißen Asche getrocknet und für künftige Notfälle aufbewahrt. Ich habe Heuschrecken in verschiedenen Zubereitungsarten probiert, kann aber nicht sagen, dass ich sie sehr schmackhaft fand. Sie müssen jedoch eine Menge Nährstoffe enthalten, da die armen Leute wunderbar von ihnen gedeihen.

Der große Feind der Heuschrecke ist jedoch der Heuschreckenvogel oder „spring-haan vogel“, wie er von den Kolonisten genannt wird. Er wird als eine Art Drossel beschrieben, etwa von der Größe einer Schwalbe.

Am 15. März erreichten wir Rehoboth, wo ich das Vergnügen hatte, die Bekanntschaft der Herren Missionare Kleinschmidt und Vollmer zu machen. Die Station war zu dieser Zeit in einem blühenden Zustand. Rehoboth ist gut mit klarem Wasser aus einer nahen Quelle versorgt. Es gibt dort auch eine ergiebige warme Quelle, die aus einem Kalkfelsen fließt; das Wasser gilt jedoch als ungesund und wird nur für das Vieh, zum Waschen und zum Einweichen von Bauholz verwendet.

RÜCKKEHR NACH EIKHAMS.

Ich eilte zurück nach Eikhams, in der Hoffnung, unsere Schulden von Jonker einzutreiben; aber er war noch nicht zurückgekehrt. Zu dieser Zeit erhielt ich jedoch die sichere Information, dass er und seine Leute in einen Viehraubzug verwickelt waren. Um volle Details über ihr Vorgehen zu erfahren, machte ich mich auf nach Barmen. Hier trafen täglich Flüchtlinge ein, die Nachrichten von Plünderung und Blutvergießen brachten. Ich fühlte mich betrübt und zornig über Jonkers empörendes Verhalten. Erst ein Jahr zuvor hatte er Herrn Galton feierlich versprochen, die Damaras nie wieder zu belästigen.

Da ich hörte, dass Kachamaha, der mächtigste Häuptling im Land seit dem Tod von Kahichene, nicht weit von Barmen residierte, beschloss ich, ihn zu besuchen. Ich fand Kachamahas Kraal an den steilen Ufern eines periodischen Flusses. Die Lage war höchst malerisch. Die wunderbare Üppigkeit der Vegetation und die extreme Schönheit der Landschaft in dieser Jahreszeit, die Tausende von Rindern auf den grünen Hängen, der murmelnde Bach – dies und viele andere Zeichen von Überfluss und Zufriedenheit flößten mir ein Gefühl friedlichen Glücks ein, das ich seit meiner Ankunft in diesem sonnenverbrannten Land nicht mehr erlebt hatte.

Das Ergebnis meiner und Herrn Hahns Nachforschungen war die Gewissheit, dass Jonker mit seiner mörderischen Horde bei seinem jüngsten Raubzug über vierzig Werften zerstört hatte und dass die Gesamtzahl des weggeführten Viehs nicht weit von zehn- oder elftausend Stück gelegen haben konnte. Ein mächtiger Stamm der Damaras war vollständig zerschlagen worden. Nachdem ich alle Fakten gesammelt hatte, die ich für notwendig hielt, um Jonker seiner Schuld zu überführen, kehrte ich nach Eikhams zurück.

Fast unmittelbar nach dem Verlassen von Barmen hatte ich einen sehr hässlichen Sturz von meinem Ochsen. Er bäumte sich auf und keilte höchst bösartig aus, aber es gelang

mir eine Zeit lang, im Sattel zu bleiben. Unglücklicherweise gaben jedoch plötzlich beide Gurte nach, und nach einem Salto in der Luft schlug ich mit einem heftigen Knall auf dem Boden auf. Ich landete in sitzender Position, aber wie es das Unglück wollte, kam mein linkes Bein mit einem Baumstumpf in Berührung, der eine Wunde von gut zwei Zoll Tiefe und fast der gleichen Länge verursachte. In diesem Zustand war ich gezwungen, über einhundert Meilen zu reiten, und die Folge war, dass mein Bein bis zu meiner Ankunft in Rehoboth durch die Sonnenhitze und das Rütteln des Ochsen besorgniserregend entzündet war. Eine Woche Ruhe stellte meine Gesundheit jedoch einigermaßen wieder her.

Als ich in der Nähe von Eikhams ankam, bemerkte ich, dass fast jeder Hügel und jedes Tal mit zahlreichen Viehherden bedeckt war, der Beute des letzten Ausflugs. Nach meiner Ankunft bat ich um eine sofortige Unterredung mit dem Häuptling. In ein oder zwei Tagen erschien er, begleitet von zwanzig seiner wichtigsten Männer. Das Treffen fand in der alten Kirche statt, in der ich mich niedergelassen hatte, was dem Anlass eine gewisse Feierlichkeit verlieh. Eyebrecht und Onesimus fungierten als Dolmetscher. Nachdem alle ordnungsgemäß Platz genommen hatten und Stille eingetreten war, wandte ich mich wie folgt an den Häuptling:

„Kapitän Jonker! Als ich Sie das letzte Mal sah, schüttelte ich Ihnen die Hand; es betrübt mich, dass ich dies heute nicht tun kann; die Ursache muss Ihnen bekannt sein.“ Ich fuhr dann kühn fort, ihn seiner jüngsten Plünderungen im Damara-Land zu beschuldigen, worauf sowohl er als auch der Rest der Zuhörerschaft in tiefstem Schweigen lauschten.

Nachdem ich meine Rede beendet hatte, bat der listige Häuptling darum, ein paar Worte zu seiner Verteidigung sagen zu dürfen, was natürlich gewährt wurde. Er erging sich daraufhin in einer sehr langen und geschickt zusammengebrauten Geschichte über die großen Verluste, die er durch die Damaras erlitten habe, und dass das, was er nun getan habe, lediglich zur Selbstverteidigung oder als Entschädigung für an ihm begangene Raubüberfälle geschehen sei. Was auch immer an seiner Behauptung bezüglich vorangegangener Gewalttaten wahr gewesen sein mag, seine Geschichte bei diesem Anlass war eine einzige Kette von Lügen, und das bewies ich ihm deutlich. Als er schließlich keine weitere Ausrede mehr fand und merkte, dass ich über all sein Treiben Bescheid wusste, gestand er, dass seine Männer beim Durchqueren des Landes sicherlich „ein paar Stück Vieh mitgenommen hätten, aber“, fügte er hinzu, „wir haben genug hinter uns gelassen.“ Die Art und Weise, wie er so versuchte, aus der Patsche zu kommen, war so lächerlich, dass ich mir ein Lächeln nicht verkneifen konnte. Nach ein wenig weiterem Verhandeln löste sich die Konferenz auf.

Die Namaquas, so sehr sie es auch ablehnen mögen, die Wahrheit zu hören, respektieren den Mann, der seine Meinung offen sagt. Aus genau diesem Grund wurde mir nie eine Gunst oder Bitte verweigert, wenn es in ihrer Macht stand, sie zu gewähren. Ähnlich verhielt es sich mit Herrn Hahn, der nach demselben Prinzip handelte wie ich.

In meinem Umgang mit den Eingeborenen, und ganz besonders mit den Namaquas, machte ich es mir zur Regel, sie höflich und sogar respektvoll zu behandeln, mich aber nie zu frei unter sie zu mischen. In dem Moment, in dem eine Person zu vertraulich wird, verlieren sie jeglichen Respekt vor ihr. Die einzige Kontrolle, die man über ihre Habgier hat, und der einzige Schutz gegen ihren Verrat besteht darin, so weit wie möglich einen gewissen moralischen Einfluss auf ihre Gemüter auszuüben. Dies erreicht man bis zu einem gewissen Grad, indem man sich ihren Fehlern und Lastern gegenüber überlegen zeigt. Es mag bequem genug sein, sie in mancher Hinsicht nachzuahmen, aber im Großen und Ganzen wird es sich für die Interessen des Reisenden als schädlich und nachteilig erweisen.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Eikhams verabschiedete ich mich von Jonker und machte mich auf den Rückweg nach Rehoboth.

Eines Morgens, als ich einen periodischen Fluss überquerte, bemerkte ich in seinem sandigen Bett die Spuren einer ungeheuren Schlange, die der Größe nach, wie es schien, der Boa Constrictor nicht viel nachstand. Ich hatte zuvor gehört, dass solche Ungeheuer diesen Teil Afrikas bewohnten, aber die Eingeborenen erklärten, sie seien giftig (was nicht charakteristisch für diese Reptilienfamilie ist), und fürchteten sie folglich sehr. Die Damaras nennen die fragliche Schlange die Ondara und sagten, dass ihre Hauptnahrung der Klippschliefer (Hyrax capensis) sei. Herr Hahn hatte Gelegenheit, eines dieser riesigen Geschöpfe zu sehen, das versehentlich von den Leuten in Rehoboth getötet worden war. Es mass achtzehn Fuß in der Länge.

Man erzählte mir eine sehr beeindruckende Geschichte über die Ondara, aber ich bin keineswegs bereit, für deren Wahrheit zu bürgen.

Zwei Berg-Damaras waren, wie es scheint, auf der Suche nach Honig ausgegangen, und nachdem sie ein Bienennest in einer Felsspalte gefunden hatten, bahnte sich einer von ihnen seinen Weg durch die enge Öffnung, die dorthin führte, um sich der Honigwaben zu bemächtigen. Aber er war noch nicht lange so beschäftigt, als er einen schmalen kreisförmigen Gang entdeckte, der anscheinend mitten durch das Nest führte. Er erzählte dies seinem Kameraden draußen, der vermutete, dass dies wahrscheinlich von einer Schlange herrührte. Da er jedoch nichts sah, was auf die Anwesenheit des Reptils hindeutete, nahm er seine Arbeit wieder auf, und nachdem er die Honigwaben gesichert hatte, wollte er sich gerade aus der Öffnung zurückziehen, als er zu seinem Entsetzen eine riesige Ondara auf sich zukommen sah. Das Reptil passierte den armen Kerl zunächst, wandte sich dann aber plötzlich um und stieß seine mörderischen Giftzähne in den Körper des Mannes. Das Gift war von so bösartiger Natur, dass es fast augenblicklich den Tod herbeiführte. Der Überlebende, der das Schicksal seines Freundes miterlebt hatte, floh überstürzt. Auf seinem Heimweg jedoch, und als sich seine Aufregung gelegt hatte, beschloss er, sich an dem Reptil zu rächen, und kehrte am frühen nächsten Tag zurück, um seinen Plan auszuführen.

Nachdem er die Schlange die besagte Öffnung verlassen sah, schlüpfte er unbemerkt hinein und wartete ruhig auf die Rückkehr des Reptils. Sobald er sah, wie es sich näherte, legte er kühl seine offene Hand über die schmalste Stelle des Ganges, und gerade als die Augen des Monsters darin aufleuchteten, packte er es an der Kehle und schaffte es bald, es zu vernichten, indem er seinen Kopf gegen die Felsen auf beiden Seiten hin und her schlug.

Viele Namaquas glauben, dass die Ondara gewisse medizinische Tugenden besitzt; wenn es ihnen also gelingt, das Reptil zu töten, wird sein Fleisch sorgfältig aufbewahrt. Wenn eine Person krank wird, wird ein Teil davon entweder äußerlich in Form einer Salbe aufgetragen oder dem Patienten als Absud verabreicht.

Die Eingeborenen erwähnen eine sehr eigentümliche kleine Schlange, etwa sieben oder acht Zoll lang, die vier deutliche Beine besitzt, von denen jedes mit Zehen und Nägeln wie eine Eidechse versehen ist. Es ist schwer vorstellbar, für welchen Zweck diese Gliedmaßen (die etwas auseinander und eher seitlich platziert sind, wie beim Seehund) von der Natur bestimmt wurden, da sie anscheinend nie benutzt werden. Die Bewegung dieses merkwürdigen Geschöpfs, das von dunkler Schieferfarbe ist, soll die einer vollkommenen Schlange sein. Drei Exemplare wurden Herrn Hahn zu verschiedenen Zeiten gebracht, als er in Barmen war.

Die Geschichte vom Basilisk (Cockatrice), die in vielen Teilen der Welt so verbreitet ist, findet sich auch bei den Damaras; aber anstatt zu krähen oder vielmehr zu glucksen wie ein Huhn, wenn es schlafen geht, sagen sie, er blöke wie ein Lamm. Er greift sowohl Menschen als auch Tiere an, und sein Biss gilt als tödlich. Sie weisen auf den fernen Norden als seine eigentliche Heimat hin. In Timbos Land wird er „Hangara" genannt und soll eine Länge von zwölf Fuß oder sogar mehr erreichen, mit einer wunderschön gesprenkelten Haut. Auf seinem Kopf hat er, wie das Perlhuhn, einen hornigen Auswuchs von rötlicher Farbe. Er lebt hauptsächlich in Bäumen. Sein Glucksen ist bei Einbruch der Nacht zu hören; und die Leute, die sich einbilden, dass das Geräusch von einem ihrer eigenen Hausvögel stammt, der sich verirrt hat, eilen herbei, um ihn nach Hause zu treiben. Dies verursacht jedoch häufig ihren Untergang; denn sobald der Basilisk sein Opfer in Reichweite bemerkt, schießt er mit Blitzesschnelle darauf zu; und wenn seine Zähne in das Fleisch eindringen, tritt unweigerlich der Tod ein. Timbo informierte mich, dass er einmal sah, wie ein Hund seines Vaters so getötet wurde. Außerdem vernichtet der Basilisk, wie der Wildhund, mutwillig mehr auf einmal, als er verzehren kann.

Trotz der Trockenheit des Bodens und der Atmosphäre zwischen dem Oranje-Fluss und dem siebzehnten oder achtzehnten Grad südlicher Breite sind Reptilien recht zahlreich. Tatsächlich sind einige Teile des Damara-Landes so von ihnen verseucht, dass sie fast unbewohnbar sind. Ich selbst bin jedoch vergleichsweise wenigen begegnet. Ich habe nie die Brillenschlange (Cobra di Capella) gesehen, obwohl sie in diesen Regionen existiert. In der Kolonie ist sie gewöhnlich genug und wird sogar in der Nähe des Tafelbergs angetroffen.

Ein Bekannter von mir entkam diesem Reptil nur knapp. Da er sich leidenschaftlich für Botanik interessierte, studierte er eines Tages die Flora der sogenannten „Cape Flats". Nachdem er eine seltene Pflanze entdeckt hatte, bückte er sich, um sie zu pflücken, als unmittelbar unter seiner Hand eine Kobra hochschnellte. Mein Freund hatte keine Zeit, sich umzudrehen, sondern wich so schnell rückwärts zurück, wie seine Beine ihn tragen konnten. Die Schlange holte jedoch schnell auf, und hätte die Jagd ein paar Sekunden länger gedauert, hätte sie ihn unweigerlich erwischt; aber genau in diesem kritischen Moment stolperte mein Freund über einen Ameisenhaufen und fiel auf den Rücken, und während er in dieser Position lag, sah er zu seiner unaussprechlichen Erleichterung, wie die wütende Kobra wütend an ihm vorbeischoss.

Pringle sagt, dass von dieser Schlange bekannt ist, dass sie auf einen Mann zu Pferd zustürzt, und zwar „mit solcher Wucht, dass sie über ihr Ziel hinausschießt". Die durchschnittliche Länge eines ausgewachsenen Exemplars schätze ich auf etwa fünf Fuß.

Die Puffotter (Vipera inflata) war im Namaqua-Land und Damara-Land nicht ungewöhnlich. Mein Sattelochse entging nur haarscharf dem Biss einer solchen. Das Reptil lag der Länge nach quer über dem Pfad, und ich entdeckte es erst, als der Ochse fast darauf trat. Jede Schlange, die weniger langsam in ihren Bewegungen gewesen wäre, hätte ihre Giftzähne in das Tier geschlagen. Ein anderes Mal fand eine Frau, die Ehefrau eines meiner eingeborenen Diener, eines dieser schrecklichen Geschöpfe gemütlich schlafend in den Falten ihrer Fellschürze.

Trotz ihres giftigen Charakters ist die Puffotter aufgrund ihrer trägen, schweren und schwerfälligen Gewohnheiten vergleichsweise harmlos. Die einzige wirkliche Gefahr besteht darin, auf sie zu treten. Dies ist jedoch nicht immer leicht zu vermeiden, da ihre Farbe dem Boden so sehr ähnelt.

Wenn sie im Begriff ist, ihre Beute zu ergreifen oder den Feind anzugreifen, soll die Puffotter nicht in der Lage sein, nach vorne zu schnellen, dafür aber die Fähigkeit besitzen, sich mit unfehlbarer Sicherheit nach hinten zu werfen.

Verschiedene Arten dessen, was die Holländer als „Schaap-steker" oder Schafstecher; „Boom-slang" oder Baumschlange; „Ringelhals" oder Ringhals; die „Spuig-slang" oder Speischlange; die „Zwart-slang" oder Schwarznatter usw. bezeichnen, werden ebenfalls gelegentlich angetroffen, aber keine von diesen ist sehr giftig. Die Speischlange wird jedoch vom Kolonisten sehr gefürchtet, weniger wegen ihres Bisses – der zwar giftig, aber nicht tödlich ist –, sondern wegen ihrer eigentümlichen Gewohnheit, einen Giftstrahl auf eine Entfernung von mehreren Fuß in die Augen jeder Person zu spritzen, die sich zufällig ihren Schlupfwinkeln nähert, was gewöhnlich zum Verlust des Sehvermögens führt.

Das einfache Volk am Kap hat einige sehr eigentümliche Vorstellungen und Aberglauben über die verschiedenen in der Kapkolonie heimischen Reptilien, ganz besonders aber in Bezug auf die Schwarznatter. Unser Wagenführer erzählte uns, dass diese Schlange sehr vernarrt in Frauenmilch sei, und erklärte feierlich, dass er mehrere Fälle kannte, in denen sie nachts in die Wohnungen der Leute eingedrungen sei, und wenn sie auf eine schlafende Mutter traf, ihr geschickt die Milch entzogen habe. Ich erinnere mich an eine ganz ähnliche Geschichte, die mir von der Landbevölkerung in einigen Teilen Schwedens erzählt wurde, die besagt, dass das Töten einer Schlange nicht allein eine Pflicht, sondern ein Sühneopfer sei, da einem Individuum für jede von ihm erschlagene Schlange „sieben Sünden" vergeben würden. Dementsprechend war ich in der Leichtgläubigkeit meiner Kindheitstage ein wahrer Thalaba!

Falsche Vorstellungen über die Macht der Reptilienfamilie, gepaart mit abergläubischer Furcht, haben zweifellos dazu beigetragen, die Angst vor Schlangen erheblich zu übertreiben. Viele, wie wir wissen, sind von höchst giftigem Charakter; aber wenn wir mit den verschiedenen Arten besser vertraut werden, werden wir feststellen, dass bei weitem der größere Teil harmlos oder fast harmlos ist. Die bemerkenswert wenigen Todesfälle, die durch ihre Bisse auftreten, sind eine Bestätigung dafür. Außerdem wird, wie der Rest der niederen Tiere, das tödlichste Reptil im Allgemeinen beim Anblick des Menschen fliehen. Es setzt seine gewaltigen Zerstörungskräfte nur ein, wenn es im Begriff ist, zertreten oder angegriffen zu werden. Wäre es anders, wären viele der feuchteren Teile unseres Globus, wo Schlangen buchstäblich wimmeln, unbewohnbar. Bevor ich afrikanischen Boden betrat, war mein Kopf voll von den Gefahren, denen ich durch sie ausgesetzt sein würde, sei es beim „Durchwandern der Irrgärten des Dschungels" oder beim Durchqueren der endlosen Sandebenen. Gewohnheit und Erfahrung haben mich seitdem gelehrt, Schlangen mit so etwas wie Gleichgültigkeit zu betrachten.

Einige der Gegenmittel im südlichen Afrika gegen Schlangenbisse und Stiche giftiger Insekten sind einfach, sonderbar und auffallend.

Der erste Punkt, der zu beachten ist (falls praktikabel), besteht darin, eine Schnur oder einen Verband fest über der verwundeten Stelle abzubinden, um die Ausbreitung des Giftes zu verhindern.

Das Wegschneiden oder das Auftragen von Ätzmitteln auf die verwundete Stelle, wenn es prompt und ohne Zögern geschieht, ist ebenfalls geeignet, tödliche Folgen zu verhindern.

Europäer greifen gewöhnlich zu Eau de Luce, wovon dem Patienten alle zehn Minuten fünf Tropfen in einem Glas Wasser verabreicht werden, bis dem Gift entgegengewirkt ist. Eau de Luce wird auch äußerlich angewendet. Ein anderer sehr guter Plan ist es, die

Wunde mit einem Messer zu ritzen und sie dann kühn auszusaugen. Es muss jedoch darauf geachtet werden, dass man keine Wunde an den Lippen oder im Mund hat. Süße Milch, Öl oder Hirschhornsprit müssen dann auf die Wunde aufgetragen werden. Der Patient sollte auch dazu gebracht werden, reichlich süße Milch zu trinken.

In der Kapkolonie greifen die holländischen Farmer zu einem grausamen, aber scheinbar wirksamen Plan, um den schlimmen Auswirkungen eines Schlangenbisses entgegenzuwirken. Nachdem ein Einschnitt in die Brust eines lebenden Huhns gemacht wurde, wird der gebissene Teil an die Wunde gehalten. Wenn das Gift sehr tödlich ist, zeigt der Vogel bald Anzeichen von Not, „wird schläfrig, lässt den Kopf hängen und stirbt". Er wird durch ein zweites, ein drittes und bei Bedarf mehr ersetzt. Wenn der Vogel jedoch keines der eben genannten Anzeichen mehr zeigt, gilt der Patient als außer Gefahr. Ein ähnlich angewandter Frosch soll ebenso wirksam sein.

Eine gewisse weiße Bohne, die in einigen Teilen der Kolonie gefunden wird (etwas seltsam als „Gentleman-Bohne" bezeichnet), ist ebenfalls dafür bekannt, die Bisse von Schlangen und anderen giftigen Geschöpfen zu heilen. So wurde einmal eine Damara-Frau, die von einem Skorpion gestochen worden war, zu Herrn Hahn gebracht, wobei ihr ganzer Körper sehr stark angeschwollen und entzündet war. Sie war bereits in einem Zustand, in dem sie nicht mehr gehen konnte. Er teilte sofort eine der fraglichen Bohnen und legte sie auf die Wunde, an der sie mit solcher Hartnäckigkeit haftete, dass sie nur mit Gewalt entfernt werden konnte. Als das Gift extrahiert war, fiel die Bohne von selbst ab, und die Frau erholte sich nach einer Zeit vollständig.

„Als Gegenmittel gegen den Biss von Schlangen", sagt Thunberg in seinen Reisen in Südafrika, „wurde das Blut der Schildkröte sehr gepriesen, welches die Einwohner wegen dieser außerordentlichen Tugend in Form von kleinen Schuppen oder Membranen trocknen und bei sich tragen, wenn sie in diesem Land reisen, das von diesem höchst schädlichen Ungeziefer wimmelt. Wann immer jemand von einer Schlange verwundet wird, nimmt er ein paar Prisen des getrockneten Blutes innerlich ein und trägt ein wenig davon auf die Wunde auf."

Und Kolben sagt, wenn er von den Kobras spricht (von den ersten Kolonisten Haarschlange genannt):

„Einige behaupten, dass sich im Kopf der Haarschlange ein Stein befindet, der ein niemals versagendes Gegenmittel sowohl gegen das Gift dieser als auch jeder anderen Art von Schlange ist. Ich tötete eine große Anzahl Haarschlangen am Kap und untersuchte sehr genau die Köpfe aller, die ich tötete, um diesen Stein zu finden, aber ich konnte niemals so etwas entdecken. Vielleicht ist er nur zu einer Jahreszeit zu finden, wie es die Steine in den Köpfen der Krebse sind.

„Es befinden sich in den Händen der Kap-Europäer", fährt Kolben fort, „eine große Anzahl von Steinen, die Schlangensteine genannt werden, aber es sind künstliche. Sie werden aus Ostindien gebracht, wo sie von den Brahmanen zubereitet werden, die allein, wie es scheint, im Besitz des Geheimnisses der Zusammensetzung sind und es um keinen Preis aus ihrer eigenen Gemeinschaft entlassen. Es tut mir herzlich leid, dass das Geheimnis nicht in der christlichen Welt ist und dass die Brahmanen in diesem Punkt unnachgiebig sind, denn diese Steine sind von bewundernswerten Tugenden. Ich sah einen von ihnen an einem Kind am Kap ausprobieren, das einen giftigen Biss in einen der Arme erhalten hatte, aber es konnte nicht entdeckt werden, von welchem Geschöpf. Als der Stein gebracht wurde, war der Arm ungeheuer geschwollen und entzündet. Der Stein, an die Wunde gelegt, haftete sehr eng an ihr, ohne jede Art von Verband oder Stütze, und trank das Gift auf, bis er nicht mehr aufnehmen konnte, und dann fiel er ab. Der Stein

wurde dann in Milch gelegt, damit er sich vom Gift reinigen konnte; und das tat er sogleich, wobei das Gift die Milch gelb färbte. Der Stein wurde, sobald er gereinigt war, wieder auf die Wunde gelegt; und wenn er seine Dosis aufgesogen hatte, wurde er wieder in Milch gelegt. Und dies wurde so lange wiederholt, bis der Stein das gesamte Gift erschöpft hatte, woraufhin der Arm schnell heilte."

Herr Thunberg erzählt uns auch, dass die Farmer in der Kapkolonie die Bisse von Schlangen und anderen giftigen Reptilien mittels des „Slange-steen" oder Schlangensteins heilen.

„Er wird importiert", sagt er, „aus Indien, besonders aus Malabar, und kostet mehrere Reichstaler. Er ist auf einer Seite konvex, von schwarzer Farbe, mit einem blassen aschgrauen Fleck in der Mitte, und mit sehr winzigen Poren durchzogen. Wenn er in Wasser geworfen wird, lässt er Blasen aufsteigen, was ein Beweis dafür ist, dass er echt ist, ebenso wie die Tatsache, dass er am Gaumen haftet, wenn man ihn in den Mund nimmt. Wenn er auf eine Stelle aufgelegt wird, die von einer Schlange gebissen wurde, haftet er fest an der Wunde und zieht das Gift heraus; sobald er gesättigt ist, fällt er von selbst ab. Wenn er dann in Milch gelegt wird, soll er von dem Gift gereinigt werden, das er absorbiert hatte, und die Milch soll dadurch blau werden. Häufig wird die Wunde jedoch vor dem Auflegen des Steins mit einem Rasiermesser geritzt."

„Dieses Gegenmittel", sagt Barrow, wenn er vom Schlangenstein spricht, „scheint in der Tat nichts weiter zu sein als ein Stück festen Knochens eines Tieres, das in eine ovale Form gebracht und an den Rändern so verbrannt wurde, dass ein weißlicher Fleck in der Mitte zurückbleibt. Die Landleute, die dieses Heilmittel unter der Vorstellung kauften, es sei ein Stein aus dem Kopf einer bestimmten Schlangenart, waren sehr erstaunt, als ihnen gesagt wurde, dass es nur ein Stück Knochen sei, und umso mehr, als sie feststellten, dass diese Substanz ihre Prüfung der Güte des Slange-steen bestand, nämlich die, Blasen an der Oberfläche zu werfen, wenn sie in Wasser getaucht wurde. Der Porosität des Knochens mögen seine heilenden Qualitäten zugeschrieben werden, falls er tatsächlich welche besitzt; aus diesem Grund könnte jede andere Substanz, die aus Kapillaröhrchen besteht, wie zum Beispiel gewöhnlicher Schwamm, vielleicht ebenso wirksam sein."

Um fortzufahren: Unsere Reise nach Rehoboth verlief ohne nennenswerte Zwischenfälle, und wir erreichten diesen Ort sicher nach einer Abwesenheit von dreiundzwanzig Tagen.

KAPITEL XXV.

Das Zelt des Autors gerät in Brand. – Er verliert alles außer seinen Papieren. – Er wird auf das Krankenlager geworfen. – Mangel an Medizin usw. – Überlegungen. – Ganze Dörfer mit Fieber infiziert. – Überfluss an Wild. – Außergewöhnlicher Schuss auf einen Strauß. – Ein Löwe frühstückt seine Frau. – Wunderbare Sternschnuppe. – Bemerkenswerte Fata Morgana. – Wild und Löwen reichlich vorhanden. – Der Ebenholzbaum. – Ankunft in Bethanien, einer Missionsstation. – Die Mühe einer großen Viehherde. – Die Überlegungen eines durstigen Mannes. – Seltsamer Aberglaube. – Das Damara-Vieh beschrieben. – Menschen, die völlig ohne Wasser leben. – Überquerung des Oranje-Flusses. – Steriles Land.

Das alte Sprichwort „Ein Unglück kommt selten allein" bewahrheitete sich in meinem Fall. Die Wunde an meinem Bein war nun fast verheilt, und wir bereiteten uns darauf vor, Rehoboth zu verlassen, als eines Abends meine Hütte versehentlich Feuer fing. Da sie gänzlich aus trockenem Gras und Stöcken konstruiert war, brannte sie bis auf die Grundmauern nieder, bevor irgendetwas von Bedeutung gerettet werden konnte. Indem

ich jedoch durch die Flammen stürzte, gelang es mir glücklicherweise, den größten Teil meiner Papiere und Aufzeichnungen zu bewahren, die für mich unschätzbar waren. Ich rettete auch meinen Sattel; aber dabei fing meine Kleidung Feuer, und ich entkam nur knapp dem Tod durch Verbrennen. Ein Hemd, eine Hose, eine Mütze und ein Paar halbfertige Schuhe, die nicht lange genug am Feuer gewesen waren, um gründlich geröstet zu werden, waren alles, was mir blieb. Meine Situation war folglich nicht sehr beneidenswert. Durch die Freundlichkeit der Herren Kleinschmidt und Vollmer war ich jedoch bald wieder in der Lage, anständig gekleidet zu erscheinen.

Aber ich war bald dazu bestimmt, ein größeres Unheil zu erfahren. Ein paar Etappen südlich von Rehoboth, das wir am 22. April in Richtung Kap verließen, und während wir am Ufer des Hountop lagerten, wurde ich von Wechselfieber befallen, das mich schnell an den Rand des Grabes brachte. Meine Leiden und Entbehrungen während dieser Zeit waren in der Tat schwer. Regelmäßig jeden Morgen um elf Uhr wurde ich von einem heftigen Schüttelfrost befallen, der drei Stunden dauerte. Dann kam das Fieber von fast ebenso langer Dauer, begleitet von rasenden Kopfschmerzen und starkem Schweißausbruch. Danach war mein Kopf halbwegs schmerzfrei, aber ich war so vollkommen erschöpft, dass das Umdrehen im Bett eine mühsame Anstrengung war. Das Klima war zudem zu dieser Jahreszeit sehr strapaziös; denn während die Tage mäßig warm waren (das Thermometer zeigte mittags durchschnittlich 65°), waren die Nächte stechend kalt und frostig. Bei Sonnenaufgang war das Eis ein Achtel Zoll bis einen Zoll dick. Ich wurde sehr empfindlich gegenüber diesen Veränderungen, da ich während des größten Teils der Krankheit gezwungen war, im Freien zu schlafen, nachdem ich zuvor unsere Wagen an die Eingeborenen veräußert hatte. Das Wenige an Medizin, das ich einst besessen hatte, war bei der jüngsten Feuersbrunst verzehrt worden, und die Missionare waren – da das Fieber unter ihnen selbst und den Eingeborenen höchst besorgniserregend ausgebrochen war – nicht in der Lage, mir etwas abzugeben. Zu meinem Unglück war keine geeignete Nahrung beschaffbar. Milch und Fleisch waren meine einzige Diät. Letzteres konnte ich nicht verdauen, und erstere wurde meinem Geschmack bald schal. Die Männer hatten zwar einmal das Glück, einen Strauß in seinem Nest zu überraschen, aber die Eier waren zu reichhaltig und schwer für meinen schwachen Magen.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte mir mein geschäftiges und unstetes Leben nur wenig Zeit für ernsthaftes Nachdenken gelassen. Jetzt jedoch, da die Sorgen der Welt meine Gedanken nicht mehr beschäftigten, fühlte ich die ganze Wucht meiner einsamen Lage. Während der langen und schlaflosen Nächte wurde ich oft von einem unbeschreiblichen Gefühl der Traurigkeit und Melancholie ergriffen. Den Tod selbst fürchtete ich nicht; aber in einem fremden Land zu sterben, inmitten von Fremden, weit weg von all denen, die ich liebte, war eine Vorstellung, mit der ich mich kaum abfinden konnte. Welche Hand würde mir die Augen schließen? Welcher Trauernde würde meinem Sarg folgen? Oder welcher Freund würde eine Träne an meinem einsamen und fernen Grab vergießen?

Ich war allein! Oh, möge der Leser niemals die volle Bedeutung dieses melancholischen Wortes erfahren!

Nach über zwei Monaten außergewöhnlicher Leiden siegte meine starke Konstitution, und ich war auf dem Weg der Besserung; aber es vergingen mehrere Wochen, bis ich meine gewohnte Gesundheit und Tatkraft wiedergewonnen hatte.

John Allen war ebenfalls ernsthaft an derselben Krankheit erkrankt, die den Charakter einer Epidemie hatte, denn in kürzester Zeit verbreitete sie sich wie ein Lauffeuer über die gesamte Länge und Breite des Großen Namaqua-Landes, und eine riesige Anzahl von Menschen erlag ihr. Die Krankheit war in der Tat von so zerstörerischer Natur, dass sie

ganze Dörfer dahinraffte. In einem Kral insbesondere kamen alle Einwohner um, und das Vieh wurde sich selbst überlassen.

Fieber (dessen Ursache unbekannt ist) ist in diesen Gegenden nicht üblich und tritt nur gelegentlich auf. Wir hatten unser Zelt, wie bereits erwähnt, in der Nähe des Hountop-Flusses aufgeschlagen. Das Land dort herum war eine Abfolge von Vleys oder Rinnen, die damals mit ausgezeichnetem klarem Wasser gefüllt waren und von Wasservögeln wimmelten. Wachteln, Vögel der Moorhuhn-Gattung und Wildtauben waren ebenfalls zahlreich. Von den größeren Tieren hatten wir das Zebra, den Springbock, den Strauß und gelegentlich eine Oryx-Antilope und ein Hartebeest; aber da sie von den Eingeborenen stark verfolgt wurden, verbunden mit der Kahlheit des Landes, waren sie äußerst vorsichtig und schwer zu erreichen.

Da Wild vieler Arten so reichlich vorhanden war, lässt sich wohl denken, dass ich, sobald meine Kräfte es erlaubten, ein Gewehr zu tragen, sofort ins Feld zog, sowohl zur Belustigung als auch zum Zweck des Auffüllens unserer Speisekammer, die nur sehr schlecht versorgt war.

Eines Tages gelang mir ein hervorragender Schuss auf einen Strauß, den ich im vollen Lauf aus der weiten Entfernung von zweihundertdreißig Schritten zur Strecke brachte. Bei einer früheren Gelegenheit tötete ich einen dieser prächtigen Vögel, als er mehr als dreihundert Schritte von mir entfernt war.

An einem anderen Tag hatte ich das Glück, ein Nashorn zu erschießen. Er war wahrscheinlich ein Nachzügler, denn diese Tiere sind längst aus dem Teil des Landes verschwunden, in dem wir damals lagerten, und sind in der Tat heute südlich des Kuisip-Flusses nur noch sehr selten anzutreffen.

Eines frühen Morgens kam einer unserer Hirten in großer Angst zu uns gelaufen und verkündete, dass ein Löwe eine Löwin fresse! Wir dachten zuerst, dass der Mann sich irren müsse; aber seine Geschichte war vollkommen wahr, und nur ihr Schädel, die größeren Knochen und das Fell waren übrig. Bei einer genaueren Untersuchung des Bodens wurden auch die frischen Überreste eines jungen Springbocks entdeckt. Wir vermuteten daher, dass der Löwe und die Löwin sehr hungrig gewesen waren und die Antilope keine ausreichende Mahlzeit für beide darstellte, woraufhin sie sich gestritten hatten; und er hatte, nachdem er seine Frau getötet hatte, sie auch noch kühl verspeist. Es muss ein höchst substanzielles Frühstück gewesen sein!

Nur bei einer einzigen anderen Gelegenheit habe ich erlebt, dass Löwen einander rissen. Dies war auf meinem Weg zum Ngami-See. In einer bestimmten Nacht hatten wir einen Löwen schwer verwundet. Er zog sich knurrend ins Gebüsch zurück, und unmittelbar darauf stürzte sich ein ganzes Rudel Löwen auf ihren kampfunfähigen Bruder und riss ihn in Stücke.

Ein eigenartiges und interessantes atmosphärisches Phänomen ereignete sich am Hountop. Am Abend des 24. Juni, zwischen sieben und acht Uhr, als ich am Rande meines Biwakfeuers las, wurde ich plötzlich dadurch aufgeschreckt, dass die gesamte Atmosphäre brillant, ja fast schmerzhaft erleuchtet wurde. Als ich mich dem Himmelsviertel zuwandte, von dem dieser Glanz ausging, entdeckte ich eine höchst prachtvolle Sternschnuppe, die langsam in schräger Richtung durch den Raum zog, einen gewaltigen Schweif hinter sich herziehend und Funken von blendendem Licht sprühend. Das Feuer, an dem ich saß, brannte überaus hell, und der Mond schien klar und brillant, dennoch wurden beide von diesem immensen Lichtkörper völlig in den Schatten gestellt. Seine große Schönheit und Brillanz lässt sich vielleicht am besten dadurch

veranschaulichen, dass man sagt, er wirkte wie ein Stern zweiter oder dritter Ordnung im Vergleich zum Vollmond.

Nach einiger Zeit, als die Weiden in der Nachbarschaft des Hountop fast erschöpft waren, verlegten wir unser Lager einige Meilen südwärts an einen anderen periodischen Fluss namens Aamhoup. Während unseres Aufenthalts hier beobachteten wir einige sehr auffällige und eigenartige horizontale Lichtbrechungen der Luft. Einmal sah ich einen Strauß auf der Horizontlinie wandern, während sein Doppelbild – klar und deutlich gezeichnet – unmittelbar über ihm erschien. Sowohl der Strauß als auch sein Doppelbild waren zudem durch ebenso viele verschiedene Luftschichten in drei verschiedene Abschnitte unterteilt. Ein andermal verwandelte sich regelmäßig jeden Morgen, fast einen Monat lang, die vorspringende Kante eines Felsens in das Erscheinungsbild einer prächtigen, mit Zinnen bewehrten Burg. Sobald die Atmosphäre gleichmäßig erwärmt war, zerschmolz die Fata Morgana zu einem weichen, wässrigen Dunst.

Bei gewöhnlichen Brechungen erscheint das umgekehrte Bild eines Objekts im Allgemeinen über dem Objekt selbst, aber gelegentlich ist der Effekt umgekehrt. Kapitän Scoresby, der bekannte Arktis-Navigator, entdeckte auf diese Weise einmal das Schiff seines Vaters am Tag, bevor es tatsächlich in Sicht kam. Es hat die Gelehrten lange Zeit vor Rätsel gestellt, die Fata Morgana zu erklären. Ich glaube jedoch, es ist heute ziemlich gut bekannt, dass sie durch die ungleiche Dichte und Temperatur der unteren Luftschichten entsteht.

Die Fülle an gutem Wasser und Weideland hatte es unserem Vieh ermöglicht, in einen ausgezeichneten Zustand zu kommen; und da die Jahreszeit nun weit fortgeschritten war und ich gesund genug zum Reisen war, hielten wir es für notwendig, uns langsam in Richtung der Kapkolonie zu bewegen. Dementsprechend verließen wir am 9. Juli unser Lager am Aamhoup, einen Ort, an dem wir sowohl Elend als auch Glück erfahren hatten.

Unser Weg führte entlang und am Fuße einer sehr malerischen Kette von Tafelbergen, die im Durchschnitt etwa tausend Fuß hoch waren. Im Westen befanden sich ebenfalls Berge ähnlicher Art, aber weniger regelmäßig. Sie gehörten zur Trapp-Formation und bestanden hauptsächlich aus Kalkstein.

Wasser war eine Zeit lang weiterhin einigermaßen reichlich vorhanden, aber das Weideland begann uns bald zu fehlen. Hierfür waren zwei Ursachen anzuführen: die Verwüstung durch Heuschrecken und die mindere Qualität des Bodens, der steinig wurde, hier und da von Sandrücken durchsetzt.

Inmitten letzterer stießen wir auf Herden von Spießböcken und Rudel von Löwen, die deren Fährte folgten. Allein der Anblick der Spuren letzterer erschreckte einen Freund, mit dem ich reiste, fast um seinen Verstand. Wir ritten zu der Zeit vor unserem Vieh, und es fiel mir schwer, ihn daran zu hindern, überstürzt umzukehren.

Am 4. August kamen wir in die Nähe einer weiteren rheinischen Missionsstation namens Bethanien. Hier trafen wir auf den Ebenholzbaum, von dem ich zuvor nur einige vereinzelte Exemplare im Swakop-Fluss, nahe der Usab-Schlucht, gesehen hatte. Von hier an bis zum Oranje-Fluss wurde dieser Baum mehr oder weniger häufig, war aber verkrüppelt und knorrig. Unsere Biwakfeuer bestanden gewöhnlich aus seinem Holz.

Während Hans und die Männer damit beschäftigt waren, unser Essen und das Lager für die Nacht vorzubereiten, schlenderte ich zur Station hinüber, die ich von jedem Lebewesen verlassen vorfand. Nur kurze Zeit zuvor hatte der Ehrwürdige Herr Knudsen hier amtiert, war aber gezwungen gewesen, den Ort aufgrund einiger Unstimmigkeiten

mit dem Eingeborenenstamm und seinem Häuptling, David Christian, zu verlassen. Er war immer als den meisten anderen Missionsstationen in diesem Teil Afrikas unterlegen angesehen worden; aber durch die Abwesenheit der Einwohner, die Verwüstung durch die Heuschrecken – die jedes Fitzelchen Vegetation vernichtet hatten – und das schwarze und ausgetrocknete Aussehen des Bodens wirkte er nun im Äußersten wild und trostlos. Die langen Schatten des Abends warfen eine zusätzliche Düsterkeit über diesen einst geschäftigen Schauplatz fröhlichen Fleißes. Oh, Veränderungen, geheimnisvoll und unbegreiflich! Sicherlich wird Gott in seiner unendlichen Weisheit nicht zulassen, dass das Werk seiner Diener, das erst durch Jahre der Ausdauer, Mühe und Entbehrungen errichtet wurde, ohne Belohnung zugrunde geht!

Bethanien wurde, wenn ich mich nicht irre, bereits 1820 Schauplatz missionarischer Arbeit. Der unternehmungslustige und ehrwürdige Herr Schmelen amtierte damals hier, hielt es aber nach einiger Zeit für notwendig, den Ort aufzugeben. Nach seinem Fortgang blieb er über zwanzig Jahre lang verlassen, bis er 1843 erneut bezogen wurde, und diesmal von Herrn Knudsen, der seinerseits, wie oben gesehen, gezwungen war, anderswohin zu ziehen.

Nach dem Verlassen von Bethanien wurden Wasser und Weide jeden Tag knapper. Alle Vleys und Regenwasserbecken waren ausgetrocknet. Der Koanquip-Fluss stand uns jedoch lange bei, da es uns in seinem Bett gewöhnlich gelang, einen Vorrat an Gras und Wasser für unser Vieh zu erhalten, das nun mehrere hundert Stück zählte.

Aber die Mühe und Ermüdung, letzteres zu tränken, war immens. Niemand, der nicht in derselben Lage wie wir war, kann sich die geringste Vorstellung von der Mühe, Sorge und Angst machen, die eine große Viehherde verursacht. Vielleicht ist das Wasser, nachdem man zwanzig aufeinanderfolgende Stunden gegraben hat – und das habe ich mehr als einmal getan –, in der Menge unzureichend oder (was fast ebenso schlimm ist) der Boden stürzt ein, oder das Vieh selbst verdirbt es durch sein Wälzen und seine Exkremente. Dieses einheimische Vieh sind die lästigsten und ekelhaftesten Viecher, die möglich sind; denn nachdem sie das Wasser durch ihre eigene Wildheit und Mutwilligkeit verdorben haben, stürzen sie wütend umher, brüllend und stöhnend. Es ist genug, um das tapferste Herz zu entmutigen.

Wenn wir an einem Ort ankamen, von dem wir annahmen, dass Wasser zu finden sei, bestand der üblicherweise angewandte Plan, um zu verhindern, dass das Vieh unsere Arbeit zerstörte, darin, es auf die Weide zu schicken. In der Zwischenzeit machte sich jeder verfügbare Mann schleunigst mit solchen Gerätschaften an die Arbeit, die beschaffbar waren: Spaten, Holztrog, Holzstücke oder Rindenstücke wurden wahllos in Anspruch genommen; und sogar unsere Hände wurden mit großer Wirkung eingesetzt, wenn auch nicht ohne Verletzungen davonzutragen. Nachdem die Öffnung in ausreichender Tiefe und Breite ausgearbeitet war, wurde sie durch Dornenbüsche eingezäunt, wobei nur ein einziger Eingang blieb. Die Ochsen wurden dann herbeigeholt und durften sich einzeln oder in größerer Zahl nähern, je nach Ausmaß des Wassers. Wenn jedoch die Beschaffenheit des Bodens es dem Vieh nicht erlaubte, Zugang zum Wasser zu haben, wurde manchmal eine Vertiefung in die Erde nahe dem Rand der Grube geschaufelt, in die (oder in ein Stück Segeltuch, falls zur Hand) das Wasser mittels kleiner Holzeimer, gewöhnlich „Bambusse“ genannt, gegossen wurde.

Aufgrund dieses mühsamen Prozesses, gepaart mit der Langsamkeit, mit der Wasser durch Sand filtert, und der immensen Menge (gewöhnlich fünf oder sechs Eimer voll), die ein durstiger Ochse trinkt, sowie der streitsüchtigen Veranlagung der Tiere selbst, nimmt das Tränken von vierhundert Stück Vieh oft einen ganzen Tag oder eine ganze Nacht in Anspruch; und da man in hohem Maße von seinem Vieh abhängig ist, sei es für Nahrung,

Zugkraft usw., darf man selbst nie an Erfrischung oder Ruhe denken, bis für deren Bedürfnisse gesorgt ist.

Die Knappheit an Wasser und die Ungewissheit, es in diesen ausgetrockneten Regionen zu finden, ist so groß, dass es, wenn nach einer langen Tagesreise das sehnsüchtig erwartete Becken trocken vorgefunden wird, fast ausreicht, um einen Mann in den Wahnsinn zu treiben, besonders wenn er ein Fremder im Land ist und es nicht gewohnt ist, die afrikanische Wildnis zu durchqueren. Die Überlegungen in solchen Momenten neigen dazu, etwa folgenden Inhalts zu sein: „Wenn ich weiterziehe und innerhalb eines bestimmten Zeitraums kein Wasser finde, ist es der unweigerliche Untergang. Meine Schritte zum letzten Tränkeplatz zurückzuverfolgen, ist nicht zu denken, da er aufgrund der Entfernung und des erschöpften Zustands des Viehs niemals erreicht würde. Was bleibt mir übrig, als mich hinzulegen und zu sterben?“

Das einfache Volk am Kap hegt die Vorstellung, dass das Vieh nur einmal im Jahr das Fressen unterlässt, nämlich am Heiligabend. Dann, so wird behauptet, fallen sie auf ihre Knie und danken mit geschlossenem Maul und halb geschlossenen Augen (ein Zeichen von Sanftmut) schweigend dem Geber aller guten Dinge für das Gras und das Wasser, das sie während der vergangenen zwölf Monate genossen haben. Sie sagen zudem, dass man diesen Akt der Andacht miterleben kann, wenn man gut auf der Leeseite und außer Sichtweite der Tiere bleibt.

Unser Vieh bestand hauptsächlich aus der Damara-Rasse, die sich, soweit mir bekannt ist, stark von jeder in Europa vorkommenden unterscheidet. Sie sind großknochig, aber nicht besonders schwer; ihre Beine sind schlank, und sie haben kleine, harte und dauerhafte Füße. Das Haar am Körper ist kurz, glatt und glänzend, und das Ende des Schwanzes ist mit einem Büschel langen, buschigen Haares geschmückt, das fast den Boden berührt. Dieses Büschel bildet den Hauptschmuck der Damara-Assegai.

Aber die Hörner sind das bemerkenswerteste Merkmal des Damara-Viehs. Sie sind gewöhnlich in einem Winkel von fünfundvierzig bis neunzig Grad am Kopf angesetzt und sind zuweilen wunderschön gewölbt und gedreht, aber selten nach innen gebogen. Sie sind von einer unglaublichen Länge, und man trifft oft Ochsen an, deren Hornspitzen sieben bis acht Fuß voneinander entfernt sind. Das Betschuana-Vieh (von größerer Masse und kräftigeren Proportionen) scheint das Damara-Vieh in dieser Hinsicht noch zu übertreffen. Unter vielen anderen kuriosen und interessanten Objekten befindet sich nun in der Sammlung von Oberst Thomas Steel in der Upper Brook Street ein perfekter Schädel eines jungen Betschuana-Ochsen, von dem der Holzschnitt eine getreue Darstellung ist. Die folgenden Maße sind die seinen:

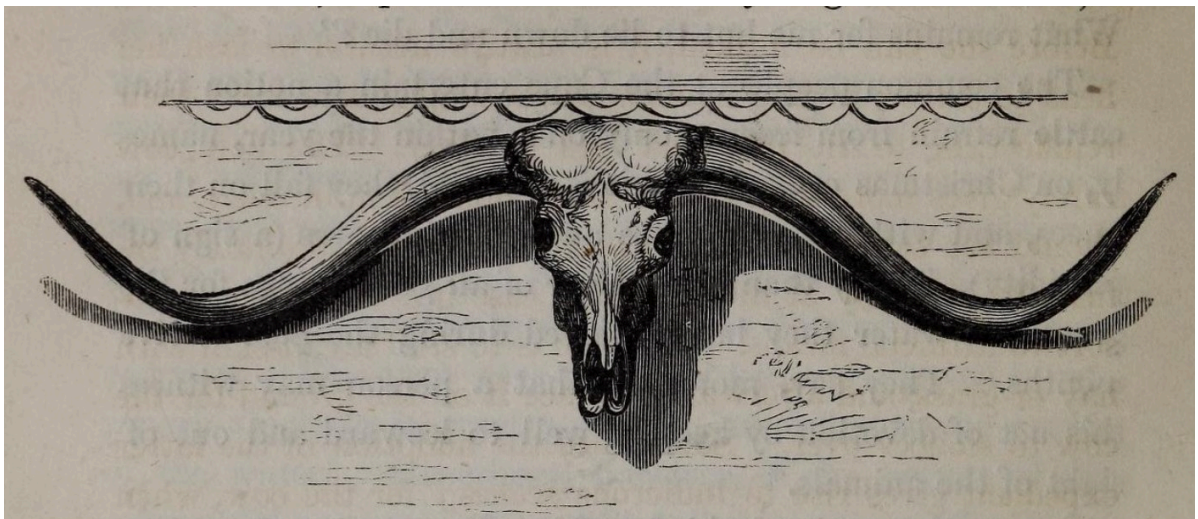
Gesamtlänge der Hörner von Spitze zu Spitze entlang der Kurve: 13 ft. 5 in.

Abstand (gerade) zwischen den Spitzen der Hörner: 8 ft. 8½ in.

Umfang der Hörner an der Wurzel: 1 ft. 6¾ in.

Breite des Schädels zwischen den Augen: 0 ft. 9¾ in.

Länge des Schädels: 2 ft. 2¼ in.



SKULL OF A BECHUANA OX.

Aber mir wurde von verlässlicher Seite versichert, dass in manchen Teilen Afrikas Rinderhörner gefunden werden, die die oben genannten Maße noch bei weitem übertreffen. Die Hörner sind in der Tat von so enormer Größe, dass sie das Tier ernsthaft behindern. Es ist bekannt, dass ihre Länge und ihr Gewicht so groß sein können, dass sie den Kopf zur Seite drehen, wobei ein Horn auf dem Boden schleift, während das andere nach oben zeigt.

Die Damaras schätzen ihre Ochsen im Verhältnis zur Größe ihrer Hörner. Einige afrikanische Stämme geben sich viel Mühe, ihnen eine bestimmte Form zu geben. Dies geschieht entweder durch Absägen der Spitzen, Spalten, gewaltsames Biegen, solange sie noch zart sind, und so weiter.

Die Damara-Kuh ist von schlankem Wuchs und sehr wild. Bevor sie gemolken werden kann, ist es immer notwendig, ihren Kopf an einen Baum zu binden – ähnlich wie die Lappländer ihre Rentiere behandeln – oder ihre Hinterbeine zusammenzubinden. Die beste Kuh gibt selten mehr als zwei oder drei Pints Milch täglich, und sollte ihr Kalb sterben oder ihr weggenommen werden, weigert sie sich absolut, überhaupt welche zu geben; in diesem Fall ist es notwendig, zu künstlichen Mitteln zu greifen. Ein Plan besteht darin, ein Kalbsfell mit Heu oder Gras auszustopfen und es dann auf den Boden zu legen, damit die Kuh daran lecken kann. Manchmal führt die Anwendung dieses Mittels zu drolligen Szenen; denn wenn die Kuh ihr vermeintliches Junges zärtlich liebkost, bekommt sie plötzlich den Geruch des Heus oder Grases in die Nase, woraufhin sie ihre Schnauze in das Fell stößt und gierig dessen Inhalt verschlingt!

Sowohl die Damaras als auch andere Völker haben große Freude daran, ganze Herden von Rindern in der gleichen Farbe zu besitzen. Die Namaquas haben einen wahren Spleen für ein einheitliches Gespann. Hellbraun ist die Lieblingsfarbe; und ich selbst habe Tiere dieses Farbschlags immer als die stärksten und allgemein nützlichsten empfunden. Dunkelbraune Ochsen mit einem gelblichen Streifen entlang des Rückens – von den Holländern als „Geel-bak“ bezeichnet – sind gewöhnlich ebenfalls kräftig und ausdauernd. Gelbe und besonders weiße Ochsen gelten als schwach und unfähig, große Anstrengungen oder Entbehrungen zu ertragen.

Die Damaras schätzen, wie fast jedes andere Volk im südlichen Afrika, ihr Vieh gleich nach ihren Frauen und sind stolz darauf, Tiere zu besitzen, die edel gezüchtet aussehen. Der Ochse bildet in der Tat das Hauptthema der Lieder der Damaras. Zudem benutzen sie ein schönes Tier selten oder nie als Lasttier, sondern setzen für solche Zwecke ruhige,

hässliche Bullen ein. Diese haben ein büffelartiges Aussehen, und ihre Hörner erreichen zudem selten eine nennenswerte Größe.

Aufgrund ihres schnellen Schrittes, ihrer guten Füße und ihrer Ausdauer werden die Damara-Rinder von den Farmern der Kapkolonie sehr geschätzt. Der einzige Nachteil ist ihre Wildheit und die immense Größe ihrer Hörner, die sie manchmal mit tödlicher Wirkung einsetzen.

Am Tag bevor wir den Oranje-Fluss erreichten, stießen wir auf einen Kral von Hottentotten, die wir zu unserer großen Überraschung an einem Ort vorfanden, der völlig ohne Wasser war! Die Milch ihrer Kühe und Ziegen ersetzte es. Auch ihr Vieh erhielt nie Wasser, fand aber einen Ersatz in einer Art Mittagsblumengewächs (Mesembryanthemum) von äußerst saftiger Natur, das in diesen Regionen reichlich vorkommt. Aber unsere eigenen Ochsen, die an eine solche Nahrung nicht gewöhnt waren, rührten sie selten oder nie an. Bis ich mich tatsächlich selbst davon überzeugt hatte – wozu ich später oft Gelegenheit hatte –, dass Mensch und Tier gänzlich ohne Wasser leben können, hätte ich vielleicht Schwierigkeiten gehabt, diese sonderbare Tatsache zu begreifen.

Am 21. August vollzogen wir die Überquerung des Oranje-Flusses sicher an der sogenannten „Zendlings Drift“ oder der Missionsfurt. Wir hatten kein Boot, und diejenigen der Männer, die nicht schwimmen konnten, mussten sich an den Schwänzen der Rinder festhalten, an die sie sich beharrlich klammerten. Beim Erreichen des gegenüberliegenden Ufers, das sehr steil war, tauchten die Ochsen beim Hinaufklettern ihre Last völlig unter, zur großen Freude und Belustigung jener ihrer Gefährten, die an einer bequemeren Stelle gelandet waren.

Der Oranje-Fluss war zu dieser Jahreszeit fast an seinem niedrigsten Stand, dennoch war er ein edler und höchst malerischer Strom. Nach Osten blickend, war sein Anblick besonders imposant. Seine Breite an dieser Stelle mochte zweihundert bis dreihundert Yards betragen. Die Ufer waren auf beiden Seiten mit immergrünen Dornen, Trauerweiden, Ebenholzbäumen usw. gesäumt; und das Wasser erzwang seinen Durchgang durch eine kühne und markante Schlucht, überragt von Abgründen, die zwei- bis dreitausend Fuß hoch waren. Aber das Land ringsherum war öde. Die Hügel, die in ferner Vergangenheit offensichtlich vulkanischen Eruptionen ausgesetzt waren, hatten ein sonnenverbranntes und zerfallendes Aussehen und waren fast völlig ohne Vegetation. Der Boden in der Nachbarschaft der Berge bestand aus reinem Sand und war mit niedrigen und saftigen Sträuchern bedeckt, von denen sich unser Vieh, das bisher daran gewöhnt war, in den fast grenzenlosen Savannen des Damara-Landes zu schwelgen, mit Abscheu abwandte. Das Land für mehrere Wochenreise vor uns wurde als von ähnlicher Natur beschrieben.

Wir begannen nun ernsthaft um die armen Tiere zu zittern, die bereits an Fleisch verloren hatten. Über zwei Monate Reisezeit mussten noch bewältigt werden, bevor wir unser Ziel erreichen konnten. Mit Ausnahme jenes Teils des Namaqua- und Damara-Landes, der an die Küste grenzt, hat der Teil des Landes, von dem ich spreche, das unheilvollste Aussehen, das ich je sah. Seine Unfruchtbarkeit rührt wahrscheinlich daher, dass er sich nahe der Grenze befindet, nicht nur der „Gewitterregen“, sondern auch der regelmäßigen Regenfälle („Mist-Regen“, wie sie in der Kolonie genannt werden), und der daraus resultierenden Häufigkeit großer Dürren. Tatsächlich fällt hier in manchen Jahren kaum Regen.

KAPITEL XXVI.

Das Große Namaqua-Land. – Seine Grenzen und Ausdehnung. – Seine Flüsse. – Natur des Landes. – Vegetation und Klima. – Geologischer Aufbau. – Mineralien. – „Topnaars“ und „Oerlams“. – Häuser. – Mythologie und Religion. – Grabhügel. – Wunderbarer Fels. – Kuriose Legende vom Hasen. – Volljährigkeit. – Der Hexendoktor. – Amulette. – Aberglaube. – Die Vorstellung eines Namaqua von der Sonne. – Heirat. – Polygamie. – Kinder. – Barbarische Praktiken. – Langlebigkeit. – Sonderbare Bräuche. – Schmuck. – Tätowierung. – Waffen. – Müßiggang. – Vorliebe für Vergnügungen. – Musik und Tanz. – Spirituosen. – Met. – Haustiere.

Nachdem ich nun meinen Bericht bis zu einem Zeitpunkt geführt habe, an dem ich im Begriff stehe, das Große Namaqua-Land zu verlassen, mag es angebracht sein, ein paar Worte über dieses Land, seine Bewohner, ihre Sitten und Gebräuche usw. zu sagen.

Der als Namaqua-Land bekannte Teil Afrikas ist in zwei unterschiedliche Teile geteilt, nämlich das Kleine und das Große Namaqua-Land. Unter Ersterem versteht man das Territorium (jetzt britisch) zwischen dem Oranje-Fluss und etwa dem 31. Breitengrad im Süden; unter Letzterem das Land zwischen dem letztgenannten Fluss und dem Damara-Land, wobei seine östliche Grenze die Kalahari-Wüste ist, während es im Westen von den Wogen des Atlantischen Ozeans umspült wird.

Das Große Namaqua-Land umfasst eine Fläche von nicht weniger als einhundertzwölftausend quadratgeographischen Meilen, mit einer Bevölkerung von wahrscheinlich kaum dreißigtausend Seelen, oder weniger als vier Personen pro Quadratmeile. Mit Ausnahme der großen Sahara selbst gibt es vielleicht kein Land auf der Welt von gleicher Ausdehnung, das so spärlich besiedelt, so wasserarm, so düster und so allgemein unfruchtbar und nutzlos ist. Es ist wahrlich eine „Region der Flüche“.

Die Küstenlinie des Großen Namaqua-Landes besteht, wie die des Damara-Landes, aus einer trostlosen Sandwüste, die sich stellenweise dreißig bis vierzig Meilen ins Innere erstreckt – andernorts bis zu hundert oder mehr – und ist, mit sehr wenigen Ausnahmen, unbewohnbar. Einige der Flüsse, wie der Kuisip und andere von geringer Bedeutung, ergießen sich in den Atlantik; aber der größere Teil fließt in östlicher Richtung und besteht hauptsächlich aus Zuflüssen des Fischflusses. Dieser bemerkenswerte Wasserlauf, der an der nördlichsten Grenze des Großen Namaqua-Landes entspringt, mündet schließlich etwa drei oder vier Tagesreisen von der Stelle entfernt, an der Letzterer seinen Auslass ins Meer findet, in den Oranje-Fluss und durchschneidet so das Land in seiner gesamten Länge.

Das Große Namaqua-Land ist durch immense Sandebenen gekennzeichnet, die von Hügeln und Felsen durchquert und dicht mit Quarz bestreut sind, der ein blendendes und verwirrendes Licht reflektiert. Zwei bis drei Tagesreisen südlich von Rehoboth hört der dichte Dornbusch auf, der so eigentümlich für das Damara-Land ist, und mit Ausnahme einiger Mimosen entlang der Wasserläufe und gelegentlicher Ebenholzbäume ist die baumartige Vegetation spärlich und verkrüppelt. Mehr als sechs Monate des Jahres wird es von einer fast vertikalen Sonne versengt. Die Regenfälle, die immer von schwerem Donner begleitet werden, sind periodisch und sehr ungleichmäßig verteilt. In seinem nördlichen Teil setzt die Regenzeit zur gleichen Zeit ein wie im Damara-Land; aber in südlicher Richtung sind die Regenfälle später und unsicherer; und wie im letzten Kapitel erwähnt wurde, fällt am Unterlauf des Oranje-Flusses und in der Umgebung wenig oder gar nichts. Die Quellen (die oft entweder heiß oder salzig sind) sind unbedeutend und spärlich verteilt. Die periodischen Wasserläufe stellen daher die Hauptversorgung dar.

Sowohl die Namaquas als auch die Damaras klagen lautstark darüber, dass jetzt weniger Regen fällt als vor einem halben Jahrhundert. In der Tat deuten die zahlreichen alten

Flussbetten in den weiten Sandebenen und die tief gefurchten Hänge und Seiten der nun „sonnenverbrannten“ und zerfallenden Hügel deutlich darauf hin, dass fast das gesamte Land nördlich des Oranje-Flusses, soweit Europäer von der Kap-Seite aus vorgedrungen sind, in einer früheren Periode viel reichlicher bewässert war. In einigen Teilen mag die Zerstörung von Wäldern, von denen bekannt ist, dass sie dampfförmige Partikel zurückhalten und kondensieren, teilweise für solche atmosphärischen Veränderungen verantwortlich sein; aber in dieser Region müssen wir nach anderen Ursachen suchen.

In geologischer Hinsicht bietet das Große Namaqua-Land viele interessante Merkmale. Zwischen dem Oranje-Fluss und der Walfischbucht werden, am Meer beginnend, drei deutliche terrassenartige Erhebungen des Landes erkannt. Neben dem Granit, der das vorherrschende Gestein ist, trifft man auf große Quarzmassen, die entweder, wie erwähnt, über seine Oberfläche verstreut sind oder die großen Lücken und Spalten füllen, die durch alte Eruptionen verursacht wurden. Eisen- und Sandstein sowie Schieferformationen sind ebenfalls nicht ungewöhnlich.

In einer fernen Epoche muss dieses Land vulkanischen Einflüssen ausgesetzt gewesen sein; und obwohl im Gedächtnis der heutigen Generation keine dieser Eruptionen stattgefunden hat, treten unterirdische grollende Geräusche und Erderschütterungen häufig auf. Die Existenz heißer Quellen; das Durcheinander der fantastisch und sonderbar geformten Hügel – „die Schichten, die sich von der Senkrechten zur Waagerechten biegen und neigen, und in anderen in gerader Linie von einem Hügel zum anderen verlaufen“ – legen reichlich Zeugnis von seiner vulkanischen Natur ab. Das Vorhandensein riesiger Mengen an Mineralien ist ein weiterer Beweis für seinen Eruptivcharakter. Zinn-, Blei-, Eisen- und Kupfererz wird oft angetroffen. Ich habe Proben des letztgenannten Minerals in meinem Besitz gehabt, die vierzig bis neunzig Prozent reines Metall enthielten. Acht bis zehn Tagesreisen mit dem „Ochsenwagen“ östlich der Missionsstation Bethanien findet man Meteoreisen in scheinbar unerschöpflichen Mengen. Ich habe Klumpen von mehreren hundert Pfund Gewicht gesehen, die von dort gebracht wurden, so rein und schmiedbar, dass die Eingeborenen sie ohne vorherige Anwendung von Feuer in Kugeln für ihre Gewehre usw. verwandelten. Wenn das Große Namaqua-Land besser bekannt wird, ist es mehr als wahrscheinlich, dass es sich als ebenso reich an Mineralien erweisen wird – wenn nicht sogar noch reicher – wie das Kleine Namaqua-Land, wo in letzter Zeit umfangreiche und wertvolle Minen ans Licht gebracht wurden.

Die Begriffe Hottentotte und Namaqua sind wahrscheinlich bei den Europäern entstanden, da keiner von beiden in der Landessprache vorkommt. Die Hottentotten dieser Regionen können in zwei große Zweige unterteilt werden, nämlich die „Topnaars“ und die „Oerlams“. Unter Letzteren versteht man im Allgemeinen die Neuankömmlinge und die Halbzivilisierten; aber die wirkliche Bedeutung des Begriffs ist zweifelhaft. Einige vermuten, dass „Oerlam“ eine Verstümmelung des holländischen Wortes „o’erland“ oder Überland ist – das heißt Menschen, die über Land gekommen sind. Wie dem auch sei, die Namaqua-Hottentotten betrachten es als Kompliment, als „Oerlam“ angesprochen zu werden. „Topnaar“ hingegen bedeutet die Ersten, die Höchsten, die Großen oder diejenigen, die ursprünglich das Große Namaqua-Land bewohnten, und sie betrachten den Fortschritt und die Überlegenheit der „Oerlams“, die sie zu Recht als Eindringlinge betrachten, mit beträchtlicher Eifersucht.

Die nördlichen Namaquas sind in zahlreiche Stämme unterteilt, jeder unter kleinen Häuptlingen. Die wichtigsten von diesen sind Jonker Afrikaner, Cornelius, Amral, Zwartbooi, Jan Boois, William Fransman, Paul Goliath, David Christian und Bondel Zwartz.

Die Namaquas wohnen in kleinen runden Hütten, die nach demselben Prinzip wie die der Damaras gebaut und mit Matten aus Binsen bedeckt sind, die auf folgende Weise vorbereitet werden: Eine Menge der inneren Rinde der Mimose wird gesammelt und getrocknet. Wenn sie für den sofortigen Gebrauch benötigt wird, wird der erforderliche Teil in heißes Wasser gelegt und aufgeweicht. Jedes Familienmitglied füllt dann seinen Mund mit so viel Faser, wie er fassen kann, und kaut sie, bis sie ganz biegsam wird, woraufhin sie sofort durch den groben Prozess des Drehens auf dem nackten Bein in Schnüre verwandelt wird. Eine große Menge wird auf diese Weise in einer unglaublich kurzen Zeit hergestellt. Die Binsen werden dann auf die gewünschte Länge geschnitten und einzeln und in einer Reihe auf dem Boden ausgelegt, woraufhin in Abständen von etwa zwei Zoll Löcher durch jede Binse gemacht werden und die besagte Schnur mittels einer Knochen- oder Dornnadel durch sie hindurchgeführt wird. Die Enden der Binsen werden jedoch durch Steppstiche stärker gesichert. Diese Matten dienen einem doppelten Zweck. Bei warmem Wetter sind sie offen und luftig, während sie bei einem Schauer aufgrund ihrer porösen Textur aufquellen und sich schließen und nach einer Weile selbst gegen die sintflutartigsten Regenfälle dicht werden.

Wenn sie ihren Wohnsitz verlegen, werden diese Matten und das Fachwerk der Hütte, das aus halbkreisförmigen Ästen besteht, auf Ochsen gepackt. Ihr Hausrat, wie Kalebassen, Melkeimer, Töpfe usw., wird an die Äste gehängt, und inmitten all dieses Durcheinanders sitzt oft die gute Hausfrau, umgeben von ihrem vielversprechenden Nachwuchs.

Es wurde von Reisenden und anderen behauptet, dass die Namaquas nicht die geringste Vorstellung von einem höheren Wesen oder einem Leben nach dem Tod haben. Dennoch glauben sie an Heitjeebib oder Heitjekobib, dem sie die Macht zuschreiben, ihnen Erfolg und Wohlstand zu gewähren oder zu verweigern. Aber ob Heitjeebib eine Gottheit, ein Kobold oder lediglich ein vergöttlichter Vorfahre ist, wage ich nicht zu beurteilen. Jedenfalls behaupten sie, er existiere in den Gräbern aller Verstorbenen; und wann immer ein Hottentotte an einer Grabstätte vorbeikommt, wirft er unweigerlich einen Stein, einen Busch oder ein anderes Zeichen der Opfergabe und Zuneigung auf das Grab, spricht den Namen Heitjeebib aus und erfleht seinen Segen und Schutz für seine Unternehmungen. Da sie so ständig ergänzt werden, erreichen diese Haufen oft eine beachtliche Größe. Man findet sie im ganzen Land (ich habe sie sogar im Damara-Land beobachtet), und häufig an vollkommen „steinlosen“ Orten, woraus geschlossen werden kann, dass die Eingeborenen das Material über eine lange Distanz tragen. Kapitän Harris erwähnt, ähnliche Haufen bei den Matabele gesehen zu haben, war aber nicht in der Lage, deren Vorhandensein zu erklären. Die Hottentotten haben eine unbestimmte Vorstellung davon, dass sie aus östlicher Richtung kamen, und es ist möglich, dass die vom Reisenden gefundenen Steinhügel etwas mit dieser Tradition zu tun haben.

Die Eingeborenen in diesen Teilen haben eine seltsame Erzählung von einem Felsen, in dem die Spuren aller verschiedenen im Land heimischen Tiere deutlich sichtbar sind; zudem, dass Mensch und Tier hier in großer Eintracht zusammenlebten; aber eines Tages erschien aus unbekannter Ursache ihre Gottheit unerwartet und zerstreute sie. Ich hatte nie das Glück, diesen wunderbaren Felsen zu Gesicht zu bekommen. Herr Moffat, der eine ähnliche Geschichte erwähnt, die unter den Betschuanen kursiert, war ebenso erfolglos. „Einmal hörte ich einen einflussreichen Mann“, sagt der ehrwürdige Herr, „seine Geschichte zu diesem Thema erzählen. Ich konnte natürlich nicht sagen, dass ich die wundersame Erzählung glaubte, deutete aber sehr milde an, dass er fehlinformiert sein könnte, woraufhin er bei seinen Vorfahren und seinem König schwor, dass er den Ort besucht und eine Steuer gezahlt habe, um das Wunder zu sehen; und dass folglich sein Zeugnis unumstößlich sei.“

Die Namaquas haben den folgenden sonderbaren Aberglauben in Bezug auf den Hasen, den kein Erwachsener essen darf. Die Legende beinhaltet die erhabene christliche Lehre von der Unsterblichkeit. Es war einmal, da rief der Mond den Hasen und befahl ihm, den Menschen folgende Botschaft zu überbringen: „Wie ich sterbe und wiedergeboren werde, so sollt auch ihr sterben und wieder lebendig sein." Der Hase eilte sich zu gehorchen; aber anstatt zu sagen: „Wie ich sterbe und wiedergeboren werde", sagte er: „Wie ich sterbe und nicht wiedergeboren werde." Bei seiner Rückkehr erkundigte sich der Mond, welche Worte er der Menschheit überbracht habe; und als er informiert wurde, rief der Himmelskörper aus: „Was! Hast du zum Menschen gesagt: ‚Wie ich sterbe und nicht wiedergeboren werde, so sollst auch du sterben und nicht wieder lebendig sein!'?" Und damit schleuderte er einen Stock nach dem Hasen mit solcher Wucht, dass er ihm die Lippen spaltete, was die Ursache für die eigentümliche Form des Mundes dieses Tieres ist. Der Hase suchte schleunigst das Weite und soll bis zum heutigen Tag auf der Flucht sein. Die alten Namaquas pflegten zu sagen: „Wir sind immer noch erzürnt auf den Hasen, weil er eine so schlechte Botschaft gebracht hat, und wir wollen ihn nicht essen."

Anlässlich des Erwachsenwerdens eines Jünglings oder vielmehr, wenn er ein „Mann" wird, herrscht große Freude. Von diesem Tag an ist es ihm verboten, den Hasen zu essen oder auch nur mit dem Feuer in Berührung zu kommen, an dem dieses Tier zubereitet wurde. Sollte er dieses Gebot übertreten, wird er nicht selten von seinem Werft verbannt, obwohl er nach Zahlung einer Strafe wieder in die Gemeinschaft aufgenommen werden kann. Es ist ihm zudem nicht länger gestattet, „an den Ziegen zu saugen".

Die Namaquas haben, wie fast alle Völker, die in Barbarei versunken sind, großen Glauben an Zauberei, und männliche wie weibliche Hexendoktoren spielen gleichermaßen bedeutende Rollen. Man schreibt diesen Betrügern die Macht zu, Regen herbeizuführen, Kranke gesund zu machen, die Todesursache einer Person zu entdecken und andere Wunder zu vollbringen. Sie sind listige Geschöpfe und verstehen es, die Unwissenheit des Volkes auszunutzen. Selbst zivilisierte Männer sind durch ihre Arglist getäuscht worden. Ihre wichtigste Bedingung, bevor sie eine ihrer Künste ausüben, ist, dass ein Tier geschlachtet wird, das sie nach ihrer Laune und dem Reichtum ihrer Patienten vorschreiben. Herr Moffat erzählt uns, dass ein kräftiger Ochse eine Heilung für eine leichte Erkältung bei einem Häuptling sein könne, während ein Zicklein ein Heilmittel für ein Fieber unter den Armen sei, von denen es keine Chance gäbe, etwas Größeres zu erhalten.

Der Namaqua-Hexendoktor wird Kaiaob genannt, oder Kaiaobs, wenn es eine Frau ist. Wenn er oder sie an das Krankenbett gerufen wird, erklärt er nach Untersuchung des Patienten gewöhnlich, dass das Leiden durch eine große Schlange (Toros) verursacht wurde, die einen Pfeil in den Magen geschossen habe. Der Hexer operiert, indem er diesen Körperteil betastet und durch kräftiges Drücken versucht, die Krankheit wegzulocken. Ein anderer bewährter Plan besteht darin, einen kleinen Einschnitt am Körper an der Stelle zu machen, wo die Ursache der Krankheit vermutet wird, und sie herauszusaugen. Die Produktion einer Schlange, eines Frosches, eines Insekts oder Ähnlichem ist häufig das Ergebnis. Eyebrecht erklärte feierlich, dass er einmal Augenzeuge einer solchen Operation an einer Frau bei Jonker gewesen sei. Als der Hexendoktor ankam, wurde ein Schaf getötet, und die Sehnen des Rückens wurden herausgeschnitten und zu einem kleinen Ball gerollt, den die Patientin schlucken musste, während der Rest des Tieres natürlich in den Magen des Zauberers wanderte. Ein paar Tage später kehrte der Zauberer zurück und schnitt einige kleine Löcher in den Unterleib der Patientin, woraufhin eine kleine Schlange entwich, dann eine Eidechse, worauf zahlreiche andere Tiere folgten.

Um ein Hexendoktor von Bedeutung zu werden, muss eine Person von jemandem unterwiesen werden, der bereits in den Mysterien der schwarzen Kunst bewandert ist. Er muss seine Lektionen damit beginnen, tierisches Gift zu schlucken, sich von giftigen Reptilien beißen zu lassen oder sich Gift in seinen Körper impfen zu lassen. Eine Mütze, ein Taschentuch oder irgendeine Art von Kleidung, die von einer solchen Person getragen wurde, bis sie vollkommen mit Schmutz gesättigt ist, gilt als das unfehlbarste Heilmittel für alle Arten von Krankheiten, Giftbissen usw. Im Notfall wird eine Ecke dieses Schatzes gewaschen, und das so erzeugte schmutzige Wasser wird dem Patienten, Tier oder Mensch, zu trinken gegeben. Der Häuptling Amral versicherte mir, dass er eine solche Mütze besitze, mit der er unzählige Heilungen bewirkt habe. „Sie bringt sicher Erleichterung", sagte er, „wenn nichts anderes mehr hilft." Die Hexendoktoren haben auch andere ekelhafte Methoden, um Heilungen zu bewirken.

Wie die meisten Stämme im südlichen Afrika haben die Namaquas großes Vertrauen in Amulette, die wie üblich aus den Zähnen und Krallen von Löwen, Hyänen und anderen wilden Tieren, Holzstücken, Knochen, getrocknetem Fleisch und Fett, Pflanzenwurzeln usw. bestehen.

Wenn ein Häuptling starb, war es früher üblich, den gesamten Stamm zusammenzurufen und zu Ehren dieses Anlasses ein großes Fest zu geben. Das Fett und alle erlesenen Teile der geschlachteten Tiere wurden für den Sohn des Verstorbenen aufbewahrt, der seinem Vater in der Häuptlingswürde nachfolgen sollte. Das rohe Fett wurde ihm auf das Haupt gelegt und so lange getragen, bis es getrocknet war; dann wurde es einer alten Frau übergeben, die es sorgfältig als ein hochgeschätztes Amulett aufbewahrte.

Während seiner Reisen im Großen Namaqua-Land wurde Sir James Alexander von den Eingeborenen erzählt, dass die Buschfrauen die Macht besäßen, ihre Gestalt in Löwen, Hyänen und andere Raubtiere zu verwandeln. Die folgende Legende veranschaulicht diesen Aberglauben:

> „Einst reiste ein gewisser Namaqua in Begleitung einer Buschfrau, die ein Kind auf dem Rücken trug. Sie waren schon ein Stück des Weges vorangekommen, als eine Herde wilder Pferde (Zebras) erschien. Da sagte der Mann zu der Frau: ‚Ich habe Hunger; und da ich weiß, dass du dich in einen Löwen verwandeln kannst, tue es jetzt und fang uns ein wildes Pferd, damit wir essen können.'
>
> Die Frau antwortete: ‚Du wirst Angst haben.'
>
> ‚Nein, nein', sagte der Mann. ‚Ich habe Angst davor, vor Hunger zu sterben, aber nicht vor dir.'
>
> Während er noch sprach, begann im Nacken der Frau Haar zu wachsen, ihre Nägel nahmen die Gestalt von Krallen an und ihre Züge veränderten sich. Sie setzte das Kind ab.
>
> Der Mann, erschreckt über die Verwandlung, kletterte auf einen nahegelegenen Baum, während die Frau ihn furchteinflößend anstarrte; sie ging beiseite, warf ihren fellernen Unterrock ab, und ein vollkommener Löwe stürzte hinaus in die Ebene. Er setzte über die Büsche und schlich auf die wilden Pferde zu; er sprang auf eines von ihnen, es stürzte, und der Löwe leckte sein Blut. Dann kam der Löwe dorthin zurück, wo das Kind weinte, und der Mann rief vom Baum herab: ‚Genug! Genug! Tu mir nichts weh. Lege deine Löwengestalt ab. Ich werde nie wieder verlangen, dies zu sehen.'

Der Löwe sah ihn an und knurrte. ‚Ich bleibe hier oben, bis ich sterbe', rief der Mann, ‚wenn du nicht wieder eine Frau wirst.' Die Mähne und der Schwanz begannen zu verschwinden, der Löwe ging zu dem Busch, wo der Unterrock lag: Er wurde übergestreift, und die Frau nahm in ihrer richtigen Gestalt das Kind auf. Der Mann stieg herab, aß vom Fleisch des Pferdes, bat die Frau aber nie wieder, Wild für ihn zu fangen."

Beim Tod einer Person wird ein Teil ihres Viehs geschlachtet (je reicher der Verstorbene, desto zahlreicher die Tiere) und ein Bankett für Verwandte und Freunde gegeben. Bei diesen Anlässen werden die armen Tiere erstickt. Normalerweise, wenn sie nur als Nahrung dienen sollen, werden die Tiere mit einem scharfen Schneidewerkzeug getötet. Das Fleisch wird nie roh gegessen und selten gebraten, sondern gewöhnlich gekocht serviert.

Die Vorstellungen eines Namaqua über die Entstehung und die Drehbewegung der Himmelskörper sind, wenn auch nicht sehr tiefgründig, so doch zweifellos sehr originell. „Die Sonne", so sagt ein unternehmungslustiger Reisender, „wird von einigen Bewohnern dieses finsteren Landes für einen Klumpen Fett gehalten, der allnächtlich ins Meer hinabsteigt, wo er vom Kapitän eines Schiffes der weißen Männer ergriffen wird; dieser schneidet ein Stück Talg ab, gibt dem Rest einen Tritt, woraufhin er wegspringt, unter den Wellen versinkt, unten herumwandert und dann im Osten wieder auftaucht."

Wenn ein Mann den Wunsch verspürt, in den Ehestand einzutreten, geht er zum Vater der Frau, auf die er seine Zuneigung gerichtet hat, und hält um ihre Hand an. Ist der Vater der Verbindung gewogen, gilt die Angelegenheit als erledigt. Ein Ochse oder eine Kuh wird dann vor der Tür des Hauses der Braut geschlachtet, und die Zeremonie ist beendet.

Polygamie wird ohne Einschränkung praktiziert. Wenn ein Mann seiner Frau überdrüssig wird, schickt er sie ohne Umstände in das Elternhaus zurück; und wie sehr sie (oder die Eltern) auch gegen ein so summarisches Verfahren Einspruch erheben mögen, es gibt kein Rechtsmittel. Witwen sind darauf angewiesen, allein zurechtzukommen.

Sie verwenden weder Wiegen noch beschneiden sie ihre Kinder, die sie angeblich auf folgende sonderbare Weise benennen: Kein Mann und keine Frau hat mehr als einen Namen, der auch nach der Heirat beibehalten wird. Wird eine Tochter geboren, übernimmt sie den Namen ihres Vaters, während ein Junge mit nur geringfügiger Änderung nach seiner Mutter benannt würde. Ich konnte den Grund dafür nie verstehen.

Noch im Gedächtnis der heutigen Generation herrschte der barbarische Brauch vor, alte und hinfällige Menschen fernab der Behausungen dem Verderben preiszugeben. Ein leichter Zaun wurde um den „lebendig Toten" errichtet, ein kleiner Vorrat an Wasser wurde ihm zur Seite gestellt, und dann wurde er seinem Schicksal überlassen. Herr Moffat sah während seiner Wanderungen im Namaqua-Land eine dieser Unglücklichen (eine Frau), und auf die Frage nach der Ursache ihres Verlassenseins antwortete sie: „Ich bin alt, wie du siehst, und nicht mehr fähig, ihnen zu dienen (sie bezog sich auf ihre erwachsenen Kinder). Wenn sie Wild töten, bin ich zu schwach, um beim Heimtragen des Fleisches zu helfen; ich bin unfähig, Holz zu sammeln, um Feuer zu machen; und ich kann ihre Kinder nicht mehr auf dem Rücken tragen, wie ich es früher tat."

Man kann sagen, dass die Namaquas langlebig sind, denn es ist bekannt, dass Einzelne das hohe Alter von neunzig oder sogar hundert Jahren erreichten. Dies ist umso bemerkenswerter, wenn man das überaus kärgliche Leben in Betracht zieht, das sie führen.

Die Namaquas haben einen sonderbaren Brauch, sowohl unter sich als auch Fremden gegenüber, der in der Adoption eines „Vaters“ und einer „Mutter“ besteht. Diese Praxis wird so weithin befolgt, dass nur wenige, die mit den verschiedenen Stämmen in Kontakt kommen, ihr entgehen können. Fast jeder europäische Händler besitzt in jedem Dorf, das er regelmäßig besucht, entweder einen sogenannten „Vater“ oder eine „Mutter“. Aber der Brauch ist – zumindest für den Reisenden – äußerst unbequem, denn er kann sich ziemlich sicher sein, dass er, sobald dieser nahe Verwandtschaftsgrad zwischen ihm und einem Namaqua hergestellt ist, nach einem Pferd oder einem Ochsen gefragt wird, oder vielleicht nach dem Rock auf seinem Rücken, den er pflichtgemäß an „Papa“ oder „Mama“ abzugeben hat. Der arme Sohn hat zwar ebenfalls das Privileg, alles zu verlangen, was sein Wohlgefallen erregt; aber da ein Eingeborener gewöhnlich dreister und zudringlicher ist als ein Europäer, ist das Geschäft in der Regel ein Verlustgeschäft für Letzteren.

Wenn zwei Namaquas miteinander sprechen und einer eine Geschichte erzählt, wiederholt der Zuhörer die letzten Worte des Sprechers, selbst wenn er genauso viel von der Sache weiß wie sein Informant. Wenn zum Beispiel ein Mann seinen Bericht mit den Worten beginnt: „Als ich am Fluss entlangging, stürzte plötzlich ein sehr großes Nashorn auf mich zu“, so hallt der Zuhörer wider: „Stürzte plötzlich auf mich zu.“ „Es war sehr fett“, fährt der Sprecher fort. „Sehr fett“, wirft der andere ein, und so weiter.

Die Namaquas schmücken ihre Personen gern überreich mit Messing, Eisen und Kupfer, vor allem aber mit kleinen Perlen verschiedener Farben. Eine Art schwarzer, matter Perlen, die sie selbst herstellen, wird besonders geschätzt. Es wird eine Menge Harz beschafft, das sie schmelzen und mit gepulverter Holzkohle mischen; während des Abkühlens wird es fleißig geknetet, bis es die Konsistenz von Gummi annimmt und in lange, schmale Stäbe ausgezogen wird. Dann wird es wieder vorsichtig über einem schwachen Feuer erhitzt, wobei kleine Stücke abgetrennt und zwischen den Fingern bearbeitet werden, bis sie die gewünschte Form annehmen. Ihre Perlenstickmuster sind keineswegs geschmacklos.

Diese Leute tätowieren sich und salben und besprengen ihre Körper mit einer Fülle von Fett und Pulvern. Letztere sind von verschiedener Art und werden hauptsächlich aus den Blättern von Pflanzen der Croton- und Diosma-Familien gewonnen. Diese Pulver werden von den Namaquas „Buku“ genannt und sind sehr geschätzt, insbesondere die Sorte, die südlich des Oranje-Flusses gewonnen wird und einen sehr angenehmen und aromatischen Duft hat.

Die einzigen Waffen der Namaquas der heutigen Zeit sind Gewehre. Ihre ursprünglichen Waffen, die aus Bogen und Pfeil, dem Assegai und einem riesigen Schild (hergestellt aus einer einzigen, gefalteten Ochsenhaut) bestanden, sieht man heute nur noch selten.

Die Namaquas sind ein überaus müßiggängerisches Volk. Man sieht sie tagelang in stumpfsinniger Untätigkeit in der Sonne liegen, oft fast vor Durst oder Hunger vergehend, obwohl sie es mit sehr wenig Anstrengung in ihrer Macht hätten, die Bedürfnisse der Natur zu stillen. Wenn man sie zur Arbeit drängt, hört man sie sagen: „Warum sollten wir den Würmern der Erde gleichen?“ Ein paar sieht man gelegentlich dabei, wie sie sich mit der Herstellung von ordentlichen kleinen Feldstühlen und der Reparatur von Gewehren beschäftigen, wofür sie eine gewisse Begabung besitzen. Jonker Afrikaner ist – es sei zu seiner Ehre gesagt – bei weitem der fleißigste Hottentotte, den ich bisher gesehen habe.

Sie lieben Vergnügungen über alles, insbesondere Musik und Tanz. Sie zeichnen sich jedoch nicht durch Anmut in ihren Bewegungen aus, noch besitzen sie jene

Geschicklichkeit und Gelenkigkeit, die die Ovambo-Damen – zum Nachteil unseres Seelenfriedens – beim Hofball von König Nangoro zeigten.

Sie verstehen und praktizieren die Kunst der Destillation von Spirituosen. Wenn eine bestimmte Art von Beeren mit süßem und angenehmem Geschmack reif ist, werden große Mengen gesammelt und in einem Hautbeutel zur Gärung gebracht. Wenn der Prozess ausreichend fortgeschritten ist, werden sie in einem großen Topf gekocht und der Dampf in ein anderes Gefäß geleitet, das mit einem alten Gewehrlauf damit verbunden ist. Man lässt die Flüssigkeit dann einige Tage ruhen; sie wird so stark und berauschend, dass ein oder zwei kleine Gläser ausreichen, um den Verstand eines jeden Mannes zu verwirren, der nicht daran gewöhnt ist. Ich habe gesehen, wie die Eingeborenen durch ihre Wirkung vollkommen wahnsinnig wurden.

Sie stellen auch eine Art Met her (ein Lieblingsgetränk der alten Nordmänner), das ein angenehmes und erfrischendes Getränk ist und, sofern nicht im Übermaß genossen, vergleichsweise harmlos bleibt.

Die Haustiere des Landes sind die Kuh, das Schaf, die Ziege und der Hund. Das Schaf wird von ihnen hoch geschätzt, so sehr, dass es zu einer Zeit (vor der Einführung des Tabaks) mehr geachtet wurde als alles andere – sogar mehr als Frauen! Die ursprüngliche Rasse der Namaqua-Rinder ist fast ausgestorben. Die südlichen Stämme besitzen sie noch, wenn auch mehr oder weniger vermischt mit jenen der Kolonie und des Damara-Landes. In Form und Größe kommen die Namaqua-Rinder der europäischen Rasse näher als derjenigen, die in den Ländern nördlich von ihnen heimisch ist. Sie sind von mäßiger Größe, sehr kompakt und haben kurze, aber kräftige Hörner (gewöhnlich nach innen gebogen) mit ziemlich großen Hufen.

KAPITEL XXVII.

Abreise vom Oranje-Fluss. – Ankunft in Komaggas. – Gartenbau und Landwirtschaft. – Der Autor bricht allein zum Kap auf. – Kolonie-Pferde. – Feindseligkeit der Buren gegenüber „Briten“. – Holländischer Gruß. – Der Autor muss wohl in Timbuktu gewesen sein, ob er will oder nicht. – Er kommt in Kapstadt an. – Macht eine jämmerliche Figur. – Geht mit ihm durch. – Ein Orangenfest. – Gespenstergeschichten. – Viehauktion. – Hans und John Allen gehen nach Australien. – Vorbereitungen für die Reise zum Ngami. – Abreise vom Kap.

Am 25. August verließen wir die unwirtlichen Ufer des Oranje-Flusses. Nach etwas mehr als einer Woche langsamer Reise durch öde und uninteressante Landstriche, die von einem tiefen, nachgiebigen Sandboden bedeckt waren und eine zwerghafte Vegetation trugen, kamen wir in Komaggas an, ebenfalls einer rheinischen Missionsstation. Der ehrwürdige Herr Schmelen amtierte hier einst.* Die Gemeinde besteht aus einer bunt gemischten Sammlung von Hottentotten und den Nachkommen anderer dunkelhäutiger Eingeborener.

Komaggas ist malerisch gelegen und gut mit Wasser versorgt. Der Gartenbau ist fast zur Perfektion gebracht; und trotz der Trockenheit der Atmosphäre wird in der Nachbarschaft erfolgreich Getreide angebaut. Tatsächlich wird mir berichtet, dass der beste Weizen im westlichen Teil der Kolonie hier wächst; aber sein Anbau ist mit viel Mühe verbunden, da er nur auf den Gipfeln der Hügel (die Feuchtigkeit länger halten als das Tiefland) angebaut werden kann, die sich nicht selten mehrere tausend Fuß über das Meer erheben.

Außer an der Station und an ein oder zwei anderen Stellen sind die ausgedehnten Ländereien spärlich bewässert und schlecht für die Weidewirtschaft geeignet. Während unseres Besuchs starben zahlreiche Rinder vor Hunger. Die Region ist zudem in manchen Jahreszeiten von Krankheiten befallen, die für Weidetiere tödlich sind, und diese Übel waren in den letzten Jahren von so verheerendem Charakter, dass sie das Vieh fast ausgerottet haben. In der Tat sind viele der Bastards und Hottentotten, die hauptsächlich diese Gegenden bewohnen und früher in großem Überfluss lebten, aus diesem Grund zum Bettelstab herabgekommen.

Ich entschloss mich nun, Hans zu verlassen und allein nach Kapstadt vorauszureisen, um Vorbereitungen für den Verkauf des Viehs und die geplante Expedition zum Ngami zu treffen. Da wir uns nun in einer Gegend befanden, in der Pferde zu bekommen waren, beschaffte ich ohne Verzug drei oder vier dieser Tiere, teils gegen Bargeld, teils gegen Vieh. Der Tauschkurs lag bei fünf bis zehn Ochsen je nach Qualität des Pferdes; oder, in Geld ausgedrückt, bei 100 Rixdollar (7 Pfund 10 Shilling). Ein erstklassiger Klepper konnte für 10 Pfund erworben werden, obwohl edle Pferde natürlich teurer waren.

Das Pferd der Kapkolonie ist ein wunderbares Tier. Es soll spanischer Abstammung sein, wurde aber in den letzten Jahren stark mit verschiedenen Rassen gekreuzt. Ohne Anspruch auf Schönheit ist es vielleicht unübertroffen in Gelehrigkeit, Genügsamkeit und Ausdauer. In acht Tagen (von denen einer der Ruhe gewidmet war) ritt ich in Begleitung eines Hottentotten-Dieners von der Nähe von Komaggas nach Kapstadt, eine Strecke von über vierhundert Meilen auf der Straße, was einen Durchschnitt von fünfzig Meilen pro Tag ergab. Bei einer späteren Gelegenheit erinnere ich mich, über neunzig Meilen in sehr hohem Tempo zurückgelegt zu haben, wobei ich nur ein- oder zweimal den Sattel für wenige Minuten abnahm. Und man bedenke, dass die Tiere jung, mangelhaft zugeritten, unbeschlagen waren und nie im Stall gefüttert worden waren.

Ein höchst auffallendes Beispiel für die außerordentliche Ausdauer der Kolonie-Pferde ereignete sich vor einigen Jahren im Großen Namaqua-Land. Das betreffende Tier gehörte einem Sohn des Hottentotten-Häuptlings Zwartbooi, der eines Tages während der Jagd in einem offenen Gelände auf ein Rudel von elf Giraffen stieß, die er sofort verfolgte und die er alle nacheinander einholte und erlegte. Doch die immense Anstrengung war zu viel für die tapfere Kreatur, deren Leben so geopfert wurde.

Dieses bemerkenswerte Pferd war im ganzen Großen Namaqua-Land wohlbekannt, und es heißt, es sei vor Aufregung ganz außer sich gewesen, wenn es ein wildes Tier erblickte. Es hörte erst auf zu verfolgen, wenn das Wild entweder getötet oder nicht mehr in Sicht war.

Die Kolonie-Pferde eignen sich mit ein wenig Training hervorragend sowohl für die Hetzjagd als auch für die Schussjagd. Man kann ihnen beibringen, stundenlang unbeweglich stehen zu bleiben, indem man lediglich die Zügel über den Kopf wirft und die Enden auf den Boden legt. Sie traben selten; das übliche Tempo ist ein Galopp und gelegentlich ein Passgang.

Es wurde schon so viel über die Kapkolonie, ihre stämmigen Buren, ihren Boden, ihre Erzeugnisse und so weiter gesagt und geschrieben, dass es überflüssig wäre, Weiteres hinzuzufügen. Es genüge, einige der bemerkenswertesten Vorfälle meiner Reise zu erwähnen.

Kurz nach dem Verlassen von Komaggas scheute mein Pferd – ein junger, halb ausgebildeter Hengst, der erst dreimal geritten worden war – und stürzte, sich auf die Hinterbeine aufbäumend, mit plötzlicher Gewalt auf den Rücken. Glücklicherweise war

der Boden weich und nachgiebig, und obwohl ich sein ganzes Gewicht für einige Sekunden aushalten musste, kam ich mit nichts Schlimmerem als einer tüchtigen Quetschung davon.

Nach dem Verlassen von Komaggas wurden die Gehöfte der Buren täglich zahlreicher. Als ich eines Morgens zu einem Haus ritt, um Brot und Mehl zu besorgen, wurde ich mit folgender höflichen Ansprache begrüßt: „Daar komt weder die verdoomde Engelsman"; das heißt: „Da kommt wieder der verdammte Engländer." Obwohl ich viel von der Abneigung gehört hatte, die diese Männer gegen alles Britische hegen, und von ihrer groben Sprache im Allgemeinen, hatte ich gewiss nicht erwartet, dass sie ihre Feindseligkeit so weit treiben würden. Ich ging direkt auf den Mann zu, der mich so angesprochen hatte, und sagte in so gutem Holländisch, wie ich aufbringen konnte: „Mein guter Freund, in meinem Land laden wir einen Fremden, wenn er uns die Ehre eines Besuchs erweist, noch bevor wir nach seinem Anliegen oder Namen fragen – geschweige denn ihn beschimpfen –, an unseren Tisch ein; und wenn er seinen Durst gelöscht und seinen Hunger gestillt hat, erkundigen wir uns vielleicht, woher er kommt oder wohin er geht"; und damit schwang ich mich in den Sattel. Der Kerl fühlte den Tadel deutlich, denn als ich den Kopf meines Pferdes abwandte, versuchte er mich zum Bleiben zu überreden; aber sein rüder Gruß hatte mir den Appetit gründlich verdorben.

In der Regel sind sie jedoch, obwohl häufig grob und barsch in ihrer Sprache und Unterhaltung, unbestreitbar gastfreundlich; und wenn man sich mit ihnen in ihrer eigenen Sprache unterhalten und sich ihren Sitten und Eigenheiten anpassen kann, sind sie ausgezeichnete Kerle, wie ich oft erfahren habe. Mit einigen ihrer Bräuche wird es dem Fremden dennoch schwerfallen, sich anzufreunden.

In diesen Gegenden spricht der holländische Bure einen Wanderer unweigerlich so an: „Guten Tag! Woher kommen Sie? Wohin gehen Sie? Sind Sie verheiratet? Wie viele Kinder haben Sie?" und so weiter. Sollten Sie so unglücklich sein, nicht in den Ehestand eingetreten zu sein, ist er über alle Maßen erstaunt und blickt mit etwas wie Verachtung auf Sie herab.

Wie die meisten Leute, die Anfänger in einer fremden Sprache sind, beging ich anfangs schlimme Fehler, und mancher Scherz und manches Lachen entstanden auf meine Kosten. Einmal kostete mich meine Ungeschicklichkeit gar ein Abendessen, das ich dringend nötig gehabt hätte, da ich im Laufe des Tages etwa fünfzig Meilen geritten war, ohne Nahrung irgendeiner Art zu mir zu nehmen. In der holländischen Sprache bedeutet „danken" eine direkte Ablehnung; da ich mir dessen jedoch nicht bewusst war, interpretierte ich es genau im umgekehrten Sinne als „Bitte sehr". So oft ich also das unheilvolle Wort wiederholte, so oft hatte ich die Kränkung, die dampfenden Schüsseln an mir vorbeiziehen zu sehen!

Als ich mich eines Nachmittags in einem gemütlichen Bauernhaus erfrischte, erkundigte sich der werte Gastgeber, von woher und wie weit ich gereist sei. Nachdem ich im Kopf eine grobe Kalkulation angestellt hatte, nannte ich ihm die ungefähre Entfernung. Kaum hatte ich das getan, schlug er die Hände zusammen und rief seiner Frau in höchstem Erstaunen zu: „Gerechter Himmel! Der Mann ist in Timbuktu gewesen!" „Nein, mein guter Freund, nicht ganz so weit", bemerkte ich. Aber er war zu sehr in die neuartige Vorstellung vertieft und fuhr, ohne auf mich zu achten, fort: „Ja, in der Tat, der Mann ist in Timbuktu gewesen." Ich erlaubte mir erneut einen Einwand, worauf sein Bruder, der ebenfalls anwesend war, ausrief: „Ja, Bruder, du hast recht. Timbuktu! Ah! Eh? Ja! Lass mich sehen, Timbuktu. Ah! Ich erinnere mich gelesen zu haben, dass es am Ende von Afrika liegt, an einem Ort, wo man nichts als Sand sieht." Nochmals versuchte ich es zu erklären, aber vergebens. Ob richtig oder falsch, ich musste in Timbuktu gewesen sein.

Ich wünschte mir heimlich, ich wäre dort gewesen. Da sie anscheinend mehr über meine Reisen wussten als ich, überließ ich es ihnen, den Wert der Reise zu diskutieren, und stürzte mich auf die Esswaren, die reichlich vor mir ausgebreitet worden waren, und ließ ihrer Gastfreundschaft volle Gerechtigkeit widerfahren.

Am 22. September erreichte ich Kapstadt, wo meine Erscheinung dem Pöbel nicht wenig Freude und Belustigung bereitete; man rief mir lustig nach: „Seht euch den Jockey an! Ha! Ha! Ha!“ Mein Anzug war in der Tat höchst malerisch. Eine alte englische Jagdkappe – ein Geschenk eines Freundes – zierte mein Haupt. Die gestreifte Jacke, die ich trug, nun von Sonne und Regen gut gebleicht, war so geschrumpft, dass sie nur noch wenige Zentimeter den Rücken hinunterreichte; und was die Ärmel betraf, so bedeckten sie gerade noch die Ellbogen, der Rest war an den „Wacht-een-bietje“-Büschen hängengeblieben. Meine Beinkleider, bestehend aus einer Maulwurfshaut-Hose (Moleskin), standen meiner Jacke in nichts nach, denn sie reichten kaum bis zu meinen Waden; und um das „Outfit“ zu vervollständigen, waren meine „Veld“-Schuhe aus ungegerbtem Leder und so sonnenverbrannt, dass sie Ziegelsteinen ähnelten. Und da Kapstadt zu jener Zeit weder mit einem „Moses and Son“ noch mit einem „Silver and Co.“ aufwarten konnte, war ich erst nach und nach und durch das Durchstöbern verschiedener Läden in der Lage, meine Kleidung umzugestalten.

Ich verlor keine Zeit damit, unser Vieh zu inserieren; und nachdem ich einen guten Auktionator gesichert und einige andere Vorkehrungen getroffen hatte, machte ich mich erneut auf den Weg, um zu meiner Gruppe zu stoßen.

Gerade als ich Kapstadt verließ, erschrak mein Pferd, das überaus scheu war, und stürmte in einem Tempo davon, das selbst John Gilpins durchgegangenem Ross den Rang abgelaufen hätte. Bei dem Versuch, es anzuhalten, brach das Gebiss (ein sehr massives), und augenblicklich war ich dem Tier ausgeliefert. Da ich mich in einer misslichen Lage befand und bestrebt war, das Rennen so kurz wie möglich zu halten, gab ich ihm ohne Zögern sowohl Sporen als auch Peitsche, und infolgedessen wurden Gräben, Mauern und Zäune in furchterregendem Tempo übersprungen und passiert, zur großen Gefahr für mich selbst und diejenigen, denen ich begegnete. Ich behaupte nicht, in der Reitkunst bewandert zu sein; meine Erfahrung als Reiter war sehr gering. Es kostete mich daher alle Mühe, im Sattel zu bleiben. Dennoch hatte ich das Glück, unversehrt davonzukommen, denn nach einer Weile war mein Ross erschöpft und hielt von selbst an.

Ich fand Hans bei guter Gesundheit vor. Die holländischen Buren hatten sich ein- oder zweimal rüde benommen, aber das herkulische Aussehen und die unabhängige Art des Dänen kühlten ihren Zorn schnell ab, und man ließ ihn unbehelligt passieren. Er erzählte seine Abenteuer mit anschaulicher Wirkung und kernigem Humor.

Orangen, die in diesen Gegenden sehr reichlich vorhanden sind, begannen zu reifen. Eines Tages äußerten einige unserer Damaras den Wunsch, die verlockende Frucht zu kosten, und mit einem Schilling ausgestattet, machten sie sich auf den Weg. Nach kurzer Zeit brachten sie nicht weniger als zweihundert Orangen zurück. Sie hatten jedoch kaum ein oder zwei Dutzend verspeist, als die Wirkung unwiderstehlich wurde. Der Säuregehalt der Frucht war zu dieser Jahreszeit so groß, dass sie mit der Wucht von Schießbaumwolle wirkte; und nachdem sie sich „ordentlich vollgeschlagen“ hatten, war ihr Magen so in Unordnung, dass sie mehrere Tage hintereinander keine Nahrung anrühren konnten. In der Tat waren sie von ihrer Orangen-Manie gründlich geheilt.

Am Biwakfeuer wurde ich oft mit Gespenstergeschichten unterhalten. John, unser Wagenführer, der fest an Erscheinungen zu glauben schien, war der Hauptdarsteller.

„Gespenster“, sagte er, „gibt es in Hülle und Fülle in und um die Gegend des Kaps. Manchmal erscheinen sie in Gestalt von Hunden; ein andermal in der von Menschen. Einmal kam ich spät in der Nacht von der Simons-Bucht, als die Ochsen plötzlich stehen blieben und beinahe direkt in den Busch gestürzt wären, hätte ich sie nicht schnell gewendet. In diesem Moment war nichts zu sehen; aber sogleich erschien ein großer weißer Hund mit einer Kette um den Hals. Er zog langsam an uns vorbei, ohne uns in irgendeiner Weise zu schaden, und schlug seinen Weg über eine Kreuzung ein, woraufhin wir unsere Reise fortsetzten. Ein andermal traf ich den ‚Spook‘ (Geist) in Form eines sehr großen schwarzen Mannes, begleitet von einem großen Hund derselben Farbe.

Häufig, wenn ich spät in der Nacht zum Platz meines Herrn zurückkehrte, habe ich schon von Weitem den ganzen Hof und das Wohnhaus prächtig beleuchtet gesehen, aber als ich an die Stelle kam, war alles verschwunden.

Zum Schutz des Gartens hatte mein Herr eine Hütte errichtet, in der nachts Männer schliefen. Nach einer Weile wurde der Ort jedoch so von Geistern heimgesucht, dass die Wächter flohen und schliefen, wo immer sie konnten im Busch. Die ‚Spooks‘ wurden ständig gesehen, wie sie Arm in Arm die Wege auf und ab flanierten und gelegentlich einen Blick ins Haus warfen.

In dunklen Nächten erschien manchmal ein Geist an der Spitze des Gespanns und führte die Ochsen – indem er den Riemen ergriff, der am Leitochsen befestigt war – von ihrem richtigen Weg ab, wobei ich mir des Vorgangs zu der Zeit völlig unbewusst war.

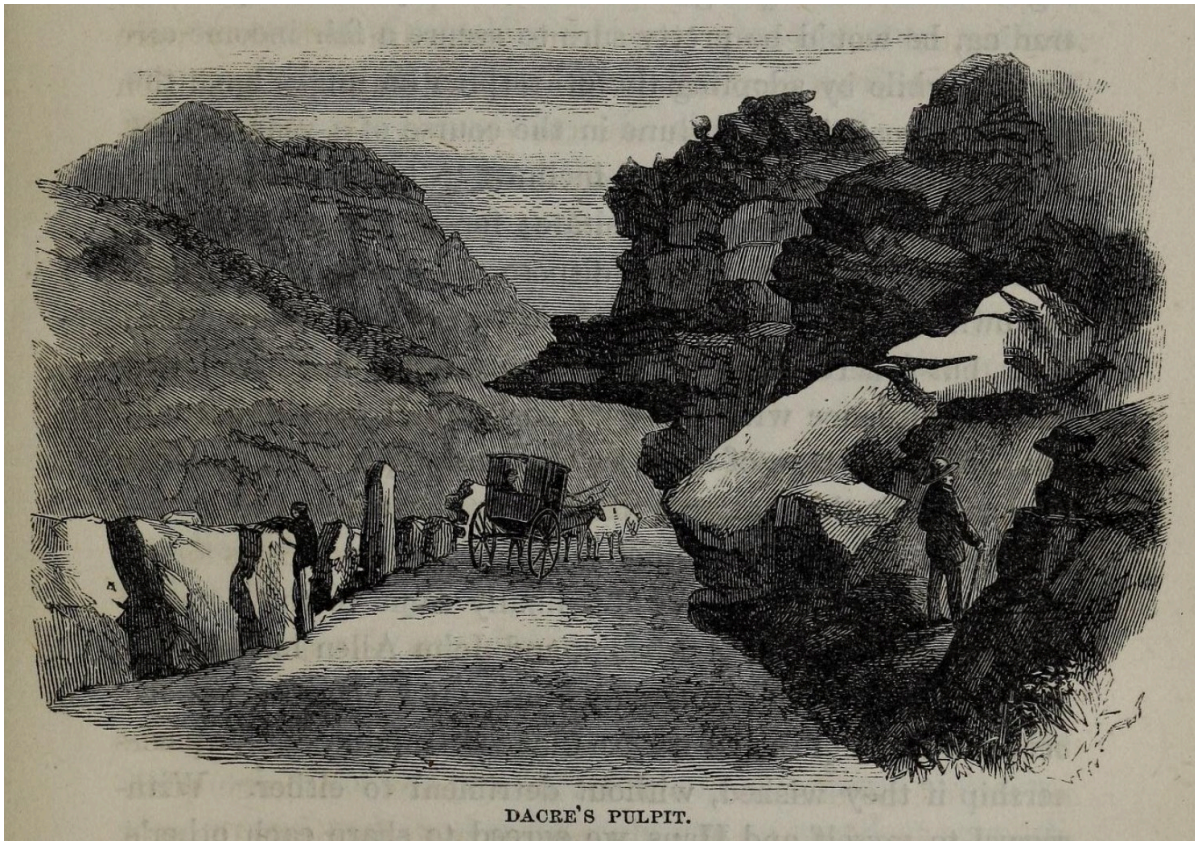
Wiederum hörte ich Wagen und Kutschen in flottem Tempo die Straße entlangkommen, und während ich Platz machte, damit sie passieren konnten, stellte ich zu meinem Erstaunen fest, dass die Fahrzeuge uns bereits weit voraus waren.“

Am 18. Oktober, als wir nur noch eine Tagesreise von Kapstadt entfernt waren, veräußerten wir unser Vieh durch öffentliche Versteigerung. Aufgrund der großen Entfernung, über die wir sie gebracht hatten, und der Knappheit an Weideland während des letzten Teils der Reise waren unsere Rinder sehr mager geworden; und obwohl sie an sich eine ausgezeichnete Herde waren, passte ihr mangelhafter Zustand weder dem Metzger noch dem Viehzüchter. In ihrem abgemagerten Zustand würde es in der Tat gut ein Jahr dauern, bis sie akklimatisiert und wieder aufgefettet wären, wobei in diesem Intervall – und bevor sie sich an die neue Weide gewöhnt hätten – wahrscheinlich viele sterben würden. Sie erlösten im Durchschnitt kaum 2 Pfund pro Stück. Die Kühe verkauften sich fast am besten; nicht wegen der Milch, die sie gaben – denn das war wenig oder nichts –, sondern einfach deshalb, weil sie, seltsamerweise, von einer eigentümlichen Krankheit (Harnzwang) ausgenommen waren, die die Ochsen in diesen Gegenden tötet. Die Buren sind infolgedessen gezwungen, Kühe für landwirtschaftliche Zwecke einzusetzen.

Es ist bei diesen Gelegenheiten üblich, den Käufern, die hauptsächlich aus holländischen Farmern bestehen, ein Bankett zu geben; und wenn bekannt ist, dass das Vieh schlachtreif ist, finden sich auch die Metzger der Metropole ein. Eine große Menge Wein gilt als notwendig, um den Verkauf zu erleichtern. Glücklicherweise ist diese Art von Wein sehr billig; und obwohl man vielleicht fünfzig bis einhundert Personen zwei Tage lang bewirten muss, übersteigen die Kosten für solche Feierlichkeiten selten sieben oder acht Pfund Sterling.

Da unsere Hände nun frei waren, war das erste Objekt, dem wir unsere Aufmerksamkeit zuwandten, die Sicherung eines Schiffes, das uns zurück zur Walfischbucht bringen sollte. Zufällig gab es gerade keines am Kap, aber uns wurde eines innerhalb eines bestimmten Zeitraums versprochen. In der Zwischenzeit beschäftigten wir uns mit den notwendigen Einkäufen usw.

Ich unternahm auch Ausflüge in die Umgebung. Unter anderem besuchte ich in Begleitung von Herrn Bain (dem angesehenen südafrikanischen Geologen) den berühmten Pass, der nach meinem gütigen Gastgeber „Bain's Kloof" benannt ist und durch den die Straße über die Drakenstein-Berge vom Dorf Wellington in den Distrikt Worcestershire führt. Die Vignettenzeichnung unten zeigt einen bestimmten Teil des Passes, der als „Dacre's Pulpit" (Dacres Kanzel) bezeichnet wird und aus dem Portfolio eines versierten Freundes in Kapstadt ausgewählt wurde.



DACRE'S PULPIT.

Wir hatten unsere Vorbereitungen beinahe abgeschlossen, als am Kap die Nachricht von den außerordentlichen Erfolgen auf den australischen Goldfeldern eintraf; und derselbe Wahn, wenn auch nicht ganz im selben Maße, der den Menschen auf der ganzen Welt den Kopf verdreht hatte, ergriff Besitz von den Einwohnern dieser Kolonie. Jedes verfügbare Schiff wurde für die „Diggings" aufgekauft oder gechartert. Ich begann ernsthaft zu befürchten, dass uns dies um das Fahrzeug bringen würde, das wir engagiert hatten. Tatsächlich verkaufte der Eigentümer es sogar, stellte uns aber glücklicherweise ein anderes zur Verfügung, wobei dieser Wechsel uns jedoch eine sehr große Verzögerung verursachte.

Obwohl der Verlust von Hans' Unterstützung zu diesem Zeitpunkt schmerzlich und unersetzlich gewesen wäre, hielt ich es für meine Pflicht, ihm die jeweiligen Vorteile zu erklären, die es mit sich brachte, bei mir zu bleiben oder nach Australien zu gehen. Wenn er dem Handel treu bliebe, könne er sich eines fairen Jahreseinkommens ziemlich sicher sein, während er bei dem anderen Plan die Chance hätte, im Laufe von ein oder zwei Jahren ein Vermögen zu machen. Ich drängte ihn, nicht zu zögern, falls er auch nur die geringste Neigung verspüre, sein Glück bei den „Diggings" zu versuchen; in diesem Fall

würde ich seine Waren in Obhut nehmen und sie so veräußern, als wären es meine eigenen. Hans wusste meine gut gemeinten Absichten offensichtlich zu schätzen, lehnte es jedoch großmütig ab, etwas zu tun, das nicht in strikter Übereinstimmung mit meinen eigenen Wünschen stünde. In seiner Position konnte ich ein solches Angebot jedoch nicht annehmen, sondern sagte ihm, er solle die Angelegenheit für sich allein gut überdenken und sich ganz von seiner eigenen Neigung leiten lassen.

Nach langem Zögern kam Hans schließlich zu dem Entschluss, nach Australien auszuwandern; und da auch John Allen den Wunsch geäußert hatte, ihn zu begleiten, setzte ich einen Vertrag zwischen ihnen auf, der so gestaltet war, dass sie ihre Partnerschaft auf Wunsch auflösen konnten, ohne dass einem von beiden ein Nachteil daraus entstünde. Was mich und Hans betraf, so vereinbarten wir, am Schicksal des jeweils anderen teilzuhaben, ob gut oder schlecht, wenn wir auch weit voneinander entfernt sein würden.

Nachdem die Angelegenheiten so weit geregelt waren, arrangierte ich sofort die Überfahrt der beiden Abenteurer, stattete sie mit einem Vorrat an allen für eine solche Expedition notwendigen Artikeln und mit fast einhundert Pfund Sterling in bar aus. Diese Änderung unserer ursprünglichen Pläne erwies sich für mich als große Unannehmlichkeit, da wir bereits jeden verfügbaren Schilling unseres kleinen Kapitals in die geplante Expedition zur Walfischbucht gesteckt hatten. Dennoch wurde alles erfolgreich geregelt, und Anfang Januar 1853 traten sie ihre Reise an.

So war ich wieder einmal allein. Ich konnte nicht umhin, über die Schwierigkeiten meiner Lage nachzudenken. Zwei der besten Männer, die vielleicht je afrikanischen Boden betreten hatten, mit denen ich Härten und Entbehrungen von nicht geringem Ausmaß geteilt hatte, hatten mich verlassen, um ihr Glück in fernen Gegenden zu suchen. Auf mir allein lastete nun die Aufgabe, über das gemeinsame Interesse von mir und Hans zu wachen und es zu fördern. Eine andere, nicht weniger dringliche Pflicht forderte meine Aufmerksamkeit, nämlich die Lösung des großen geographischen Problems – die Entdeckung einer Route von der Westküste zum Ngami-See.

Als ich einigen Freunden am Kap meine schwierige Lage schilderte, rieten sie mir kühl, meine Waren zu verkaufen und nach Europa zurückzukehren. Ich wandte mich mit Abscheu von diesem Vorschlag ab, der mich nur zu neuen Anstrengungen anspornte. Mein Mut stieg im Verhältnis zu den Schwierigkeiten.

Unmittelbar nach der Abreise von Hans und John Allen beeilte ich mich, meine eigenen Angelegenheiten zu regeln. Ich war mit allem leidlich gut versorgt, außer mit Dienern und Instrumenten für astronomische Beobachtungen. Nach langem Suchen und vielen Verhandlungen gelang es mir, einen sehr ordentlichen Satz Letzterer zusammenzustellen, bestehend aus einem großen, gut funktionierenden Sextanten, einem Taschensextanten für Winkelpeilungen, zwei künstlichen Horizonten (einer aus farbigem Spiegelglas in Messing gefasst mit Nivellierschrauben, ein anderer für Quecksilber), einem exzellenten Azimutkompass, ein oder zwei guten Taschenkompassen, drei Siedepunkt-Thermometern zur Bestimmung der Geländehöhen über dem Meeresspiegel, zwei Teleskopen – eines für die gewöhnliche Feldarbeit und das andere groß genug für Sternbedeckungen –, einer Chronometeruhr und zwei gewöhnlichen Uhren. Herr Maclear, der königliche Astronom am Kap, half mir freundlicherweise bei der Auswahl der meisten dieser Instrumente. Er gab sich zudem viel Mühe, sie zu justieren und mir ihren Gebrauch zu zeigen, obwohl ich fürchte, dass ich seine Geduld beinahe erschöpfte, da ich in dieser Hinsicht außerordentlich schwerfällig war. Aber ich vertraue darauf, dass das Ergebnis bewiesen hat, dass seine Mühe nicht ganz umsonst war.

Kurz nach unserer Ankunft am Kap hatte ich das Glück gehabt, mir die Dienste eines alten Bekannten zu sichern: Timbo, der wohlbehalten von St. Helena zurückgekehrt war, wo er Herrn Galton verlassen hatte. Er erwies sich für mich als unschätzbar. Seiner Obhut wurden meine Hunde und die eingeborenen Diener anvertraut, und unter seiner Leitung gediehen sie prächtig.

Ich hatte beabsichtigt, zwei oder drei Damaras mit Hans nach Australien zu schicken; aber eines Tages vor seiner Abreise kamen sie in großer Bedrängnis zu mir und sagten, sie wollten nicht weiter reisen, sondern wünschten, mit mir in ihr eigenes Land zurückzukehren. Wenn dies wirklich ihre Absicht war, wurde es meine Pflicht, ihnen diesen Wunsch zu erfüllen; aber ich konnte nicht umhin, mich ein wenig zu ärgern, denn da niemand außer Timbo ihre Sprache sprach, vermutete ich stark, dass er ihre Entscheidung beeinflusst hatte. Um die Tatsache festzustellen, rief ich ihn zu mir und sagte ihm meine Meinung; aber er bestritt den Vorwurf entschieden und fügte hinzu: „Angenommen, Herr, ich würde ein Pferd aus dem Stall im Kap nach Wynberg oder an einen anderen fremden Ort bringen und es dann sich selbst überlassen, sicherlich würde es dorthin zurückkehren, von wo es kam; und so ist es auch mit den Eingeborenen.“ Ich war beeindruckt von der Klugheit dieser Bemerkung und verlor kein Wort mehr darüber.

Timbo hatte sich von St. Helena aus eine Überfahrt auf dem Kriegsschiff *Birkenhead* gesichert, und auf der Reise lernte er einen englischen Jungen kennen, George Bonfield, sechzehn Jahre alt. Zwischen dem klugen Äthiopier und dem jugendlichen Sachsen entstand eine gegenseitige Zuneigung, und in kurzer Zeit war Ersterer das Mittel, um indirekt das Leben des Letzteren zu retten. Bei der Ankunft des Schiffes am Kap bat der Junge um die Erlaubnis an Land zu gehen, um die Gesellschaft seines dunkelhäutigen Freundes zu genießen. Dies wurde unter der Bedingung gewährt, dass er in der Simons-Bucht wieder zum Schiff stoßen sollte.

Während die unglückliche *Birkenhead* das südliche Ende Afrikas umrundete, lief sie auf Grund und ging bekanntlich mit fast der gesamten Besatzung unter.

Timbo kümmerte sich rührend um den Jungen, dessen Leben so gerettet worden war. Er schickte ihn zur Schule und besorgte ihm später eine Stelle bei einem Kaufmann in Kapstadt. Da ich feststellte, dass der Jüngling darauf brannte, mehr von der Welt zu sehen und seinen Wissensschatz zu erweitern, nahm ich ihn in meine Dienste. Er begleitete mich zum Großen See, und als ich im Laufe der Reise krank wurde und durch die von wilden Tieren zugefügten Wunden verkrüppelt war, linderten seine Anwesenheit und seine zärtliche Fürsorge mein Leiden erheblich.

Auf Timbos Empfehlung und weil er ein wenig Portugiesisch sprach, engagierte ich einen freigelassenen Sklaven aus Mosambik namens Louis; aber er entpuppte sich als der schmutzigste, faulste, lüsternste und unnützeste Mensch, der mir je begegnet ist. Gerade als ich ihn einstellen wollte, sagte er: „Natürlich gibt mir der Herr meine Wäsche zum Waschen und Bügeln.“ „Mein guter Freund“, erwiderte ich, „hat Timbo dir nicht erklärt, in was für ein Land wir gehen? Du musst deinen Glückssternen danken, wenn du genug Wasser bekommst, um dein Gesicht zu waschen, geschweige denn deine Kleider. Und falls du doch einmal genug für den letztgenannten Zweck erhalten solltest, wirst du sicherlich deine eigenen Kleider reinigen müssen. In der Wildnis ist nach einem alten Sprichwort ‚jeder Mann seine eigene Waschfrau‘.“

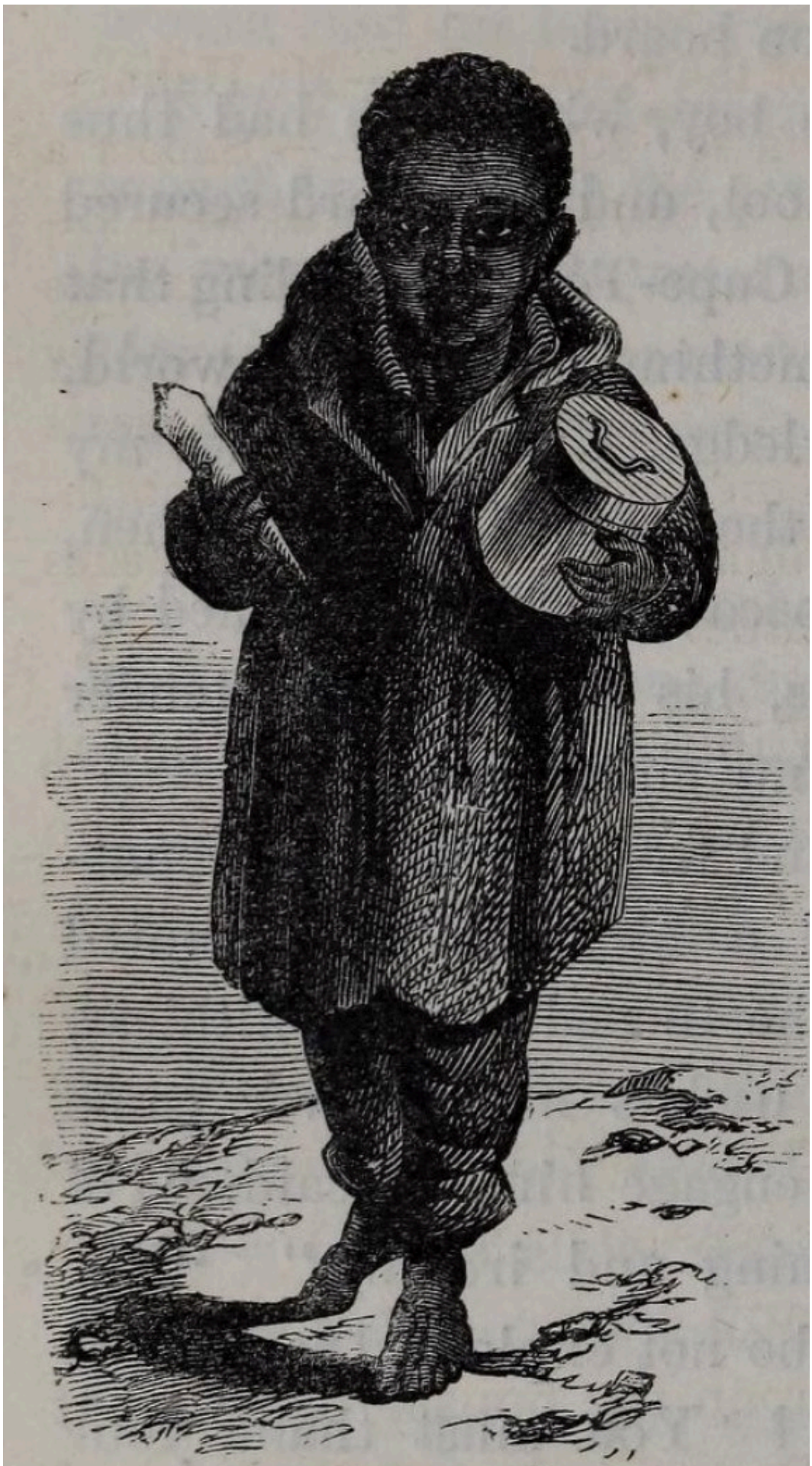
Ein junger Hottentotte, den ich als Wagenführer für die Reise engagierte, machte Schulden und mischte seine Karten so geschickt, dass ich erst am für unsere Abreise festgesetzten Tag davon erfuhr; da blieb natürlich keine Zeit mehr, nach einem anderen

Führer zu suchen, und mir blieb keine andere Wahl, als seine Verbindlichkeiten zu begleichen.

Der letzte meiner Diener, ebenfalls ein Hottentotte und Wagenführer, bekannt als „der alte Piet“, war jedoch ein ganz ausgezeichneter und wohlerzogener Mann. Er hatte zwar die Gewohnheit gehabt, sich zu betrinken, aber kaum war er aus dem Kap heraus, erwies er sich als hart arbeitender, ehrlicher und treuer Kerl und hat meinen Dienst seither nie verlassen.

Da ich erfuhr, dass ein Herr Reid, dessen Bekanntschaft ich im Großen Namaqua-Land gemacht hatte und der mir gegenüber sehr freundlich und aufmerksam gewesen war, als ich am Fieber darniederlag, im Begriff war, eine Handelsreise zur Walfischbucht zu unternehmen, griff ich gern die sich bietende Gelegenheit auf, die Kosten für ein Schiff zwischen uns zu teilen; dadurch wurde mir eine beträchtliche Summe erspart.

Endlich, nach vielen Schwierigkeiten und Verzögerungen, waren wir bereit; und am sechzehnten Januar, nachdem wir uns auf dem Schoner *Flying Fish* eingeschifft hatten, entfalteten wir unsere Segel und sagten Kapstadt Lebewohl, wo ich während eines zweiten Aufenthalts viel Freundlichkeit und Gastfreundschaft genossen hatte.



NEGRO-BOY.*

Der obige Holzschnitt ist das Porträt eines am Kap geborenen und aufgewachsenen Negerjungen. Er hat Gelegenheitsarbeiten verrichtet und kehrt nun mit den verschiedenen ihm anvertrauten Gegenständen nach Hause zurück.

KAPITEL XXVIII.

Ankunft in der Walfischbucht. – Gräueltaten der Namaquas. – Herr Hahn. – Seine Philanthropie. – Der Autor bricht nach Richterfeldt auf. – Erlegt einen Löwen. – Löwen ungewöhnlich zahlreich. – Piets Erlebnisse mit Löwen. – Der Löwe als Kirchgänger. – Barmen. – Eikhams. – Kamapyus tolles Treiben und die Folgen davon. – Kamapyu wird von anderen Pfeilen als denen Amors verwundet. – Der Autor besucht Cornelius; hier trifft er Amral und eine Gruppe von Griqua-Elefantenjägern. – Erreicht Rehoboth. – Tans-Berg. – Kupfererz. – Jonathan Afrika. – Ein Löwe speist eine Ziege. – Ein Löwe belagert das Vieh.

Wir hatten eine ausgezeichnete Überfahrt zur Walfischbucht und erreichten sie am 23. des Monats, in dem wir das Kap verlassen hatten. Am Nachmittag brachte ich die Pferde an Land, verlor aber beinahe das beste. Da das Halfter von seinem Kopf gerutscht war, hielt es direkt auf das Meer zu und war fast erschöpft, bevor wir es wieder sichern konnten. In derselben Nacht ritt ich hinüber nach Scheppmansdorf, aber die Dunkelheit war so tief, dass ich weder die Spur sehen noch Kurs halten konnte. Es war reinem Zufall zu verdanken, dass ich über das Haus stolperte, zur großen Überraschung meiner alten Freunde, der Familie Bam, die ich bei guter Gesundheit vorfand, wenngleich nicht so komfortabel untergebracht wie bei meinem letzten Besuch, da der Kuisip ihr Wohnhaus und die Nebengebäude weggerissen hatte.

Von dem würdigen Missionar erfuhr ich vieles, was mich sowohl erfreute als auch betrübte. Die Namaquas hatten wie üblich die Damaras geplündert und verbreiteten Tod und Verwüstung um sich her. Es galt nicht einmal mehr für Weiße als sicher, zu bleiben. Tatsächlich hatten die Namaquas Richterfeldt bereits angegriffen. Eines frühen Morgens erschien plötzlich eine Horde dieser Marodeure und trieb alles Vieh fort, das den Leuten der Station gehörte. Damit nicht zufrieden, feuerten sie mehrere Schüsse in das Wohnhaus ab, glücklicherweise jedoch ohne Wirkung. Frau Rath und die Kinder lagen wegen einer Augenkrankheit darnieder, und Herr Schöneberg, der am Tag zuvor eingetroffen war und sich infolge einer schweren Krankheit in einem sehr schwachen Zustand befand, war durch den plötzlichen und unerwarteten Überfall fast um seinen Verstand gebracht worden.

Als Herr Rath auf die Barbaren zuging, um ihnen ihr brutales Verhalten vorzuhalten, ergriffen sie ihn und peitschten ihn grausam aus. Einen Damara, der an seiner Seite stand, schossen sie tot. Infolge dieses Angriffs wurde täglich erwartet, dass die Herren Rath und Schöneberg ihre Stationen verlassen und auf den Platz von Herrn Bam umziehen würden.

Andererseits hörte ich, dass eine Gruppe von Betschuanen Jonker Afrikaner besucht hatte, und man vermutete, sie hätten die Kalahari-Wüste durchquert. Dies war eine erfreuliche Nachricht, denn wenn es diesen Eingeborenen möglich gewesen war, solche gefürchteten Regionen zu passieren, durfte auch ich demütig hoffen, dasselbe zu tun.

Bei meiner Rückkehr zur Bucht fand ich fast alle meine Waren und die meines Freundes, Herrn Reid, sicher gelandet, und mit Hilfe von Herrn Bams Ochsen wurde alles schnell zur Station befördert. Dies war kaum geschehen, als die ehrwürdigen Herren Kleinschmidt und Hahn vom Kap eintrafen. Letzterer war auf dem Weg nach Europa gewesen, um seine Familie zu besuchen und Vorkehrungen für die Erziehung seiner

Kinder zu treffen. Aber sein Herz blutete angesichts des elenden Zustands dieses finsteren Landes, und unter großen Opfern kehrte er zurück, um noch einmal zu versuchen, eine Versöhnung zwischen den Namaquas und den Damaras herbeizuführen.

Nächst der Liebe und Verehrung, die wir unserem Schöpfer schulden, muss die Liebe zu unseren Mitmenschen stehen. Diese göttliche Lehre ruft jene schönen Zeilen von Leigh Hunt in Erinnerung:

„Abou Ben Adhem (möge sein Stamm wachsen!)

Erwachte einst nachts aus tiefem Friedensschlaf

Und sah im Mondlicht seines Zimmers,

Das es reich machte wie eine blühende Lilie,

Einen Engel, der in ein goldenes Buch schrieb.

Übermächtiger Friede hatte Ben Adhem kühn gemacht,

Und zu der Erscheinung im Raum sagte er:

‚Was schreibst du?' Die Vision hob das Haupt

Und antwortete mit einem Blick voll süßer Eintracht:

‚Die Namen derer, die den Herrn lieben.'

‚Und ist meiner einer davon?' fragte Abou. ‚Nein, nicht doch',

Erwiderte der Engel. Abou sprach leiser,

Doch immer noch heiter und sagte: ‚Ich bitte dich dann,

Schreibe mich auf als einen, der seine Mitmenschen liebt.'

Der Engel schrieb und verschwand. In der nächsten Nacht

Kam er wieder mit einem großen, weckenden Licht

Und zeigte die Namen, die Gottes Liebe gesegnet;

Und siehe! Ben Adhems Name führte sie alle an."

Doch alle Anstrengungen und Mühen von Herrn Hahn waren vergeblich. Jonker war unerbittlich. Er sagte ihm rundheraus, es bestehe kein Bedarf an Missionaren, da sie selbst durchaus in der Lage seien, die Angelegenheiten des Landes zu regeln. Dies erwies sich als der Todesstoß für die Damara-Mission; denn obwohl die Herren Schöneberg und Rath ihre Arbeit noch einige Zeit fortsetzten, waren sie schließlich gezwungen aufzugeben.

Als ich im Vorjahr das Große Namaqua-Land verließ, hatte ich meinem Freund William Zwartbooi zwei Gespanne Wagenochsen zur Obhut übergeben, damit sie für Notfälle bereitstünden. Ich verlor nun keine Zeit, Leute auszusenden, um sie abzuholen; aber die Entfernung war groß, und ich konnte sie erst in einigen Wochen erwarten. Durch meine Vermittlung stellte Herr Bam Herrn Reid freundlicherweise eine ausreichende Anzahl an

ausgebildeten Ochsen für sein eigenes Fortkommen zu einem sehr mäßigen Preis zur Verfügung, was es ihm ermöglichte, fast ohne Verzögerung ins Innere aufzubrechen.

Während ich auf mein eigenes Vieh wartete, beschäftigte ich mich damit, mein Gepäck zu ordnen, Pläne für die Zukunft zu entwerfen, Naras zu essen und dann und wann mein Ross zu besteigen, um den Strauß zu jagen.

Am 9. Februar traf Herr Rath ein und schlug mir freundlicherweise vor, mir angesichts meines Dilemmas einige seiner Ochsen bis nach Barmen zur Verfügung zu stellen. Ich nahm das uneigennützige Angebot dankbar an, und nachdem ich vom Namaqua-Häuptling Jacob in Scheppmansdorf noch einige weitere Ochsen erhalten hatte, bereitete ich mich darauf vor, die Reise mit einem der Wagen zu beginnen, während der andere folgen sollte, sobald mein Vieh eintraf. Nachdem Rehoboth als Treffpunkt vereinbart worden war, brach ich auf.

Mein Weg führte mich, wie bei früheren Gelegenheiten, über Tineas, Onanis und Tjobis – Orte, die dem Leser wohlbekannt sind. Ich sah viel Wild, war aber zeitlich zu sehr unter Druck, um anzuhalten und zu schießen. Bis wir Richterfeldt erreichten, ereignete sich wenig oder gar nichts von Interesse. William und Bonfield stolperten eines Tages beim Umherstreifen in den Hügeln über einen Löwen; und da es das erste Mal war, dass sie die gefürchtete Bestie in ihrem natürlichen Zustand sahen, erstarrten sie fast vor Angst.

Auch ich hatte die Gelegenheit, eines dieser Tiere zu erlegen. Während ich eines Tages einige Spießböcke verfolgte, sprang unerwartet ein Löwe in einer Entfernung von vierzig oder fünfzig Schritten aus einem Busch. Das plötzliche Erscheinen der Bestie erschreckte mich ein wenig, aber ich war so oft bei meinen Versuchen, einen Schuss auf Löwen abzugeben, vereitelt worden, dass ich nur einen Moment zögerte. Als sich der Löwe umdrehte, um mich anzusehen, zielte ich ruhig auf seine Stirn und schoss, und wie es das Glück wollte, mit tödlicher Wirkung. Tatsächlich war mein Ziel so genau, dass es seinen Schädel fast in zwei Teile spaltete und ihn natürlich auf der Stelle tötete.

Meine Beute erwies sich als ein ausgewachsenes Männchen, aber sein Fell war so abgenutzt und zerfetzt, dass ich es nicht der Mühe wert hielt, es zu konservieren.

Löwen waren in diesem Jahr ungewöhnlich zahlreich und dreist gewesen. Herr Raths Wagenführer Piet, ein gewaltiger Nimrod, und seine zwei Pflegesöhne hatten im Laufe weniger Monate über zwanzig getötet. Und viele und wunderbare waren ihre Entkommen vor diesen Tieren.

Eines Nachts wurde der alte Mann durch ein eigentümliches Geräusch vor seiner Tür geweckt, die so konstruiert war, dass sie in zwei Teilen schloss. Der untere Teil war geschlossen, aber der obere war wegen der drückenden Luft offen geblieben. Piet nahm leise sein Gewehr und schlich sacht zur Tür, in der Erwartung, auf eine Hyäne zu treffen, da er wusste, dass eines dieser Tiere gewöhnlich die Zicklein belästigte, die er zur größeren Sicherheit gegen die Hauswand eingepfercht hatte. Sein Erstaunen war jedoch groß, als statt einer Hyäne ein Löwe vor ihm stand. Ohne seine Geistesgegenwart zu verlieren, stieß er die Mündung seines Gewehrs gegen den Kopf des Tieres und schoss ihm das Gehirn heraus.

Ein andermal: Als er eines Morgens in sehr schwachem Zustand dahinritt – er hatte sich gerade erst von einem schweren Fieber erholt –, stürzte plötzlich ein Löwe auf ihn zu. Der Ochse erschrak und warf den alten Mann ab. Einer seiner Füße verfing sich im Steigbügel; aber glücklicherweise rutschte der „Veld"-Schuh ab. „Ich weiß", sagte der erfahrene Jäger, „dass ich abgeworfen wurde und dass ich wieder auf die Beine kam, aber

auf welche Weise, ist mir bis heute ein völliges Rätsel. Ich rief, so laut meine schwache Stimme es zuließ, meinen Leuten zu, ein Gewehr zu bringen, während der Löwe immer näher und näher kam, bis er nur noch eine Armlänge entfernt stand. Ein- oder zweimal versuchte ich, meine Pistole oder mein Jagdmesser herauszuziehen, die ich, wie Sie wissen, gewöhnlich bei mir trage, aber in meiner Angst verfehlte ich sie. Meine Jacke lag direkt vor mir auf dem Boden, aber die Bestie hatte eine ihrer Tatzen darauf. Ich war jedoch verzweifelt, riss sie gewaltsam weg und schlug dem Löwen auf den Kopf, woraufhin er fletschte und schrecklich knurrte, und ich erwartete jeden Moment, dass er mich in Stücke reißen würde. In diesem Augenblick kam mein Damara, der glücklicherweise meine Notrufe gehört hatte, mit meinem Gewehr herbeigelaufen. Ich nahm dem Mann das Stück ab und feuerte auf den Löwen, der sich einige Schritte zurückgezogen hatte, wo er saß und mich ruhig ansah. Ich weiß nicht, ob ich ihn getroffen habe, denn infolge des plötzlichen Schreckens und meiner schwachen Verfassung fühlte ich mich sehr unsicher. Wie dem auch sei, es hatte jedenfalls die Wirkung, ihn zu verscheuchen, denn beim Knall des Gewehrs suchte er sofort Deckung."

Bei einer anderen Gelegenheit, als der Missionswagen auf dem Weg zur Walfischbucht war, sprang ein Löwe unerwartet mitten unter die schlafende Gruppe, die zu der Zeit an den Ufern des Kubakop-Flusses biwakierte. Einer von Piets Söhnen, der anwesend war, hob sein Gewehr vom Boden auf; aber um zu verhindern, dass der Tau es beschädigte, hatte er seine Weste um das Schloss gewickelt, und in der Eile war es ihm nicht möglich, das Kleidungsstück zu lösen. Als er jedoch merkte, dass der Löwe gerade im Begriff war, ihn zu packen, hielt er das Gewehr vor und feuerte blindlings ab, glücklicherweise jedoch mit tödlicher Wirkung.

Einmal fand ein Löwe seinen Weg in die Kirche von Richterfeldt! Als Alarm geschlagen wurde, eilten die Damaras, den Assegai in der Hand, zum Tatort, packten ihn an Schwanz und Ohren und schleiften ihn leibhaftig aus dem heiligen Gebäude. Das arme Tier starb tatsächlich vor Hunger und leistete nur sehr schwachen Widerstand. Ich habe sein Fell gesehen.

In Barmen war ich gezwungen, Herrn Raths Vieh zurückzulassen; aber mit der Hilfe von Herrn Hahns Wagenführer, der mir zu angemessenen Bedingungen ein halbes Dutzend erstklassiger Ochsen lieh, konnte ich meine Reise fortsetzen. Bei der Ankunft in Eikhams traf ich meinen Freund Reid, der beim Verkauf seines Warenbestands sehr erfolgreich gewesen war. Ich sah Jonker; aber obwohl er höflich und zuvorkommend war, hatte mich das ständige Brechen seines Wortes angewidert, und ich fühlte mich gezwungen, ihn mit großer Kühle und Reserve zu behandeln.

Bevor wir Eikhams verließen, ereignete sich ein Unfall, der ernst hätte enden können. Ein eingeborener Mischlingsjunge, den Eyebrecht mir zur Verfügung gestellt hatte, war der Anlass dazu. Obwohl ein kluger Junge, war er mit einem leidenschaftlichen Temperament geschlagen. Die Namaquas hatten ihn eine Zeit lang geneckt, als er plötzlich sein Klappmesser aufklappte und drohte, den nächsten Mann zu erstechen, ihm das tödliche Instrument jedoch schnell entwendet wurde. Sein Blut war jedoch in Wallung, und als er mein Gewehr an der Wand der alten Kirche lehnen sah, stürzte er darauf zu und war im Begriff, den Inhalt auf einen seiner Peiniger abzufeuern, als ich mich hastig zwischen die streitenden Parteien warf und glücklicherweise die Katastrophe verhinderte. Da ich nun überzeugt war, dass sich ein Sturm zusammenbraute, schob ich den Jungen schnell durch die Tür des Gebäudes und stellte mich entschlossen an den Eingang.

Obwohl die Namaquas nicht zögern würden, einen ihrer Sklaven wegen der geringsten Verfehlung zu erschießen, betrachten sie eine solche Tat seitens eines Angehörigen des unterworfenen Volkes gegen seinen Herrn als so abscheulich, dass sie den Jungen

zweifellos in Stücke gerissen hätten, wäre ich nicht anwesend gewesen. So wie es war, erhoben sie sich wie ein Mann und schworen, sie würden ihn umbringen. Der Junge wiederum zeigte keinerlei Anzeichen von Furcht, sondern schäumte vor Wut und hätte, hätte ich es zugelassen, ohne Zögern die ganze Gruppe angegriffen.

Als sie merkten, dass ich entschlossen war, sie um ihr Opfer zu bringen, richteten sie ihren Zorn gegen mich. Ich sagte ihnen ruhig, dass der Junge in meinen Diensten stünde und dass ich, wenn sie ihn in Ruhe ließen, die Angelegenheit ordnungsgemäß untersuchen und ihn, sollte ich ihn für schuldig befinden, streng bestrafen würde; wenn sie es jedoch vorzögen, das Gesetz in die eigene Hand zu nehmen, müssten sie auf die Folgen achten, denn sie würden nur über meinen Körper zu dem Jungen gelangen. Dies kühlte ihren Zorn etwas ab, und nach langem Verhandeln wurde die Angelegenheit schließlich friedlich beigelegt.

Derselbe Junge hat mich und sich selbst seitdem viele Male durch die Heftigkeit seines Temperaments in höchst kritische Situationen gebracht, und ich habe mich oft gewundert, dass er nicht getötet wurde. Schließlich erhielt er eine harte Lektion. Nachdem er eines Tages mit einigen Kalahari-Frauen kokettiert hatte, schickte ihn der empörte Ehemann oder Vater mit zwei vergifteten Pfeilen davon, von denen einer seine Nase durchbohrte und der andere seinen Arm durchdrang. Eine kurze Zeit lang litt er Qualen, kam aber mit dem Leben davon.

Abgesehen von seinem leidenschaftlichen Temperament war er ein ausgezeichneter Kerl – ehrlich, willig, zuvorkommend, fleißig, ausdauernd, aber vor allem ein unnachahmlicher „Fährtensucher“. In dieser Hinsicht übertraf er tatsächlich die Buschmänner. Manche mühsame Meile bin ich unter seiner fähigen Führung gewandert, und manches wilde Tier habe ich durch seine Hilfe erlegt. Auch seine Sehkraft war bemerkenswert. Ich bilde mir etwas auf meine Erfahrung als Waldläufer ein und war den Eingeborenen gewöhnlich gewachsen; aber dieser Junge schlug mich um Längen. Meine Männer nannten ihn Kamapyu – ein höchst passender Name, da er „heißes Wasser“ bedeutete. Ich war schließlich gezwungen, mich von ihm zu trennen, was ich mit erheblichem Bedauern tat. Ich belohnte seine Dienste, die sich für mich als unschätzbar erwiesen hatten, mit einer Vielzahl von Dingen, außerdem mit genügend Vieh, um ihm ein halbes Dutzend Ehefrauen zu kaufen – eine Erwerbung, die nach fleischlicher Nahrung die größte Seligkeit eines Wilden ist.

Nach meinem Aufbruch von Jonker richtete ich meine Schritte zu Cornelius. Als ich mich im vorigen Jahr von diesem Häuptling verabschiedete, versprach ich, sogleich mit einem Warenvorrat zurückzukehren, sofern er und sein Volk sich zufriedenstellend verhielten. Um Zeit zu sparen, sandte ich einen Boten voraus, um ihn von meiner Annäherung zu unterrichten und ihn zu bitten, seinen Stamm zusammenzurufen und sie zu drängen, solches Vieh mitzubringen, das sie veräußern wollten. Meinem Wunsch wurde entsprochen; denn als ich am Werft ankam, fand ich etwa zweihundert Stück Vieh vor, die auf mich warteten und die ich nach einigem Feilschen im Laufe von zwei Tagen erwarb. Ich hatte jedoch das Unglück, einen kleinen Teil dieser Anzahl zu verlieren, die nachts durch den Kraal brachen und von denen man nie wieder etwas hörte. Ich vermute stark, dass sie von den ursprünglichen Eigentümern gestohlen wurden. Ich hatte auch das Missgeschick, dass mir mein Teleskop verdorben wurde. Wahrscheinlich vom Glanz des Metalls beeindruckt, entnahmen die boshaften Namaqua-Jungen die Objektivlinse, die für sie keinerlei Nutzen haben konnte, außer als Schmuckstück.

Um diese Zeit starben zwei meiner Pferde an der „Pferdesterbe“. Eines blieb noch übrig, und obwohl es ein bemerkenswert schnelles Tier war, war es so scheu, dass es als Jagdpferd unbrauchbar war. Es war dasselbe, das mit mir in Kapstadt durchgegangen war.

Die Eingeborenen boten an, es zu einem hohen Preis zu kaufen, aber ich hatte mir in den Kopf gesetzt, dass ich eher riskieren würde, es durch die gefürchtete Krankheit zu verlieren, als ohne es zu reisen. Es erlebte jedoch noch den See, wo ich es schließlich veräußerte.

Einige Tage nach meiner Ankunft an Cornelius' Werft erschien mein alter Freund Amral. Er wurde von einer Gruppe von Griquas* begleitet, von denen ich viel Interessantes erfuhr.

In der Hoffnung, auf Elefanten zu treffen, hatten sie die Kalahari direkt von ihrem eigenen Land aus durchquert, aber große Entbehrungen erlitten; denn obwohl allem Anschein nach in der Regenzeit Wasser reichlich vorhanden sein musste, war die Wüste furchtbar trocken, als sie sie passierten. Sie waren zeitweise bis zu neun aufeinanderfolgende Tage ohne einen Tropfen Wasser gewesen, erhielten aber ihr eigenes Leben und das ihrer Vierbeiner, indem sie den wilden Kürbis aussaugten und aßen, der glücklicherweise die Einöde in großer Fülle bedeckte. Um die Bitterkeit des Saftes zu mildern, kochten oder rösteten sie die Frucht zuerst.

Die Gruppe, die aus nicht weniger als siebenundvierzig Wagen bestand, war bis auf wenige Tage an den Ngami-See vorgedrungen, aber da sie keine Elefanten fanden, traten sie den Rückweg an. Ein gewisser Teil des Landes, den sie besucht hatten, war von der „Tsetse" verseucht, durch deren giftige Bisse sie einige Rinder und Pferde verloren hatten. Auch die „Pferdesterbe" herrschte vor.

Ich engagierte als Betschuanen-Dolmetscher einen der Griquas, der den See auf der gewöhnlichen Route (über Kuruman) besucht hatte. Er sprach von den Bewohnern als höflich und gastfreundlich, warnte mich aber vor den holländischen Farmern, sollte ich auf solche treffen. Ich war mir ihrer schwierigen Veranlagung wohl bewusst, machte aber natürlich entsprechende Abstriche bei den Übertreibungen einer Person, die einer Nation angehört, die die geschworenen Feinde der Buren sind. Die Griquas meinten, dass der Ngami in neun Tagen von Tunobis aus erreicht werden könne (dem östlichsten Punkt, den Herr Galton vor etwa anderthalb Jahren erreicht hatte), und sagten, dass zwei oder drei Quellen an der Straße existierten.

Am 17. März befand ich mich in Rehoboth, nachdem ich in kaum mehr als einem Monat mit geliehenen Ochsen mehrere hundert Meilen Land durchquert und durch Tauschhandel etwa dreihundert Stück Vieh erworben hatte. Ich war ziemlich stolz auf diese Leistung. Meine anderen Wagen, denen ich befohlen hatte, die Kuisip-Route zu nehmen, waren noch nicht eingetroffen. Ich fühlte mich enttäuscht und konnte mir die Verzögerung nicht erklären, da ein Mangel an Ochsen nicht die Ursache sein konnte, da die Missionare mir freundlich und prompt mehr als ein Gespann geschickt hatten. Tatsächlich war Onesimus bereits mehrere Wochen vor meinem Eintreffen an der Station mit über vierzig gut ausgebildeten Tieren aufgebrochen, und ich begann zu befürchten, dass ihnen ein Unheil zugestoßen sei.

Während ich auf ihr Erscheinen wartete, beschäftigte ich mich damit, das Land zu kartieren und die Umgebung zu erkunden. Dicht an der Station erhoben sich einige auffällige Granitmassen (auf Herrn Galtons Karte irrtümlich als Kalkstein bezeichnet), durchsetzt mit großen Mengen an glitzerndem Quarz. Vom höchsten Gipfel aus bot sich mir ein schöner und weiter Blick auf das umliegende Land. Der wunderschöne Tafelberg von Tans, der von vielen Punkten aus sichtbar ist, hob sich scharf gegen den westlichen Horizont ab. Bei klarer Atmosphäre kann er in immenser Entfernung unterschieden werden. So ist er bei Onanis, vom Gipfel der „Wit-water"-Kette, bei Rehoboth und sogar weit südlich am Fish River zu erkennen.

Sir James Alexander bestieg auf seiner Reise von der Oranje-Fluss-Mündung zur Walfischbucht den Tans-Berg und schätzte seine Höhe auf etwa 4000 Fuß, sagt aber nicht, ob über der Ebene oder dem Meeresspiegel. Wie dem auch sei, ich halte keine der Schätzungen für korrekt. Herr Vollmer, der einmal unter großer Mühe mit seinem eigenen Wagen die Hochebene von Tans überquerte, informierte mich, dass seine Westseite, also die dem Kuisip zugewandte Seite, sehr steil und hoch ist, der östliche Hang jedoch allmählich abfällt und nicht sehr viel über die Ebene erhöht ist.

Die Felsen rund um Rehoboth sind stark mit Kupfer imprägniert, und gelegentlich werden Erzproben von sehr ergiebiger Qualität (vierzig bis neunzig Prozent) gefunden. Ich überreichte Herrn Reid mehrere Stücke und gab ihm die Erlaubnis, sie zu verwenden, wie er es für richtig hielt. Ich riet ihm jedoch, sie von Herrn Schmieterleuw analysieren zu lassen, von dem ich wusste, dass er ein aufrichtiger Mann war; aber er zog es vor, sie seinem eigenen Freund, Dr. G——, vorzulegen. Nach etwa einem Jahr Abwesenheit traf ich Herrn Reid wieder, und auf meine Frage, welchen Nutzen er aus dem Kupfer gezogen habe, das ich ihm gab, antwortete er: „Keinen einzigen. Dr. G—— erklärte die Proben für wertlos." Doch nicht lange danach ging er eine Partnerschaft mit einem gewissen Kaufmann ein, gestützt auf genau diese Proben. Soviel zur Freundschaft!

Kapitän Zwartboois Leute waren unter dem Vorwand, nach Quellen Ausschau zu halten, ins Damara-Land aufgebrochen; aber das Ergebnis bewies, dass es allein in der Absicht geschah, Vieh zu stehlen. Das Beispiel, das ihnen Jonker, Cornelius und andere gegeben hatten, war zu stark, um ihm länger zu widerstehen.

Eines Abends stellte sich Jonathan Afrika an der Station vor. Ich hatte diesen Mann, der von Betschuanen-Abstammung war, aber unter zivilisierten Menschen aufgewachsen war, bereits in Barmen gesehen. Einem klügeren Burschen bin ich nie begegnet. Er genoss im ganzen Land einen ausgezeichneten Ruf. Als er anfangs ankam, begleitete er den Händler Herrn M——, in dessen Diensten er viele Entbehrungen erlitt.

Jonathan, der bald darauf in meine Dienste trat, war ein Mann von großem Mut und ein ausgezeichneter Schütze. Er hatte manche Jagd mit seinem Freund Hans geteilt und zahlreiche Löwen in den Staub beißen lassen.

Bei einer Gelegenheit ritt Jonathan gemächlich dahin, als plötzlich ein kurzes Stück vor ihm ein prächtiger Löwe aus den Büschen stürzte. Er schwang sich schnell vom Ochsen, nahm die Verfolgung des Tieres auf und rief laut: „Nein, warte ein bisschen. Heute müssen wir in der Tat miteinander sprechen." Ob der Löwe dachte, er könne nicht entkommen, oder ob er seine Würde betroffen sah, will ich nicht mutmaßen; jedenfalls hielt er an, um seinen Verfolger anzusehen. Kaum jedoch hatte er den Kopf gewendet, drang eine wohlgezielte Kugel in eines seiner Augen ein und streckte ihn augenblicklich nieder.

Nachdem ich etwa eine Woche in Rehoboth gewartet hatte, hatte ich die Genugtuung, meine Männer und den Wagen wohlbehalten ankommen zu sehen. Die Ursache der Verzögerung war die Beschaffenheit der Straße gewesen, die zum größten Teil aus einer Abfolge von Sandrücken bestand, so schlimm wie die bei Scheppmansdorf. Die Ochsen waren gut und mehr als ausreichend, um die Arbeit zu verrichten; aber mangels Jochen konnten sie jeweils nur zwölf gleichzeitig einsetzen.

Die Männer waren auch viel von Löwen geplagt worden. In einer schönen Mondnacht, gerade als sie am Fuße eines kleinen Sandhügels ausgespannt hatten, erschien einer dieser Tiere unmittelbar darüber. Nachdem er sie einen Augenblick gemustert hatte, stürzte er sich unter die Ziegen, und bevor die Männer ihre Gewehre in Ordnung bringen konnten,

war er mit einem der Vierbeiner außer Reichweite. Ein andermal griff ein Löwe das Vieh an, als es auf der Weide war; dieses floh überstürzt in einen Engpass, wo es, da es keinen Ausweg fand, kehrtmachte und dem grimmigen Gegner entgegentrat. Die Bestie fürchtete offensichtlich den Wald aus starrenden Hörnern; denn nachdem sie am Eingang des Passes den besten Teil der Nacht auf und ab gelaufen war und Vieh und Männer durch ihr wildes Knurren in große Angst versetzt hatte, schlich sie sich gegen Morgen davon.

KAPITEL XXIX.

Absendung des Viehs zum Kap. – Schreckliches Gewitter. – Bäume vom Blitz getroffen. – Der Nosop-Fluss. – Ein Komet. – Der Autor fast vergiftet. – Einige der Männer laufen weg; sie kehren zu ihrer Pflicht zurück. – Babel-artige Sprachverwirrung. – Wild im Überfluss. – Autor erlegt eine Giraffe. – Begegnung mit Buschmännern. – Erfolgslose Elefantenjagd. – Leiden durch Hunger. – Tunobis. – Wild knapp. – Autor und Ross in der Falle. – Fallgruben. – Die Männer werden mürrisch. – Vorbereitungen für den Aufbruch von Tunobis. – Boshafte Packochsen. – Folgen übermäßiger Ermüdung. – Das Werk des Schakals. – Spuren von Elefanten. – Mehr Fallgruben. – Verlust des angelsächsischen Löwen und des schwedischen Kreuzes. – Erreichen Ghanze.

Am 1. April sandte ich mein Vieh (dreihundertsechzig Stück) unter der Obhut des alten Piet und Thomas Gibbons, Williams und zwei oder drei Damaras zum Kap. Der Erstgenannte war an eine große Ochsenherde gut gewöhnt und war der Einzige in der Gruppe, zu dem ich Vertrauen hatte. Unter solchen Umständen war es vielleicht natürlich, dass ich einige Befürchtungen hinsichtlich ihrer sicheren Ankunft hegte. Aber ich setzte mein Vertrauen in dieselbe Vorsehung, die bisher über den einsamen Fremden gewacht hatte, fest in der Überzeugung, dass alles, was mir oder meinem Eigentum widerfahren würde (beides war ich im Begriff, im Dienste der Menschlichkeit und Zivilisation zu riskieren), zum Besten sein würde.

Da ich aus Erfahrung fürchtete, dass Wagen nur eine Last sein und das Fortkommen behindern, wenn nicht gar den Erfolg meiner Expedition zum Ngami vereiteln würden, trennte ich mich von ihnen. Da ich jedoch wusste, dass die Straße bis nach Tunobis für Radfahrzeuge befahrbar war, lieh ich mir für diesen Zweck ein altes, ramponiertes Gefährt aus, in der Absicht, es mit Eyebrecht zurückzusenden. Von dort aus beabsichtigte ich, die Reise mit Pack- und Reitochsen fortzusetzen. Dies ist zwar der geeignetste Plan, setzt den Reisenden jedoch aufgrund der Unbill der Witterung und des sehr kleinen Vorrats an Proviant usw., der mitgeführt werden kann, großen Entbehrungen und Unannehmlichkeiten aus.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die Männer gut und willig gearbeitet; aber an dem Tag, an dem ich dem gastfreundlichen Missionsdach Lebewohl sagte (5. April), wurde Timbo mürrisch und äußerte den Wunsch, zum Kap zurückzukehren, wovon ich ihn nur mit einiger Mühe abbringen konnte. Es war das erste Mal, dass ich wirklichen Grund hatte, mit dem Mann unzufrieden zu sein, aber nicht das letzte Mal.

Vier Tage nachdem diese kleine Schwierigkeit überwunden war, begann es so gewaltig zu regnen, als ob wir eine zweite Sintflut bekämen. Drei Tage und ebenso viele Nächte lang goss es fast ohne Unterbrechung herab. Der biblische Ausdruck „Die Fenster des Himmels wurden geöffnet“ hätte hier in der Tat wahr geworden sein können. Während der letzten zwölf Stunden waren Donner und Blitz wahrlich furchterregend und betäubten und blendeten uns vollkommen. Schlag auf Schlag, Blitz auf Blitz folgten in rascher Folge, widergehallt und reflektiert von hundert Gipfeln. Bäume wurden durch die Gewalt des Windes kurz abgebrochen oder mit den Wurzeln ausgerissen.

„Die Wolken,

Aus manchem schaur'gen Riss, missgeboren gossen

Grimmigen Regen mit Blitz vermengt, Wasser mit Feuer

Im Verderben versöhnt; noch schliefen die Winde

In ihren steinernen Höhlen, sondern stürmten hinaus

Von den vier Angeln der Welt und fielen

) und die stämmigsten Eichen

Ihre steifen Nacken beugten, beladen mit stürmischem Hauch

Oder schier ausgerissen."

Das Zelt der Männer, das mit zahlreichen starken Riemen an der Seite des Wagens befestigt war, wurde im Ganzen weggeweht, und Menschen wie Tiere schwammen förmlich in der Sturzflut, die mit unwiderstehlicher Gewalt von den Hängen der Hügel herabstürzte und unseren Lagerplatz überschwemmte. Die armen Hunde jaulten vor Angst und Leid. Jeden Augenblick erwartete ich, dass der Wagen durch die Böe umstürzte oder, was noch schlimmer war, vom Blitz getroffen würde, da wir etwas unvorsichtig unter einem Kameldornbaum kampiert hatten, der einer der sichersten Blitzleiter ist. Tatsächlich findet man fast zwei Drittel der ausgewachsenen Bäume dieser Art vom elektrischen Fluidum zersplittert vor.

Diese Sintflut tränkte und versumpfte den Ort so vollkommen, dass wir zwei Tage lang, nachdem die Regenfälle aufgehört hatten, unfähig waren, uns fortzubewegen; und doch ist die Wirkung selbst solcher Gewitter, wie wir sie gerade erduldet hatten, so örtlich begrenzt, dass wir, nachdem wir ein oder zwei Tage weiter nach Osten gereist waren, beinahe vor Durst umkamen und die Vegetation vertrocknet und sonnverbrannt war!

Unsere Route führte durch ein Land, das in seinem Charakter demjenigen glich, das Herr Galton und ich etwa anderthalb Jahre zuvor auf unserer Reise nach Osten durchquert hatten, nämlich weite sandige Ebenen, reich bedeckt mit feinem Gras und Buschwerk, mit gelegentlichen Gruppen von Kameldornbäumen. Wasser war sehr knapp.

Nach der Anzahl der gebleichten Knochen von Nashörnern, Giraffen und anderen wilden Tieren, die umhergestreut lagen, war es offensichtlich, dass Wild in diesen Gegenden einst im Überfluss vorhanden gewesen war; aber die Einführung von Feuerwaffen unter den Namaquas hatte den Tieren entweder ein Ende bereitet oder sie in weniger bevölkerte Zufluchtsorte verscheucht. Mit Ausnahme von Hyänen und Schakalen waren Tiere von nennenswerter Größe selten.

In etwa vierzehn Tagen erreichten wir den Nosop-Fluss, nahe seinem Zusammenfluss mit dem Schwarzen Nosop. Die beiden Ströme fließen vereint unter dem gemeinsamen Namen Nosop weiter; und obwohl über den Lauf dieses Flusses drei Tage südlich von Wesley Vale nichts bekannt ist, glaubt man, dass er schließlich seinen Weg zum Oranje-Fluss findet. Tatsächlich bestärkt die Tatsache, dass in den Tümpeln bei Elephant Fountain Fische gefunden wurden, die jenen ähneln, die den Garieb (den Oranje) bewohnen, diese Vermutung.

Ich hatte Eyebrecht befohlen, mich am Nosop zu treffen, und ich fand ihn in Gesellschaft eines hübschen Griqua-Mädchens, das er nach der Mode der Namaquas geheiratet hatte. Die Verbindung versprach fruchtbar zu werden, denn das glückliche Paar war bereits mit einem Säugling gesegnet. Das Gesicht des braunhäutigen Ehemanns strahlte vor väterlichem Stolz und Zufriedenheit. Er lebte bei seinem Schwiegervater (Jan Zaal), einem großen Jäger, bei dem auch ich für kurze Zeit mein Quartier aufschlug. Die Leute waren außerordentlich freundlich zu mir und bemerkenswert sauber und ordentlich in all ihren häuslichen Belangen. Zudem genoss ich einen unbegrenzten Vorrat an süßer und saurer Milch, die mir beide sehr zusagten.

Während meines Aufenthalts am Nosop beobachtete ich mehrere Nächte lang einen bemerkenswerten Kometen. Am letzten Apriltag gegen acht Uhr abends, als er im Begriff war unterzugehen, befand er sich bei einer Breite von 23° S auf 298° des Kompasses.

Nachdem ich Klaas Zaal, den Sohn meines Gastgebers, engagiert hatte, mich als Wagenführer bis nach Tunobis zu begleiten, von wo aus er und Eyebrecht zurückkehren sollten, war ich am Nachmittag des 4. Mai wieder in Bewegung. Ein oder zwei Tage lang folgten wir dem rechten Ufer des Weißen Nosop und wechselten dann zum anderen Arm hinüber, wo wir, um den vor uns liegenden Weg zu erkunden, ein paar Tage rasteten.

Als ich eines Morgens auf der Suche nach Wild voranging, wurde ich sehr hungrig; und da ich eine einladende, bohnenartig aussehende Frucht bemerkte, aß ich gierig davon, was mich jedoch fast das Leben kostete. Ich wurde von Schwindel, Erbrechen und quälenden Schmerzen befallen und kam in einem schwankenden und verwirrten Zustand, völlig erschöpft, in unserem Lager an. Ich erfuhr dann, dass die Hülsenfrucht, die ich gegessen hatte, im rohen Zustand höchst schädlich war, aber gekocht nicht nur unbedenklich gegessen werden konnte, sondern sogar nahrhaft war.

Fast von meinem ersten Eintritt in das Land an, in dem Gedanken, dass ich eines Tages gezwungen sein könnte, von der Nahrung der Buschmänner zu leben, kostete ich eifrig von jeder Wurzel, Knolle, Beere usw., die wild im Lande wuchs, traf aber (mit Ausnahme des obigen Falls) immer die Vorsichtsmaßnahme, mich zuerst bei den Eingeborenen über deren Eigenschaften zu vergewissern. Ich zog Nutzen aus diesem Plan; denn wenn mir die gewöhnliche Nahrung ausging, konnte ich es zumindest bewerkstelligen, eine Zeit lang von dieser groben Kost zu existieren.

Als ich eines Tages von einer ermüdenden Jagd ins Lager zurückkehrte, fand ich heraus, dass alle meine Damaras weggelaufen waren. Ich war über die Maßen erstaunt und verärgert, denn der Großteil war lange in meinen Diensten gewesen und hatte sich als sehr treu erwiesen. Einer von ihnen hatte mir erst am Vortag gesagt, dass er mich niemals verlassen würde, es sei denn, ich vertriebe ihn gewaltsam, sondern mein Schicksal teilen würde, ob gut oder schlecht. Ich entdeckte bald, dass Timbo den Abfall verursacht hatte. Ich hatte ihn zum Aufseher über die Diener ernannt; aber da er eine dunkle Hautfarbe hatte, mochten die Damaras es nicht, von jemandem regiert zu werden, der ihnen selbst so sehr ähnelte.

Im ersten Zornesausbruch erklärte ich, ich würde ohne sie auskommen und sie bei meiner Rückkehr streng bestrafen. Ein Moment des Nachdenkens überzeugte mich jedoch, dass es sowohl um meinetwillen als auch als Beispiel für die übrigen Männer notwendig war, sie wenn möglich wieder zu ihrer Pflicht zurückzubringen. Eyebrecht wurde dementsprechend in diesem Auftrag ausgesandt. Nach mehreren Tagen Abwesenheit kehrte er mit den Ausreißern zurück, und da sie reumütig dreinschauten, hielt ich es für das Beste, das Vergehen stillschweigend zu übergehen und nichts weiter zu sagen.

In Twass, dem Hauptquartier von Lambert, Amrals ältestem Sohn – einem Häuptling von noch größerer Bedeutung als sein Vater –, schloss sich mir Piet an, der Griqua, der mich in der Eigenschaft eines Dolmetschers zum See begleiten sollte. Er beherrschte die Betschuanen-Sprache leidlich gut und sprach natürlich fließend Niederländisch. Onesimus verstand ebenfalls ein wenig von dieser Sprache und beherrschte das Damara und Namaqua vollkommen. Louis war ziemlich bewandert im Portugiesischen und in den verschiedenen Dialekten der Länder, die an die Siedlungen um den Kanal von Mosambik grenzen. Ich persönlich konnte mich in mehr als einer europäischen Sprache verständlich machen; und diese Babel-artige Verwirrung wurde durch Timbos Patois vervollständigt.

Im vorangegangenen Jahr, als unsere Schritte in dieselbe Richtung wie jetzt wiesen, reisten wir auf dem Kamm der niedrigen Hügelkette, die bei Twass ihren Anfang nimmt und sich nach Osten erstreckt. Wir waren damals auf Sattelochsen unterwegs; aber nach dem, was wir vom Land sahen, hielten wir es für fast unmöglich für Wagen. Ich beschloss daher, durch die Wälder am Fuße der fraglichen Hügel zu brechen oder entlang des Tals, das zwischen ihnen und einer anderen, in derselben Richtung verlaufenden Gebirgskette liegt. Der Boden erwies sich als außerordentlich weich und nachgiebig und die Büsche als hinderlich; dennoch war diese neue Route der anderen vorzuziehen.

Wir sahen viel Wild, hauptsächlich von der größeren Art; aber die Tiere waren vorsichtig, und ich schoss schlecht. Mein Pferd war so unruhig, dass es von geringem oder gar keinem Nutzen war. Seine Schnelligkeit war groß; es war jeder noch so flinken Antilope gewachsen; aber wenn ich von seinem Rücken aus feuerte, neigte es sehr dazu, zur Seite zu springen. Wenn sein Reiter in solchen Momenten nicht auf der Hut war, standen die Chancen gut, dass er abgeworfen wurde. Eines Tages bat Eyebrecht inständig darum, sein Glück an den Giraffen versuchen zu dürfen, die in dieser Gegend reichlich vorhanden waren. Seiner Bitte wurde entsprochen, und ich lieh ihm mein Pferd, obwohl wir wohl wussten, was das Ergebnis sein würde. Nach fast einem ganzen Tag Abwesenheit kehrte er zurück, woraufhin ihn die Männer mit Gelächter begrüßten, da seine Erscheinung nur zu deutlich auf sein Unglück hinwies. Aber trotz seines geröteten Gesichts und seiner zerrissenen und verschmutzten Kleidung bestritt er standhaft, abgeworfen worden zu sein. Es fügte sich jedoch so, dass wir am nächsten Tag an einer Stelle vorbeikamen, wo er eine Herde Giraffen gejagt hatte und wo wir deutlich die Spuren sehen konnten, wie das verschreckte Pferd Eyebrecht eine beträchtliche Strecke über den Boden geschleift hatte.

Bei der Ankunft im Elephant Kloof hatten wir besseren Erfolg. Meine erste Beute bestand aus einer prächtigen Giraffe, die beim ersten Schuss tot umfiel – der einzige Fall, an den ich mich erinnerte, in dem dieses Tier sofort mit einer einzigen Kugel getötet wurde. Ich habe weder davor noch danach (mit Ausnahme vielleicht einer Elefantenkuh) ein so fettes Tier gesehen. Das Fleisch war köstlich, und ich dachte, meine Männer würden sich durch Überfressen umbringen. Tatsächlich wurde Bonfield ernsthaft krank und war eine ganze Woche lang unfähig, Nahrung irgendeiner Art zu sich zu nehmen, nicht einmal Kaffee. Alles, was er zu schlucken versuchte, wurde augenblicklich wieder von sich gegeben. Eine Zeit lang wurde ich um seine Sicherheit besorgt. Auch mein Griqua-Führer fühlte sich unwohl, weil er sich zu reichlich an einem fettigen Strauß gütlich getan hatte.

Mitten aus dem Überfluss wurden wir, oder vielmehr wurde ich, bald in das andere Extrem versetzt. Auf halbem Weg nach Otjombinde trafen wir auf einige Buschmänner, die mich überredeten, auf die Suche nach Elefanten zu gehen, die es, wie sie sagten, in nicht großer Entfernung im Überfluss gäbe. Man könne den Ort, den sie besuchten, aufsuchen und noch am selben Tag zurückkehren. Nachdem ich hastig einige Vorkehrungen getroffen hatte, brach ich auf, aber da ich mich törichterweise auf ihre Angaben verließ, versah ich mich nur mit einem kleinen Stück rohem Fleisch, das ich nach

einer Weile, in der festen Erwartung einer schnellen und erfolgreichen Rückkehr, den halb verhungerten „Kindern der Wüste“ gab. Ich hatte mich jedoch gewaltig verrechnet, denn anstatt dass es nur wenige Stunden bis zu dem besagten Wasser waren, reisten wir einen ganzen Tag in flottem Tempo, bevor wir unser Ziel erreichten.

Wir befanden uns nun am Anfang der kalten Jahreszeit, und die Nächte hatten bereits eine sehr niedrige Temperatur erreicht. Der Tag war drückend heiß gewesen, wir waren schnell gereist, und in der Eile war ich ohne meinen Mantel aufgebrochen. Als der Abend hereinbrach, fühlte ich eine tödliche Kälte über mich kommen, und obwohl wir Brennholz fanden, hielt ich es für notwendig, mit so wenig Feuer wie möglich auszukommen, aus Angst, die Elefanten zu erschrecken, sollten sie erscheinen. Indem ich meinen Kopf in einen Busch steckte und den Rest meines Körpers auf so kleinem Raum wie möglich zusammenkauerte, verbrachte ich eine lange und ungemütliche Nacht.

Bei Tagesanbruch waren wir auf den Beinen. Als wir am Wasser ankamen, das nicht weit von unserem Nachtlager entfernt war, hatten wir die Genugtuung, frische Spuren von Elefanten zu entdecken, aber von der Herde, die den Ort besucht hatte, war nur ein Bulle dabei. Seine Spuren wurden natürlich vor den übrigen ausgewählt, aber obwohl wir ihnen beharrlich bis fast zum Sonnenuntergang folgten, erwiesen sich alle unsere Bemühungen, das Tier einzuholen, als vergeblich.

Hungrig, entmutigt und erschöpft kehrten wir zu unserem Biwak zurück, wo wir eine weitere, noch trostlosere Nacht verbrachten. Zwei Tage waren nun vergangen, ohne dass ich einen Bissen Nahrung zu mir genommen hatte, und ich erhielt auch keine, bis ich am Ende des dritten Tages wieder bei meinen eigenen Leuten ankam.

Während der letzten zwölf Stunden, das gestehe ich offen, war ich fast heißhungrig genug, um meine Schuhsohlen zu essen, und wahrscheinlich hätte ich es getan, wenn Zeit und Gelegenheit es erlaubt hätten, sie zu einem Gelee einzukochen. Entgegen der Gewohnheit war das Feld, das wir durchquert hatten, bar jeder Esswaren jeglicher Art. Einmal erblickte ich zwar eine kleine Antilope, aber das Tier schien unser Leid nur zu verspotten, denn bevor ich meine Waffe anlegen konnte, verschwand es. Als ich sah, wie die Buschmänner versuchten, ihren Hunger mit einer bitteren, holzigen Substanz zu stillen, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, sie zu kosten, obwohl ich vor den Folgen gewarnt worden war; aber kaum hatte ich den ersten Bissen gekaut, wurde ich von quälender Übelkeit und Unwohlsein befallen.

Aufgrund unseres großen Erfolges bei einer früheren Gelegenheit in Tunobis erwartete ich, bei meiner Ankunft dort volle Beschäftigung für mein Gewehr zu finden. Aber ach! Jetzt, da wir so dringend tierische Nahrung benötigten, war kein wildes Tier zu sehen. Zuerst könnte man fast zu der Annahme verleitet werden, dass die erstaunliche Anzahl von Tieren, die sich hier vor weniger als zwei Jahren versammelt hatte, entweder getötet oder ganz aus der Gegend vertrieben worden sein müsse; aber dies war nicht der Fall. Wasser war immer noch in den Vleys und Tümpeln in einiger Entfernung zu finden, und solange diese nicht erschöpft waren, suchten wilde Tiere kaum einen Ort auf, an dem sie ständiger Verfolgung ausgesetzt waren.

Ein oder zwei Nashörner besuchten jedoch gelegentlich die Quellen, wie aus ihren Spuren hervorging. Diese beschloss ich zu beobachten, während ich meine Männer über das angrenzende Land auf der Suche nach Wild verteilte. Eines Nachts kam ein riesiges Tier herangewatschelt, aber obwohl ich eine Kugel in seinem Körper platzierte, war es vergeblich. Die Männer waren ebenso erfolglos und kehrten nach mehreren Tagen Abwesenheit halb verhungert und folglich so gierig wie Wölfe zurück. Sie waren mehreren Nashörnern, Zebras usw. begegnet, aber sie hatten die armen Tiere nur

verwundet oder verstümmelt. Es schien, als sei jedes Gewehr, meines eingeschlossen, verhext.

Tunobis war, wie auf den vorangegangenen Seiten oft erwähnt, der am weitesten östlich gelegene Punkt, den Galton und ich auf unserer Reise zum Ngami erreicht hatten. Jeder Zoll Boden vor uns war nun zumindest für Europäer unbekannt. Die Buschmänner hatten uns zwar einige Informationen geliefert, aber diese waren entweder zu vage, um sich darauf zu verlassen, oder nicht auf den Kurs anwendbar, den ich einzuschlagen gedachte. Da ich die Lage des Sees annähernd kannte, war ich bestrebt, eine so gerade Linie wie möglich zu nehmen; aber als ich die wenigen Eingeborenen hierabouts konsultierte, erklärten sie, dass es die sichere Vernichtung für mich und mein Vieh wäre, wenn ich dies täte, da das „Feld" in dieser Richtung eine heulende Wildnis sei, völlig ohne Wasser. Wenn ich jedoch einige Etappen nach Süden entlang des sandigen und trockenen Wasserlaufs des Otjombinde reiste, würde ich, wie sie sagten, kein Risiko eingehen. Ich war völlig im Unklaren darüber, wie weit ich mich auf ihre Informationen verlassen konnte; aber Piet, der Dolmetscher, der die Kalahari zu Beginn der Regenzeit durchquert hatte und ihre Geschichte bestätigte, zögerte ich nicht länger, ihrem Rat zu folgen.

Bevor wir Tunobis endgültig verließen, ereignete sich ein Vorfall, der meine Laufbahn in dieser Welt beinahe beendet hätte. Als ich eines Tages im Bett des Flusses Otjombinde galoppierte, um seinen Lauf festzustellen, fand ich mich plötzlich am äußersten Rand einer Fallgrube wieder! Aber es war zu spät, denn in dem Moment, als ich mein Pferd zügeln wollte, stürzten wir beide zusammen mit einem furchtbaren Krachen durch das leichte Geflecht aus Stöcken und Gras, das sie bedeckte, auf den Boden des Abgrunds, der nicht weniger als zehn Fuß tief gewesen sein konnte, glücklicherweise jedoch, ohne dass einer von uns sich das Genick brach.

Diese Fallgrube war speziell für die Giraffe gedacht, die hier in der Nähe reichlich vorhanden war, und war ganz anders konstruiert als jene, die für Elefanten, Nashörner und andere große Tiere verwendet werden; denn anstatt eines einzelnen Hohlraums war sie in zwei Kammern unterteilt, die durch eine Erdwand voneinander getrennt waren. Obwohl ich zuvor nie die Bedeutung dieser besonderen Anordnung gekannt hatte, wurde sie mir bald erklärt. Mein Pferd, das sich einigermaßen von seinem Schrecken und der betäubenden Wirkung des Sturzes erholt hatte, stürzte heftig vorwärts und versuchte, die besagte Wand zu überspringen; aber es gelangte nur mit den Vorderbeinen darüber, und die Tiefe des Lochs verhinderte, dass es den Boden entweder mit den Vorder- oder Hinterfüßen berührte; sein ganzes Gewicht ruhte auf seinem Bauch, und so zwischen Erde und Himmel schwebend, wurde es völlig hilflos.

Da ich sah, dass das arme Tier in dieser Lage unmöglich lange leben konnte und ich zu weit vom Lager entfernt war, um Hilfe zu holen, sprang ich ohne Zögern zurück in die Grube, aus der ich mich gerade befreit hatte, und stemmte meine Schultern unter seine Brust (meine Füße gegen die Seite der Grube gestützt, um eine bessere Hebelwirkung zu erzielen). Ich bot meine ganze Kraft auf und es gelang mir, es zurück in die Kammer zu schieben, in der es ursprünglich gelandet war. Als ich merkte, dass es den Sprung wiederholen wollte, packte ich den Zaum mit der linken Hand und drückte seinen Kopf gewaltsam nieder, während ich mit der rechten Hand und mithilfe eines Stocks, den ich aufhob, die Erde auf einer Seite der Grube wegkratzte, sodass sie in gewissem Maße zu einer schiefen Ebene wurde; mit meinen Füßen ebnete ich die Wand zudem so weit ein, dass sie eine Art Plattform bildete. Nachdem diese Angelegenheit geregelt war, legte ich mich auf den Rücken am Rand der Grube und zog kräftig am Zaum. Das Pferd verstand mich, denn mit einem heftigen Ruck seines Körpers sprang es auf die Plattform und als Nächstes auf die schiefe Ebene, wo es für einen Moment fast das Gleichgewicht verlor, aber schließlich erfolgreich den Abgrund hinter sich ließ.

Das arme Tier war sich der Gefahr, der es entronnen war, so bewusst, dass es, als es sich auf festem Boden befand, ein wildes, halb unterdrücktes Wiehern oder vielmehr einen Schrei ausstieß und noch mehrere Minuten lang heftig zitterte. Bei der Untersuchung stellte ich fest, dass es keinen weiteren Schaden erlitten hatte als den Verlust einiger Zentimeter Haut und einer Menge Haare.

PITFALLS.

Q

Was mich betrifft, so kam ich mit einer heftigen Halsverrenkung davon, die mich einige Tage lang leicht beeinträchtigte.

Fast alle Stämme des südlichen Afrikas machen sich Fallgruben (oft in gigantischem Ausmaß) zunutze, um Wild zu fangen. Diese Fallen, oder vielmehr diese Linien von Fallgruben, sind entweder in Form von sehr stumpfen Dreiecken konstruiert – an der Basis offen und allmählich zu einer Spitze zulaufend, wo eine ein-, zwei- oder dreifache Reihe von Gruben gegraben ist, in die das Wild durch Geschrei oder Gebrüll getrieben wird –, oder sie sind halbmondförmig angelegt, oft meilenweit in ihrer Ausdehnung. Gewöhnlich sperren sie ein Tal oder einen Engpass ab, wobei alle fünfzig oder hundert Schritte Gruben liegen, die kunstvoll mit Gras, Sand usw. getarnt sind. Die Zwischenräume werden mit starken Palisaden bepflanzt und ausgefüllt, die eng mit Zweigen und Ästen von Dornbäumen verflochten sind.

Die Berg-Damaras sind bemerkenswert für die Ausdauer und den Fleiß, den sie beim Bau von Wildgruben an den Tag legen. Da es an geeignetem Werkzeug mangelt, müssen die Bäume zuerst niedergebrannt und dann auf den Schultern der Männer an ihren Bestimmungsort getragen werden. Wenn man bedenkt, dass diese Aufgabe häufig in den trockensten Gebieten ausgeführt wird – den Revieren von Spießbock, Elenantilope, Kudu und anderen Bewohnern der Wildnis, die in der Lage sind, lange Zeiträume mehr oder weniger ohne Wasser zu existieren –, lässt sich der Aufwand und die Ermüdung dieses Prozesses leicht vorstellen.

Beim Zählen meiner Gepäckstücke stellte ich fest, dass mindestens neun oder zehn Ochsen erforderlich sein würden, um sie zu tragen, zusätzlich zu jenen, die für mich und meine Männer als Reittiere nötig waren. Fast all mein Vieh war jung und nur halb zugeritten, und es blieb kaum Zeit für ein weiteres Training. Um mir Unannehmlichkeiten zu ersparen, war ich geneigt, mit dem alten Wagen weiterzuziehen, doch aus mehr als einem Grund wurde diese Idee schnell wieder verworfen. Ich arbeitete Tag und Nacht, wurde jedoch sehr geplagt. Durch Unachtsamkeit wurde es den Hyänen ermöglicht, die Häute zu fressen, die für Packriemen und verschiedene kleinere Artikel vorgesehen waren. Die Männer waren faul, stur und schlecht gelaunt, und ich wurde durch ihre Ärgernisse ständig in Atem gehalten. Eines Tages sah ich mich gezwungen, zu der sehr ungewöhnlichen Maßnahme zu greifen, Onesimus auszupeitschen, der sich inzwischen für zu zivilisiert hielt, um Korrektur zu benötigen. Tatsächlich waren sie alle mehr oder weniger dieser Meinung und wollten ihre Entlassung. Da ich meinen Männern gegenüber immer freundlich und rücksichtsvoll gewesen war – vielleicht zu sehr –, war ich angewidert von ihrer Undankbarkeit und rief leidenschaftlich: „Ja; geht, ihr Feiglinge! Geht und erzählt euren Freunden, dass ihr euren Herrn in der Wüste der Gnade wilder Tiere und wilder Menschen überlassen habt; geht und triumphiert. Euer Verhalten soll mich nicht daran hindern, meine Pläne beharrlich weiterzuverfolgen.“ Bei reiflicherer Überlegung überlegten sie es sich jedoch anders und kehrten mit gutem Willen zu ihrer Pflicht zurück.

Nach vielen Verzögerungen und unter größten Anstrengungen war schließlich alles bereit für den Aufbruch. Vor der Abreise schrieb ich an einige meiner Freunde am Kap sowie ein oder zwei Briefe nach Europa und vertraute sie Eyebrecht an, der unverzüglich zur Walfischbucht zurückkehrte.

Am Mittag des 14. Juni versammelten wir unsere Ochsen und begannen mit dem Packen; doch obwohl wir arbeiteten, bis uns der Kopf schwindlig wurde und unsere Arme gelähmt waren, machten wir nur langsame Fortschritte. Kaum hatten wir die Last eines Ochsen arrangiert, warf ein anderer sein Packstück wieder ab. Es ist für jemanden, der diese Art von Arbeit mit halbwildem Vieh nie selbst miterlebt hat, völlig unmöglich, die Schwierigkeit zu verstehen und sich die skurrilen Szenen vorzustellen, die sich dabei abspielen. Ich habe bereits eine knappe Skizze des Prozesses der Ochsenabrichtung gegeben, aus der der Leser eine Vorstellung von den zu überwindenden Hindernissen gewinnen kann, wobei zu berücksichtigen ist, dass wir statt eines einzelnen Ochsen zehn zu beladen hatten, zusätzlich zu jenen, auf denen wir ritten und die nicht gerade die lenkbarsten waren.

Endlich waren wir unterwegs; aber der Tag war bereits so weit fortgeschritten, dass wir nicht mehr als sieben oder acht Meilen zurücklegen konnten, bevor wir haltmachen und für die Nacht biwakieren mussten. Wir waren von der schweren Arbeit des Tages so vollkommen erschöpft, dass wir, nachdem wir die Packstücke hastig von den bösartigen Tieren entfernt hatten, buchstäblich dort einschliefen, wo wir standen. Keiner der Gruppe verschwendete einen Gedanken an Essen, Feuer, Wasser oder Decken, obwohl wir all dies dringend nötig gehabt hätten.

Als ich am nächsten Morgen das Bewusstsein wiedererlangte, war das erste Objekt, das meinen noch schläfrigen Blick traf, ein Schakal, der emsig damit beschäftigt war, unser Gepäck zu untersuchen. Da kein Gewehr in Reichweite war, warf ich eine Handvoll Sand nach dem unverschämten Kerl, woraufhin er mich mit einem spöttischen Lachen grüßte und sich langsam zurückzog. Hätte ich jedoch damals das volle Ausmaß seiner Zerstörungswut geahnt, wäre er sicher nicht so leicht davongekommen. Das Biest hatte tatsächlich einen der Riemen gefressen, mit denen wir die Lasten auf den Ochsen sicherten. Nichts hätte unglücklicher sein können; der Riemen war zu diesem Zeitpunkt

sein Gewicht in Gold wert. Wir hatten zehn Ochsen zu packen und nur neun Riemen! Hier bot sich nun eine feine Gelegenheit für einen Mann, seinen Erfindungsgeist unter Beweis zu stellen. Es kam absolut nicht infrage, einen der verbliebenen Riemen zu teilen, da sie bereits kurz und schmal genug waren und eine gewisse Länge sowie Festigkeit besitzen mussten, um ihren Zweck wirksam zu erfüllen. Schließlich wurde jedoch nach langem Suchen, Flicken und Spleißen ein sehr dürftiger Ersatz hergestellt. Wir waren wieder unterwegs, nicht ohne dass ich zum fünfzigsten Mal der gesamten Gattung der Schakale blutige Rache geschworen hatte.

An diesem Tag (15. Mai) zogen wir abwechselnd im Bett und an den Ufern des Flusses Otjombinde dahin. Der Boden bestand aus feinem weißen Sand, der ein grelles, in den Augen schmerzendes Licht reflektierte, während er unter den Füßen weich und nachgiebig war. Das Gras war noch grün und sehr reichlich vorhanden, und die Vegetation war im Allgemeinen üppig. Wir passierten mehrere Vleys, die kleine Mengen schlammigen Wassers enthielten, in denen es von ekelhaften Reptilien wimmelte; an einigen Stellen hatte das Wälzen von Elefanten und Nashörnern das Wasser in eine Substanz verwandelt, die einer Masse gut gekneteten Teigs glich, die vor Insektenleben wogte und durch die Ausscheidungen größerer Tiere verfärbt war. Dennoch tranken wir es, oder besser gesagt: wir schlangen es gierig hinunter!

Wir stießen zudem auf eine große Anzahl von „Sandbrunnen“, die eine Tiefe von ein bis drei Klaftern bei einem durchschnittlichen Durchmesser an der Oberseite von zwanzig Fuß aufwiesen. Der Bau dieser Gruben zeugte von großer Ausdauer und Geschicklichkeit und war offensichtlich von einem Hirtenvolk mit großen Viehherden angelegt worden. Kein Europäer wäre je darauf gekommen, an solchen Stellen nach Wasser zu suchen, da es gewöhnlich zehn Fuß unter der Erdoberfläche lag, die keinerlei Anzeichen für seine Gegenwart gab. Da sie seit vielen Jahren nicht mehr benutzt oder instand gehalten worden waren, waren einige teilweise mit Sand gefüllt, aber der Großteil war noch in leidlichem Zustand. Sie enthielten kein stehendes Wasser, aber reichlich Feuchtigkeit; und indem man ein Rohr einführte – jene Methode, die die Buschmänner anwenden, wenn die Flüssigkeit nicht fließen will –, ließ sich im Allgemeinen genug gewinnen, um den Durst zu stillen. Elefanten hatten an vielen gearbeitet, waren aber sichtlich enttäuscht worden.

Gegen Sonnenuntergang kamen wir an ein großes Vley, an dem sich offensichtlich erst kurz zuvor eine Herde Elefanten vergnügt hatte. Dieser Umstand versetzte meine Männer in höchste Alarmbereitschaft; und mein Griqua-Dolmetscher, einer der feigsten Menschen überhaupt, gab sich große Mühe, die Gefahr einer nächtlichen Begegnung mit diesen Tieren aufzubauschen. Er erklärte, es sei absolut notwendig, haltmachen; doch das passte ganz und gar nicht in meine Pläne. Ich versicherte meinen Männern, dass Elefanten, wenn man sie ungestört ließe, sehr schüchterne und höfliche Tiere seien und dass sie uns aller Wahrscheinlichkeit nach mit der gleichen Höflichkeit behandeln würden, wenn wir ihnen nur Raum zum Passieren gäben. Nachdem dies ihre Befürchtungen einigermaßen beruhigt hatte, zogen wir bis etwa neun Uhr weiter, luden dann die müden Ochsen ab und lagerten für die Nacht. Was uns betrifft, so trafen wir trotz großer Müdigkeit Vorkehrungen, um uns vor allen herumschleichenden nächtlichen Räubern zu schützen. Bei einem lodernden Feuer und einem herzhaften Abendessen vergaßen wir die Miseren des Tages und überließen in der festen Erwartung des Erfolgs unsere müden Glieder dem Schlaf.

Am frühen Morgen des nächsten Tages waren wir wieder in Bewegung. Da die Luft kühl war, kamen wir zügig voran. Gegen Mittag wurden einige Buschmänner beim Ausgraben von Wurzeln beobachtet; sie ließen uns jedoch nur auf Rufweite herankommen. Es gelang uns jedoch, eine kurze Unterhaltung mit ihnen zu führen, und wir erfuhren, dass Wasser nicht weit entfernt war. Sie warnten uns, mit Vorsicht vorzugehen, da das gesamte

Flussbett vor uns mit Fallgruben unterminiert sei. Und tatsächlich: Ehe wir uns versahen, fanden wir uns in einem Labyrinth gähnender Abgründe gefangen, in deren Tiefe Zweibeiner und Vierbeiner in friedlichster Verwirrung gemeinsam landeten. Da wir jedoch teilweise auf das Ereignis vorbereitet waren und in langsamem Tempo reisten, kamen wir mit ein paar Prellungen davon. Um eine Wiederholung des Unheils zu verhindern, gingen ein oder zwei Männer voraus und legten die restlichen Gruben offen. Sie waren nach dem gleichen Prinzip konstruiert wie jene, in die ich kurz zuvor so unsanft gestürzt war.

Um zwei Uhr nachmittags machten wir an einem Brunnen mit klarem, gutem Wasser halt. In Schussweite dieses Ortes befand sich eine „Salzlecke", die häufig von wilden Tieren wie Nashörnern, Giraffen, Spießböcken, Kudus, Elenantilopen, Gnus usw. aufgesucht wurde; aber ich zog es vor, die folgende Nacht der Ruhe und astronomischen Beobachtungen zu widmen, anstatt dem Wild aufzulauern. Zu einem späteren Zeitpunkt hatte ich in dieser Gegend einige gute Jagderlebnisse, ebenso wie einige lebhafte Verfolgungsjagden auf Elenantilopen. Doch der Platz verbietet es, auf Details einzugehen.

Der Otjombinde hatte uns bisher gute Dienste geleistet, ohne uns wesentlich von unserer direkten Route abzubringen; aber wenn ich den See erreichen wollte, kam es nun nicht mehr infrage, diesem Fluss länger zu folgen, da er von hier aus einen zu südlichen Kurs einschlug. Dem Rat der Buschmänner folgend, ließen wir ihn daher rechts liegen und schlugen eine nördliche Richtung durch einen extrem dichten „Wacht-ein-Bisschen"-Dornendschungel ein. Nach einigen Stunden Reise sattelten wir östlich von einigen verfallenen Kalksteingruben ab; doch obwohl sie Wasser enthielten, dauerte es aufgrund der Tiefe der Hohlräume und der Schwierigkeit des Zugangs mehrere Stunden, bis die Männer den Bedarf unserer kleinen Viehherde gedeckt hatten. Die nächste Etappe – eine kurze – schliefen wir ohne Wasser.

Im Laufe des nächsten Tagesmarsches durchquerten wir dichtes Gestrüpp, das uns außerordentlich zusetzte, denn die Dornen zerrissen nicht nur unser Fleisch und unsere Kleidung, sondern entwendeten den Packsätteln auch mehrere wertvolle Gegenstände. Unter anderen Verlusten hatte ich den von zwei prächtigen Flaggen zu beklagen – der britischen und der schwedischen –, die eigens für mich angefertigt und mir von meinem Freund, Herrn Letterstedt, dem schwedischen Generalkonsul am Kap, überreicht worden waren und die ich am Ufer des weithin berühmten Ngami zu entfalten gehofft hatte. Alle meine Bemühungen, diese geschätzten Standarten wiederzufinden, blieben fruchtlos; einige Hyänen haben wahrscheinlich den angelsächsischen Löwen und das schwedische Kreuz verschluckt.

Bei Einbruch der Dunkelheit, nachdem wir zehn Stunden im Sattel gesessen hatten, erreichten wir einen berühmten Ort namens Ghanze, wo wir unser Lager aufschlugen.

KAPITEL XXX.

Ghanze. – Fleckenhyäne. – Das Nashorn. – Fundorte. – Verschiedene Arten. – Beschreibung des Nashorns. – Größe. – Erscheinung. – Alter. – Stärke. – Geschwindigkeit. – Nahrung. – Wasser. – Die Jungen. – Zuneigung. – Sinne. – Veranlagung. – Geselligkeit. – Trägheit. – Domestikation. – Fleisch. – Hörner. – Die Jagd. – Herrn Oswells Abenteuer mit Nashörnern. – Eine Marotte. – Wo man auf das Nashorn zielt. – Blutet bei Verwundung nicht nach außen. – Große Zahlen werden jährlich getötet.

Ghanze bedeutet nach der Interpretation meines Griquas „sehr groß“ und doch „sehr klein“. So absurd diese Erklärung erscheinen mag, so steckt doch eine gewisse Treffendheit darin. Das „sehr große“ bedeutet, dass aufgrund der Feuchtigkeit des Bodens ein Hinweis auf viel Wasser vorliegt, während die tatsächliche Menge geringfügig ist. Ghanze ist ein eigentümlicher und trostlos wirkender Ort, der aus einer weiten Senke mit unzähligen kleinen Steinen besteht, die über die Oberfläche verstreut sind, und einer Seite, die von einer natürlichen Kalksteinmauer von drei bis fünf Fuß Höhe begrenzt wird. Das Ganze ist von Dornengebüsch umgeben, das von zahlreichen Pfaden durchzogen ist – das Werk jener riesigen Geschöpfe, des Elefanten und des Nashorns, die hier wahrscheinlich seit Zeitaltern in unangefochtener Herrschaft gewandert sind. Hier und da ragt ein „Eisenbaum“, der mythologische Stammvater der Damaras, majestätisch empor und streckt seine weit ausladenden Äste hoch in den Raum.

Ghanze scheint den Betschuanen und den Griquas schon lange bekannt zu sein. Eine Gruppe der Letzteren, so wurde mir erzählt, erreichte den Ort viele Jahre vor meiner Ankunft in einem verzweifelten Zustand, nachdem sie gezwungen gewesen war, ihre Wagen in der Kalahari zurückzulassen. Die Gruppe von Männern, von denen ich meinen Dolmetscher erhielt, hatte ihn ebenfalls besucht. Er war sogar von Europäern aufgesucht worden. Ein englischer Reisender, Moyle, durchquerte die Wüste sicher und erreichte Ghanze 1852 auf einer Handels- und Jagdexpedition. Von diesem Ort aus wurde er von Buschmännern in das Große Namaqualand geführt, von wo aus er seine Schritte heimwärts lenkte. Im Jahr darauf durchquerte er die Wüste erneut, wenn auch unter ungünstigen Umständen, da er mit Ausnahme von zwei Pferden alle seine Lasttiere verlor, ebenso wie seine Diener, von denen einige an Entbehrung starben.

Fast das erste Tier, das ich an diesem Ort sah, war ein gigantischer „Tigerwolf“ oder eine Fleckenhyäne, die zu meiner Überraschung, anstatt die Sicherheit in der Flucht zu suchen, unbeweglich stehen blieb und auf grässlichste Weise grinste. Als ich mich auf zwanzig Schritte genähert hatte, bemerkte ich zu meinem Entsetzen, dass ihre Vorderpfoten sowie die Haut und das Fleisch ihrer Vorderbeine abgenagt worden waren und dass sie sich kaum von der Stelle bewegen konnte. Um die Leiden des armen Tieres zu verkürzen, nutzte ich die Gelegenheit und schlug ihm mit einem Stein auf den Kopf, packte es am Schwanz und stieß mein Jagdmesser tief in seine Seite; aber ich musste den Vorgang mehr als einmal wiederholen, bevor ich seinem Dasein ein Ende setzen konnte. Ich bin ratlos, wie ich mir seinen verstümmelten Zustand erklären soll. Vom Alter konnte es sicher nicht herrühren, denn seine Zähne waren gut. Wäre es möglich, dass es aus Nahrungsmangel zu schwach für weitere Anstrengungen geworden war und als letztes Mittel seinen eigenen Körper angegriffen hatte? Oder war es ein Beispiel für jene außergewöhnliche Art von Grausamkeit, die der Löwe angeblich an der Hyäne übt, wenn diese die Unverschämtheit besitzt, sich in die Beute des Monarchen einzumischen?

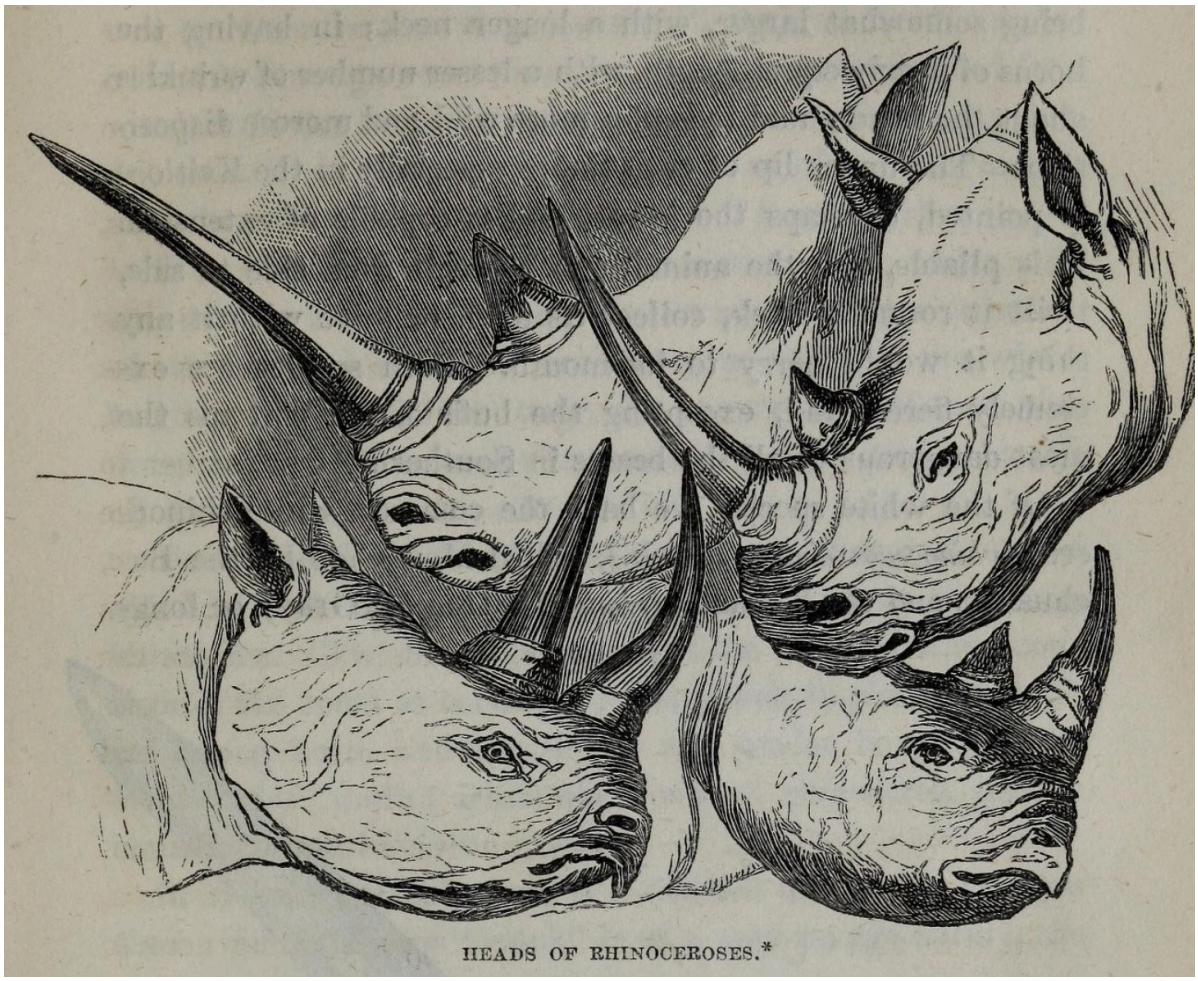
Das Glück war uns erneut hold; denn im Laufe der wenigen Tage, die wir in Ghanze blieben, wurden mehrere Nashörner erlegt, was einen Überfluss an Vorräten bot. Diese Tiere waren sehr zahlreich, aber eher scheu. In einer Nacht zählte ich zwanzig, die an mir vorbeizogen, wenngleich außer Reichweite. Die Ursache dafür, dass eine so ungewöhnliche Anzahl zusammen gesehen wurde, war folgende: Zu Beginn der Nacht näherten sich ein oder zwei dem Wasser, aber da sie mich wittern konnten, liefen sie unruhig um den Platz herum, grinsten und schnaubten höchst bösartig. Dies hatte zur Folge, dass diejenigen, die später eintrafen, gewarnt waren, und sie schlossen sich bald zusammen.

Von allen südafrikanischen Tieren ist das Nashorn vielleicht nicht das am wenigsten kuriose. Es bewohnt einen großen Teil des afrikanischen Kontinents – zumindest jene Gebiete, die seinen Gewohnheiten entsprechen. Früher war es, wie bereits erwähnt, sogar

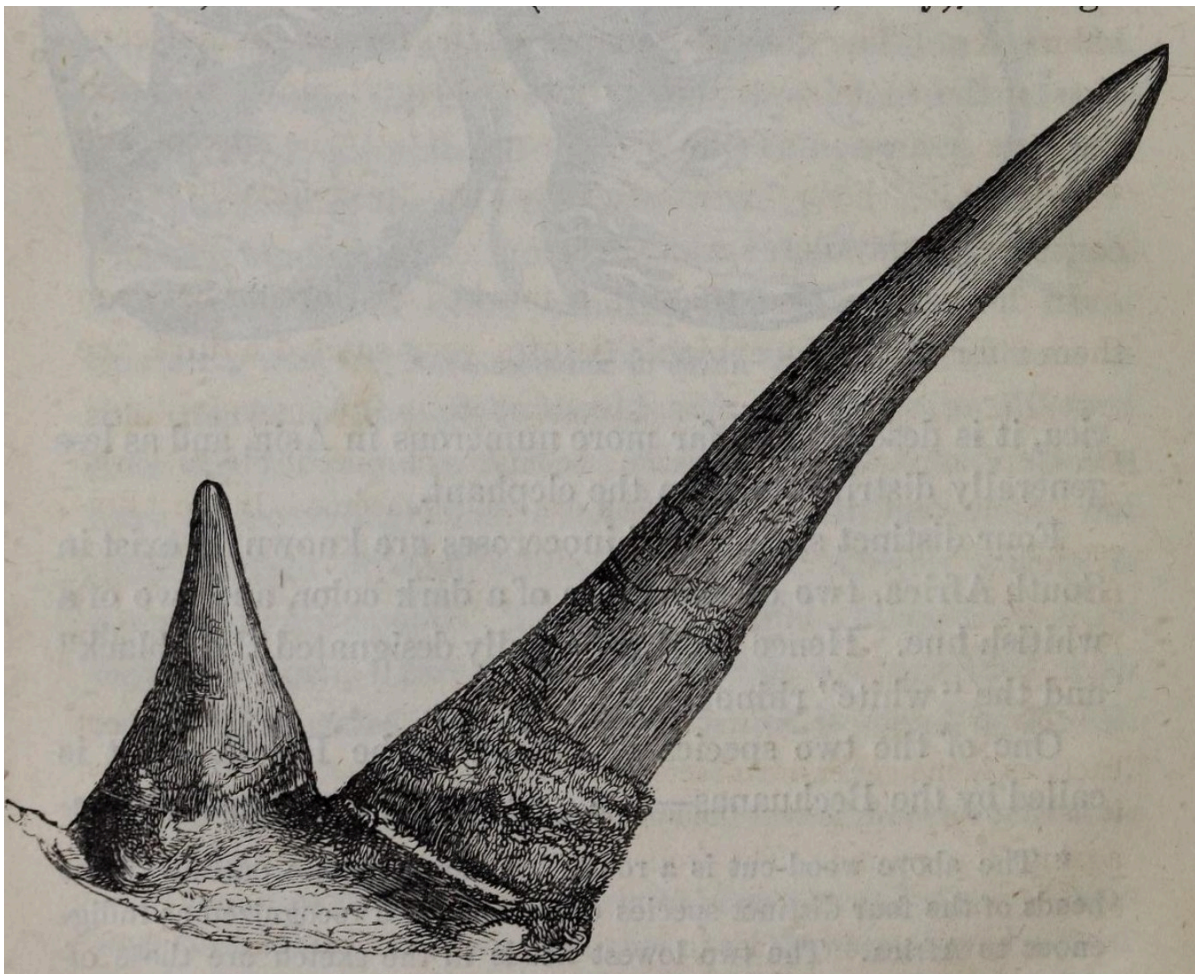
in der unmittelbaren Nähe von Kapstadt verbreitet; doch aufgrund ständiger Verfolgung wird es nun (ich spreche von der Westküste) kaum noch südlicher als etwa am 23. Breitengrad angetroffen. Im Landesinneren ist der Stamm jedoch immer noch sehr zahlreich. „Bei einer Gelegenheit“, schreibt Captain Harris in einem privaten Brief, „begegnete ich auf dem Weg von den Wagen, um den Kopf eines Kudus zu holen, den ich etwa eine Meile entfernt erlegt hatte, zweiundzwanzig Nashörnern und musste vier von ihnen erschießen, um den Weg frei zu machen.“

Das Nashorn bewohnt zudem Bengalen, Siam, China und andere Länder Asiens; ebenso Java, Sumatra und Ceylon. Aber die drei Arten, die in diesem Teil der Welt heimisch sind, scheinen sich völlig von allen bisher in Afrika gefundenen zu unterscheiden. Fast alle asiatischen Arten haben eine außerordentlich grobe Haut, die mit großen Falten bedeckt ist, nicht unähnlich einem Kettenhemd, während die der afrikanischen Arten vergleichsweise glatt ist. Zwei der indischen Nashörner haben nur ein Horn, wohingegen alle afrikanischen mit zweien versehen sind. Die dritte asiatische Art, die auf der Insel Sumatra vorkommt, ähnelt der afrikanischen darin, dass sie zwei Hörner hat, unterscheidet sich aber in anderer Hinsicht erheblich.

Obwohl das Nashorn im Inneren Afrikas reichlich vorhanden ist, wird es als weit zahlreicher in Asien beschrieben und als weniger allgemein verbreitet als der Elefant.



HEADS OF RHINOCEROSES.*



HORNS OF RHINOCEROS OSWELLII.

Es ist bekannt, dass in Südafrika vier verschiedene Arten von Nashörnern existieren, von denen zwei eine dunkle Farbe und zwei einen weißlichen Farbton haben. Daher werden sie gewöhnlich als das „schwarze“ und das „weiße“ Nashorn bezeichnet.

Eine der beiden „schwarzen“ Arten – das Borele, wie es von den Betschuanen genannt wird – ist das gewöhnliche kleine schwarze Nashorn (*rhinoceros bicornis*); die andere das Keitloa (*rhinoceros Keitloo*), oder auch das zweihörnige schwarze Nashorn, wie es von Naturforschern genannt wird. Letzteres unterscheidet sich vom Borele dadurch, dass es etwas größer ist und einen längeren Hals besitzt; zudem sind die Hörner von nahezu gleicher Länge, es hat weniger Falten am Kopf und ist von wilderer, mürrischerer Veranlagung. Die Oberlippe beider (besonders beim Keitloa) ist spitz, überragt die Unterlippe und ist dehnbar. Sie ist biegsam, und das Tier kann sie von einer Seite zur anderen bewegen, um einen Stock winden, seine Nahrung sammeln oder damit alles greifen, was es zum Maul führen möchte. Beide Arten sind äußerst grimmig und, mit Ausnahme des Büffels, vielleicht die gefährlichsten aller Tiere im südlichen Afrika.

Von der weißen Gattung haben wir das gewöhnliche weiße Nashorn (*rhinoceros simus*, Burch.), von den Betschuanen Monoohoo genannt, und das Kobaaba (*rhinoceros Oswellii*, Gray), oder langhörniges weißes Nashorn. Es ist hauptsächlich die Beschaffenheit ihrer Hörner, in der sich die beiden Arten voneinander unterscheiden; während das vordere Horn des Monoohoo eine durchschnittliche Länge von zwei bis drei Fuß hat und nach hinten gebogen ist, überschreitet das des Kobaaba nicht selten vier Fuß, ist leicht nach vorne gerichtet und neigt sich von der Schnauze in einem Winkel von etwa 45 Grad. Dieses Nashorn ist zudem die seltenere der beiden Arten und kommt nur in den tiefer gelegenen Teilen des Inneren Südafrikas vor.

Die wesentlichen Unterscheidungsmerkmale des weißen Nashorns sind seine beträchtliche Größe, die außergewöhnliche Verlängerung des Kopfes, die fast ein Drittel der gesamten Körperlänge ausmacht, seine quadratische Schnauze (daher auch „Breitmaulnashorn“ genannt) und die größere Länge der vorderen Hörner.

Das „schwarze“ und das „weiße“ Nashorn sind zwar eng miteinander verwandt, unterscheiden sich aber stark in ihrer Lebensweise und ihren Gewohnheiten. Die Hauptnahrung des ersteren besteht aus den Wurzeln bestimmter Sträucher, die es mit seinem starken Horn ausgräbt, sowie aus den Trieben und zarten Zweigen des „Wacht-ein-Bisschen“-Dorns; während das „weiße“ Nashorn im Gegensatz dazu ausschließlich von Gräsern lebt.

Auch im Naturell gibt es einen deutlichen Unterschied: Während das „schwarze“ von sehr wilder Natur ist, zeigt das „weiße“ Nashorn dagegen eine vergleichsweise sanfte Veranlagung und wird, außer zur Verteidigung seiner Jungen oder wenn es hart bedrängt oder verwundet wird, selten einen Menschen angreifen.

Der Körper des Nashorns ist lang und massig; sein Bauch ist groß und hängt tief über dem Boden; seine Beine sind kurz, rund und sehr kräftig; seine Hufe sind in drei Teile gespalten, die jeweils nach vorne zeigen. Der Kopf, der bemerkenswert geformt ist, ist groß; die Ohren sind lang und aufrecht; die Augen klein und tiefliegend. Die Hörner, die aus einer Masse feiner Längsfasern oder Lamellen bestehen und eine wunderbar harte und solide Substanz bilden, sind nicht fest mit dem Schädel verwachsen, sondern lediglich an der Haut befestigt; sie ruhen jedoch bis zu einem gewissen Grad auf einem knöchernen Vorsprung über den Nasenlöchern. Viele glauben, dass die Hörner im Ruhezustand des Tieres weich und biegsam sind, aber bei Bewegung sofort hart und fest werden. Zudem wird behauptet, dass es das hintere Horn nach Belieben drehen kann, während das andere fest und aufrecht bleibt; doch für solche Vorstellungen gibt es kaum eine hinreichende Grundlage.

An Größe wird das afrikanische Nashorn – zumindest die weiße Art – nur vom Elefanten übertroffen. Ein ausgewachsenes Männchen (*R. simus*) misst von der Schnauze bis zum Ende des Schwanzes (der etwa zwei Fuß lang ist) zwischen vierzehn und sechzehn Fuß, bei einem Umfang von zehn oder zwölf Fuß. Nach diesen Daten und der allgemeinen Massigkeit des Körpers zu urteilen, kann es nicht weniger als vier- bis fünftausend Pfund wiegen. In unserer „Buschküche“ rechneten wir eines dieser Tiere als gleichwertig mit drei stattlichen Ochsen.

Das allgemeine Erscheinungsbild des afrikanischen Nashorns ist nicht unähnlich dem eines immensen Schweins, das seiner Haare oder vielmehr Borsten beraubt wurde, denn mit Ausnahme eines Büschels an den Spitzen der Ohren und am Schwanz besitzt es keinerlei Haare; und wie zum Spott über seine Riesengestalt sind seine Augen lächerlich klein – so klein, dass sie aus geringer Entfernung nicht wahrnehmbar sind. Alles in allem, mit seinem gewaltigen Körper, dem unförmigen Kopf, den plumpen Beinen und Füßen sowie den winzigen Sehorganen, ist das Nashorn das wahre Ebenbild der Hässlichkeit.

Mir liegen keine Daten vor, die es mir ermöglichen würden, das Alter dieses Tieres zu bestimmen, aber wenn wir nach der Zeitspanne urteilen, die die Hörner zur vollständigen Ausbildung benötigen, und unter der Annahme, dass das Tier in der Zwischenzeit weiter wächst, lässt sich sicher vermuten, dass es eines der langlebigsten Tiere ist. Es ist wahrscheinlich, dass es ein Alter von hundert Jahren erreicht.

An Stärke steht das Nashorn dem Elefanten kaum nach. Von seiner ungeheuren Kraft gab die Art und Weise, wie es den Wagen der Missionare angriff (wie auf Seite 50 dieses

Bandes erwähnt), ein ausreichendes Zeugnis. Es ist zudem überliefert, dass das Nashorn, das Emanuel, der König von Portugal, im Jahr 1513 dem Papst sandte, in einem Wutanfall das Schiff zerstörte, auf dem es transportiert wurde.

So plump und schwerfällig das Nashorn auch aussieht, ist es dennoch – zumindest was die schwarze Art betrifft – so überaus schnell zu Fuß, „dass ein Pferd mit Reiter", um Gordon Cumming zu zitieren, „es selten einzuholen vermag." Das Zeugnis von Captain Harris lautet ähnlich; wenn er von der Jagd auf dieses Tier spricht und berichtet, dass es äußerst schwer zu töten sei, sagt er: „Aufgrund seiner klobigen Erscheinung würde man niemals vermuten, dass es wie der Blitz umherschnellen kann."

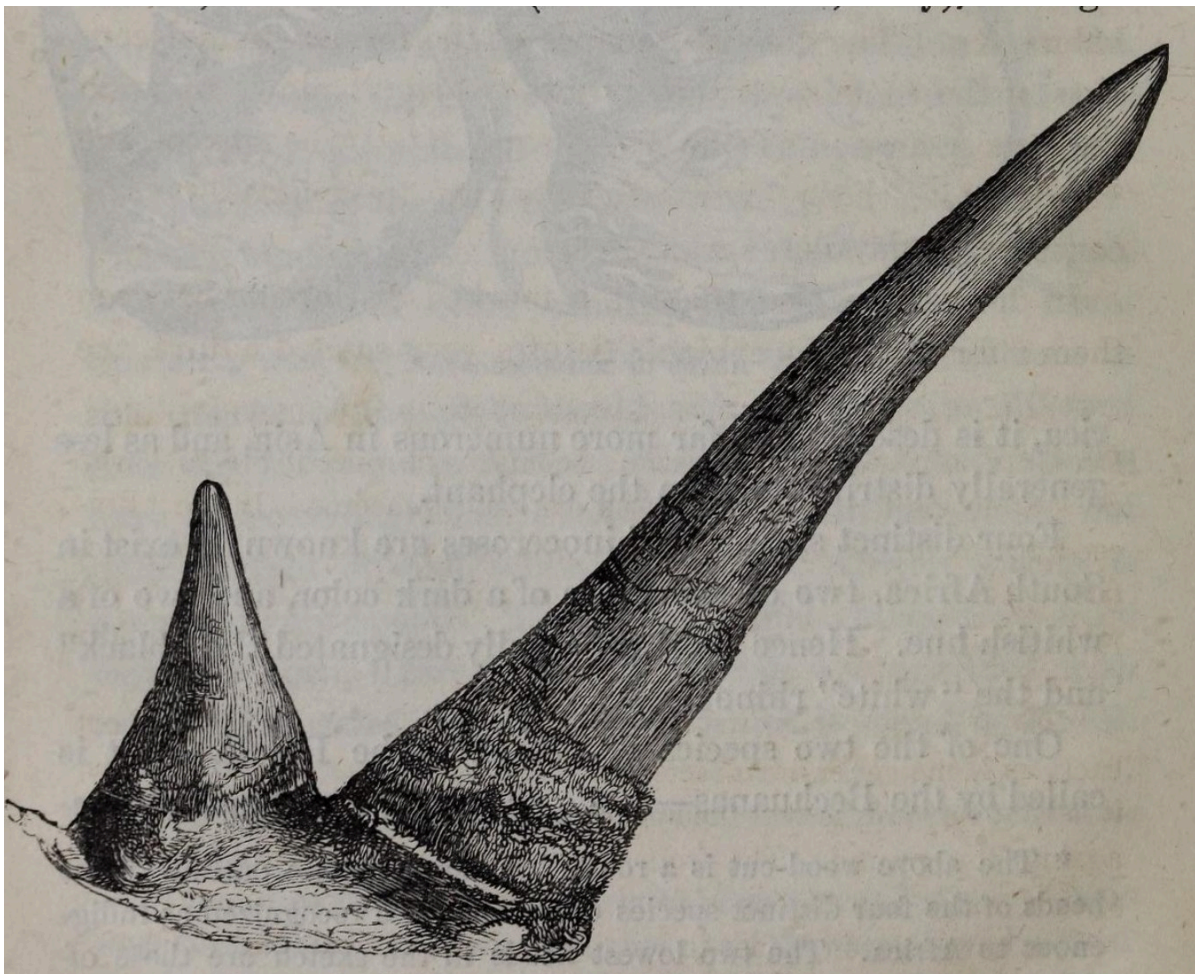
Die Nahrung des Nashorns besteht, wie erwähnt, gänzlich aus Pflanzen, Baumtrieben, Gräsern usw. Es liebt das Zuckerrohr und frisst alle Arten von Getreide; aber es scheint kein gefräßiger Esser zu sein. Tatsächlich scheint es bei der Auswahl seiner Nahrung, zu deren Suche es weit und breit umherwandert, etwas wählerisch zu sein.

Wasser ist für das Nashorn unentbehrlich, und selbst wenn seine gewöhnlichen Aufenthaltsorte fern von der Quelle liegen, sucht es diese mindestens einmal im Laufe von vierundzwanzig Stunden auf, sowohl um seinen Durst zu stillen als auch um sich im Schlamm zu wälzen, mit dem sein Körper häufig verkrustet ist, wobei es dem durstigen Reisenden nichts als eine Masse gut gekneteten Teiges hinterlässt.

Wenig scheint über die Fortpflanzungsgewohnheiten dieses Tieres bekannt zu sein: ob es in Monogamie lebt oder eine Mehrzahl von Weibchen hat und so fort. Es scheint jedoch sicher, dass das Weibchen pro Geburt nur ein Junges zur Welt bringt, und dies in beträchtlichen Abständen. Während des ersten Monats übersteigt das junge Nashorn nicht die Größe eines großen Hundes, mit nur der geringsten Andeutung von Hörnern. Ein vollständiger und ausgewachsener Fötus eines *R. Keitloa*, den ich einst erhielt, maß wie folgt:

- Länge des Körpers (von der Nasenspitze über den Kopf entlang des Rückens) bis zum Schwanzansatz: 3 Fuß 6 Zoll
- Länge des Schwanzes: 0 Fuß 10 Zoll
- Umfang des Körpers hinter der Schulter: 2 Fuß 4 Zoll
- Umfang des Halses: 1 Fuß 8 Zoll
- Umfang des Kopfes (über die Augen): 1 Fuß 8 Zoll
- Höhe an der Schulter: 2 Fuß 1 Zoll
- Länge des Kopfes zwischen Ohren und Augen: 0 Fuß 4,5 Zoll
- Breite des Kopfes: 0 Fuß 4 Zoll
- Abstand zwischen den Augen (Winkel nächst den Nüstern): 0 Fuß 7 Zoll

Im Alter von zwei Jahren soll das Horn nicht mehr als einen Zoll lang sein; im Alter von sechs Jahren ist es neun oder zehn Zoll lang und wächst, wie bei der weißen Art zu sehen, bis zu einer Länge von drei oder vier Fuß.



HORNS OF RHINOCEROS OSWELLII.

Das Nashorn ist eine sehr liebevolle Mutter und bewacht seinen Nachwuchs mit zärtlichster Fürsorge. Das Junge wiederum klammert sich hingebungsvoll an sein Muttertier, und selbst ein oder zwei Tage, nachdem Letzteres getötet wurde, findet man das Kalb häufig neben dem Kadaver. Mehrere Fälle dieser Art sind mir persönlich bekannt geworden, und viele andere finden sich in den Aufzeichnungen afrikanischer Reisender und Jäger.

Der Gehör- und Geruchssinn dieses Tieres ist höchst scharf. Ich hatte zahlreiche Gelegenheiten, beide Eigenschaften zu testen. Selbst wenn er frisst, liegt oder irgendeinem vorübergehenden Bedürfnis der Natur nachkommt, lauscht er mit tiefer und anhaltender Aufmerksamkeit, bis das Geräusch, das seine Aufmerksamkeit erregt hat, aufhört. Er „wittert“ einen Feind aus sehr großer Entfernung; befindet man sich jedoch unter dem Wind von ihm, ist es nicht schwierig, sich bis auf wenige Schritte zu nähern.

Sein Sehvermögen hingegen ist nicht gut. Aufgrund der eigentümlichen Position seiner Augen, die tief im Kopf sitzen, und seiner unhandlichen Hörner kann er nur sehen, was sich unmittelbar vor ihm befindet.

Die „schwarze“ Spezies ist, wie bereits gesagt, von einem sehr mürrischen und finsteren Wesen. Sie unterliegen zudem plötzlichen Ausbrüchen unprovozierter Wut, wobei sie mit unvorstellbarer Wildheit auf Tiere, Steine, Büsche – kurzum auf jedes Objekt, das ihnen in den Weg kommt – losstürmen und es angreifen.

Sieht man ihn in seiner heimischen Wildnis, wie er entweder in aller Ruhe weidet oder teilnahmslos umherstreift, würde man das Nashorn für das dummste und harmloseste

aller Geschöpfe halten; doch wenn sein Zorn geweckt wird, kehrt sich dies ins Gegenteil um, und er ist dann das agilste und schrecklichste der Tiere.

Colonel Williamson spricht von einem Nashorn in Indien, dessen Wildheit so groß war, dass es die Straßen unpassierbar machte, indem es Reisende oder jene angriff, die in der Nähe seiner Schlupfwinkel vorbeikamen; und er berichtet von einem Angriff auf eine Jagdgesellschaft durch dasselbe Tier gegen Ende des Jahres 1788, der der Armee und den Bewohnern des Distrikts allgemein bekannt war. „Zwei Offiziere der in Dunapore bei Patna kantonierten Truppen fuhren den Fluss hinunter in Richtung Monghyr, um zu schießen und zu jagen. Sie hatten in der Nähe von Derrzapore gelagert und Gerüchte gehört, wonach ein Nashorn viele Meilen entfernt einige Reisende angegriffen habe. Eines Morgens, gerade als sie bei Tagesanbruch aufstanden, um auf Jagd zu gehen, hörten sie einen heftigen Aufruhr; und als sie hinausschauten, fanden sie ein Nashorn vor, das ihre Pferde aufspießte, von denen beide, da sie mit Seilen an Kopf und Ferse angebunden waren, folglich weder fliehen noch Widerstand leisten konnten. Ihre Diener nahmen Reißaus und verbargen sich im benachbarten Dschungel; und die Herren hatten gerade noch Zeit, auf einen kleinen, nicht weit entfernten Baum zu klettern, bevor das wütende Tier, nachdem es die Zerstörung der Pferde vollendet hatte, seine Aufmerksamkeit ihren Herren zuwandte. Sie waren kaum außer Reichweite und keineswegs frei von Gefahr, zumal es ein drohendes Aussehen annahm und auf ihren Sturz bedacht schien. Nachdem es sie einige Zeit in schrecklicher Ungewissheit gehalten und einige Anstrengungen unternommen hatte, sie zu vertreiben, zog es sich bei Sonnenaufgang in sein Versteck zurück; jedoch nicht ohne gelegentlich einen Blick zurückzuwerfen, als bedauere es, das verlassen zu müssen, was zu zerstören ihm die Macht fehlte."

Doch das Nashorn ist nicht allein für den Menschen gefährlich: Alle Tiere des Waldes fürchten ihn, und keines wagt es, dieses wahrhaft furchterregende Tier anzugreifen. Der Löwe schleicht ihm aus dem Weg, falls sie sich zufällig begegnen. Selbst der Elefant zieht sich, sollte er ihm begegnen, wenn möglich zurück, ohne ein Gefecht zu riskieren. Major Tally gab gegenüber dem Autor der „Oriental Sports" an, dass er einmal von einem fernen Hügel aus einen äußerst verzweifelten Kampf zwischen einem großen Elefantenbullen und einem Nashorn beobachtete, in dem Ersterer unterlag und floh. Amral erzählte mir, dass eines Tages, während er selbst und seine Gruppe mit der Verfolgung eines Elefanten beschäftigt waren, plötzlich ein schwarzes Nashorn unter ihnen erschien, das wahnsinnig sowohl Tiere als auch Menschen angriff, von denen mehrere nur knapp dem Aufgespießtwerden durch das Tier entgingen.

Das Nashorn bekämpft auch seine eigene Art. Eines Nachts, als ich am „skarm" lag, sah ich vier riesige Tiere gleichzeitig miteinander kämpfen, und so wütend war der Streit und so entsetzlich ihr Grunzen, dass es unter meinen Leuten, die ein Stück entfernt lagerten, die größte Bestürzung auslöste. Es gelang mir nach einer Weile, zwei von ihnen zu töten, von denen einer tatsächlich ungenießbar war, da er völlig verrottet war von Wunden, die er bei früheren Gelegenheiten und wahrscheinlich unter ähnlichen Umständen erhalten hatte.

Obwohl man das Nashorn nicht streng genommen als ein Herdentier bezeichnen kann und es am häufigsten einzeln oder paarweise anzutreffen ist, scheint es doch von einer gewissen geselligen Veranlagung zu sein. Tatsächlich hat man schon bis zu ein Dutzend zusammen weiden und grasen sehen.

Das Nashorn ist in seinen Gewohnheiten nachtaktiv. Bei Einbruch der Dämmerung beginnt er seine Wanderungen und besucht, wenn er nicht gestört wird, im Allgemeinen zu einer frühen Abendstunde den Tümpel; danach streift er nicht selten über ein großes Gebiet des Landes. Kurz nach Sonnenaufgang sucht er Ruhe und Schutz vor der Hitze

unter einer freundlichen Mimose oder dem vorspringenden Sims eines Felsens, wo er den Tag im Schlaf verbringt, entweder der Länge nach ausgestreckt oder im Stehen. So aus der Ferne gesehen, kann er leicht mit einem Felsfragment verwechselt werden.

Die asiatische Spezies wird häufig in Gefangenschaft gehalten, aber obwohl er im Allgemeinen lenkbar ist, macht ihn sein mürrisches und wildes Wesen ziemlich gefährlich. Die geringste Provokation versetzt ihn oft in einen Sturm der Leidenschaft, in dem er nicht zögern wird, seinen besten Freund zu vernichten. In seiner Wut springt er umher und macht Sätze in große Höhe, wobei er seinen Kopf wütend und mit unglaublicher Schnelligkeit gegen die Trennwände seines Gefängnisses stößt. Drei oder vier Exemplare leben gegenwärtig in England.

Das Fleisch des Nashorns variiert stark in der Qualität. Das der „schwarzen" Spezies wird wegen seiner Magerkeit und da das Tier sich von den „Wacht-ein-Bisschen"-Dornbüschen ernährt, was ihm ein herbes und bitteres Aroma verleiht, nicht besonders geschätzt. Das des weißen Nashorns hingegen, dessen Nahrung aus Gras besteht, was ihm einen angenehmen Geschmack verleiht, ist zusammen mit seiner gewöhnlichen Fettigkeit bei Eingeborenen und Kolonisten sehr begehrt. Tatsächlich scheint das Fleisch dieses Tieres in der Kapkolonie schon immer in gutem Ruf gestanden zu haben. Kolben sagt darüber: „Das Fleisch eines Nashorns, das ich oft mit viel Genugtuung gegessen habe, ist nicht so sehnig, wie einige Schriftsteller es dargestellt haben."

Die Hörner des Nashorns, die einer hohen Politur fähig sind, sind ein wertvoller Handelsartikel. Am Kap erzielt diese Ware halb so viel wie gewöhnliches Elefantenelfenbein. Es wird ausgiebig bei der Herstellung von Degengriffen, Trinkbechern, Ladestöcken für Gewehre und für eine Vielzahl anderer Zwecke verwendet. In der Türkei wird das Nashornhorn sehr geschätzt, besonders jenes, das eine rötliche Tönung in der Maserung aufweist. Die Türken glauben, dass diese, wenn sie zu Bechern verarbeitet werden, die Eigenschaft besitzen, Gift aufzuspüren.

„Die Hörner des Nashorns", sagt Thunberg, „wurden von manchen Leuten, sowohl in der Stadt als auch auf dem Land, nicht nur als Raritäten aufbewahrt, sondern auch als nützlich bei Krankheiten und zum Zwecke des Aufspürens von Gift. Was die erstere dieser Absichten betrifft, so sollten die feinen Späne der Hörner, innerlich eingenommen, Krämpfe und Spasmen bei Kindern heilen. In Bezug auf Letzteres wurde allgemein geglaubt, dass Becher, die auf einer Drechselbank aus diesen Hörnern hergestellt wurden, einen giftigen Trank, der hineingegossen wurde, dadurch verraten würden, dass sie die Flüssigkeit zum Fermentieren brächten, bis sie ganz aus dem Becher herausliefe. Solche Hörner, die von einem Nashornkalb stammten, galten als die besten und zuverlässigsten."

„Das Horn des Nashorns", erzählt uns Kolben, „erträgt die Berührung mit Gift nicht. Ich bin oft Zeuge davon gewesen. Viele vornehme Leute am Kap besitzen Becher, die aus dem Nashornhorn gedrechselt sind. Manche haben sie in Silber gefasst, manche in Gold. Wenn Wein in einen dieser Becher gegossen wird, steigt er sofort auf und sprudelt, als ob er kochen würde; und wenn Gift darin ist, spaltet sich der Becher sofort. Wenn Gift allein in einen dieser Becher gegeben wird, zerspringt der Becher augenblicklich. Obwohl diese Angelegenheit Tausenden von Personen bekannt ist, haben dennoch einige Schriftsteller behauptet, dass das Nashornhorn keine solche Tugend besitze. Die Späne, die beim Drechseln eines dieser Becher entstehen, werden stets sorgfältig aufbewahrt und dem Besitzer des Bechers zurückgegeben, da ihnen ein großer Nutzen bei Krämpfen, Ohnmachten und vielen anderen Krankheiten beigemessen wird."

Die Jagd auf das Nashorn wird im südlichen Afrika auf verschiedene Weise durchgeführt. Einer der bewährtesten Pläne ist das Anpirschen an das Tier, entweder wenn es frisst oder

wenn es ruht. Wenn der Jäger gut unter dem Wind bleibt und auch nur die geringste Deckung vorhanden ist, hat er keine Schwierigkeit, sich dem Tier bis auf Schussweite zu nähern, woraufhin die Beute bei einem gut gezielten Schuss gewöhnlich auf der Stelle getötet wird. Mit ein wenig Vorsicht kann diese Art des Sports betrieben werden, ohne die eigene Sicherheit übermäßig zu gefährden.

Doch die bei Weitem bequemste Art, dieses Tier zu erlegen, ist es, ihn vom „skarm" aus zu schießen, wenn er zum Tümpel kommt, um seinen Durst zu stillen. Auf diese Weise habe ich selbst mehrere Dutzend Nashörner getötet.

Gelegentlich wird er auch in Fallgruben gefangen, die ziemlich auf dieselbe Weise konstruiert sind wie jene für den Fang von Elefanten und anderem Großwild.

Er wird nicht oft zu Pferd verfolgt, und zwar hauptsächlich deshalb, weil seine Schnelligkeit und Ausdauer derart sind, dass es sehr schwierig ist, ihn einzuholen und ihm zu folgen, ganz zu schweigen von der Gefahr, die mit einem solchen Vorgehen verbunden ist. Manch ein Jäger hat dadurch tatsächlich sein Leben aufs Spiel gesetzt.

„Einmal, als ich von einer Elefantenjagd zurückkehrte", erzählte mir Herr Oswell eines Tages im Gespräch, „bemerkte ich ein riesiges weißes Nashorn ein kurzes Stück vor mir. Ich ritt zu der Zeit ein ganz ausgezeichnetes Jagdpferd, das beste und schnellste Ross, das ich je während meiner Jagdausflüge in Afrika besaß; aber es war eine Regel bei mir, ein Nashorn niemals zu Pferd zu verfolgen, und zwar schlicht deshalb, weil man sich diesem Tier zu Fuß viel leichter nähern und es töten kann. Bei dieser Gelegenheit schien es jedoch, als habe das Schicksal eingegriffen. Ich wandte mich an meinen Nachreiter und rief: ‚Beim Himmel! Dieser Kerl hat ein prächtiges Horn. Ich werde einen Schuss auf ihn abgeben.' Damit gab ich meinem Pferd die Sporen, das mich bald an die Seite des riesigen Tieres brachte, und im nächsten Moment platzierte ich eine Kugel in seinem Körper, doch, wie sich herausstellte, nicht mit tödlicher Wirkung. Als es meinen Schuss erhielt, blieb das Nashorn zu meiner großen Überraschung, anstatt die Sicherheit in der Flucht zu suchen, wie es die Gewohnheit dieses im Allgemeinen harmlosen Tieres ist, plötzlich stehen, drehte sich dann scharf um und kam, nachdem es mich ein oder zwei Sekunden lang höchst neugierig beäugt hatte, langsam auf mich zu. Ich dachte nie an Gefahr. Dennoch wandte ich instinktiv den Kopf meines Pferdes weg; aber seltsamerweise weigerte sich dieses Geschöpf, das gewöhnlich so fügsam und sanft war – und das man mit der leichtesten Berührung der Zügel hätte lenken können –, mir absolut den Kopf zu geben. Als er es schließlich tat, war es zu spät; denn obwohl das Nashorn nur gegangen war, war die Entfernung zwischen uns so unbedeutend, dass ich zu diesem Zeitpunkt klar sah, dass ein Zusammenstoß unvermeidlich war. Tatsächlich sah ich im nächsten Augenblick, wie das Tier seinen Kopf tief senkte und mit einem Stoß nach oben sein Horn mit solcher Kraft in die Rippen des Pferdes stieß, dass es bis zum Sattel auf der gegenüberliegenden Seite drang, wo ich seine scharfe Spitze an meinem Bein spürte. Die Gewalt des Schlages war so ungeheuerlich, dass das Pferd einen kompletten Überschlag in der Luft machte und schwer auf seinem Rücken aufkam. Was mich betrifft, so wurde ich natürlich heftig zu Boden geschleudert. Während ich so am Boden lag, sah ich tatsächlich das Horn des wütenden Tieres direkt neben mir; aber scheinbar zufrieden mit seiner Rache, begann es, ohne zu versuchen, weiteren Schaden anzurichten, im Galopp vom Schauplatz des Geschehens davonzulaufen. Da mein Nachreiter inzwischen herangekommen war, stürzte ich auf ihn zu, zog ihn fast vom Pferd, sprang in den Sattel und war, ohne Hut und mit blutüberströmtem Gesicht, schnell in Verfolgung des flüchtenden Tieres, das ich bald zu meiner Genugtuung leblos zu meinen Füßen gestreckt sah.

Mein Freund Captain Vardon, von dem ich auf dieser Reise begleitet wurde, stieß kurz darauf zu mir und dachte zuerst, als er meinen Kopf und mein Gesicht voller Blut sah, ich sei tödlich verletzt oder läge im Sterben. Abgesehen von einem Schlag auf den Schädel, verursacht durch das Steigbügeleisen, der meinen Kopf einige Zentimeter weit aufschlug, erhielt ich jedoch keine weiteren Verletzungen; aber das Pferd war auf der Stelle tot."

Wiederum: „Bei einer anderen Gelegenheit, als ich mich zu Fuß auf den Weg zu meinem Lager machte, erblickte ich in geringer Entfernung zwei Nashörner der Spezies Keitloa. Sie fraßen und näherten sich mir langsam. Ich kauerte mich sofort nieder und wartete ruhig auf ihre Ankunft; aber obwohl sie bald in Reichweite kamen, war es mir nicht möglich zu feuern, da sie mir ständig das Gesicht zuwandten und ich wohl wusste, wie nutzlos ein Schuss auf den Kopf ist. In kurzer Zeit waren sie so nah herangekommen, dass ich aufgrund der ungeschützten Beschaffenheit des Geländes weder zurückweichen noch vorrücken konnte, und meine Position wurde höchst kritisch. Ich hatte Angst zu feuern; denn selbst wenn es mir gelungen wäre, eines zu töten, wäre das andere aller Wahrscheinlichkeit nach über mich hinweggelaufen und hätte mich zu Tode getrampelt. In diesem Dilemma kam mir der Gedanke, dass ich mich wegen ihres schlechten Sehvermögens möglicherweise retten könnte, indem ich versuchte, an ihnen vorbeizulaufen. Es war keine Zeit zu verlieren; und dementsprechend stand ich, gerade als das führende Tier mich fast berührte, auf und stürmte an ihm vorbei. Das Tier war jedoch viel zu schnell für mich, und bevor ich viele Schritte gemacht hatte, hörte ich ein heftiges Schnauben an meinen Fersen und hatte nur noch Zeit, mein Gewehr aufs Geratewohl in seinen Kopf abzufeuern, als ich mich auf seinem Horn aufgespießt fühlte.

Der Schock betäubte mich vollständig. Die erste Rückkehr zum Bewusstsein war, wie ich mich erinnere, dass ich mich auf einem meiner Ponys sitzend wiederfand und ein Kaffern es führte. Ich hatte eine unklare Vorstellung davon, gejagt zu haben, und als ich den Mann bemerkte, fragte ich schnell, warum er nicht der Fährte des Tieres folge, woraufhin er etwas murmelte des Inhalts, dass es weg sei.

Zufällig berührte ich meine rechte Hüfte mit meiner Hand und war beim Zurückziehen erstaunt, sie voller Blutklumpen zu finden. Doch meine Sinne waren noch so verwirrt und die Seite so betäubt, dass ich tatsächlich die Wunde mit meinen Fingern fühlte und darin herumdrückte. Während ich versuchte, mir meine seltsame Lage zu erklären, bemerkte ich einige meiner Leute, die mit einem Tragekorb auf mich zukamen, und auf meine Frage, was sie da machten, riefen sie aus, sie seien gekommen, um meinen Körper zu holen, da man ihnen gesagt habe, ich sei von einem Tier getötet worden. Die Wahrheit dämmerte mir nun zum ersten Mal, und ich wurde mir schnell meines verkrppelten Zustandes bewusst. Die Wunde, die ich erhalten hatte, war von sehr ernster Art, und obwohl sie letztlich verheilte, hinterließ sie Narben, die zweifellos bis zum Tag meines Todes bleiben werden."

Wir lieben das Wunderbare. Es wird allgemein als Tatsache angesehen, dass die Haut des Nashorns für eine Kugel oder sogar für einen „Eisenbarren", wie ein gewisser Schriftsteller es treffend ausdrückt, undurchdringlich sei. Aber das ist eine ebenso müßige Vorstellung, zumindest was die afrikanische Spezies betrifft, wie jene hinsichtlich der Weichheit und Biegsamkeit der Hörner des Tieres, denn eine gewöhnliche Bleikugel bahnt sich ihren Weg durch die Haut mit größter Leichtigkeit. Es ist wahr, man sollte nah an dem Tier sein; denn obwohl mir bekannt ist, dass ein Nashorn aus einer Entfernung von hundert Yards getötet wurde, ist dies eine Ausnahme von der Regel. Tatsächlich kann man sich des Schusses jenseits von dreißig oder vierzig Schritten nicht sicher sein. Unter allen Umständen ist eine doppelte Pulverladung ratsam.

Obwohl eine gewöhnliche Bleikugel die Aufgabe gut genug erfüllen mag, würde ich sie nicht empfehlen. Das beste Metall ist Hartlot (Spelter), das fast die Härte von Eisen mit dem ganzen Gewicht von Blei verbindet; aber es ist oft schwierig zu beschaffen. Mangels eines besseren erfüllen zwei Drittel Blei und ein Drittel Lötzinn den Zweck sehr gut.

Die tödlichste Stelle, auf die man zielen sollte, ist direkt hinter der Schulter; eine Kugel durch das Zentrum der Lungenflügel führt mit Sicherheit zu einem fast augenblicklichen Tod. Aufgrund der sehr massiven Struktur des Kopfes, der großen Dicke der Haut an dieser Stelle, der Position der Hörner und der Kleinheit des Gehirns erweist sich ein Schuss in den Kopf selten oder nie als tödlich. Das Gleiche lässt sich von der Brust sagen.

Wie schwer verwundet das Nashorn auch sein mag, es blutet selten nach außen. Dies ist zum Teil zweifellos der großen Dicke der Haut und ihrer Elastizität zuzuschreiben, die bewirkt, dass sich das durch die Kugel verursachte Loch fast wieder schließt, wie auch der Tatsache, dass die Haut nicht fest mit dem Körper verbunden ist, sondern sich ständig bewegt. Wenn das Tier überhaupt blutet, dann aus dem Maul und den Nüstern, was ein ziemlich sicheres Zeichen dafür ist, dass es tödlich getroffen ist, und die Chancen stehen gut, dass man es in geringer Entfernung tot auffinden wird.

Die Anzahl der jährlich in Südafrika getöteten Nashörner ist sehr beträchtlich. Davon kann man sich eine Vorstellung machen, wenn ich erwähne, dass die Herren Oswell und Vardon in einem Jahr nicht weniger als neunundachtzig dieser Tiere töteten; auf meiner jetzigen Reise habe ich selbst, im Alleingang, fast zwei Drittel dieser Menge geschossen.

KAPITEL XXXI.

Aufbruch von Ghanze. – Nektar in der Wüste. – Schwierigkeit bei der Wassersuche. – Ankunft in Abeghan. – Erfolglose Jagd. – Ein „Zauber“. – Wie man das Untrinkbare trinkbar macht. – Ein Elefant verwundet und getötet. – Kühner und mutiger Hund. – Kobis. – Autor von einer sonderbaren Krankheit befallen. – Boten zum Häuptling des Ngami-Sees entsandt. – Eine große Truppe Elefanten. – Autor tötet ein riesiges Männchen. – Löwen und Giraffe. – Beinahe-Katastrophen des Autors: durch ein schwarzes Nashorn; durch ein weißes Nashorn; durch zwei Truppen Elefanten; er erschießt ein Paar seiner Widersacher. – Wohin man auf einen Elefanten zielt.

Nachdem wir ausgiebig gejagt und uns sowie die Buschmänner nach Herzenslust an Nashornfleisch gütlich getan hatten, verließen wir Ghanze am 23. Juni. Der erste Teil des Landes, durch den unser Weg führte, war sehr dornig; aber das Gebüsch öffnete sich allmählich, und wir reisten mit mehr Leichtigkeit. Zu Beginn des Tages nach unserer Abreise ließ ich mein Pferd satteln und ritt davon, um nach Wasser zu suchen.

Gegen Mittag erreichte ich eine Senke von ähnlicher Art wie Ghanze, aber in kleinerem Maßstab. Ich glaubte Anzeichen für das Vorhandensein von Wasser wahrzunehmen; und nachdem ich das Ross „gehoppelt“ hatte, ging ich auf die Suche danach. Die Elefanten hatten den Platz jedoch so zertrampelt, dass ich, obwohl ich nicht daran zweifelte, dass Wasser dort sei, bald feststellte, dass es nur mit enorm viel Arbeit zu bekommen war.

Während ich darüber nachdachte, was am besten zu tun sei, ob ich bleiben und die Grube säubern oder weiterziehen sollte in der Hoffnung, eine andere Tränke zu finden, beobachtete ich mehrere kleine Vögel, die in einer kleinen Spalte im Kalksteinfelsen ein- und ausflogen. Als ich zu der Stelle rannte, entdeckte ich eine schmale kreisförmige Öffnung, etwa zwei Fuß breit und vielleicht doppelt so tief, an deren Boden etwas das Licht reflektierte. In der Annahme, dass es Wasser sei, das so glänzte, und geplagt von

Durst, sprang ich in das Loch und schluckte gierig eine große Menge. Ich war zu begierig, um seinen Geschmack unterscheiden zu können, aber nachdem ich meinen brennenden Durst etwas gestillt hatte, nahm mein Gaumen seine Funktion wieder auf, und ich dachte, ich hätte noch nie einen so abscheulichen Geschmack erlebt. Man stelle sich mein Entsetzen vor, als ich eine kleine Menge in meine hohle Hand nahm, sie gegen das Licht hielt und feststellte, dass ich Blut getrunken hatte, vermischt mit den Abfällen irgendeines wilden Tieres! Ich werde niemals den Ekel vergessen, den ich bei dieser Entdeckung empfand, und obwohl mein Magen bald von seinem ekelerregenden Inhalt befreit wurde, behielt ich lange ein flaues Gefühl. Das Rätsel klärte sich jedoch auf. Bei einer genaueren Untersuchung der fraglichen Öffnung stellte sich heraus, dass eine Herde Zebras, genau wie ich, nach Wasser gesucht hatte, und dabei war eines von ihnen hineingefallen und von den Buschmännern gefunden und getötet worden. Daher rührten das Blut und die Innereien des unglücklichen Tieres.

Sobald die Männer mit dem Vieh eintrafen, wurde jeder, der entbehrlich war, damit beschäftigt, das Loch zu reinigen, in dem ich zuerst Anzeichen von Wasser gesehen hatte. Große Felsfragmente, welche die massigen Körper von Elefanten und anderen gigantischen Tieren in den Hohlraum gestoßen hatten, wurden unter immensen Anstrengungen entfernt. Gelegentlich, wenn ein fest eingebetteter Stein oder ein Stück Holz verrückt wurde, sprudelte die reine Flüssigkeit mit großer Kraft hervor, und wir schmeichelten uns mit dem Gedanken, das „Auge“ einer Quelle gefunden zu haben, doch im nächsten Moment verschwanden all unsere Hoffnungen. Nach acht oder neun Stunden harter Arbeit erwiesen sich unsere besten Bemühungen, eine stetige Wasserversorgung zu entdecken, als ergebnislos. Das Wenige, das wir erhielten – ausreichend für das Pferd und die Hunde –, war von so fragwürdiger Qualität, dass wir uns trotz unseres Durstes nur mit größtem Widerstreben dazu überwinden konnten, ein paar Schlucke hinunterzuschlucken.

Bei Tagesanbruch am nächsten Morgen nahmen wir unsere Arbeit wieder auf, jedoch mit ebenso wenig Erfolg. Ich begann nun, um die Sicherheit des Viehs zu bangen, das Anzeichen von Erschöpfung zeigte. Ich bestieg mein Pferd und ritt, geführt von zwei flinken Buschmännern, zügig in Richtung des Sees, wobei ich meinen Männern befahl, ihre Anstrengungen während des restlichen Tages fortzusetzen; sollten sie jedoch bis zum nächsten Morgen nicht erfolgreich genug Tränke für das Vieh beschafft haben, so sollten sie meinen Spuren folgen.

Ich war lange geritten. Die Sonne war bereits hinter den Baumwipfeln versunken, und noch immer kein Wasser. Die Buschmänner gaben mir jedoch durch Zeichen zu verstehen, dass es nicht weit entfernt sei, und die Anzahl der Wildtierspuren verlieh ihrer Behauptung Gewicht. Schließlich drangen das lautstarke Geplapper von Perlhühnern, das Gurren von Tauben und das Kreischen von Papageien an mein Ohr und deuteten auf eine günstigere Umgebung hin. Ich gab meinem Pferd die Sporen, bog in einen großen „Wildpfad“ ein und kam, gerade als die Sonne hinter dem Horizont versank, an eine große Fläche klaren Wassers. Ich fühlte mich wahrhaft dankbar und wünschte mir nur meine eigenen Leute und das Vieh herbei, um mein Glück vollkommen zu machen. Dieser Ort hieß nach meinem Dolmetscher Abeghan.

Bei Dunkelheit band ich mein Pferd ein Stück vom Wasser entfernt an, schnitt ihm mit meinem Jagdmesser einen reichlichen Vorrat an Gras und ging, nachdem ich den Buschmännern Feuer gemacht und ihnen als Belohnung für ihre Dienste das Stück Fleisch gegeben hatte, das wir bei uns trugen, mit dem Gewehr über der Schulter zur Quelle, um etwas für die Vorratskammer zu erlegen.

Es war eine herrliche Nacht. Der Himmel war dunkel, aber besät mit unzähligen funkelnden Sternen, die sich im Wasserspiegel unter mir spiegelten. Auf etwa fünfzig Schritten war der Ort leidlich frei von Büschen, und auf einer Seite erstreckte sich der Ausblick fast eine viertel Meile durch eine Allee, die auf beiden Seiten von edlen Damara-„Stammbäumen" gesäumt war. Anderswo war die Dunkelheit undurchdringlich. Stille wie die des Grabes herrschte in dieser fernen Einsamkeit, nur in langen Abständen unterbrochen durch das Schlabbern der Hyäne und des Schakals am Wasser und das ferne Grunzen des Nashorns. Letzteres hütete sich jedoch, in Reichweite des Gewehrs zu kommen.

Bei der Rückkehr des Tageslichts fühlte ich mich, da ich bereits vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung gewesen war, sehr hungrig und eilte zu den Buschmännern zurück, um zu sehen, ob sie etwas von dem Fleisch übrig gelassen hatten, das ich ihnen gegeben hatte; aber ich hätte ebenso gut die Höhlen gefräßiger Wölfe nach dem Lager dieser hungernden „Kinder der Wüste" absuchen können. In der Tat sahen sie sehr niedergeschlagen aus, als ich mein Jagdpech verkündete.

Da ich befürchtete, meine Männer könnten sich bei der Verfolgung meiner Spur verspäten, schrieb ich ein paar eilige Zeilen in mein Notizbuch, riss das Blatt heraus und händigte es einem der Führer aus mit der Anweisung, er müsse dorthin zurückeilen, von wo er gekommen war; da er jedoch noch nie zuvor ein Stück Papier gesehen hatte, nahm er es zuerst mit Vorsicht entgegen und begann, indem er es zwischen zwei seiner Finger nahm, darauf zu blasen, wobei er wahrscheinlich dachte, es sei eine Art „Zauber" für besseres Glück. Als er mich lächeln sah, fasste er Mut und blies noch stärker. Dies war zu viel, und ich brach in ein brüllendes Lachen aus, in das mein brauner Freund herzlich einstimmte. Nach zahlreichen Zeichen und Gesten machte ich ihm jedoch meine Wünsche begreiflich, und er machte sich auf den Weg, um der Karawane entgegenzugehen.

Nach weiteren zwölf Stunden Fasten und Warten, gerade als es dunkel wurde, hatte ich die Genugtuung, die gesamte Gruppe sicher ankommen zu sehen. Es war ihnen gelungen, genug Wasser für fast alle Ochsen zu beschaffen.

Um sich gegen den Durst unterwegs zu wappnen, hatten die Männer zwei Holzfässer mit Wasser vom letzten Haltepunkt mitgebracht. Als ich sah, wie Timbo im Begriff war, seinen Durst aus einem der besagten Gefäße zu stillen, bemerkte ich ihm gegenüber, dass es doch sicher keine Notwendigkeit mehr gäbe, solch abscheuliches Zeug zu trinken. Er trank dennoch und rief aus: „Herr, das Wasser ist erstklassig!" „Unsinn", stieß ich ungläubig hervor, „Sie wollen doch nicht sagen, dass diese abscheuliche Flüssigkeit gut ist?" „Nun", erwiderte er, „wenn der Herr mir nicht glauben will, probiert er es besser selbst." Weniger aus Glauben an das, was er sagte, als vielmehr aus Neugier probierte ich es tatsächlich, und wahrhaftig, es war „erstklassig". Sogar der Geruch war verflogen. Jeder stimmte in das Lob seiner Vorzüglichkeit ein. Ich konnte mir ein so großes Wunder nicht erklären, vermutete aber, dass das Wasser unter dem Einfluss der Sonne eine chemische Veränderung durchgemacht hatte. Im Laufe von zwölf Stunden hatten sich vier Gallonen trüben Wassers ohne ersichtlichen Grund in eine Flüssigkeit verwandelt, so klar und süß, wie sie jemals aus einer frischen Quelle geschöpft wurde.

Beim Verlassen der verpesteten Quelle vertraute ich dem jungen Bonfield meine Uhr an, damit er die Anzahl der Stunden feststellen könne, die sie auf der Straße verbrachten. Als ich den Jungen wieder traf, erzählte er mir aufgeregt, dass er glaube, mit dem „Stück" stimme etwas nicht, da es nicht richtig gehen wolle. Die Wahrheit dämmerte mir sofort. Beim Aufziehen hatte er sie gewaltsam in die falsche Richtung gedrückt und sie so unbrauchbar gemacht. Ich kann meine Gefühle nicht beschreiben, als ich diese Tatsache

feststellte. Mein Chronometer und eine andere Uhr hatten schon einige Zeit zuvor ihren Dienst versagt. Dies war mein letzter Zeitmesser. Ich hatte nicht länger die Mittel, meine Beobachtungen fortzusetzen. Breitengrade konnte ich noch bewältigen, aber Längengrade, den wichtigsten Teil, waren ausgeschlossen – zumindest dachte ich das zu der Zeit. Ich hatte mich der Hoffnung hingegeben, die Position des Sees bestimmen zu können.

Ich war mit dem Mechanismus einer Uhr völlig unvertraut; aber Not kennt kein Gebot, und als letzte Chance entschloss ich mich, sie in Einzelteile zu zerlegen, um die Ursache für ihr Stehenbleiben zu ergründen. Zweimal tat ich dies, und zweimal setzte ich sie erfolgreich wieder zusammen, aber sie wollte nicht richtig gehen. Ich sezierte sie ein drittes Mal, war aber noch weniger glücklich als zuvor, denn die Kette riss an zwei Stellen. Dennoch ließ ich mich nicht entmutigen und besorgte mir einen sehr feinen, gut getrockneten Darm, mit dem ich versuchte, sie zu spleißen; aber das Ergebnis lässt sich leicht erahnen. Ich glaube, in diesem Moment hätte ich bereitwillig die beste Hälfte dessen gegeben, was ich auf dieser Welt besaß – und das war am Ende vielleicht nicht viel –, für eine gute starke Uhr.

In der zweiten Nacht nach meiner Ankunft in Abeghan, als ich in der Nähe des Wassers auf wilde Tiere lauerte, wurde ich von drei riesigen Elefantenbullen überrascht, deren Annäherung so lautlos erfolgt war, dass sie, bevor ich mir ihrer Gegenwart bewusst wurde, nur noch zehn Schritte von mir entfernt waren. Ich lag an einer sehr exponierten Stelle im Hinterhalt, hielt aber dennoch standhaft meine Position und feuerte, indem ich ruhig auf das Vorderbein des Anführers zielte. Als er herumwirbelte, begrüßte ich ihn mit dem Inhalt des zweiten Laufs. Er stieß einen lauten Schrei aus, rollte seinen Rüssel auf und trottete schnell davon. Am nächsten Tag folgten wir seiner Fährte viele mühsame Meilen lang. Er hatte sich vom Rest getrennt; aber es gelang uns nicht, ihn einzuholen. Einige Zeit später hörte ich jedoch von seinem Tod. Die Buschmänner brachten die Stoßzähne.

Am selben Abend schoss ich ein Paar Nashörner. Eines von ihnen griff, als es meine Kugel erhielt, kopfüber an und war mir so nah, dass ich mich, um einen tatsächlichen Zusammenstoß zu vermeiden, rückwärts warf und zu Boden fiel. Er rannte dann noch einige hundert Yards, bevor er zum Stehen kam. Bei Tagesanbruch machten sich meine Männer an seine Verfolgung. Er hatte noch Kraft genug, um einen Ausfall gegen sie zu machen, und hätte wahrscheinlich einige von ihnen erwischt, wenn nicht eine kleine Hündin (halb Terrier, halb Bulldogge) namens „Venus“ (zum Spott über ihre Hässlichkeit) das wütende Tier an der Unterlippe gepackt hätte, wo sie mit solcher Zähigkeit hängen blieb, dass das Nashorn trotz all seiner Wut unfähig war, sie abzuschütteln. Sie gab ihren Griff erst auf, als ihr riesiger Widersacher durch eine Kugel endgültig niedergestreckt war.

Aber die Klugheit dieses Lieblingshundes war ebenso groß wie sein Mut. Da wir uns nun in einem Wildland befanden, gab es Raubtiere aller Art im Überfluss, besonders Schakale, die man zu Dutzenden umherlaufen sah. Um die Elefanten und andere große Tiere nicht zu erschrecken, pflegten wir ein Stück vom Wasser entfernt zu lagern, welches Fräulein „Venus“ regelmäßig aufsuchte, um zu baden und zu trinken. Wenn sie einen Schakal bemerkte, kauerte sie sich sofort nieder und sah sehr furchtsam aus. „Reineke“, der ihre Haltung als Anzeichen von Angst missdeutete und wahrscheinlich dachte, dass sie aufgrund ihrer winzigen Größe eine leichte Beute sein würde, näherte sich kühn seinem vermeintlichen Opfer. Doch er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht; denn in dem Moment, als die listige Hündin ihren Widersacher nah genug fand, sprang sie wie eine Katze an seine Kehle, und einmal dort, hatte das Tier keine Chance mehr. Sie kehrte dann ins Lager zurück, wo ihre zufriedene Miene und ihr blutiges Maul bald die

Aufmerksamkeit der Männer erregten, die sofort ihrer Fährte folgten und den Schakal brachten, der wegen seines Fells geschätzt wurde.

Nachdem wir einen Teil des Fleisches der Nashörner getrocknet und den Rest den hungrigen Buschmännern gegeben hatten, die bereits begannen, sich um uns zu scharen, brachen wir nach Kobis auf, das wir nach weniger als zwei Stunden Reise erreichten. Dieser Ort war, wahrscheinlich aufgrund schwerer Regenfälle in nicht allzu ferner Vergangenheit, eine prächtige Wasserfläche (ein herrlicher Anblick für unsere durstige Fantasie), auf der es von Gänsen und Enten wimmelte. Nach der Anzahl der gut und frisch ausgetretenen Pfade vermuteten wir, dass dies eine große Hochburg des Wildes sei; und wir wurden nicht enttäuscht. Ich beschloss daher, hier einige Tage der Jagd zu widmen, und wählte mein Lager mit Vorsicht und nach bestem Wissen aus.

Ich hatte mich noch nicht lange in meinem neuen Quartier eingerichtet, als einige Buschmänner auftauchten, die Bündel von Schilfrohr trugen (bestimmt als Schäfte für ihre Pfeile), die sie vom Ngami-See oder „Tlannis“, wie sie ihn in ihrer Sprache nannten, mitgebracht hatten. Sie waren fünf Tage unterwegs gewesen, sagten aber, man könne ihn in zwei Tagen erreichen. Dies war eine freudige Nachricht. Doch ich wurde fast an der Schwelle zum Ziel meines Ehrgeizes in meinen Plänen vereitelt.

Nachdem es mir spät in einer Nacht unter großer Gefahr und Mühe gelungen war, ein enorm großes weißes Nashorn zu erlegen, schlief ich gegen Morgen ein, überwältigt von der Anstrengung und Erschöpfung mehrerer vorangegangener Nächte der Wache. Ich wurde durch ein brennendes Gefühl etwas unterhalb des linken Knies geweckt; und als ich meine Leute erreichte, war der Schmerz unerträglich geworden. Ich war gezwungen, sofort zu Bett zu gehen. Am nächsten Tag war die betroffene Stelle stark entzündet. Die Haut wurde so empfindlich, dass ich nicht einmal die Berührung meiner Leinwäsche ertragen konnte; und wenn der kleine George (wenn auch mit zärtlichster Sorgfalt) die Lotion auftrug, die ich verschrieben hatte, schrie ich vor Qual. Keine Position passte mir. Wenn ich gezwungen war, die Lage zu ändern, was nur mit der Hilfe einer anderen Person möglich war, war die Bewegung qualvoll.

In der Befürchtung, dass meine Krankheit von einiger Dauer sein könnte, und da ich den Charakter von Wilden nur zu gut kannte, hielt ich es für ratsam, ein oder zwei meiner Männer mit ein paar unbedeutenden Geschenken zu Lecholetebe zu schicken, dem Häuptling der Betschuanen und der anderen Völker, die die Ufer des Ngami-Sees bewohnten, um ihn von meiner Ankunft in seiner Nachbarschaft und dem Motiv meiner Reise zu unterrichten. Timbo und Piet der Griqua wurden ausgewählt, um meine Wünsche auszuführen.

Während wir gespannt auf ihre Rückkehr warteten, ging uns erneut das Fleisch aus. Ich besaß zwar ein paar Schafe, aber ich hatte Angst, sie zu schlachten, da ich nicht wusste, was die Zukunft für mich bereithielt.

Ich schickte daher meine Männer in die umliegende Gegend aus; aber obwohl sie auf Wild in Hülle und Fülle stießen, waren sie aufgrund von Missmanagement und schlechtem Schießen nicht in der Lage, auch nur ein einziges Tier zu erlegen.

Eines Abends entschloss ich mich verzweifelt, selbst zum Wasser zu gehen, in der Hoffnung, mehr Erfolg zu haben. Dementsprechend befahl ich meinen Dienern, einen „Skarm“ vorzubereiten und mich dorthin zu tragen, wobei ich das Risiko einging, von Elefanten oder Nashörnern überrannt oder aufgespießt zu werden; denn in meinem behinderten Zustand war es unmöglich, falls ein Tier angriff, ihm aus dem Weg zu gehen.

Angesichts meines hilflosen Zustands erhoben die Männer Einwände, aber ich war entschlossen zu gehen, und das Glück war mir hold.

Ich hatte geduldig bis fast zum Morgen gewartet, ohne etwas anderes als Hyänen und Schakale zu sehen. Ich glaube, diese Kreaturen wussten, dass ich ihnen nichts zuleide tun würde, denn sie näherten sich bis auf wenige Schritte und starrten und lachten mich auf die unverschämteste Weise an. Ich warf mit Kieselsteinen nach ihnen, aber das diente nur dazu, ihren Spott zu verstärken. Ich konnte es nicht länger ertragen und schleuderte meinen Lagerstuhl nach ihren Köpfen, woraufhin sie schleunigst die Flucht ergriffen.

Kaum waren sie verschwunden, hörte ich den schweren Tritt von Elefanten. Bei diesem Geräusch schlug mein Herz heftig, aber das war nur vorübergehend. Im nächsten Moment erlangte ich meine Selbstbeherrschung zurück. Ich schob mein Gewehr vorsichtig über den „Skarm" und wartete ruhig (ohne es zu wagen, an mein armes Bein zu denken) auf die Annäherung der Riesen. Näher und näher kamen sie; ihre Schritte wurden deutlicher und gemessener; verworrene Gestalten sah man zwischen den Bäumen herankommen. Allmählich nahmen sie Gestalt an; und siehe da! Plötzlich hob sich ein riesiger Elefant scharf gegen den Horizont ab; dann ein weiterer und noch einer, bis der Boden von ihrer Zahl lebendig wurde. Es müssen mindestens fünfzig gewesen sein. Sie zögerten einen Moment, kamen dann aber zügig auf einem breiten Pfad heran, der im rechten Winkel zu meinem Versteck und nur etwa ein Dutzend Fuß davon entfernt verlief. Ich wagte kaum zu atmen. Der Anführer hob sich deutlich von den anderen ab, und natürlich wählte ich ihn als Ziel. Nachdem ich dem riesigen Geschöpf erlaubt hatte, ein paar Schritte an mir vorbeizugehen, um die Gelegenheit für einen zweiten Schuss zu haben, stieß ich einen leisen Pfiff aus, der sofort die Aufmerksamkeit der Tiere erregte, die, ihre riesigen Ohren teilweise aufstellend und mit ihren Rüsseln exzentrische Kreise durch die Luft beschreibend, besorgt nach der Ursache des seltsamen Geräuschs zu forschen schienen. Das war meine Gelegenheit; und im nächsten Augenblick widerhallte der Wald vom Knall des Gewehrs. Das getroffene Tier rollte seinen Rüssel auf, stieß einen schwachen Schrei aus, drehte sich scharf um und torkelte dorthin zurück, von wo es gekommen war. Es war klar, dass die Wunde, die es erhalten hatte, tödlich war; aber um ganz sicherzugehen, gab ich ihm den Inhalt meines zweiten Laufes, wenn auch scheinbar ohne Wirkung. Als er den Rand des Waldes erreicht hatte, schwankte er und stürzte heftig nach vorne schwer zu Boden.

Ich hatte die Szene gespannt beobachtet; und nun, seltsam zu berichten, nachdem die Gefahr und die Aufregung vorüber waren, wurde ich von einem heftigen Zittern befallen. Nach einiger Zeit jedoch, als sich meine Nerven etwas beruhigt hatten, drückte ich einen Teil der Umzäunung nieder und kroch, obwohl verkrüppelt, auf allen vieren zum Kadaver. Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass das Leben erloschen war, kletterte ich auf den Rücken des verendeten Elefanten, wo ich mich wie ein Schuljunge im Triumph niederließ.

Zu dieser Zeit begann der Tag zu dämmern. Da ich in Hörweite des Lagers war und mich fröstelte, rief ich meinen Leuten zu, sie sollten Feuer bringen. Aber obwohl ich keine Antwort erhielt, konnte ich sie deutlich in ernster Unterhaltung hören, als ob sie eine gewichtige Angelegenheit besprächen. Ich rief immer wieder, aber mit ebenso wenig Erfolg. Da ich überzeugt war, dass sie mich gehört haben mussten, war ich verwundert und verärgert, keine Antwort zu erhalten. Schließlich, nachdem ich eine volle Viertelstunde gewartet hatte, bemerkte ich eine Anzahl flackernder Lichter, die so vielen Irrlichtern glichen, und kurz darauf stießen meine Männer zu mir. Das Rätsel ihres mir gegenüber unerklärlichen Schweigens wurde sogleich aufgeklärt. Es stellte sich heraus, dass sie beim ersten Hören meiner Rufe, die sie für Hilfeschreie hielten, von Furcht und Erstaunen ergriffen worden waren; und da die Rufe aus einer etwas anderen Richtung

kamen als der, in der sie mich am vorangegangenen Abend zurückgelassen hatten, wurden sie zu der Annahme verleitet, dass ein wildes Tier mich fortgetragen habe. Ihr eigenes lautes Sprechen war anscheinend aus der Debatte darüber entstanden, auf welche Weise sie mir am besten helfen könnten. Ich konnte nicht umhin, mir zu sagen: „Wie tapfer und rücksichtsvoll!"

Es herrschte nun kein Mangel an Fleisch, und das Ergebnis war großer Jubel. Die Nachricht von meinem Erfolg verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und das Tier war kaum kalt, bevor sich Dutzende hungriger Buschmänner – wie so viele Geier – versammelt hatten, um am Festmahl teilzunehmen. Vor dem Mittag war mit Ausnahme des Brustbeins, des Kopfes und einiger der größeren Knochen jede Spur des riesigen Tieres verschwunden. Die Art und Weise, wie die Buschmänner sich am Kadaver von Elefanten gütlich tun, ist sehr ekelerregend; und der Prozess des Zerlegens, bei dem sie nicht wenig Methode und Geschicklichkeit zeigen, ist es fast gleichermaßen.

Elefanten, Nashörner, Gnus, Zebras usw. wurden nun fast allnächtlich geschossen. Giraffen waren in dieser Gegend nicht sehr zahlreich, aber gelegentlich tauchten sie am Tümpel auf, wobei es mir gelang, einen Schuss abzugeben.

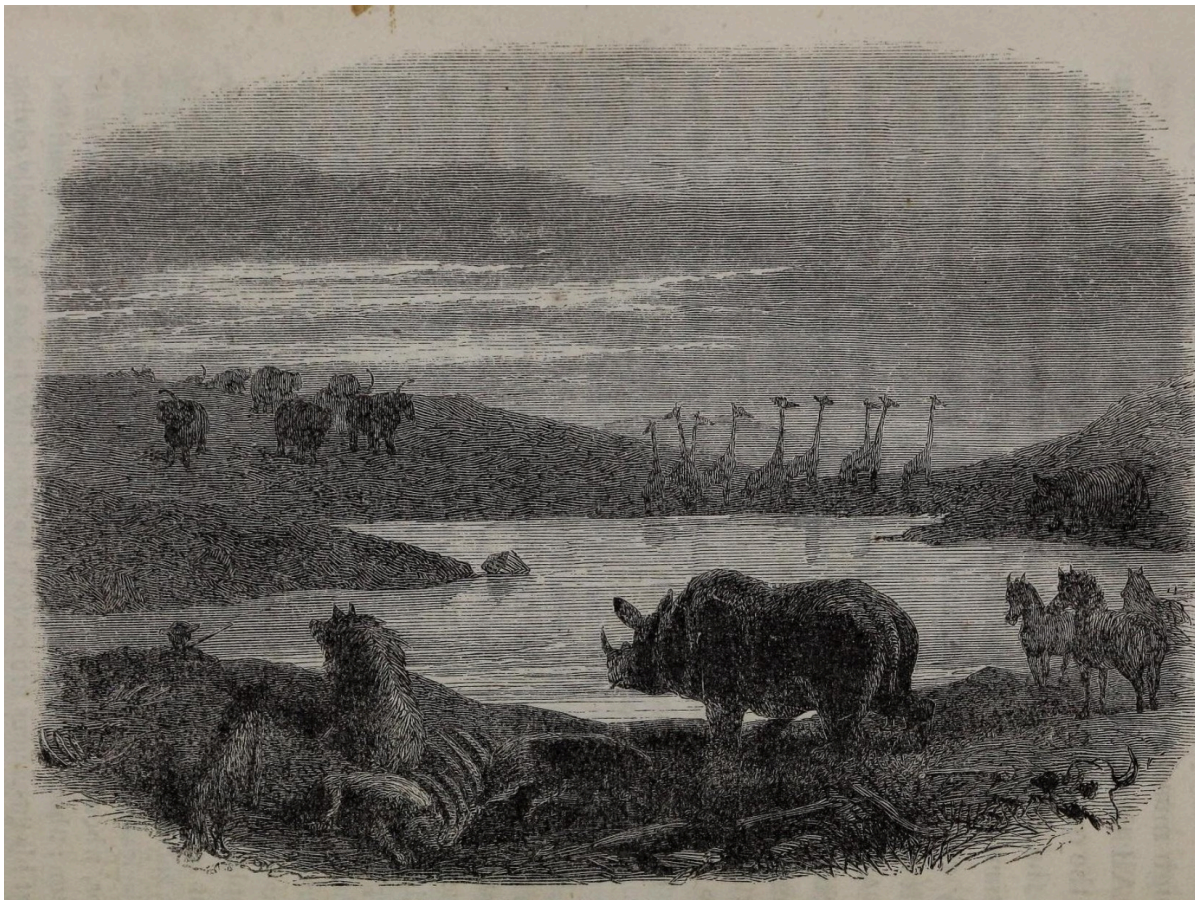
Spät an einem Abend hatte ich in einem anderen Teil des Landes einen Löwen schwer verwundet und folgte am frühen Morgen des darauffolgenden Tages den blutigen Spuren des Tieres in der Hoffnung, seiner Laufbahn ein Ende zu setzen. Bald stießen wir auf die Fährte einer ganzen Löwentruppe sowie auf die einer einsamen Giraffe. So viele Spuren verwirrten uns; und während ich versuchte, aus den übrigen die des verwundeten Löwen herauszusuchen, bemerkte ich, wie meine eingeborenen Begleiter plötzlich vorwärts stürmten, und im nächsten Moment hallte der Dschungel von Triumphschreien wider. Im Glauben, sie hätten den Löwen entdeckt, den wir verfolgten, eilte auch ich vorwärts; aber stellen Sie sich meine Überraschung vor, als ich beim Austritt auf eine Lichtung im Dschungel nicht einen toten Löwen sah, wie ich erwartet hatte, sondern fünf lebende Löwen (zwei Männchen und drei Weibchen), von denen zwei gerade dabei waren, eine prächtige Giraffe niederzureißen, während die anderen drei ganz in der Nähe und mit gierigen Blicken dem tödlichen Kampf zusahen.

Die schöne Illustration gegenüber der Titelseite dieses Bandes ist eine genaue Darstellung dieses höchst interessanten Vorfalls. Die Szene war von so imposanter Natur, dass ich für den Augenblick vergaß, dass ich ein Gewehr trug. Die Eingeborenen jedoch stürmten in Erwartung einer „herrlichen Schmauserei" wahnsinnig vorwärts und zwangen die Löwen mit den gellendsten Schreien und Gebrüll zu einem hastigen Rückzug.

Als ich die Giraffe erreichte, die nun in ihrer ganzen Länge im Sand ausgestreckt lag, machte sie ein paar vergebliche Versuche, ihren Hals zu heben; ihr Körper hob und senkte sich einen Moment lang zitternd, und im nächsten Augenblick war das arme Tier tot. Es hatte mehrere tiefe Wunden an den Flanken und an der Brust erhalten, verursacht durch die Krallen und Zähne seiner grimmigen Angreifer. Die starken und zähen Muskeln des Halses waren ebenfalls durchbissen.

An eine Verfolgung des verwundeten Löwen war nun nicht mehr zu denken. Die Eingeborenen blieben am Kadaver der Giraffe und schwelgten, bis sie verzehrt war. Ein oder zwei Tage später hatte ich jedoch das Glück, auf meinen königlichen Widersacher zu treffen, und erledigte ihn ohne große Schwierigkeit. In Kobis und der Umgebung genoss ich das Jagen in Vollendung. Aber ich hatte viele knappe Begegnungen mit Elefanten und Nashörnern.

In einer schönen Mondnacht, als ich mich behaglich in meinem „Skarm“ niedergelassen hatte und die seltsame, aber malerische Szene vor mir betrachtete, wurde meine Träumerei durch das disharmonische Grunzen eines schwarzen Nashorns unterbrochen. Er war offensichtlich schlechter Laune, denn als er zwischen den Bäumen auf offeneres Gelände trat, beobachtete ich, wie er wahnsinnig auf alles und jedes losging, dem er begegnete, wie Büsche, Steine usw. Sogar die gebleichten Schädel und Skelette seiner eigenen Art, die verstreut auf dem Boden lagen, wurden mit unvorstellbarer Wut angegriffen. Ich war sehr amüsiert über seinen exzentrischen Zeitvertreib; aber aufgrund der Offenheit des Geländes und der Menge an Kalkstein dort, was die Objekte deutlicher machte, war er nicht leicht anzupeilen. Nachdem ich mich jedoch meiner Schuhe und aller auffälligeren Teile meiner Kleidung entledigt hatte, gelang es mir zu kriechen – mein Gewehr vor mir herschiebend –, bis auf eine kurze Entfernung an das schnaubende Tier heranzukommen. Da er in direkter Linie auf mich zukam, wollte ich nicht schießen, da man wenig Aussicht hat, das Nashorn zu töten, wenn es sich in dieser Position befindet.



THE APPROACH OF ELEPHANTS.

Nachdem er sich mir bis auf wenige Fuß genähert hatte, wurde seine Aufmerksamkeit erregt, und indem er plötzlich eines jener seltsamen „blasenden“ Geräusche ausstieß, die dem Tier so eigen sind, wenn es erschreckt oder erzürnt ist, schickte er sich an, mich in ähnlicher Weise zu behandeln wie die Steine und Schädel, die er soeben so unzeremoniell umhergeschleudert hatte. Kein Augenblick war zu verlieren; und in Selbstverteidigung feuerte ich auf seinen Kopf. Ich werde niemals die Verwirrung des Tieres vergessen, als es den Inhalt meines Gewehres erhielt. Fast senkrecht in die Luft springend, und das bis in eine Höhe von vielen Fuß, kam er mit einem Aufprall wieder nieder, der die Erde erzittern zu lassen schien; dann stürmte er heftig vorwärts (wobei er mich fast zertrampelte) und rannte volle fünf Minuten lang um die Stelle herum, wobei er jedes Objekt in eine Staubwolke hüllte. Schließlich stürzte er in den Wald und war dem Blick entzogen. Da ich kein Blut auf seiner Fährte fand, hatte ich keinen Grund zu der Annahme, dass er schwer verletzt sei. Meine Vermutung ist, dass die Kugel sein Horn traf

und ihn durch die erschütternde Gewalt teilweise betäubte. Hätte mein Gewehr beim Angriff versagt, wäre ich höchstwahrscheinlich aufgespießt worden.

Wiederum: Nachdem ich mich in einer gewissen Nacht bis auf wenige Schritte an ein riesiges weißes Nashorn (wie sich herausstellte, ein Weibchen) herangeschlichen hatte, jagte ich ihr eine Kugel in die Schulter, was mich jedoch fast teuer zu stehen gekommen wäre; denn geleitet durch den Mündungsfeuerblitz des Gewehres, stürzte sie mit solcher Wut auf mich zu, dass ich nur noch Zeit hatte, mich auf den Rücken zu werfen, in welcher Position ich regungslos liegen blieb. Dies rettete mir das Leben; denn da sie mich nicht bemerkte, kam sie plötzlich zum Stehen, gerade als ihre Füße im Begriff waren, meinen Körper zu zerquetschen. Sie war mir so nah, dass ich den Speichel aus ihrem Maul auf mein Gesicht tröpfeln fühlte! Ich befand mich in einer Todesangst, wenn auch glücklicherweise nur für einen Moment; denn nachdem sie ungeduldig die Luft geprüft hatte, wirbelte sie herum und davon in höchster Eile. Ich sah dann zum ersten Mal, dass ihr Kalb in ihrer Gesellschaft war, und erkannte das Paar sofort als alte Bekannte und als besonders bösartige Tiere wieder.

Bei einer anderen Gelegenheit, als die Nacht sehr dunkel war, kroch ich bis auf kurze Distanz an sieben Elefantenbullen heran und versuchte gerade, den größten herauszufinden, als ich durch ein eigentümliches grollendes Geräusch dicht hinter mir aufgeschreckt wurde. Ich sprang auf und bemerkte zu meiner Überraschung und Bestürzung einen Halbkreis von Elefantenkühen mit ihren Kälbern, die auf mich zukamen. Meine Lage war kritisch, da ich sozusagen zwischen zwei Feuer geraten war, und ich hatte keine andere Wahl, als entweder in den Tümpel zu springen, der nur schwimmend überquert werden konnte, den Elefantenbullen entgegen, oder die Reihen der Weibchen zu durchbrechen. Ich entschied mich für die letztere Alternative, feuerte aber zuerst auf den nächsten der sieben Bullen; und dann, ohne einen Augenblick Verzögerung, stürzte ich auf die offenere Reihe der weiblichen Phalanx zu, wobei ich laute Schreie ausstieß. Meine Rufe verursachten eine vorübergehende Panik unter den Tieren, die ich ausnutzte und zwischen ihnen hindurchschlüpfte, wobei ich meinen zweiten Lauf in die Schulter der nächsten entleerte, während ich an ihr vorbeilief. Kaum jedoch war mir die Flucht gelungen, als die gesamte Herde einen gleichzeitigen Ansturm auf mich unternahm und so schrill trompetete, dass jeder Mann im Lager, wie ich später erfuhr, aus dem Schlaf schreckte. Glücklicherweise verhinderte die Dunkelheit, dass die Tiere mir folgten; und da der Dschungel nahebei war, befand ich mich bald in Sicherheit. Bei meiner überstürzten Flucht zerriss ich mir jedoch die Füße schwer; denn als ich mich an die Elefanten heranschlich, hatte ich meine Schuhe ausgezogen, um mich ihnen besser nähern zu können.

Als ich mich nach einer Weile aus meinem Versteck wagte, fand ich alles ruhig vor; nur ein einsamer Elefant war zurückgeblieben. Nachdem ich mich bis auf eine kurze Distanz genähert hatte, konnte ich deutlich sehen, wie er sich mit seinem Rüssel Wasser auf die Seiten goss. Ich vermutete sofort, dass er zu der Truppe der sieben Bullen gehörte und derjenige war, auf den ich gefeuert hatte. Ich setzte mich direkt in seinen Weg und beobachtete ruhig sein Treiben. Nach einer Zeit sah ich ihn, wie ich glaubte, in die entgegengesetzte Richtung davonziehen; aber ich hatte mich geirrt, denn im nächsten Moment ragte seine hochgewachsene Gestalt über mir auf. Es war zu spät, um ihm aus dem Weg zu gehen; also erhob ich mich schnell auf ein Knie und zielte ruhig auf sein Vorderbein. Als er die Kugel erhielt, stieß er die klagendsten Schreie aus und verschwand, an mir vorbeistürmend, bald im benachbarten Wald. Am nächsten Nachmittag wurde er in Schussweite des Wassers tot aufgefunden. Es war eine sehr erfolgreiche Nacht gewesen, denn auch ein schönes Elefantenweibchen war durch meinen anderen Schuss gefallen.

KAPITEL XXXII.

Timbos Rückkehr vom See; seine Logik; er nimmt das Gesetz in die eigene Hand. – Die Wade des Autors gerät außer Form. – Eine Truppe Elefanten. – Der Autor wird von einem von ihnen angegriffen und entgeht nur knapp dem Tod. – Er schießt ein weißes Nashorn. – Er setzt ein schwarzes Nashorn außer Gefecht. – Er wird von Letzterem angegriffen und furchtbar gequetscht und verwundet. – Er rettet das Leben seines Begleiters Kamapyu. – Der Autor wird erneut vom Nashorn angegriffen und entgeht der Vernichtung nur durch den rechtzeitigen Tod seines Widersachers. – Reflexionen. – Er bricht zum Ngami auf.

Nach etwa einer Woche Abwesenheit kehrte Timbo zurück. Ich erfuhr von ihm, dass Lecholetebe, der Häuptling, vor seiner Ankunft am Ngami entgegen meinen Erwartungen nicht von meinem Kommen unterrichtet worden war, und das plötzliche Erscheinen von Fremden daher sowohl bei ihm als auch bei seinem Volk, das überstürzt mit seinen Herden floh, nicht wenig Überraschung und Bestürzung auslöste.

Viele Jahre zuvor, als meine Freunde, die Damaras, ihre Wanderungen bis in die Nachbarschaft des besagten Sees ausdehnten, pflegten die Betschuanen sie ihres Viehs zu berauben. „Wie kommt es“, sagte Lecholetebe zu Timbo, „dass die Damaras deine Diener sind? Sie sind eine mächtige Nation, reich an Vieh, was ich wohl weiß, denn mein Vater hat viele blutige Schlachten mit ihnen geschlagen. Wir gingen ausnahmslos als Sieger hervor, wenn auch oft um den Preis zahlreicher unserer Krieger, die durch die breite Assegai der Damaras erschlagen wurden. Da geht etwas nicht mit rechten Dingen zu! Ist dein Herr reicher als sie?“

Auf diese Frage antwortete Timbo logisch: „Nein, mein Herr nicht reich; Herr sehr arm; aber Herr hat etwas, und Damaras nichts; daher Herr reicher als Damaras.“

Timbo erklärte dann die Art und Weise, wie jener Stamm verarmt und fast ausgerottet worden war, sowie die Motive unserer Reise. Als er all dies hörte, legten sich die Befürchtungen des Häuptlings allmählich, und er wurde mitteilsamer und freundlicher, wobei er Timbo drängte, ohne Verzögerung zu mir zurückzukehren und meinen Aufbruch zu beschleunigen, da er, wie er sagte, auf meine Ankunft gespannt sei; zudem deutete er an, dass er unverzüglich Männer schicken würde, um uns entgegenzukommen und uns bei unserem Vorankommen zu unterstützen. Doch hier endete seine Höflichkeit; denn in der Folge ließ er unsere Gruppe, während sie in seiner Stadt weilte, fast verhungern. Es scheint ein Merkmal schwarzer Häuptlinge zu sein, geizig zu sein.

Bevor man Lecholetebes Wohnsitz erreichte, war es notwendig, den Zouga zu überqueren, da seine Stadt aus Furcht, wie es heißt, vor Sekomo, einem anderen Betschuanen-Häuptling, auf die Nordseite des Flusses verlegt worden war. Als Timbo und seine Gruppe auf dem Rückweg zu mir waren, weigerten sich die Eingeborenen, sie ohne Bezahlung über den Fluss zu setzen. „Ich habe kein Geld“, sagte Timbo; „aber ich werde die Kaffern bald dazu bringen, es umsonst zu tun: ich sage, ‚So, ihr wollt mich also nicht hinübersudern!‘ Und damit packe ich einen großen Stock und dresche auf die Halunken ein. Oh, Herr, was für ein Spaß! Jetzt bekomme ich Boote im Überfluss.“ „Aber hatten Sie keine Angst, zu solch harten Maßnahmen zu greifen?“, erkundigte ich mich. „Ich Angst!“, rief er aus; „nein, ich verprügle die Eingeborenen sehr gut; es tut ihnen viel Gutes; die Kerle sind zu faul zum Arbeiten.“

Ich beschloss nun, keine Zeit mehr zu verlieren, sondern sofort zum See vorzustoßen. Mein Bein hatte in gewissem Maße seine Kraft zurückgewonnen, aber von mir unbemerkt

hatte es eine etwas hässliche Verdrehung erhalten. Der kleine George machte mich zuerst auf die Tatsache aufmerksam: „Herr“, sagte er, „Ihr Bein ist krumm gewachsen.“

„Krumm!“, echote ich etwas verärgert. „Was meinst du damit?“

„Nur“, antwortete er boshaft, „dass die Wade fast dort ist, wo das Schienbein sein sollte.“

Die Bemerkung des Jungen war nicht ohne Grundlage; aber mit der Zeit nahm das Bein wieder seine richtige Form an.

Trotz meines sehnlichen Wunsches, den Ngami – das Ziel meiner Wünsche – zu erreichen, entschloss ich mich, vor dem endgültigen Verlassen von Kobis noch einen weiteren Tag, oder vielmehr eine Nacht, der Vernichtung der Bewohner des Waldes zu widmen. Doch das Abenteuer endete fast tödlich; und die Nacht des 15. Juli wird mir immer als eine der ereignisreichsten Epochen meines Lebens in Erinnerung bleiben; denn im Laufe dieser Nacht befand ich mich dreimal in den Klauen des Todes und entging der Vernichtung nur durch ein Wunder.

Aufgrund der ständigen Verfolgung, der das Großwild in letzter Zeit in Kobis ausgesetzt gewesen war, war es nicht nur selten, sondern auch scheu geworden; und da ich hörte, dass Elefanten und Nashörner weiterhin Abeghan aufsuchten, begab ich mich in der besagten Nacht unverzüglich dorthin. Etwas unvorsichtig bezog ich meine Stellung – wie üblich allein – auf einer schmalen Landzunge, die zwei kleine Tümpel trennte, wobei der Raum auf beiden Seiten meines „Skarm“ gerade ausreichte, damit ein großes Tier zwischen mir und dem Wasser stehen konnte. Ich war mit einer Decke und zwei oder drei Reservegewehren ausgestattet.

Es war eine jener herrlichen tropischen Mondnächte, in denen ein unbeschreiblich sanftes und bezauberndes Licht über die schlummernde Landschaft gegossen wird; der Mond war so hell und klar, dass ich selbst ein kleines Tier in beträchtlicher Entfernung erkennen konnte.

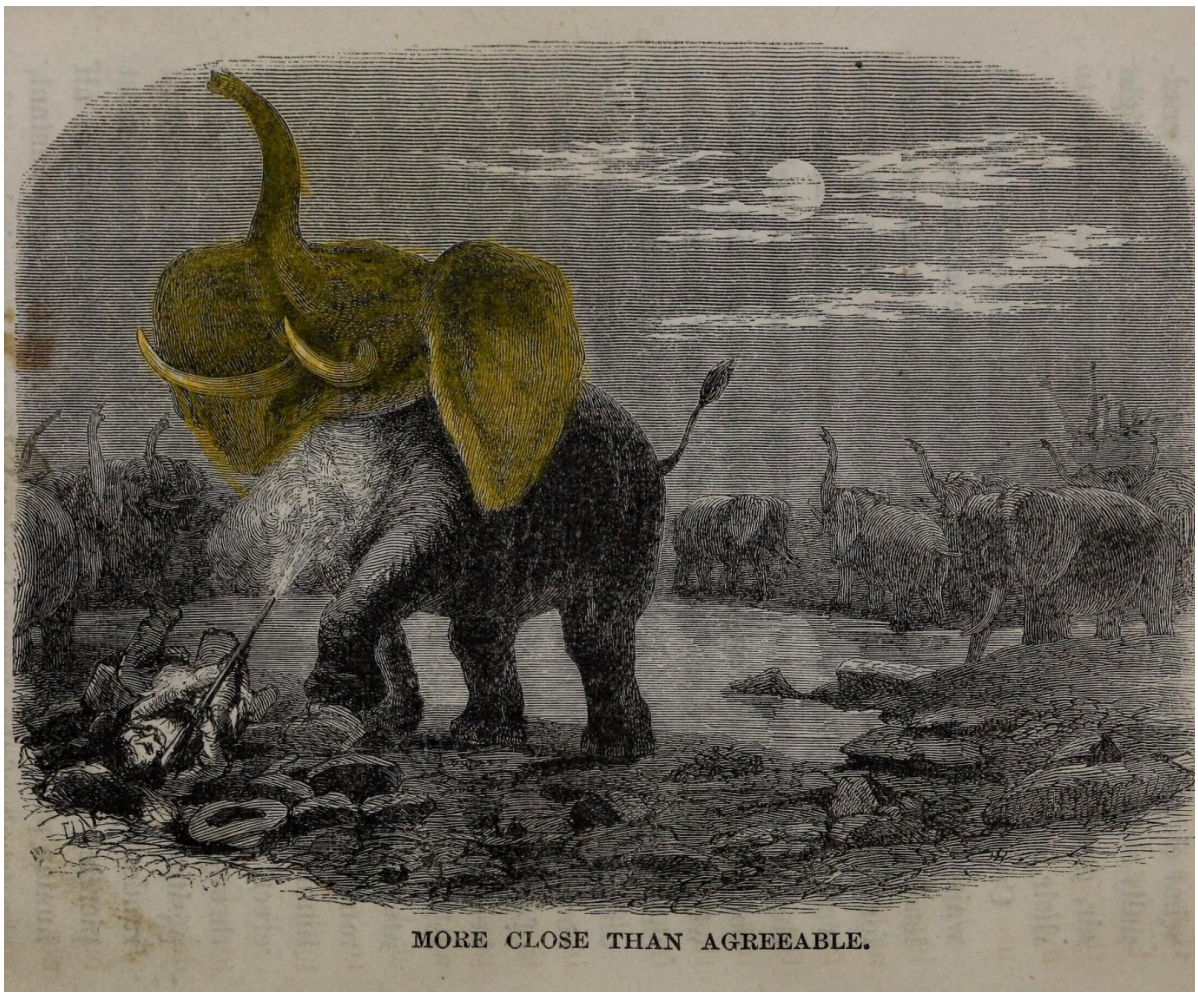
Ich hatte gerade meine Vorbereitungen abgeschlossen, als ein Geräusch, das ich nur mit der Durchfahrt eines Artilleriezuges vergleichen kann, die Stille der Luft brach; es kam offensichtlich aus der Richtung eines der zahlreichen steinigen Pfade, oder vielmehr Spuren, die zum Wasser führten, und ich bildete mir ein, es werde von einigen Wagen verursacht, die die Kalahari durchquert haben könnten. Indem ich mich teilweise aus meiner liegenden Haltung erhob, fixierte ich meine Augen stetig auf jenen Teil des Busches, von dem die seltsamen Töne ausgingen, konnte aber einige Zeit lang die Ursache nicht ausmachen. Plötzlich jedoch klärte sich das Rätsel durch das Erscheinen eines immensen Elefanten auf, dem sofort weitere folgten, insgesamt achtzehn an der Zahl. Ihre hochragenden Gestalten verrieten mir auf einen Blick, dass es allesamt Männchen waren. Es war ein prächtiger Anblick, so viele riesige Geschöpfe mit einem freien, ausgreifenden, arglosen und stattlichen Schritt herannahen zu sehen. Der etwas erhöhte Boden, dem sie entstiegen und der sanft zum Wasser hin abfiel, verlieh zusammen mit der nebligen Nachtluft ihren von Natur aus gigantischen Strukturen ein gesteigertes Aussehen von Masse und Mächtigkeit.

So tief wie möglich im „Skarm“ kauernd, wartete ich mit klopfendem Herzen und schussbereitem Gewehr auf das Herannahen des führenden Männchens, das, ohne eine Gefahr zu ahnen, direkt auf mein Versteck zusteuerte. Die Position seines Körpers war jedoch ungünstig für einen Schuss; und da ich aus Erfahrung wusste, dass ich kaum eine Chance auf mehr als einen einzigen guten Schuss hatte, wartete ich auf eine Gelegenheit, auf seine Schulter zu feuern, was, wie bereits erwähnt, bei Nachtschüssen jedem anderen

Körperteil vorzuziehen ist. Doch diese Chance bot sich leider erst, als seine enorme Masse über meinem Kopf aufragte. Die Folge war, dass mein Körper, während ich gerade die Mündung meines Gewehres über den „Skarm“ hob, sein Auge erfasste, und bevor ich das Stück an die Schulter bringen konnte, schwang er sich herum und griff mich mit erhobenem Rüssel und gespreizten Ohren verzweifelt an. Es war nun zu spät, um an Flucht zu denken, geschweige denn an das Erlegen der wilden Bestie. Mein eigenes Leben war in höchster Gefahr; und da ich sah, dass er mich unweigerlich mit seinem Rüssel packen würde, wenn ich teilweise aufrecht bliebe, warf ich mich mit einiger Gewalt auf den Rücken, in welcher Position ich, ohne das Gewehr an die Schulter zu nehmen, aufs Geratewohl nach oben in Richtung seiner Brust feuerte, wobei ich gleichzeitig die gellendsten Schreie und Rufe ausstieß. Der Positionswechsel rettete aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach mein Leben; denn im selben Augenblick senkte sich der Rüssel des erzürnten Tieres genau auf die Stelle, an der ich zuvor gekauert hatte, und fegte die Steine (viele von beachtlicher Größe), die den vorderen Teil meines „Skarm“ bildeten, wie so viele Kieselsteine weg. Im nächsten Moment traten seine breiten Vorderfüße direkt über mein Gesicht hinweg.

Ich erwartete nun nichts Geringeres, als zu Tode gequetscht zu werden. Doch stellen Sie sich meine Erleichterung vor, als er, anstatt den Angriff zu erneuern, nach links auswich und sich mit beträchtlicher Schnelligkeit entfernte, glücklicherweise ohne dass ich andere Verletzungen als ein paar Prellungen davongetragen hatte, die durch die herabfallenden Steine verursacht worden waren. Unter der Vorsehung schreibe ich meine außerordentliche Rettung der Verwirrung des Tieres zu, die durch die Wunde, die ich ihm zugefügt hatte, verursacht wurde, sowie den Schreien, die ich in meiner höchsten Not ausstieß.

Unmittelbar nachdem der Elefant mich verlassen hatte, war ich auf den Beinen, und indem ich ein bereitliegendes Reservegewehr ergriff, zielte ich auf ihn, während er sich zurückzog, und drückte ab; doch zu meiner tiefen Kränkung versagte das Stück. Es war mir jedoch ein Grund zur Dankbarkeit, dass ein ähnliches Missgeschick nicht eingetreten war, als das Tier angriff; denn hätte mein Gewehr da nicht gezündet, hätte mich, wie ich glaube, nichts vor der Vernichtung bewahren können.



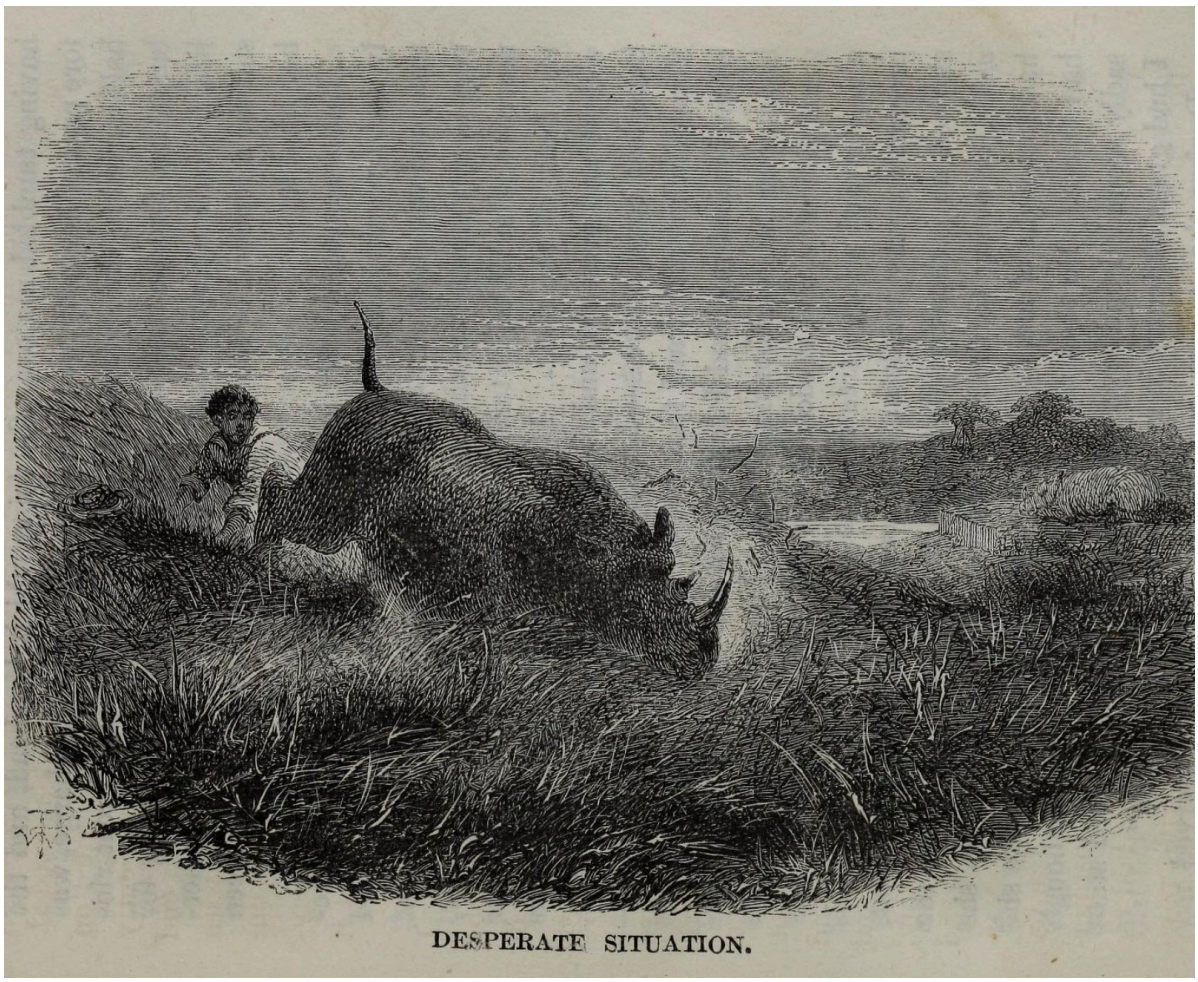
MORE CLOSE THAN AGREEABLE.

Während dieses Vorfalls zogen sich die übrigen Elefanten in den Busch zurück; doch als ich meinen „Skarm“ wieder hergerichtet hatte, erschienen sie mit heimlichen und vorsichtigen Schritten auf der gegenüberliegenden Seite des Tümpels wieder, wenngleich so weit entfernt, dass ich nicht mit Aussicht auf Erfolg feuern konnte. Da sie nicht näher herankamen, versuchte ich, mich an sie heranzupirschen, aber sie ließen mich nicht nahe herankommen und zogen nach einer Weile ganz ab. Während ich über meine letzte wunderbare Rettung nachgrübelte, bemerkte ich in geringer Entfernung ein riesiges weißes Nashorn, das seinen schweren und missgestalteten Kopf durch die Büsche streckte, und kurz darauf näherte es sich meinem Hinterhalt bis auf ein Dutzend Schritte. Seine Breitseite war nun voll im Blickfeld, und ungeachtet dessen, dass ich mich wegen meines Konflikts mit dem Elefanten noch immer etwas nervös fühlte, verlor ich keine Zeit und feuerte. Das Tier fiel nicht sofort zu Boden, aber nach dem Anschein zu urteilen, hatte ich allen Grund zu der Annahme, dass es nicht mehr lange leben würde.

Kaum hatte ich nachgeladen, stand ein schwarzes Nashorn der Art Keitloa (wie sich herausstellte, ein Weibchen) trinkend am Wasser; aber ihre Position war, wie zuerst beim Elefanten, ungünstig für einen guten Schuss. Da sie mir jedoch sehr nahe war, glaubte ich, ziemlich sicher ihr Bein brechen und sie dadurch kampfunfähig machen zu können, was mir auch gelang. Mein Schuss schien sie rasend zu machen: Sie stürmte wild auf drei Beinen vorwärts, woraufhin ich ihr einen zweiten Schuss gab, allerdings scheinbar mit wenig oder gar keiner Wirkung. Es tat mir leid, ihren Leiden nicht sofort ein Ende setzen zu können; aber da ich mit den Gewohnheiten des Nashorns zu gut vertraut war, um es zu wagen, sie unter diesen Umständen zu verfolgen, beschloss ich, geduldig auf das Tageslicht zu warten und sie dann mit Hilfe meiner Hunde zu erlegen. Doch es sollte nicht sein.

Da keine weiteren Elefanten oder anderes Großwild erschienen, dachte ich nach einer Weile, es könne nicht schaden, nach dem zuvor verwundeten weißen Nashorn zu suchen; und ich brauchte nicht lange, um seinen Kadaver zu finden; denn meine Kugel hatte, wie ich vermutet hatte, seinen fast sofortigen Tod herbeigeführt.

Auf dem Rückweg zu meinem „Skarm“ schlug ich zufällig die Richtung ein, die das schwarze Nashorn genommen hatte, und stieß zu meinem Unglück, wie sich zeigen sollte, sofort auf sie. Sie war noch auf den Beinen, aber ihre Position war wie zuvor ungünstig. In der Hoffnung jedoch, sie zu einem Wechsel in eine bessere Lage zu bewegen und mir so zu ermöglichen, sie sofort zu erlegen, nahm ich einen Stein und schleuderte ihn mit aller Kraft nach ihr; woraufhin sie, entsetzlich schnaubend, den Schwanz aufrichtend, den Kopf dicht am Boden haltend und mit den Füßen Staubwolken aufwirbelnd, mit furchtbarer Wut auf mich losstürmte. Ich hatte gerade noch Zeit, mein Gewehr anzulegen und zu feuern, bevor sie über mir war; und im nächsten Augenblick, während ich mich instinktiv umdrehte, um den Rückzug anzutreten, streckte sie mich zu Boden. Der Stoß war so heftig, dass mein Gewehr, mein Pulverhorn und mein Kugelbeutel sowie meine Mütze durch die Luft wirbelten; das Gewehr sogar, wie später festgestellt wurde, bis in eine Entfernung von gut zehn Fuß. Als das Tier auf mich losstürmte, ging mir durch den Kopf, dass ihr Schwung (nachdem sie mich niedergestoßen hatte, was ich als gegeben annahm) so groß sein würde, dass er sie über mich hinaus tragen würde, sofern ich nicht sofort von ihrem Horn aufgespießt würde, und mir so eine Chance zur Flucht geboten werden könnte. So geschah es tatsächlich; denn nachdem sie mich umgeworfen hatte (wobei ihr Kopf und der vordere Teil ihres Körpers aufgrund der Gewalt des Ansturms halb im Sand vergraben waren) und mit großer Heftigkeit auf mir herumgetrampelt war, glitt ihr Vorderteil über meinen Körper hinweg. Um mein Leben kämpfend, ergriff ich meine Gelegenheit und kroch, während sie sich für einen erneuten Angriff sammelte, zwischen ihren Hinterbeinen hervor.



DESPERATE SITUATION.

Aber das erzürnte Tier war noch nicht fertig mit mir. Kaum hatte ich meine Füße wiedergefunden, da streckte sie mich ein zweites Mal nieder und riss mir mit ihrem Horn den rechten Oberschenkel auf (wenn auch nicht sehr tief), vom Knie bis fast zur Hüfte; mit ihren Vorderfüßen versetzte sie mir zudem einen furchtbaren Schlag auf die linke Schulter, nahe dem Nacken. Meine Rippen bogen sich unter dem enormen Gewicht und Druck, und für einen Moment muss ich, wie ich glaube, das Bewusstsein verloren haben – ich habe zumindest nur sehr unklare Vorstellungen davon, was danach geschah. Alles, woran ich mich erinnere, ist, dass ich, als ich den Kopf hob, ein wütendes Schnauben und Stampfen in den benachbarten Büschen hörte. Ich erhob mich nun, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, und bahnte mir meinen Weg, so gut ich konnte, zu einem großen Baum in der Nähe, um Schutz zu suchen; aber diese Vorsichtsmaßnahme war unnötig; das Tier zeigte zumindest für den Moment keine Neigung, mich weiter zu belästigen. Entweder hatte sie mich im Getümmel oder infolge der durch ihre Wunden verursachten Verwirrung aus den Augen verloren, oder sie war mit der Rache, die sie genommen hatte, zufrieden. Wie dem auch sei, ich entkam mit dem Leben, wenn auch schwer verwundet und heftig geprellt, und hatte in diesem behinderten Zustand große Mühe, zu meinem „Skarm“ zurückzukehren.

Während des größten Teils des Konflikts bewahrte ich meine Geistesgegenwart; aber nachdem die Gefahr vorüber war und ich Zeit hatte, meine zerstreuten und verwirrten Sinne zu sammeln, wurde ich von einer nervösen Erregung befallen, die ein heftiges Zittern verursachte. Ich habe seitdem viele Nashörner getötet, sowohl zum Vergnügen als auch zur Nahrung, aber es vergingen mehrere Wochen, bevor ich diese Tiere wieder mit einiger Gelassenheit angreifen konnte.

Gegen Sonnenaufgang kam Kamapyu, mein Mischlingsjunge, den ich am vorhergehenden Abend etwa eine halbe Meile entfernt zurückgelassen hatte, zum „Skarm“, um meine Gewehre und andere Dinge zu unserem Lager zu bringen. Mit wenigen Worten berichtete ich ihm das Missgeschick, das mir widerfahren war. Er hörte mit scheinbarer Ungläubigkeit zu, aber der Anblick meines zerfetzten Oberschenkels überzeugte ihn bald, dass ich nicht scherzte.

Danach wies ich ihn an, eines der Gewehre zu nehmen und sich auf die Suche nach dem verwundeten Nashorn zu begeben, wobei ich ihn mahnte, vorsichtig beim Herannahen an das Tier zu sein, von dem ich Grund zu der Annahme hatte, dass es noch nicht tot sei. Er war erst wenige Minuten abwesend, als ich einen Hilfeschrei hörte. Ich schlug mit der Hand gegen meine Stirn und rief aus: „Guter Gott! Das Biest hat auch den Jungen angegriffen!“

Ich ergriff mein Gewehr und kroch so schnell durch die Büsche, wie es mein verkrüppelter Zustand erlaubte, und als ich zwei- oder dreihundert Meter weit gekommen war, bot sich mir plötzlich eine Szene dar, an die ich mich lebhaft bis zum letzten Tag meines Daseins erinnern werde. Zwischen einigen Büschen, kaum zwei Meter voneinander entfernt, standen das Nashorn und der junge Wilde, jene stützte sich auf drei Beine, bedeckt mit Blut und Schaum und schnaubte auf die wütendste Weise; dieser war vor Angst versteinert – wie gebannt und an die Stelle gefesselt. Ich kroch daher an die Seite des Nashorns, die derjenigen gegenüberlag, an welcher der Junge stand, um ihre Aufmerksamkeit von ihm abzulenken, legte an und feuerte, woraufhin das Tier wild und ohne bestimmtes Ziel hin und her stürmte. Während sie so beschäftigt war, gab ich Schuss auf Schuss ab, dachte aber, sie würde niemals fallen. Schließlich sank sie jedoch langsam zu Boden, und im Glauben, dass sie in den letzten Zügen läge und alle Gefahr vorüber sei, ging ich ohne Zögern dicht an sie heran und war im Begriff, die Mündung meines Gewehres an ihr Ohr zu setzen, um ihr den Gnadenschuss zu geben, als sie sich zu meinem Entsetzen noch einmal auf die Beine erhob. Ich zielte hastig, drückte ab und

zog mich augenblicklich zurück, das Tier in voller Verfolgung hinter mir. Das Rennen war jedoch kurz, denn gerade als ich mich zur Sicherheit in einen Busch warf, fiel sie tot zu meinen Füßen nieder, so nah bei mir, dass ich sie mit der Mündung meines Gewehres hätte berühren können! Einen Augenblick später, und ich wäre wahrscheinlich auf ihrem mörderischen Horn aufgespießt worden, das, obwohl kurz, scharf wie ein Rasiermesser war.

Wenn ich über die wunderbaren und durch die Vorsehung bewirkten Rettungen nachdenke, die ich kürzlich erlebt habe, konnte ich nicht umhin zu denken, dass ich für einen guten Zweck verschont geblieben war, und mein Herz erhob sich in demütiger Dankbarkeit zum Allmächtigen, der so Seine schützende Hand über mich ausgestreckt hatte.

Am zweiten Tag nach den beschriebenen Szenen begannen sich meine Prellungen zu zeigen, und am dritten Tag waren sie voll entwickelt und verliehen meinem Körper einen schwarz-gelben Farbton. Soweit mir bekannt war, war keiner meiner Knochen gebrochen; aber brennende und qualvolle Schmerzen in der Brustgegend waren eindeutige Symptome für schwere innere Verletzungen. In der Tat bestanden anfangs ernsthafte Befürchtungen um mein Leben. Nach großen Leiden genas ich jedoch; und da meine Jagdleidenschaft zu diesem Zeitpunkt etwas abgekühlt war, galten all meine Gedanken dem Ngami. Obwohl mein Körper der Erschöpfung kaum gewachsen war, duldete mein Geist keinen weiteren Aufschub mehr.

Mit Hilfe meiner Männer bestieg ich daher am 23. Juli mein Ross und machte mich auf den Weg zum See, wobei ich meine Jagdbeute und andere Habseligkeiten unter der Obhut des Buschmann-Häuptlings in Kobis zurückließ.

KAPITEL XXXIII.

Aufbruch von Kobis. – Begegnung mit Betschuanen. – Falscher Bericht. – Wunderbares Menschengeschlecht. – Der Baobab-Baum. – Der Ngami. – Erste Eindrücke vom See. – Reflexionen. – Erleben einer gewissen Enttäuschung. – Erreichen des Zouga-Flusses und Lager am Ufer. – Gespräch mit Häuptling Lecholetebe. – Verweigerung von Informationen. – Unmäßiges Lachen. – Geschenke an den Häuptling. – Seine Habgier. – Seine Grausamkeit. – Formidable Schwierigkeiten. – Dem Autor wird gestattet, nach Norden vorzudringen.

Unser erster Tagesmarsch von Kobis führte durch ein äußerst dichtes „Warte-ein-Weilchen"-Dornengebüsch, das in jeder Richtung von zahlreichen Pfaden von Nashörnern und Elefanten durchzogen war. Der Boden bestand aus weichem und nachgiebigem Sand, was das Reisen sehr ermüdend machte. Am zweiten Tag kamen wir zu früher Stunde an einem schönen Wasser-Vley an, wo ich von einer Anzahl von Betschuanen empfangen wurde (unter denen sich einige der führenden Männer des Stammes befanden), die darauf warteten, mich zu Lecholetebe zu führen, der ihnen befohlen hatte, mir jede benötigte Unterstützung zu leisten. Ob dies aus Höflichkeit geschah oder um seinen eigenen Zwecken zu dienen, ist mir ungewiss; obwohl ich nach dem, was ich später von dem Häuptling sah, geneigt bin zu glauben, dass es gänzlich aus egoistischen Motiven geschah.

Die betreffenden Männer gehörten zu einem Stamm namens Batoana, der an den Ufern des Ngami-Sees ansässig ist. Es waren bemerkenswert gut aussehende Kerle, kräftig und gut gebaut, mit Kaffern-Zügen und eher langem Haar. Ihr Aussehen war in der Tat dem der Damaras nicht unähnlich. Alle waren mit einem Schild (länglich in der Form und aus

einer einzigen Lage Ochsenhaut gefertigt) und einem Bündel Assegais verschiedener Art bewaffnet, die jeweils mit mehreren Widerhaken versehen waren. Mit diesen furchterregenden Waffen und ihrem kriegerischen Gebaren war der Anblick dieser Wilden imposant und kriegerisch. Sie trugen kaum oder gar keinen Schmuck.

Durch einen reichlichen Vorrat an Tabak und Fleisch wurden wir bald ausgezeichnete Freunde; aber all meine Bemühungen, Informationen über das Land zu entlocken, waren fruchtlos. Sie zuckten lediglich die Achseln und führten als Entschuldigung ihre Unkenntnis in solchen Dingen an; sie sagten jedoch, ihr Häuptling würde ohne Zweifel meine Neugier in diesen Punkten befriedigen.

Wir biwakierten am Vley, wo zufällig auch eine große Anzahl von Buschmännern – Freunde und Verwandte derer in Kobis – ihr Lager aufgeschlagen hatten. Gerade als ich mich zur Ruhe begeben hatte und mit Interesse die lebhaften Gesichtszüge und Gesten unserer neuen Freunde, der Betschuanen, beobachtete, die sich an einem herrlichen Feuer mit der Pfeife und den „Fleischtöpfen" labten, kam Bonfield in großer Hast zu mir gelaufen und sagte: „Bitte, Herr, die Buschmänner sagen uns, dass Sebetoane, nachdem er von unserem Kommen gehört hatte, eine Nachricht an Lecholetebe geschickt habe mit dem Befehl, Leute auszusenden, um uns aufzulauern und zu töten, und dass dies genau die Individuen seien, denen die Aufgabe anvertraut wurde!"

Da ich zu diesem Zeitpunkt selbst ziemlich gut an ähnlich absurde und unbegründete Geschichten gewöhnt war und wusste, dass ich nichts zu befürchten hatte, schenkte ich der Mitteilung keine Beachtung, sondern legte mich wieder mit so viel Unbekümmertheit hin, als ob ich mich in einem zivilisierten Land befunden hätte. Dies war jedoch bei meinen Männern bei weitem nicht der Fall, denn am nächsten Morgen erfuhr ich, dass ihre Angst sie den größten Teil der Nacht wachgehalten hatte und dass einige tatsächlich ihre Sachen gepackt hatten, in der Absicht, sich heimlich davonzuschleichen.

Der nächste Morgen bewies die Grundlosigkeit des Berichts. Die Buschmänner, so fanden wir heraus, hatten die Geschichte erfunden, um meinen Aufenthalt bei ihnen zu verlängern, in der Erwartung, gelegentlich einen Schmaus aus der Jagdbeute zu erhalten. Die niedere List dieses Volkes wird nur von ihrer Leichtgläubigkeit übertroffen. Für sie kann keine Erzählung zu lächerlich und absurd sein, um geglaubt zu werden. Zum Beispiel amüsierten mich meine Buschmann-Führer, indem sie eines Abends erzählten, dass ein Stamm schwarzer Menschen sich gerade ein Stück vor uns niedergelassen habe, „deren Bäuche auf ihren Knien ruhten und deren ganzes Aussehen von höchst unnatürlichem und wildem Charakter war".

Gegen Mittag desselben Tages waren wir wieder unterwegs. Anstatt uns unseren Weg durch die zickzackförmigen Spuren von Nashörnern und anderen wilden Tieren zu tasten, führten uns unsere Führer nun auf direktem Weg quer durch das Land, das dicht bewaldet war. Die „Warte-ein-Weilchen"-Dornen waren äußerst quälend und zerrissen unsere Kleidung, Karosse und sogar die Packtaschen aus starker Ochsenhaut in Fetzen. Ungeachtet des bewaldeten Charakters bietet das Land ausgezeichnetes Weideland; und die zahlreichen alten Brunnen und Gruben, die zwischen Tunobis und dem Ngami gefunden wurden, deuten eindeutig darauf hin, dass diese Regionen in einer nicht allzu fernen Zeit stark von einem Hirtenvolk aufgesucht worden sind.

Ich hoffte, den See bis zum Abend zu erreichen, aber der Sonnenuntergang fand uns noch in einiger Entfernung vom Ziel unseres Unternehmens. Wir lagerten in einem dichten Dickicht, in dessen Nähe sich mehrere gigantische Baobab-Bäume befanden, die ersten, die wir gesehen hatten; den Umfang der Stämme einiger schätzten wir auf vierzig bis sechzig Fuß. Da Brennmaterial im Überfluss vorhanden war, war der Wald bald von

zahlreichen Wachfeuern erleuchtet, um die sich neben meiner eigenen Gruppe manch ein fröhlicher und lachender Wilder gruppierte, jeder mit seinem Schild, der als Wache hinter ihm in den Boden gesteckt war. Alles in allem war die Szene eindrucksvoll und malerisch.

Die Rückkehr des Tageslichts fand uns wieder in Bewegung. Da der Morgen kühl und angenehm und unser Ziel nah war, war die ganze Gruppe in bester Stimmung, und wir kamen munter auf unserem Weg voran. Ich selbst hielt mich weit voraus, in der Hoffnung, den ersten Blick auf den Ngami zu erhaschen. Das Land hier war schön gewellt, und in jedem fernen Tal mit einer definierten Grenze glaubte ich einen See zu sehen. Schließlich erschien in der Ferne eine blaue Linie von großer Ausdehnung, und ich war sicher, dass es das lang gesuchte Objekt war; aber ich war noch immer zur Enttäuschung verurteilt. Es stellte sich heraus, dass es lediglich eine große Senke war, die in der Regenzeit mit Wasser gefüllt, jetzt aber trocken und mit Salzkrusten bedeckt war. Mehrere Täler, die durch Sandrücken mit üppiger Vegetation voneinander getrennt waren, wurden anschließend durchquert. Als wir den Gipfel eines dieser Rücken erreichten, hielten die Eingeborenen, die unserer Gruppe voraus waren, plötzlich an und riefen, direkt vor sich hin zeigend: „Ngami! Ngami!“ Im Nu war ich bei den Männern. Dort lag in der Tat, in nicht allzu großer Entfernung, vor mir ausgebreitet eine ungeheure Wasserfläche, die nur vom Horizont begrenzt wurde – das Ziel meines Ehrgeizes seit Jahren, für das ich Heimat und Freunde verlassen und mein Leben riskiert hatte.

Die erste Empfindung, die dieser Anblick hervorrief, war sehr merkwürdig. So lange ich auf dieses Ereignis vorbereitet gewesen war, überwältigte es mich nun fast. Es war eine Mischung aus Freude und Schmerz. Meine Schläfen pochten, und mein Herz schlug so heftig, dass ich absitzen und mich gegen einen Baum lehnen musste, bis die Aufregung nachgelassen hatte. Der Leser wird zweifellos denken, dass dieses Nachgeben gegenüber meinen Gefühlen sehr kindisch war; aber „diejenigen, die wissen, dass der erste Blick auf ein großes Ziel, von dem wir seit frühester Erinnerung gelesen oder geträumt haben, immer ein Moment intensivsten Genusses ist, werden das Entzücken verzeihen“. Ich fühlte mich aufrichtig dankbar für die grenzenlose Güte und gnädige Unterstützung, die ich von der Vorsehung während dieser ganzen langen und gefährlichen Reise erfahren hatte. Meine Prüfungen waren zahlreich gewesen; aber da meine sehnlichsten Wünsche erfüllt waren, waren die Schwierigkeiten alle vergessen. Und hier konnte ich nicht umhin, mein bisheriges Leben Revue passieren zu lassen. Ich war in Wüsten vorgedrungen, die dem zivilisierten Menschen fast unbekannt waren; hatte das Äußerste an Hunger und Durst, Kälte und Hitze erlitten; und hatte verzweifelte Mühsal auf mich genommen, manchmal fast in Einsamkeit und oft ohne Schutz während düsterer Nächte in weiten Wildnissen, die von Raubtieren heimgesucht wurden. Meine Gefährten waren meist Wilde. Ich war zahlreichen Gefahren zu Lande und zu Wasser ausgesetzt und erduldete Qualen durch Wunden, die mir von wilden Tieren zugefügt worden waren. Aber ich wurde vom Schöpfer barmherzig durch die vielfältigen Gefahren bewahrt, die über meinem Pfad schwebten. Ihm gebühren alle Huldigung, Danksagung und Anbetung.

Nachdem ich meine Augen eine Weile an der interessanten Szene vor mir geweidet hatte, stiegen wir von der Anhöhe zum See hinab, den wir in etwa anderthalb Stunden erreichten. Aber obwohl wir eine frischere Atmosphäre atmeten, wehten keine parfümierten oder balsamischen Düfte auf der Brise herbei, wie man sie an den Ufern eines tropischen Sees hätte erwarten können.

Ob meine Erwartungen zu hoch geschraubt worden waren oder ob die Erhabenheit dieses Binnensees und die Üppigkeit der umgebenden Vegetation von Reisenden etwas übertrieben worden waren – ich muss gestehen, dass ich mich bei näherer Betrachtung eher enttäuscht fühlte. Dabei muss ich einräumen, ihn zu einer Jahreszeit besucht zu haben, die wenig günstig für die Entfaltung seiner Pracht war. Aber wenn ich mich nicht

irre, sahen seine Entdecker, die Herren Oswell, Livingstone und Murray, ihn unter nicht glücklicheren Umständen. Das östliche Ende jedoch, der einzige Teil, der von den betreffenden Herren jemals gesehen wurde, besitzt sicherlich eine größere Anziehungskraft als der westliche, oder dort, wo ich zuerst auf den Ngami stieß. Der See war jetzt sehr niedrig und an der Stelle, die wir zuerst sahen, überaus flach. Das Wasser, das einen sehr bitteren und unangenehmen Geschmack hatte, war nur an wenigen Stellen zugänglich, teils wegen des Schlamms, teils wegen des dicken Gürtels aus Schilf und Binsen, der das Ufer säumte und ein bevorzugter Aufenthaltsort einer großen Vielfalt von Wasservögeln war. Viele für uns neue Arten waren darunter; aber wir hatten keine Zeit übrig, um uns den Vögeln zu nähern.

Wir biwakierten zweimal am Südufer des Ngami, bevor wir Lecholetebes Wohnsitz in Sicht bekamen, der am Nordufer des Flusses Zouga liegt, unweit der Stelle, an der seine Wasser sich vom See trennen. Ich hatte die Reise von Kobis in fünf Tagen bewältigt. Mit unbelasteten Ochsen könnte sie mit einiger Anstrengung in der Hälfte dieser Zeit geschafft werden.

Lecholetebe bat mich, mein Zelt in seiner unmittelbaren Nähe aufzuschlagen; aber da ich mich erschöpft fühlte und die Unannehmlichkeiten einer zu großen Nähe zu den Eingeborenen wohl kannte, lagerten wir auf der Südseite des Zouga.

Ich beschloss, dem Häuptling zu früher Stunde am folgenden Morgen meine Aufwartung zu machen. Einen günstigen Eindruck auf das Gemüt von Wilden beim ersten Treffen zu machen, ist von großer Bedeutung, da viel von ihrem zukünftigen Wohlwollen von diesem abhängt und kaum etwas sie mehr besänftigt als äußere Zierde. Dementsprechend legte ich zur geplanten Stunde meine beste Kleidung an, die aus einer Jacke und Hose aus feinem weißem Segeltuch, einer hübschen roten Samtschärpe, die mit Seide der gleichen Farbe gefüttert war, und einer goldbestickten Totenkopfkappe bestand. Die beiden letztgenannten Kleidungsstücke waren ein Andenken an eine liebe Freundin, und ich hatte mir versprochen, sie bei der ersten großen Gelegenheit zu tragen.

Nachdem ich den Zouga-Fluss überquert hatte, brachte mich ein kurzer Fußweg zur Batoana-Stadt, der Hauptstadt und Residenz von Lecholetebe. Ich fand den Häuptling auf einem hölzernen Schemel sitzend, inmitten von vierzig oder fünfzig seiner Gefolgsleute, wie er Kaffee innerhalb einer starken halbkreisförmigen Palisade trank. Er war in einem halb europäischen, halb barbarischen Kostüm gekleidet; seine unteren Gliedmaßen steckten in einer weiten Moleskin-Hose; seine Füße hatte er in Socken und „Veld"-Schuhe gehüllt, während von seinen Schultern anmutig ein sehr schöner Schakal-Kaross herabhung. Diesen tauschte er jedoch fast sofort gegen Weste und Jacke aus.

Piet der Griqua und ein Betschuane, den mir ein Händler (der damals am See war) freundlicherweise zur Verfügung gestellt hatte, waren meine Dolmetscher. Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, erklärte ich dem Häuptling die Motive meines Besuchs, die freundschaftlichen Wünsche der britischen Regierung am Kap und so weiter. Er hörte meiner Erzählung mit scheinbarer Aufmerksamkeit und in tiefem Schweigen zu, wobei er mich die ganze Zeit über misstrauisch musterterte. Aber er stellte keine Frage, noch wagte er eine Bemerkung. Nachdem ich ihm alles mitgeteilt hatte, was ich zu sagen hatte, schickte ich mich an zu gehen. Vor dem Abschied bat ich ihn jedoch um die Güte, mir einige Informationen über sein Land zu geben, worauf er abrupt antwortete: „Ich weiß gar nichts!"

„Gibt es denn", sagte ich, „keinen Ihrer Leute, der mir einen Bericht darüber geben kann?"

„Nein“, war seine sofortige Antwort.

Ich war verärgert, fühlte aber die Notwendigkeit, meinen Unmut zu verbergen; und bald darauf, als ich aufstand, sagte ich: „Nun, Lecholetebe, vielleicht werden Sie mitteilsamer sein, wenn wir uns besser kennenlernen. In der Zwischenzeit kommen Sie, wenn es Ihnen passt, zu meinem Lager herüber und halten Sie ein Pläuschen, und vielleicht finden Sie dort etwas, das Ihr Gefallen findet.“

Ich brauchte dies nicht zweimal zu sagen, wie ich zu meinem Schaden nur zu bald feststellte. Im Gegensatz zu unserem fette Freund, König Nangoro, der die Höflichkeit besaß, uns etwa drei Tage warten zu lassen, bevor er sich herabließ, uns zu sehen, konnte der Betschuanen-Häuptling seine Neugier kaum so viele Stunden lang zügeln.

Als er ankam, war ich gerade damit beschäftigt, einige Häute von Vögeln und Schlangen zu präparieren, was unter seinen Gefolgsleuten nicht wenig Spott hervorrief. Ein Kerl, neugieriger und unverschämter als der Rest, näherte sich mir dicht und ergriff eines der Reptilien am Schwanz, hielt es vor der Menge hoch, die nun mein Zelt bis zur Unbequemlichkeit bedrängte, und richtete einige unverständliche Worte an es, woraufhin die gesamte Versammlung in ein ohrenbetäubendes Gelächter ausbrach. In der Tat wurde der Jubel so maßlos, dass er die Gruppe in Konvulsionen versetzte, wobei sich viele in voller Länge auf den Boden warfen, die Hände fest über den Bäuchen verschränkt, als hätten sie Angst zu platzen, während ihre fettigen Wangen von herabströmenden Tränen gefurcht wurden. Stellen Sie sich vor, Leser, ein königliches Gefolge, das vor Lachen im Staub liegt! Obwohl dieser Spott zweifellos auf meine Kosten ging, amüsierte mich der Anblick mehr, als dass er mich ärgerte.

Sobald der Lärm nachgelassen hatte, holte ich meine Geschenke für den Häuptling hervor, bestehend aus Perlen, Messern, Tabak, Schnupftabak, Stahlketten, Ringen, blauem Kaliko, roten Wollmützen und Schmuckstücken verschiedener Art. Ohne auch nur einen Blick der Zufriedenheit zu würdigen, verteilte Lecholetebe die Waren schweigend unter den vornehmsten seiner Männer, die um ihn herum gruppiert waren, wobei er scheinbar nichts für sich behielt. Nachdem dies getan war, blickte er unruhig umher, woraus ich schloss, dass noch ein unbefriedigtes Verlangen in seinem Herzen war. Und ich täuschte mich nicht; denn auf einmal erkundigte er sich, ob ich ihm nicht etwas Pulver und Blei mitgebracht hätte, das er gegen Elfenbein eintauschen könne. Ich sagte ihm, dass ich etwas hätte; aber erstens sei es nicht mehr, als ich selbst benötige, und zweitens sei es mir von der britischen Regierung am Kap untersagt, entweder Waffen oder Munition abzugeben, und ich könne nicht daran denken, diese Befehle zu missachten. Bei dieser Erklärung fiel sein Gesicht, und ich sah deutlich, dass er sehr verärgert war. Aber ich war auf sein Missfallen vorbereitet; und indem ich ihm zur rechten Zeit eine doppelläufige Pistole in die Hand drückte, von der ich zuvor erfahren hatte, dass er sie übermäßig begehrte und um deren Annahme ich ihn als Andenken an meinen Besuch bat, strahlte sein Antlitz bald vor Entzücken und Zufriedenheit, und wir wurden ausgezeichnete Freunde.

Als Europäer den See zum ersten Mal besuchten, wurden sie, wie mir gesagt wurde, von Lecholetebe großzügig bewirtet; aber welche Höflichkeit er Fremden in früheren Zeiten auch gezeigt haben mag, viel lässt sich zu Gunsten seiner Gastfreundschaft heutzutage nicht sagen. Während meines gesamten Aufenthalts am See erhielt ich von ihm nie auch nur eine Handvoll Getreide oder eine Tasse Milch. Im Gegenteil, er pflegte, während wir selbst fast verhungerten, täglich Essen von mir zu erbetteln. Wenn ihm etwas gefällt – ganz gleich was, es mag das Hemd sein, das Sie tragen –, hat er keine Skrupel, Sie sofort darum zu bitten. Bei Ihrer Weigerung wird er Sie vielleicht für eine Zeit verlassen, aber er kommt sicher zurück und erneuert seine Bitte mit größter Beharrlichkeit, niemals mit

seinen Bitten aufhörend, bis er durch seine lästige Zudringlichkeit Erfolg gehabt hat, das Objekt seines Begehrens zu bekommen – eine Taktik, deren Erfolg er offenbar vollkommen versteht. Die Ankunft mehrerer Wagen am See zur gleichen Zeit versetzt ihn in höchste Freude. Bei diesen Gelegenheiten versäumt er es nie, seine Runden zu machen und Brot von dem einen, Zucker von dem anderen, Kaffee von einem dritten, Fleisch von einem vierten und so weiter zu erbitten. Die Händler wissen jedoch, wie sie diese Schwäche in seinem Charakter ausnutzen können, und lassen ihn oft teuer für solche Artikel bezahlen, die sein Gefallen finden könnten; zum Beispiel habe ich erlebt, dass ein Mann einen Elfenbeinzahn eines stattlichen Bullenelefanten für drei gewöhnliche Kupferbecher erhielt!

Lecholetebe besitzt große Macht über sein Volk, wenn er sie auszuüben beliebt; aber ich bin geneigt zu glauben, dass ihre Unterwürfigkeit mehr dem Aberglauben und der Macht der Gewohnheit zuzuschreiben ist als irgendeiner wirklichen Zuneigung zu seiner Person. Im Allgemeinen ist er nicht von grausamer Veranlagung; aber dass er das menschliche Leben sehr gering schätzt, dient der folgende Vorfall zu zeigen, der mir unmittelbar zur Kenntnis kam. Nachdem er kürzlich einige Pferde gekauft hatte, wurde zwei Buschmännern befohlen, diese zu hüten; aber unglücklicherweise fiel durch ihre Nachlässigkeit eines der Tiere in einen Sumpf und erstickte. Da sie Angst hatten, die Wahrheit zu sagen, berichteten sie dem Häuptling, das Pferd sei an den Folgen des Bisses einer Schlange gestorben. Als Lecholetebe dies hörte, befragte er die Männer nach dem Körperteil, der von dem Reptil verwundet worden war, und als ihm gesagt wurde, es sei der Kopf gewesen, befahl er den Männern, ihn an die Stelle zu führen, damit er sich selbst davon überzeugen könne. Am Ort angekommen, sah er sofort, wie die Sache lag, und sagte den Buschmännern, dass das Tier nicht am Biss einer Schlange gestorben sei, sondern offensichtlich im Schlamm erstickt sei, was sie gestanden, da es keine Chance mehr gab, die Wahrheit zu verbergen. Ohne weitere Frage oder Bemerkung befahl der Häuptling, das Halfter des toten Pferdes zu lösen und damit die Hände und Füße der Buschmänner zu fesseln. Nachdem dies getan war, wurden sie in den Schlamm neben den toten Vierbeiner geworfen, wo sie natürlich bald jämmerlich umkamen, während Lecholetebe kühl ausrief: „So, jetzt passt auf das Pferd auf!“ Ein weiteres Beispiel für den geringen Wert, den er auf menschliches (vielmehr Buschmänner-) Leben legt, habe ich aus verlässlicher Quelle. Ein Buschmannjunge, der lange Zeit erfolgreich im Schafdiebstahl tätig gewesen war, wurde schließlich ertappt und zur Strafe für seine Verbrechen an einen Baum gebunden und aus der großen Entfernung von zweihundert Schritten mit Gewehren als Zielscheibe benutzt.

Das Ziel, das ich nun hauptsächlich im Auge hatte, war der Besuch eines Ortes namens Libebe, der beträchtlich nördlich des Sees liegt, nicht so sehr, um das Land zu sehen, sondern um Informationen über die mächtigen Gewässer zu sammeln (von denen ein Teil Zuflüsse zum Ngami sind), die kürzlich in jener fernen Region ans Licht kamen, sowie um festzustellen, ob eine Wasserverbindung zum Meer besteht. Aber viele Schwierigkeiten standen im Weg. Meine Leute weigerten sich fast ausnahmslos, mich zu begleiten; und da unsere Vereinbarung sie nur bis zum Ngami band, konnte ich sie nicht zwingen weiterzugehen. Die Gebiete, die ich passieren müsste, sind von Fiebern befallen, die für das menschliche Leben tödlich sind; und dann kommt hinzu, dass die Tsetsefliege im Überfluss vorkommt, was durch die Verheerungen, die sie unter dem Vieh anrichtet, das Reisen über Land fast unmöglich macht. Der einzige verbleibende Weg war, wenn möglich auf dem Wasserweg nach Norden vorzudringen; aber hier stieß ich wieder auf ernsthafte Hindernisse. Ich hatte kein eigenes Boot, und von Lecholetebe (wie von allen einheimischen Häuptlingen) war bekannt, dass er jedem Versuch, über sein Territorium hinauszugehen, besonders feindselig gegenüberstand. Nicht die verlockendsten Versprechungen von Geschenken und Belohnungen hatten es bisher geschafft, ihn dazu zu bringen, irgendjemandem in dieser Angelegenheit beizustehen. Folglich konnte ich

nicht erwarten, dass er mich anders behandeln würde, zumal ich wirklich nicht in der Lage war, ihm eine Bestechung von nennenswertem Wert anzubieten. Da es jedoch ein Lieblingsplan von mir war, nach Libebe vorzudringen, war ich entschlossen, ihn wenn möglich auszuführen. Dementsprechend ergriff ich die erste günstige Gelegenheit, das Thema beim Häuptling zur Sprache zu bringen, und bat ihn, mir Männer und Kanus zur Verfügung zu stellen. Zu meinem großen Erstaunen, aber ebenso großer Freude, stimmte er ohne den geringsten Einwand meinem Vorschlag zu. Da ich mir jedoch nicht schmeicheln konnte, einen günstigeren Eindruck hinterlassen zu haben als jeder andere Reisende, vermutete ich Betrug irgendeiner Art, und der Fortlauf bewies, dass ich mich in meiner Vermutung nicht geirrt hatte.

KAPITEL XXXIV.

Der Ngami. – Wann er entdeckt wurde. – Seine verschiedenen Namen. – Seine Größe und Form. – Große Veränderungen in seinen Wassern. – Seltsames Phänomen. – Der Teoge-Fluss. – Der Zouga-Fluss. – Der Mukuru-Mukovanja-Fluss. – Tiere. – Vögel. – Krokodile. – Schlangen. – Fische.

Zu einem frühen Zeitpunkt des gegenwärtigen Jahrhunderts hatten Gerüchte über einen gewaltigen See im Inneren Südafrikas die Europäer erreicht, aber für sehr lange Zeit blieb seine Existenz geheimnisumwittert, und Reisende und Jäger verausgabten vergeblich ihre Ressourcen und Energien, um das große Rätsel zu lösen. Die Ursache all dieser Misserfolge lag hauptsächlich in den wüstenhaften und unwirtlichen Regionen, die zwischen den Entdeckern und dem vermuteten See liegen, allgemein bekannt als die Kalahari-Wüste. Gegen Ende 1849 jedoch, als die Hoffnung, dieses scheinbar unüberwindbare Hindernis überwinden zu können, fast erloschen war, wurde das große Ziel durch die beharrlichen Anstrengungen der Herren Oswell, Livingstone und Murray erreicht und die Existenz eines schönen Süßwassersees im Zentrum Südafrikas bekannt gemacht. Diese wichtige und höchst interessante Entdeckung öffnete sofort ein neues und weitreichendes Feld für die Forschungen der Geographen und Naturforscher und gab dem unternehmungslustigen und spekulierenden Geist der Kolonisten im südlichen Afrika einen neuen Impuls. Der See wurde als eine prächtige Wasserfläche beschrieben, in der es von Fischen und Flusspferden wimmle, und das Land ringsum als gut bestückt mit Elefanten und anderem Großwild, während die Vegetation als im üppigsten Maße vorhanden bezeichnet wurde. Die Entdeckung erregte beträchtliches Interesse.

Der See wird bei den Eingeborenen mit verschiedenen Namen benannt – die alle mehr oder weniger passend sind – wie Inghabe (die Giraffe); Noka ea Botletle (See der Botletle); Noka ea Mokoron (See der Boote) und Ngami, oder Die Wasser. Da die letzte Bezeichnung diejenige ist, unter welcher der See bei Europäern am besten bekannt ist, werde ich sie im weiteren Verlauf dieser Erzählung beibehalten.

Wie bereits erwähnt, empfand ich bei einer näheren Besichtigung des Sees eine gewisse Enttäuschung hinsichtlich seiner Reize. Er ist jedoch unbestreitbar eine schöne Wasserfläche, aber in seiner Größe etwas überschätzt, da die Schätzung seiner Länge allein zeitweise nicht weniger als einhundert Meilen und die Breite etwa fünfzehn oder sechzehn betrug. Die Fehlvorstellung mag vielleicht so erklärt werden: Erstens hat meines Wissens nach noch nie jemand ihn ganz umrundet; zweitens sind die Ufer – mit Ausnahme der Süd- und Westseite – niedrig und sandig und bei dunstigem Wetter nicht leicht zu unterscheiden; und schließlich bin ich geneigt zu glauben, dass die Entdecker seine Länge mit seiner Breite verwechselten, denn laut Cooley „erblickten die Reisenden mit Freude den schönen Fluss und den See, der sich nach Norden und Westen außer Sichtweite erstreckte“. Auch mein Freund, Herr Frederick Green, der den See kurz nach seiner

Entdeckung besuchte, gibt in seinem Manuskriptjournal den Eindruck wieder, den er bei der ersten Besichtigung erlebte:

„Am Tag nach dem Erreichen der Stadt Batoani unternahmen wir einen Ritt, um den See zu besichtigen. Von der südlichen Seite aus konnten wir das gegenüberliegende Ufer etwa zehn oder zwölf Meilen weit verfolgen, aber über diese Entfernung hinaus und nach Westen hin konnten wir selbst mit Hilfe eines Teleskops kein Anzeichen von Land erkennen – nur einen blauen Horizont aus Wasser. Auf einer späteren Reise jedoch, als wir entlang seiner südlichen Ufer reisten, stellte ich fest, dass das gegenüberliegende Ufer immer gesehen werden konnte. Als wir ihn zum ersten Mal sahen, blickten wir, wie wir damals dachten, nicht hinüber, sondern der Länge nach."

Der gesamte Umfang beträgt wahrscheinlich etwa sechzig oder siebzig geografische Meilen; seine durchschnittliche Breite beträgt sieben Meilen und übersteigt an seinen breitesten Stellen neun nicht. Seine Form ist zudem in der Mitte schmal und an den beiden Enden ausgebaucht; und ich darf hinzufügen, dass die ersten Berichte, die vor vielen Jahren von den Eingeborenen über den See eingingen und die darin übereinstimmten, ihn in der Form einer Brille darzustellen, korrekt sind.

Das Nordufer des Ngami ist niedrig und sandig, ohne Baum oder Busch oder irgendeine andere Art von Vegetation innerhalb einer halben Meile und häufiger einer Meile. Jenseits dieser Entfernung (fast rings um den See) ist das Land sehr dicht bewaldet mit verschiedenen Arten von Akazien, die im südlichen Afrika heimisch sind, dem Damara-„Mutterbaum" und einigen Arten von wilden Obstbäumen, sowie hier und da einem gelegentlichen Baobab, der sein ungeheures Haupt hoch über den höchsten Riesen des Waldes erhebt. Die Südküste des Sees ist beträchtlich erhöht, und das Wasser ist so eng von ausgedehnten Gürteln aus Schilf und Binsen gesäumt, dass es nur an wenigen Stellen zugänglich ist, oder dort, wo das Vieh der Eingeborenen diese natürlichen Verteidigungen durchbrochen hat. Das Westufer des Sees ist ebenfalls etwas erhöht, wenngleich das Wasser dort sehr flach ist; es vertieft sich jedoch beträchtlich zu seinem östlichen Ende hin.

Der Ngami muss zu verschiedenen Zeiten sehr beträchtliche Veränderungen durchgemacht haben. Die Eingeborenen haben mich häufig auf Stellen hingewiesen, die jetzt mit Vegetation bedeckt sind, wo sie früher das Flusspferd mit dem Speer jagten. Wiederum gibt es unverkennbare Beweise dafür, dass er zu einer Zeit kleinere Ausmaße hatte als gegenwärtig, da man ständig auf untergetauchte Baumstümpfe stößt. Dies ist, wie ich glaube, nicht dem Heben oder Senken des Landes zuzuschreiben, sondern dass der See aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich seine jetzige Größe hatte, oder annähernd so, als eine plötzliche und ungewöhnlich große Flut aus dem Inneren in ihn hineinströmte, die aufgrund der Flachheit des Landes nicht so schnell abfließen konnte, wie sie hineinströmte, sondern bewirkte, dass das Wasser über seine übliche Höhe stieg, was, da es einige Zeit in diesem Zustand verblieb, bald die Vegetation vernichtete.

Bevor der See bekannt war und als uns nur Gerüchte über seine Existenz erreicht hatten, sprachen die Eingeborenen davon, dass seine Wasser sich täglich zurückzögen, um zu „fressen". Ich bin jedoch eher geneigt zu glauben, dass sie auf ein eigentümliches Phänomen hinwiesen, das ich beobachtete, als ich seine weiten Wasser befuhr; ich schrieb es damals dem Wind zu, vermute aber bei Überlegung, dass es eher aus den Auswirkungen der Anziehungskraft des Mondes entstanden sein dürfte.

Wenn wir den See befuhren, pflegten wir jede Nacht an Land zu gehen, um zu biwakieren, wobei wir immer die Vorsichtswahnahme trafen, die wichtigsten Stücke unseres Gepäcks auszuladen. Die Kanus wurden dann so weit ans Ufer geschoben, wie

die Seichtheit des Wassers es erlaubte, und sich selbst überlassen, vielleicht bis zu zweihundert Yards vom Festland entfernt. Auf meine Vorhaltungen gegenüber den Bootsleuten, unsere kleine Flottille nicht besser zu sichern, antworteten sie, dass weitere Vorsichtsmaßnahmen unnötig seien, da das Wasser (das bereits zu ebben begonnen hatte) in Kürze zurückweichen und die Kanus trocken am Strand zurücklassen würde. Ich war skeptisch, ließ sie aber dennoch gewähren. Im Laufe der Nacht wurde es windstill (während des Tages hatte eine frische Brise geweht), und am nächsten Morgen fanden wir, dass sich das erfüllt hatte, was die Bootsleute vorhergesagt hatten; die Kanus waren so weit vom Wasser entfernt, wie sie am vorhergehenden Abend vom Ufer entfernt gewesen waren.

Von der Zeit an, als der Wind nachließ, begann das Wasser langsam zurückzukehren, und gegen neun Uhr morgens war es auf seiner üblichen Höhe, und die Kanus schwammen ohne jegliche Anstrengung unsererseits wieder.

Der See wird an seinem nordwestlichen Ende durch den Teoge gespeist. Der Fluss überschreitet vielleicht niemals wesentlich vierzig Yards Breite; aber er ist tief und führt, wenn er seinen Höchststand erreicht hat, eine große Wassermasse. Sein jährliches Übertreten der Ufer findet im Juni, Juli und August statt, manchmal sogar später. Die Quelle des Teoge ist bisher unbekannt, wird aber als sehr fern vermutet. Er mag wahrscheinlich auf demselben hohen Tafelland entspringen wie der Quanza und andere bedeutende Ströme. Der Hauptlauf des Teoge ist nordwestlich, aber er ist so gewunden, dass ich in dreizehn Tagen, in denen ich ihn hinauffuhr – wobei ich durchschnittlich fünf Meilen pro Tag zurücklegte und zwei und eine viertel Meile pro Stunde rechnete –, nur etwa einen Breitengrad nördlich des Sees gutmachte. So weit ich vordrang, war er jedoch mit kleineren Fahrzeugen befahrbar; denn nur an drei Stellen, an die ich mich erinnern kann, fand ich weniger als fünf Fuß Wasser, und im Allgemeinen war die Tiefe beträchtlich. Es muss jedoch bedacht werden, dass er damals seinen Höchststand hatte.

Obwohl jener Teil des Teoge, den ich hinauffuhr, schmal ist, wird mir berichtet, dass er sich bei der Annäherung an seine Quelle beträchtlich verbreitert (einer der vielen merkwürdigen Punkte der afrikanischen Geographie); und das Land auf beiden Seiten ist oft in sehr großem Maße überschwemmt, was häufig das Aussehen eines endlosen Sees hat, der dicht mit Schilf und Binsen bewachsen und mit Inselchen übersät ist, die mit wunderschönen Bäumen und Sträuchern bedeckt sind.

An seinem östlichen Ende findet der Ngami einen Abfluss (den einzigen) im schönen und stattlichen Zouga. Dieser Fluss ist nahe der Batoana-Stadt, wo er dem See entweicht, etwa zweihundert Yards breit und erscheint aufgrund seines sanften Fließens wie ruhend, da die Bewegung des Stroms für das Auge nicht wahrnehmbar ist. In der Tat wird von einigen behauptet – und sollte sich dies als richtig erweisen, wäre es sicherlich eine höchst außergewöhnliche Tatsache –, dass die Wasser des Zouga zu einer Zeit des Jahres durch einen Arm des Teoge in den See zurückgedrängt werden; dieser Fluss speist somit den See nicht nur an seinem nordwestlichen Ende, wie bereits erwähnt, sondern ebenso im Osten. Angesichts der sehr unvollkommenen Ausbildung der Wasserläufe in diesen Teilen halte ich dies nicht für unmöglich.

Der Zouga fließt vom See aus fast eine Monatsreise weit in östlicher Richtung, was unter Berücksichtigung aller Windungen einer Entfernung von etwa dreihundert Meilen entspricht, woraufhin er sich in einem immensen Sumpf oder einer Sandfläche verliert, die von einigen „Great Reed Vley“ genannt wird. Es ist ein vollkommenes Meer aus Schilf (mit gelegentlichen Öffnungen) und bietet unzähligen Büffelherden einen bevorzugten Zufluchtsort.

Etwa zwanzig Meilen bevor der Zouga aufhört zu fließen, weitet er sich zu einem See von zwei bis vier Meilen Breite und etwa zwölf oder fünfzehn Meilen Ausdehnung aus. Während der Trockenzeit stellt dieser Fluss „eine Reihe von Tümpeln mit trockenen Stellen dazwischen“ dar.

Die Vegetation entlang seines gesamten Laufes ist vielfältig und üppig, und an manchen Stellen ist die Szenerie ganz bezaubernd, da die Ufer des Flusses oft bis zum Wasserspiegel mit majestätischen Bäumen von schönem und dichtem Laub bedeckt sind. Der Baobab ist besonders auffällig und erreicht nicht selten einen Stammumfang von sechzig bis fünfundsiebzig Fuß.

„Die Ufer“, sagt Herr Livingstone in einem Brief an einen Freund, „sind schöner als alle, die wir je gesehen haben, außer vielleicht einige Teile des Clyde. [...] Je höher wir den Fluss hinaufkamen, desto breiter wurde er, bis wir oft mehr als einhundert Yards klares, tiefes Wasser zwischen dem breiten Schilfgürtel sahen, der in den seichteren Teilen wächst. [...] Ein bemerkenswertes Merkmal dieses Flusses ist sein periodisches Steigen und Fallen. Er ist seit unserer Ankunft fast drei Fuß gestiegen; und dies ist die Trockenzeit. Dass das Steigen nicht durch Regen verursacht wird, ist daraus ersichtlich, dass das Wasser so rein ist. Seine Reinheit und Weichheit nahmen zu, je weiter wir zu seinem Zusammenfluss mit dem Tamanakle hinaufstiegen, von dem er, obwohl mit dem See verbunden, seine jetzige vermehrte Zufuhr bezieht. Die Leute konnten keinen anderen Grund für das Steigen des Wassers angeben, als dass ein Häuptling, der in einem Teil des Landes im Norden namens Mazzekiva lebt, jährlich einen Mann tötet und seinen Körper in den Strom wirft, woraufhin das Wasser zu fließen beginnt.“

Bevor ich meine Bemerkungen zu den Flüssen des Sees schließe, muss ich die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen Umstand lenken, der sich als von vitalem Interesse für die Zivilisation und den Handel dieser Regionen erweisen könnte. Er ist wie folgt:

Etwa zwei Tage westlich des Teoge soll die Existenz zweier Flüsse berichtet werden. Der eine ist ein kleiner Arm des Teoge und soll sich, nachdem er sich zwei Tage lang durch eine Wüste geschlängelt hat, in einem Sumpf verlieren. Der zweite (und auf den ich besonders die Aufmerksamkeit lenken möchte) ist von größeren Ausmaßen, wenn auch nahe seiner Quelle nur periodisch. In seinem Verlauf wird er jedoch durch Quellen gespeist – was in Afrika nicht ungewöhnlich ist – und er schwillt bald zu einem ständig fließenden Strom an. Zu seiner Zeit wird er ein mächtiger Fluss, der langsam durch das Land mehrerer schwarzer Nationen fließt und sich schließlich ins Meer ergießt. Dies ist die Aussage einer Gruppe von Griquas, die auf der Suche nach Elefanten in dieser Richtung reisten. Ich hätte vielleicht gezögert, ihrem Bericht Glauben zu schenken, wäre er nicht bei mehr als einer Gelegenheit bestätigt worden. Während unseres Besuchs bei den Ovambo erkundigten wir uns, wie erwähnt, ob ihnen kein ständig fließender Fluss in ihrer Nachbarschaft bekannt sei, worauf sie sofort und ohne Zögern bejahend antworteten. „Der Cunene“, sagten sie, „sei nur vier oder fünf Tage Fußreise von ihnen entfernt“, fügten aber hinzu, „dass er nicht zu vergleichen sei mit einem Fluss namens Mukuru-Mukovanja, der aus dem Ovatjona-Land (eindeutig dem Betschuanen-Land) komme, wovon der Cunene nur ein Arm sei.“ Diese wertvolle und interessante Information wurde von den Berg-Damaras bestätigt.

Wiederum, als Herr Galton und ich selbst, nur etwa acht oder zehn Tagesreisen vom See entfernt, wegen übermäßiger Dürre gezwungen waren, unsere Schritte umzukehren, wurden wir von den Buschmännern über die Existenz eines großen Flusses im Norden informiert, der aus dem Betschuanen-Land komme und westwärts fließe. Sie fügten weiter hinzu, dass ein anderer kleiner Fluss aus der gleichen Richtung komme, sich aber bald im Sand verliere oder in einem Sumpf ende. Nun, abgesehen davon, dass Letzterer ein Arm

des Teoge ist (anstatt seine Quelle im See zu haben, gemeinsam mit dem großen Fluss, wie sie behaupteten), kann man sagen, dass ihr Bericht untermauert wurde.

Aufgrund dieser Aussagen ist die Existenz eines Flusses, aller Wahrscheinlichkeit nach von großer Bedeutung und vielleicht bis zu seiner Quelle oder nahezu so schiffbar, so weit beglaubigt, dass ich nicht gezögert habe, ihn in meine Karte einzutragen. Angenommen, der Teoge und der Mukuru-Mukovanja fließen parallel, wenn auch in entgegengesetzter Richtung, in einer Entfernung von zwei oder drei Tagesreisen voneinander, wie mir von den oben erwähnten Griquas berichtet wurde, so existiert eine fast ununterbrochene Schifffahrt von mehreren hundert Meilen, die einen vergleichsweise leichten Transport der Erzeugnisse eines reichen und fruchtbaren Inneren zur Seeküste ermöglicht.

Eine große Vielfalt an Tieren findet sich in den Seeregionen, besonders in der Nähe der Flüsse, wie Elefanten, Nashörner, Büffel, Giraffen, Kudu, Pallahs etc., sowie zwei neue Antilopenarten, der Nakong und der Litschi, die beide auf der folgenden Tafel gut dargestellt sind.

Die Litschi-Antilope weist eine gewisse Ähnlichkeit mit der Pallah auf, ist aber insgesamt ein größeres Tier. In der Größe kommt sie in der Tat fast dem Wasserbock (Aigocerus ellipsiprymnus) gleich, und die Hörner sind denen des Männchens jenes Tieres sehr ähnlich. Die allgemeine Farbe der Haut ist ein blasses Braun; Brust, Bauch und Augenringe weiß; und die Vorderseite der Beine dunkelbraun. Das Fell (das beim jungen Tier lang, weich und oft lockig ist) ist beim erwachsenen Tier kurz und anliegend. Der obere Teil des Nackens und der Widerrist sind mit einem kleinen Haarwirbel versehen. Die Schwanzspitze (an der Basis schlank) ist mit einem Büschel schwarzer Haare geschmückt.

Die Litschi ist eine Art Wasserbock; denn obwohl sie nicht tatsächlich im Wasser lebt, findet man sie nie in weiter Entfernung davon. Wenn sie verfolgt wird, stürzt sich die Litschi ohne Zögern ins Wasser, wie tief es auch sein mag. Große Zahlen werden jährlich von den Bayeye vernichtet, die ihre Häute zu einer Art Decke zum Schlafen, zu Karossen und anderen Kleidungsstücken verarbeiten.

Meines Wissens nach ist der Nakong von Naturforschern nie beschrieben worden. Unglücklicherweise wurde das Material, das ich besaß und das es mir in gewissem Maße ermöglicht hätte, diesen Mangel zu beheben, in Afrika zurückgelassen. Durch die Freundlichkeit von Oberst Steele wurde mir die Gelegenheit geboten, ein oder zwei Köpfe des Nakong sowie einen Kaross (von Herrn Oswell vom Ngami-See mitgebracht) zu inspizieren, der aus Hautstücken dieses Tieres gefertigt war. Aber sie sind alle so unvollkommen, dass der Versuch einer wissenschaftlichen Beschreibung wirkungslos wäre; umso mehr vielleicht, da ich nur einmal die Gelegenheit hatte, ein Paar Nakongs zu sehen, und das aus der Ferne. Es genügt daher zu sagen, dass die allgemeine Farbe des Tieres ein gedämpftes Braun ist, am dunkelsten auf dem Rücken sowie auf der Vorderseite des Kopfes und der Beine. Unterhalb ist es von hellerem Farbton – fast aschfarben. Auf jeder Seite der Kruppe sowie auf der Innenseite der Beine befindet sich, wenn ich mich recht erinnere, eine weißliche Linie oder ein Fleck. Das Haar der Haut, die von den Eingeborenen viel für Karosse verwendet wird, ist lang und grob. Die Hörner sind schwarz, denen des Kudu sehr ähnlich, und scheinen beim erwachsenen Tier eine gleiche, wenn nicht größere Größe zu erreichen. Bevor sie stark entwickelt sind, gibt es kaum Anzeichen von spiralförmigen Windungen, und sie sind dann den Hörnern von Ziegen nicht unähnlich.

NAKONG AND LECHÉ.

Der Nakong ist ein Wasserbock. Mittels seiner eigentümlich langen Hufe (die schwarz sind) und nicht selten eine Länge von sechs bis sieben Zoll erreichen, ist er imstande, mit Leichtigkeit die schilfigen Sümpfe und Moraste zu durchqueren, an denen das Seengebiet reich ist – Örtlichkeiten, die sonst nur für das gefiederte Volk geeignet sind. Als ich am Ngami war, bot ich den Eingeborenen sehr verlockende Belohnungen an, wenn sie mir dieses Tier entweder tot oder lebendig brächten; aber sie beteuerten, dass sie den Nakong zwar häufig durch Fallgruben und Speere töten, es aber damals nicht möglich sei, meine Wünsche zu erfüllen, da das Tier in jener Jahreszeit fast ausschließlich in schlammigen und wasserreichen Gegenden weile, wo jeder Versuch, ihm zu folgen, die sichere Vernichtung für einen Menschen bedeute.

Flusspferde gibt es im Überfluss an der Nordseite des Ngami, und ganz besonders gegen sein nordwestliches Ende hin, also rechts von der Stelle, wo der Fluss Teoge in den See mündet.

Otter sind in den Flüssen und im See nicht selten. Sie scheinen von der gleichen Art wie bei uns zu sein, weisen aber eine große Vielfalt in der Farbe auf. Das Fell ist gut und sehr begehrt.

Wenn die Quadrupeden der Fauna des Sees zahlreich und vielfältig sind, so ist die Klasse der Vögel (Aves) nicht weniger reich und reichhaltig. Auf unserer ersten Reise durch das Damaraland hatte ich eine so vollständige Sammlung seiner Vögel und Insekten angelegt, dass ich fast verzweifelte, noch etwas Neues und Interessantes zu finden; aber hier fand ich sogleich ein unerforschtes und fast unbegrenztes Feld für den Naturforscher. Unglücklicherweise war ich nicht in der Lage, in nennenswertem Maße von diesem Reichtum und dieser Vielfalt zu profitieren, was ich außerordentlich bedauere.

Die Wasservögel waren besonders zahlreich und vielfältig. Ein Freund, der den See besuchte, versicherte mir, dass er hier und am Zouga zu verschiedenen Zeiten Exemplare von nicht weniger als neunzehn Arten von Enten und Gänsen erlegt habe. Eine der letztgenannten Varietäten ist nicht größer als eine gewöhnliche Krickente, aber in das brillanteste Gefieder gekleidet. Die Reiher und Wasserhühner wetteifern mit dem Entenstamm an Zahl und Pracht des Gefieders. Während einer eiligen Reise den Teoge hinauf beschaffte ich in kurzer Zeit Reiher von mehr als zehn verschiedenen Arten, neben mehreren verschiedenen Arten von Störchen, Kranichen usw.

Der See und seine Flüsse wimmeln von Krokodilen. Während der kalten Jahreszeit suchen sie tiefes Wasser auf, wo sie in einem Zustand verhältnismäßiger Inaktivität verbleiben; aber bei Herannahen der heißen Jahreszeit kommen sie wieder hervor, und man kann sie in großer Zahl an den Ufern liegen sehen, wie sie sich in der Mittagssonne sonnen und genau wie Holzklötze aussehen. Ich habe sie oft in dieser Position überrascht; und wenn ich nicht zu nah war, haben sie ausnahmslos vorgetäuscht, zu schlafen. In dem Augenblick jedoch, in dem ich mein Gewehr hob oder auch nur auf sie deutete, stürzten sie sich wie ein Blitz in die Tiefe.

Es wird gesagt, dass sie gelegentlich eine gigantische Größe erreichen, aber mir ist kein beglaubigter Fall bekannt geworden, in dem ein Exemplar getötet wurde, das über fünfzehn oder sechzehn Fuß maß, obwohl ich behaupten gehört habe, dass sie manchmal die doppelte Länge erreichen.

Das Krokodil lebt hauptsächlich von Quadrupeden, denen es auflauert und die es vernichtet, wenn sie zum Trinken kommen; aber man sagt, dass es seine Beute niemals verschlingt, bevor das Fleisch einen Zustand der Fäulnis erreicht hat.

In seinem eigentlichen Element muss die Kraft dieses Tieres ungeheuer sein; denn wenn dem Zeugnis der Bewohner Glauben zu schenken ist, gelingt es ihm nicht selten, den Büffel zu vernichten, was es, wie sie sagen, dadurch erreicht, dass es das Tier am Maul packt und in tiefes Wasser zieht, wo es ihn erstickt. Wenn dies geschehen ist, schleppt es sein Opfer zurück ans Ufer, schiebt den Kadaver über die Wassermarke hinaus und wacht über ihn, bis er ordentlich angefault ist, woraufhin es sein Festmahl beginnt.

Aufgrund der feuchten und sumpfigen Beschaffenheit des Bodens um den See und die Flüsse sind Schlangen, wie man sich wohl denken kann, zahlreich; aber obwohl sie zuweilen eine gigantische Größe erreichen, scheinen sie sehr harmlos zu sein und werden oft von den Eingeborenen getötet, die sie mit großem Genuss verzehren. Ich selbst habe nie ein Exemplar gesehen, das eine Länge von sieben oder acht Fuß überschritt, beschaffte aber Häute, die voll das Dreifache dieser Größe maßten. Die Buschmänner versicherten mir, dass sie diese Ungeheuer nicht selten überraschen, wenn sie schlafen und vollgefressen sind, und dass es bei solchen Gelegenheiten nicht ungewöhnlich sei, sie mit einem Schlag auf den Kopf mit dem Knobkierie zu erledigen. Diese Schlangen ernähren sich hauptsächlich von Vögeln und kleineren Quadrupeden.

Der Stamm der Flossentiere war ebenfalls ziemlich zahlreich; aber mein Aufenthalt am See war von zu kurzer Dauer, um viele Informationen darüber zu sammeln. Ich sah und probierte viele verschiedene Arten, von denen einige ganz ausgezeichnet schmeckten und ein reiches und angenehmes Aroma hatten. Die einzigen jedoch, an die ich mich erinnere, die irgendeine Ähnlichkeit mit nördlichen Fischen hatten, waren eine Art Barsch und ein oder zwei Barbenarten.

KAPITEL XXXV.

Die Batoana. – Regierung. – Beredsamkeit. – Sprache. – Mythologie. – Religion. – Aberglaube. – Der Regenmacher. – Polygamie. – Beschneidung. – Begräbnis. – Gesinnung der Betschuanen. – Diebische Neigungen. – Kleidung. – Große Schnupftabak-Konsumenten. – Rauchen. – Beschäftigungen. – Landwirtschaft. – Handel. – Jagd und Fischerei.

Das Volk, das an den Ufern des Sees wohnt, wird, wie bereits gesagt, Batoana genannt, unter der Herrschaft von Lecholetebe. Sie sind ein kleiner Stamm jener großen Familie von „Schwarzen", die als Betschuanen bekannt sind, welche als Ganzes wahrscheinlich die am weitesten verbreitete und mächtigste aller dunkelfarbigen Nationen im südlichen Afrika sind. Die Batoana sind noch nicht lange Bewohner der Seeregionen; sie kamen als Eroberer unter Lecholetebes Vater. Nachdem sie die Ureinwohner verdrängt hatten, versetzten sie diese in einen Zustand der Sklaverei und gaben ihnen einen Namen, der ihrem Zustand entsprach, nämlich Bakoba oder Makoba, das heißt „Hörige". Diese Leute nennen sich selbst jedoch Bayeye oder „Männer"; und unter dieser Bezeichnung werde ich sie im Folgenden nennen.

Indem ich eine allgemeine Beschreibung der Sitten und Gebräuche, religiösen Riten, des Aberglaubens usw. der Betschuanen gebe – dem Stammvater, wie gezeigt, der Batoanas –, werde ich auch die des letztgenannten Stammes beschrieben haben; denn obwohl sie sich in mancher Hinsicht unterscheiden mögen, stimmen sie im Wesentlichen überein.

„Die Regierung des Volkes ist zugleich monarchisch und patriarchalisch und von vergleichsweise mildem Charakter. Jeder Stamm hat seinen Häuptling oder König, der gewöhnlich in der größten Stadt wohnt und aufgrund seines Erbrechts auf dieses Amt als geheiligt gilt. Ein Stamm umfasst im Allgemeinen eine Anzahl von Städten oder Dörfern, von denen jedes sein eigenes Oberhaupt hat, unter dem wiederum eine Reihe von untergeordneten Häuptlingen steht. Diese bilden die Aristokratie der Nation, und alle erkennen die Vorherrschaft des obersten Häuptlings an. Seine Macht ist, obwohl sehr groß und in manchen Fällen despotisch, dennoch durch die älteren Häuptlinge kontrolliert, die in ihren Pichos oder Pitshos (ihren Parlamenten oder öffentlichen Versammlungen) die größte Offenheit der Rede anwenden, um das bloßzustellen, was sie an seiner Regierung als tadelnswert oder nachlässig erachten. Ein fähiger Redner wird manchmal das Zepter sogar gegen den König wenden. [...] Diese Versammlungen halten ein leidliches Machtgleichgewicht zwischen den Häuptlingen und ihrem König aufrecht; aber sie werden nur einberufen, wenn es notwendig ist, Differenzen zwischen Stämmen beizulegen – wenn eine Raubexpedition unternommen werden soll – oder wenn die Umsiedlung eines Stammes geplant ist, obwohl gelegentlich auch Angelegenheiten von geringerer Bedeutung eingebracht werden."

Die Sprache, die von den Eingeborenen bei öffentlichen Anlässen und ganz besonders von den Häuptlingen gebraucht wird, ist oft kraftvoll, eloquent, scharfsinnig und fließend und würde dem bestgebildeten Europäer Ehre machen. Nehmen Sie die folgende Rede als Beispiel, welche die Ansprache des berühmten Basuto-Königs Mosheshe an sein Volk enthält, als er sie zu dem glücklichen Ereignis beglückwünschte, drei würdige Missionare unter sich aufgenommen zu haben:

„Freut euch, ihr Makare und Mokatchani! Ihr Herrscher von Städten, freut euch! Wir alle haben Grund, uns wegen der Nachrichten, die wir gehört haben, zu freuen. Es gibt sehr viele Reden unter den Menschen. Darunter sind einige wahr und einige falsch; aber die falschen sind bei uns geblieben und haben sich vermehrt; daher sollten wir die Wahrheiten, die wir hören, sorgfältig auflesen, damit sie nicht im Schutt der Lügen verloren gehen. Uns wird gesagt, dass wir alle von einem Wesen erschaffen wurden und dass wir alle von einem Mann abstammen. Die Sünde trat in das Herz des Menschen ein,

als er die verbotene Frucht aß, und wir haben die Sünde von ihm geerbt. Diese Männer sagen, dass sie gesündigt haben; und was Sünde in ihnen ist, ist Sünde in uns, weil wir aus einem Stamm kommen und ihre Herzen und die unsren eins sind. Ihr Makare habt diese Worte gehört, und ihr sagt, sie seien Lügen. Wenn diese Worte nicht siegen, wird die Schuld bei euch liegen. Ihr sagt, ihr wollt nicht glauben, was ihr nicht versteht. Schaut euch ein Ei an! Wenn ein Mann es zerbricht, kommt nur eine wässrige und gelbe Substanz heraus; aber wenn es unter den Flügel eines Huhns gelegt wird, kommt ein lebendiges Ding daraus hervor. Wer kann das verstehen? Wer wusste jemals, wie die Wärme der Henne das Küken im Ei hervorbrachte? Dies ist für uns unbegreiflich, und doch leugnen wir die Tatsache nicht. Lasst uns wie die Henne handeln. Lasst uns diese Wahrheiten in unsere Herzen legen, wie die Henne die Eier unter ihre Flügel legt; lasst uns auf ihnen sitzen und uns die gleiche Mühe geben, und etwas Neues wird daraus entstehen."

THE BECHUANA PICHO.

Die Sprache der Betschuanen (der Plural von Mochuana, einer Einzelperson) wird Sichuana genannt, ein Adjektiv, das alles bezeichnet, was zum Volk gehört. Sie ist außerordentlich weich und wohltönend, was darauf zurückzuführen ist, dass nur wenige Silben auf einen Konsonanten enden. Die einzigen Ausnahmen sind Substantive im Ablativ, Pluralverben, bestimmte Verben und die Fragewörter warum, wie und was, die alle auf das klingende n enden.

Die erste Bekanntschaft der Europäer mit den Betschuanen datiert aus einer frühen Periode der Geschichte der Kapkolonie. Es gibt Grund zu der Annahme, dass sich diese Nation einst bis zum Oranje-Fluss ausdehnte, aber heutzutage findet man keinen der Stämme jenseits des 28. Breitengrades südlicher Breite. Die Betschuanen glauben (wie bereits in der Geschichte der Damara erwähnt), dass sie ursprünglich einer Höhle entsprungen sind, die sich im Bakone-Land befinden soll, wo die Fußspuren des ersten Menschen noch heute im Fels zu sehen sein sollen.

Wenn man dem Zeugnis einiger Missionare Glauben schenken darf, haben die Betschuanen keine Vorstellung von einem höheren Wesen. Ein starkes Argument für diese Hypothese ist, dass kein Wort in ihrer Sprache Gott im eigentlichen Sinne bezeichnet. Über dieses Volk sagt Herr Moffat: „Ich habe mir oft gewünscht, etwas zu finden, womit ich den Geist der Eingeborenen erfassen könnte; einen ‚Altar für den

unbekannten Gott', den Glauben ihrer Vorfahren, die Unsterblichkeit der Seele oder irgendeine religiöse Assoziation; aber nichts dergleichen schwebte jemals in ihren Köpfen. ‚Sie blickten auf die Sonne mit den Augen eines Ochsen.' Den Größten unter ihnen zu sagen, dass es einen Schöpfer gäbe, den Beherrscher des Himmels und der Erde – vom Sündenfall oder der Erlösung der Welt – von der Auferstehung der Toten und der Unsterblichkeit jenseits des Grabes, hieß ihnen etwas zu erzählen, das fabelhafter, extravaganter und lächerlicher erschien als ihre eigenen eitlen Geschichten über Löwen, Hyänen und Schakale. Ihnen zu sagen, dass dies (beziehend natürlich auf die verschiedenen Elemente unseres Glaubensbekenntnisses) Artikel unseres Glaubens seien, würde einen Ausruf höchster Überraschung hervorlocken, als wären sie zu widersinnig, als dass selbst der Dümmste sie glauben könnte."

„‚Was ist der Unterschied', sagte ein Eingeborener eines Tages zu dem eben zitierten Autor, während er auf seinen Hund zeigte, ‚zwischen mir und diesem Tier? Sie sagen, ich sei unsterblich, und warum nicht mein Hund oder mein Ochse? Sie sterben; und sehen Sie ihre Seelen? Was ist der Unterschied zwischen Mensch und Tier? Keiner, außer dass der Mensch der größere Schelm von beiden ist!'

Sie konnten nicht sehen, dass an unseren Bräuchen irgendetwas dem Fleisch und Blut angenehmer wäre als an ihren eigenen, gaben aber gleichzeitig zu, dass wir eine weisere und überlegenere Rasse von Wesen seien als sie selbst. Für diese Überlegenheit versuchten einige ihrer klugen Köpfe eine Erklärung zu finden; dies konnten sie jedoch nur auf der Grundlage unserer eigenen Aussage tun, dass Gott den Menschen gemacht habe.

Ein listiger Kerl, der das Orakel des Dorfes war, in dem er wohnte, bemerkte einmal, nachdem er mich über das Thema der Schöpfung hatte ausführen hören: ‚Wenn Sie wahrhaftig glauben, dass ein Wesen alle Menschen erschaffen hat, dann müssen Sie vernünftigerweise auch glauben, dass er bei der Erschaffung der weißen Leute sein Werk verbessert hat. Er versuchte sich zuerst an den Buschmännern, und sie gefielen ihm nicht, weil sie so hässlich waren und ihre Sprache wie die von Fröschen klang. Dann versuchte er sich an den Hottentotten; aber auch diese sagten ihm nicht zu. Dann übte er seine Macht und Geschicklichkeit aus und schuf die Betschuanen, was eine große Verbesserung war; und zuletzt schuf er die weißen Menschen. Daher', frohlockte er mit einer Miene des Triumphs über die Entdeckung, ‚sind die weißen Menschen so viel weiser als wir im Bauen von wandelnden Häusern (Wagen), im Lehren der Ochsen, sie über Berg und Tal zu ziehen, und darin, sie auch im Pflügen der Gärten zu unterweisen, anstatt ihre Frauen das tun zu lassen wie die Betschuanen.'"

Händler der schwarzen Kunst sind unter den Betschuanen zahlreich, welche das unbedingteste Vertrauen in die Aussprüche und Verordnungen der Zauberer setzen. Dies gilt ganz besonders für jene Personen, die sich dem Studium des „Regenmachens" widmen.

Der Regenmacher besitzt einen Einfluss auf den Geist des Volkes, der sogar dem ihres Königs überlegen ist, welcher ebenfalls gezwungen ist, sich den Diktaten dieser „Erz-Beamten" zu beugen. Sie sind im Allgemeinen Männer von natürlichem Talent und Einfallsreichtum. Tatsächlich ist es wahrscheinlich, dass sie im vollen Bewusstsein ihrer Überlegenheit ermutigt werden, den öffentlichen Geist vor ihren Geheimnissen niederzuwerfen. Da sie zudem gewöhnlich Fremde sind, tragen sie große Sorge, ihre Taten in der Ferne ungeheuerlich zu verherrlichen. Jeder Stamm hat einen Regenmacher, manchmal auch mehr. Die Zauberer sind auch Ärzte; und zeitweise übernehmen sie das Amt von Totengräbern, indem sie die Bestattung der Toten beaufsichtigen, da allgemein geglaubt wird, dass die von diesen Betrügern praktizierten Zeremonien einen gewissen Einfluss auf die am Himmel schwebenden Wasserschätze haben. Es geschieht nicht

selten, dass der Regenmacher die übliche Form der Beisetzung untersagt und vielleicht befiehlt, den Toten in die Ferne zu schleppen, damit er von Raubtieren verschlungen werde.

Herr Moffat hat in seinem Werk „Missionary Labors and Scenes in Southern Africa" ausführlich einen sehr bemerkenswerten Bericht über einen dieser Regenmacher gegeben, der den immensen Einfluss, den sie auf den unwissenden und abergläubischen Geist ausüben, sowie die List und den Einfallsreichtum der Männer selbst zur Erreichung ihres Zwecks reichlich illustriert. Er lautet im Wesentlichen wie folgt:

Nachdem sie über eine Reihe von Jahren schwere Dürren erlebt hatten, hielten die Betschuanen in Kuruman einen Rat über die besten Maßnahmen zur Beseitigung des Übels ab. Nach einiger Debatte wurde beschlossen, nach einem Regenmacher von großem Ruf zu schicken, der sich damals bei den Bahurutsi aufhielt, zweihundert Meilen nordöstlich der Station. Dementsprechend wurden Abgesandte mit der strengen Weisung entsandt, nicht ohne den Mann zurückzukehren; doch die Männer brachen mit einigem Bangen hinsichtlich des Erfolgs ihrer Mission auf. Durch große Versprechungen gelang es ihnen jedoch über ihre kühnsten Erwartungen hinaus.

Während der Abwesenheit der Gesandten war der Himmel wie Erz gewesen, und kaum eine vorbeiziehende Wolke trübte das Firmament, das von den blendenden Strahlen einer senkrecht stehenden Sonne glühte. Aber seltsamerweise begannen sich genau an dem Tag, an dem die Ankunft des Regenmachers angekündigt wurde, die Wolken dicht zusammenzuziehen, Blitze zuckten und der Donner rollte in schauriger Erhabenheit, begleitet von einigen Regentropfen. Die verblendete Menge war außer sich vor Entzücken; sie zerrissen die Luft mit ihren Jubelrufen, und die Erde widerhallte von ihren frohlockenden und wahnsinnigen Schreien. Bevor er die Stadt betrat, sandte der Regenmacher einen kategorischen Befehl an alle Einwohner, sich die Füße zu waschen. Kaum war die Botschaft überbracht, eilte jede Seele, jung und alt, edel und unedel, zum nahen Fluss, um dem Befehl des Mannes zu gehorchen, von dem sie sich vorstellten, er sammle nun am Himmel alle seine Vorräte an Regen.

Der Betrüger verkündete laut, dass die Frauen in diesem Jahr die Gärten auf den Hügeln und nicht in den Tälern bestellen müssten, da letztere überflutet würden. Die Eingeborenen sahen in ihrem Enthusiasmus bereits ihre Kornfelder in der Brise wogen und ihre Herden am Mittag aufgrund der Fülle der Weide brüllend nach Hause kehren. Er erzählte ihnen, wie er in seinem Zorn die Städte der Feinde seines Volkes verwüstet habe, indem er seine Hand ausstreckte und den Wolken befahl, über ihnen zu bersten; wie er den Vormarsch einer mächtigen Armee aufgehalten habe, indem er eine Flut herabstürzen ließ, die einen gewaltigen Fluss bildete und ihren Lauf hemmte. Diese und viele andere vorgebliche Beweise seiner Macht wurden als reine Wahrheiten aufgenommen, und der Häuptling und die Edlen blickten ihn in stillem Staunen an. Der Ruf seines Ruhmes verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und die Herrscher der benachbarten Stämme kamen, um ihm zu huldigen.

Um den Betrug fortzuführen, befahl er den Frauen, wenn Wolken erschienen, weder zu pflanzen noch zu säen, damit die Samen nicht weggespült würden. Er verlangte auch von ihnen, auf die Felder zu gehen und bestimmte Wurzeln und Kräuter zu sammeln, mit denen er etwas entzünden konnte, was den Eingeborenen wie geheimnisvolle Feuer erschien. Voller Hoffnung gingen sie in Scharen auf die Hügel und in die Täler, sammelten Kräuter, kehrten mit Liedern in die Stadt zurück und legten ihre Gaben dem Magier zu Füßen. Mit diesen begab er sich manchmal auf bestimmte Hügel und erzeugte Rauch; gerne hätte er auch den Wind herbeigerufen, wenn er es gekonnt hätte, da er wohl wusste, dass letzterer häufig der Vorbote von Regen ist. Er wählte die Zeit des Neu- und

Vollmonds für seine Zwecke, wohl wissend, dass zu diesen Zeiten häufig ein Umschwung in der Atmosphäre eintrat. Doch der Regenmacher fand die Wolken in diesen Gegenden etwas schwieriger zu bändigen als die im Land der Bahurutsi, von wo er hergekommen war.

Eines Tages, als er fest schlief, fiel ein Schauer, woraufhin einer der vornehmsten Männer sein Haus betrat, um ihn zu dem glücklichen Ereignis zu beglückwünschen; doch zu seinem äußersten Erstaunen fand er den Magier völlig unempfindlich gegenüber dem, was geschah. „Hela ka rare! (He da, bei meinem Vater!) Ich dachte, Sie machen Regen", sagte der Eindringling. Der listige Regenmacher erhob sich aus seinem Schlummer, sah seine Frau auf dem Boden sitzen und einen Milchsack schütteln, um ein wenig Butter zum Einreiben ihrer Haare zu gewinnen, und antwortete geistesgegenwärtig: „Siehst du nicht, dass meine Frau so schnell sie kann Regen buttert?" Diese prompte Antwort gab vollkommene Befriedigung; und es verbreitete sich augenblicklich in der ganzen Stadt, dass der Regenmacher den Schauer aus einem Milchsack gebuttert habe.

Die durch diesen Schauer verursachte Feuchtigkeit vertrocknete jedoch bald wieder, und für viele lange Wochen danach erschien keine Wolke mehr. Die Frauen hatten ausgedehnte Felder bestellt, aber das Saatgut lag im Boden, so wie es aus der Hand geworfen worden war; das Vieh starb aus Mangel an Weide, und man sah hunderte ausgemergelte Männer auf die Felder gehen, um nach ungesunden Wurzeln und Reptilien zu suchen, während andere vor Hunger umkamen.

All diese Umstände irritierten den Regenmacher sehr, und er beklagte sich, dass heimliche Schurken seinen Proklamationen nicht gehorchten. Wenn er zu wiederholten Versuchen gedrängt wurde, antwortete er: „Ihr gebt mir nur Schafe und Ziegen zum Schlachten, daher kann ich nur Ziegenregen machen; gebt mir fette Schlachtochsen, und ich werde euch Ochsenregen sehen lassen."

Eines Nachts zog eine kleine Wolke vorüber, und ein einzelner Blitzschlag, aus dem ein schwerer Donnerschlag barst, traf einen Baum in der Stadt. Am nächsten Tag versammelten sich der Regenmacher und eine Anzahl von Leuten, um die bei einem solchen Ereignis übliche Zeremonie zu vollziehen. Der getroffene Baum wurde bestiegen, und Wurzeln sowie Seile aus Gras wurden um verschiedene Teile des Stammes gebunden. Als diese Bandagen angelegt waren, deponierte der Zauberer einige seiner Wundermittel und ließ sich Mengen von Wasser hinaufreichen, das er mit großer Feierlichkeit über den verwundeten Baum goss, während die versammelte Menge „Pula! pula!" (Regen! Regen!) rief. Der Baum wurde nun umgehauen, aus der Stadt geschleift und zu Asche verbrannt. Bald darauf ließ sich der Regenmacher große Schalen mit Wasser geben, dem ein Aufguss von Knollen beigemischt war. Alle Männer der Stadt mussten dann vor ihm vorbeigehen, wobei er jede Person mit einem in Wasser getauchten Zebraschwanz besprengte.

Da er feststellte, dass dies nicht die gewünschte Wirkung erzielte, griff der Betrüger zu einer anderen List. Er wusste wohl, dass Paviane in felsigen Schluchten und an abschüssigen Abgründen nicht sehr leicht zu fangen waren, und daher informierte er die Männer, um Zeit zu gewinnen, dass er zum Regenmachen einen Pavian haben müsse; zudem dürfe kein Haar an seinem Körper fehlen; kurz gesagt, das Tier müsse frei von Fehlern sein. Nach einer langen und beschwerlichen Verfolgung und mit stark zerfetzten Körpern gelang es einer Gruppe auserwählter Läufer, einen jungen Pavian einzufangen, den sie triumphierend und frohlockend zurückbrachten.

Beim Anblick des Tieres setzte der Schurke eine Miene tiefsten Schmerzes auf und rief aus: „Mein Herz ist in Stücke gerissen! Ich bin stumm vor Kummer!" Er zeigte gleichzeitig auf das Ohr des Pavians, das leicht zerkratzt war, und auf den Schwanz, der

einige Haare verloren hatte, und fügte hinzu: „Habe ich euch nicht gesagt, dass ich keinen Regen bringen kann, wenn auch nur ein Haar fehlt?“

Er hatte oft gesagt, wenn sie ihm das Herz eines Löwen beschaffen könnten, würde er ihnen zeigen, dass er Regen so reichlich machen könne, dass ein Mann sich glücklich schätzen könne, unter einem Obdach zu sein, da er, wenn er fiele, ganze Städte wegschwemmen könnte. Er hatte entdeckt, dass die Wolken starke Medizin benötigten und dass ein Löwenherz die Sache erledigen würde. Dies zu erlangen, wusste der Regenmacher wohl, war kein Scherz. Eines Tages wurde verkündet, dass ein Löwe einen der Viehaußenposten unweit der Stadt angegriffen habe, und eine Gruppe brach auf mit dem zweifachen Ziel, einen Schlüssel zu den Wolken zu erhalten und einen gefährlichen Feind zu beseitigen. Die Befehle waren zwingend, was auch immer die Folgen sein mochten. Glücklicherweise wurde der Löwe von einem mit einem Gewehr bewaffneten Mann erschossen. Hocherfreut über ihren Erfolg kehrten sie sogleich mit ihrer Beute zurück und sangen im vollen Chor das Lied des Überwinders. Der Regenmacher machte sich sogleich daran, seine Medizinen vorzubereiten, entzündete seine Feuer und streckte, auf dem Gipfel eines Hügels stehend, seine Hände aus, wobei er den Wolken winkte, näher zu kommen, gelegentlich seinen Speer schüttelte und ihnen mit seinem Zorn drohte, sollten sie seinen Befehlen nicht gehorchen. Das Volk glaubte all dies und wunderte sich, dass der Regen nicht fallen wollte.

Nachdem er entdeckt hatte, dass eine Leiche, die einige Wochen zuvor in die Erde gelegt worden war, bei ihrem Begräbnis nicht genug Wasser erhalten hatte, und da er die Abneigung der Betschuanen gegenüber einem toten Körper kannte, befahl er, die Leiche auszugraben, zu waschen und erneut zu bestatten. Entgegen seiner Erwartung wurde die Zeremonie, so schrecklich sie auch gewesen sein muss, vollzogen. Dennoch blieb der Himmel unerbittlich.

Nachdem er seine Kunst und seinen Einfallsreichtum erschöpft hatte, begann der Betrüger ernstlich in Bedrängnis zu geraten, um etwas zu finden, dem er die Schuld geben konnte. Wie alle seines Standes war er ein findiger Kerl, gewohnt, die menschliche Natur zu studieren, leutselig, scharfsinnig und eine Würde der Miene an den Tag legend, gepaart mit einem reichlichen Anteil an Selbstgefälligkeit, den er nicht verbergen konnte. Bisher hatte er es tunlichst vermieden, den Missionaren den geringsten Anstoß zu geben, da er fand, dass sie Männer des Friedens waren, die keinen Streit suchten. Er ließ sich häufig herab, sie zu besuchen, und pflegte im Laufe des Gesprächs oft eine schwache Zustimmung zu ihrer Meinung über die Quellen jenes Elements zu geben, über das er die souveräne Kontrolle zu haben vorgab. Da er jedoch alle seine Listen vergeblich fand, um das gewünschte Ergebnis zu erzielen, und ungeachtet der vielen Beweise von Freundlichkeit, die er von den Missionaren erhalten hatte, begann er anzudeuten, dass die ehrwürdigen Herren die Ursache für den Starrsinn der Wolken seien!

Eines Tages wurde entdeckt, dass der Regen dadurch verhindert worden war, dass Herr Moffat einen Sack Salz von einer Reise mitgebracht hatte, die er nach Griquastadt unternommen hatte. Als sich jedoch bei der Untersuchung herausstellte, dass das gemeldete Salz nur weißer Ton oder Kreide war, konnten die Eingeborenen nicht umhin, über ihre eigene Leichtgläubigkeit zu lachen.

Von Unterstellungen ging er zu offenen Beschuldigungen über. Nachdem er sich vierzehn Tage lang zurückgezogen hatte, erschien er eines Tages im öffentlichen Kral und verkündete, dass er endlich die Ursache der Dürre entdeckt habe. Nachdem er die Zuhörerschaft kurze Zeit in Spannung gehalten hatte, brach er plötzlich hervor: „Seht ihr nicht“, fragte er, „dass Hamilton und Moffat sie ansahen, wenn Wolken uns bedecken? Ihre weißen Gesichter schrecken sie weg, und ihr könnt keinen Regen erwarten, solange

sie im Lande sind.“ Das war ein Volltreffer. Das Volk wurde ungeduldig und stieß seine Flüche gegen die armen Missionare als die Ursache all seiner Leiden aus. Die Glocke, die zum öffentlichen Gottesdienst geläutet wurde, so sagten sie, erschrecke die Dämpfe; sogar die Gebete erhielten ihren Anteil an der Schuld. „Beugt ihr euch nicht“, sagte der Häuptling eines Tages ziemlich heftig zu Herrn Moffat, „in euren Häusern nieder und betet und redet zu etwas Schlechtem in der Erde?“

Um eine lange Geschichte abzukürzen: Nachdem er die Missionare durch seine Andeutungen und Beschuldigungen großem Risiko und großer Gefahr ausgesetzt hatte, wendete sich das Blatt zu ihren Gunsten. Der Regenmacher wurde nun verdächtigt; seine groben Täuschungen wurden enthüllt, und er war im Begriff, die Todesstrafe zu zahlen – den wohlverdienten Lohn für sein skandalöses Verhalten –, als Herr Moffat großmütig intervenierte und es ihm durch seine Geistesgegenwart und Menschlichkeit gelang, das Leben dessen zu retten, der so oft sein eigenes bedroht hatte und der nicht gezögert hätte, es zu nehmen, hätte er damit seinem Zweck dienen können. Der Tod ereilte ihn jedoch bald, denn er wurde schließlich im Volk der Bauangketsi ermordet.

Herr Moffat schließt seine Bemerkungen über die Laufbahn dieses bemerkenswerten Regenmachers mit der folgenden Beobachtung:

„Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, dass ein Regenmacher niemals eines natürlichen Todes stirbt. Ich habe einige gekannt und von vielen gehört, die auf die eine oder andere Weise der Wut ihrer enttäuschten Auftraggeber zum Opfer gefallen waren; aber ungeachtet dessen mangelte es nicht an Nachfolgern. Es gibt keinen Stamm, dessen Angehörige ihre Hände nicht im Blut dieser Betrüger befleckt haben, die sie erst anbeten, dann verfluchen und zuletzt vernichten.“

Polygamie existiert in fast unbegrenztem Ausmaß. Ein Mann darf so viele Frauen haben, wie er will, vorausgesetzt, er kann für dieses Privileg die üblichen Gebühren bezahlen, die je nach Reichtum des Ehemannes variieren.

Wie die Damara praktizieren die Betschuanen die Beschneidung. Von einem frühen Alter an bis hin zum Mannesalter werden die männlichen Personen beschnitten. Kinder jedoch, die von Eltern geboren wurden, bevor diese operiert worden waren, können keine königliche Macht erben. Nachdem die Zeremonie vollzogen ist, wird der Jüngling gesalbt und nimmt sofort den Charakter, das Gebaren und die Kleidung eines Mannes an. Er wird auch als fähig angesehen, Waffen zu tragen.

Die weiblichen Personen haben ebenfalls ihr „religiöses“ Fest in etwa demselben Alter wie die Jungen und stehen für einen gewissen Zeitraum unter der Leitung von Matronen, die sie in allen Pflichten der Ehefrauen unterweisen – wobei passiver Gehorsam besonders eingeschärft wird. Als letzte Prüfung müssen sie ein Stück erhitztes Eisen tragen, um zu zeigen, dass ihre Hände für die Arbeit tauglich sind. Sie werden dann mit Fett eingerieben; der untere Teil ihres Haares wird weggeschoren und der Rest reichlich mit einer Paste aus Butter und Sebilo (dunklem, glänzendem Ocker) beschmiert. Sie legen nun die übliche Frauentracht an. „So von der vergleichsweisen Kindheit zu dem erhoben, was sie als Frausein betrachten, betrachten sie sich selbst mit so viel Wohlgefallen, als wären sie in das Gewand der Tochter eines morgenländischen Potentaten gehüllt. Sie haben fast einen Höhepunkt in ihrem Leben erreicht, denn sie erwarten, bald verheiratet zu werden; eine Mutter zu sein, betrachten sie als den Hauptzweck der Existenz einer Frau.“

Die Betschuanen begraben im Allgemeinen ihre Toten. Die Zeremonie der Beisetzung usw. variiert in verschiedenen Gegenden und wird durch den Rang des Verstorbenen

beeinflusst; aber das Folgende ist ein treffendes Beispiel dafür, wie diese Leichenbegängnisse gehandhabt werden.

Wenn sich das Ende eines Mannes nähert, wird eine Haut oder ein Netz über den Körper geworfen, der in sitzender Haltung, mit den Knien unter das Kinn gezogen, gehalten wird, bis das Leben erloschen ist. Dann wird ein Grab gegraben – sehr häufig im Viehkral – sechs Fuß tief und etwa drei Fuß breit, wobei das Innere mit einer bestimmten großen Zwiebel eingerieben wird. Der Körper, dessen Kopf bedeckt ist, wird dann durch ein eigens zu diesem Zweck geschaffenes Loch im Haus und im umgebenden Zaun hinausgetragen und in sitzender Position im Grab deponiert, wobei darauf geachtet wird, das Gesicht des Leichnams nach Norden zu richten. Teile eines Ameisenhügels werden um die Füße gelegt, woraufhin das Netz, das den Körper hielt, allmählich zurückgezogen wird. Während das Grab aufgefüllt wird, wird die Erde mit Schalen hineingereicht, während zwei Männer im Loch stehen, um sie um den Körper festzutreten; dabei wird große Sorgfalt darauf verwendet, alles, was einer Wurzel oder einem Kieselstein gleicht, auszusortieren. Wenn die Erde die Höhe des Mundes erreicht, wird ein kleiner Zweig oder Ast einer Akazie hineingeworfen, und auf die Oberseite des Kopfes werden einige Graswurzeln gelegt. Wenn das Grab fast gefüllt ist, wird eine weitere Graswurzel unmittelbar über dem Kopf fixiert, von der ein Teil über der Erde steht. Wenn dieser Teil der Zeremonie vorüber ist, bücken sich die Männer und Frauen und scharren mit ihren Händen die locker umherliegende Erde auf den kleinen Hügel. Eine große Schale mit Wasser, versetzt mit einem Aufguss von Zwiebeln, wird nun gebracht, woraufhin sich die Männer und Frauen die Hände und den oberen Teil ihrer Füße waschen und „Pula! pula!“ (Regen! Regen!) rufen. Eine alte Frau, wahrscheinlich eine Verwandte, bringt dann die Waffen des Verstorbenen (Bogen, Pfeile, Kriegsaxt und Speere); ebenso Getreide und Gartensamen verschiedener Art; und sogar den Knochen eines alten Packochsen nebst anderen Dingen. Schließlich sprechen sie das Grab an und sagen: „Dies sind all deine Gegenstände.“ Die Sachen werden dann weggenommen und Schalen mit Wasser über das Grab gegossen, woraufhin sich alle zurückziehen, während die Frauen mit einem klagenden Grabgesang „Yo! yo! yo!“ wehklagen und ohne Hoffnung trauern.

„Die Alten waren der Ansicht, dass das Gesicht stets der Index des Geistes sei. Moderne Physiognomen sind noch einen Schritt weiter gegangen und behaupten, dass eine schöne, in all ihren Teilen vollkommene Gestalt keinen krummen oder unvollkommenen Geist beherbergen könne.“

Beurteilt man den Geist eines Betschuanen nach einer solchen Regel, so würde man ihn nicht als mangelhaft an Talent bezeichnen. Das ist er auch nicht. Doch obwohl die Betschuanen eine sehr überlegene Rasse von Menschen sind, verbergen sie häufig List und Falschheit unter einem offenen und würdevollen Äußeren. Jede Tat, egal wie schändlich, macht sie vollkommen glücklich, wenn sie von Erfolg gekrönt ist.

„Der Charakter der Betschuanen ist offen und gesellig, was jedoch nicht so sehr aus einem wohlwollenden Naturell zu entspringen scheint, als vielmehr aus einem gewissen Grad an Etikette sowie aus Gewohnheiten, die aus Verwandtschaft und Gelehrigkeit resultieren.“ Wie bei den meisten Barbaren besteht ihre politische Weisheit in Falschheit und kleinlicher List, und ihre gewöhnlichen Kriege sind lediglich Raubzüge gegen schwächere Nachbarn zum Zweck des Viehraubs, bei möglichst geringer Gefährdung ihres eigenen Lebens.

Sie sind außerordentlich rachsüchtig und nachtragend; wenn die geschädigte Partei jedoch mit Geschenken versöhnt wird und der Feind den Fehler seines Tuns anerkennt, folgen auf den erbittertsten Hass im Allgemeinen scheinbare Herzlichkeit und Einmütigkeit.

Vom König bis zum Sklaven ist Diebstahl ein vorherrschendes Laster bei den Betschuanen, und nach dem, was ich von ihnen gesehen habe, bin ich überzeugt, dass der Wohlhabendste und Höchste unter ihnen nicht zögern würde, einem das Hemd vom Leib zu stehlen, könnte er es bewerkstelligen, ohne kompromittiert zu werden. Ihre diebischen Gewohnheiten kennen keine Grenzen, und sie treiben das Spiel mit viel Geschicklichkeit. Wenn sie um unsere Lagerfeuer gruppiert waren, habe ich erlebt, wie sie das Werkzeug entwendeten, mit dem wir gerade arbeiteten; ja, sogar die Messer und Gabeln von unseren Tellern. Einmal nahmen sie tatsächlich das Fleisch aus dem Topf, während es auf dem Feuer kochte, und ersetzten es durch einen Stein! Sie stellen ihre Füße über jeden kleinen Gegenstand, der auf dem Boden liegt, vergraben ihn mit ihren Zehen im Sand und kehren, falls sie ihn in diesem Moment nicht wegtragen können, zu einem günstigeren Zeitpunkt zurück, um ihn zu holen.

DIEBISCHE NEIGUNGEN

Ich habe grausam unter ihren diebischen Neigungen gelitten. Als ich am See war, beraubten sie mich fast meiner gesamten Garderobe, neben zahlreichen anderen Gegenständen. Da ich keinen Aufruhr verursachen wollte und um die Nutzlosigkeit von Beschwerden wusste, ertrug ich mein Unglück eine Zeit lang mit Geduld; aber alles hat seine Grenzen. Als ich eines Morgens feststellte, dass ein Beutel mit nicht weniger als vierzig Pfund Schrot (ein für mich unschätzbarer Schatz) auf mysteriöse Weise verschwunden war, konnte ich meinen Zorn nicht länger zurückhalten. Wir verfolgten die Spur des Diebes bis zum Wasser, aber hier wurden natürlich alle unsere Bemühungen, ihm weiter zu folgen, vereitelt. Ich begab mich daraufhin direkt zum Häuptling und schilderte ihm in den kräftigsten Farben das abscheuliche Verhalten seines Volkes, das mich ungestraft unter seinen Augen beraubte, und fügte hinzu, dass ihr Verhalten umso schändlicher sei, als ich sowohl ihn als auch seine Männer mit Geschenken überhäuft und sie mit stets gleichbleibender Freundlichkeit behandelt hatte. Zu meinem Erstaunen und Ekel lachte er mir mitten ins Gesicht und sagte mir, dass er seine Männer in dieser Hinsicht nicht kontrollieren könne. Sogar seine eigenen Verwandten würden ihm denselben Streich spielen.

„Umso schändlicher für Sie“, bemerkte ich und fügte hinzu, er könne versichert sein, dass ich meinen Landsleuten sehr wohl von dem schurkischen Verhalten der Leute am Ngami-See berichten würde.

„Nun“, antwortete er, „ich kann Ihnen in dieser Angelegenheit wirklich nicht helfen, aber ich werde Ihnen einen heilsamen Rat geben und Ihnen meine Vollmacht erteilen, danach zu handeln; nämlich: Hängen Sie den ersten Mann, den Sie beim Stehlen erwischen, am nächsten Baum auf.“

Er sagte dies mit so viel Kühle, Gleichgültigkeit und guter Laune, dass ich trotz meines Ärgers nicht umhin konnte zu lächeln; und halb versöhnt wandte ich mich von ihm ab und rief aus: „Nun, Lecholetebe, Sie sind ein unverbesserlicher Schelm!“

Dass die Leute wirklich Gegenstände von ihrem eigenen Häuptling entwendeten, erlebte ich am See. Als ich eines Tages die Hütte eines Händlers betrat, bemerkte ich einige schöne Flusspferdzähne, und auf die Frage, wie er in deren Besitz gelangt sei, antwortete er: „Nun, Lecholetebe hat gerade dieselbe Frage gestellt. Sie wurden dem Häuptling erst heute Morgen von seinem eigenen Onkel gestohlen, der sie mir vor nicht mehr als einer halben Stunde als sein Privateigentum verkauft hat.“

Die Kleidung der Betschuanen ist spärlich genug. Diejenigen jedoch, die viel Umgang mit Europäern hatten, beginnen deren Art der Kleidung zu übernehmen; aber die Frauen

sind, entgegen der Gewohnheit, sehr beharrlich bei ihrer eigentümlichen Toilette und bevorzugen anscheinend das Gewand von Mutter Eva. Die Erscheinung der Damen ist maskulin und weit davon entfernt, einnehmend zu sein. Ihre Gestalten sind gewöhnlich kurz, untersetzt und plump, was durch die riesige Anzahl von Perlen, die von den Wohlhabenderen getragen werden und in schwerfälligen Windungen um Taille und Hals hängen, noch verstärkt wird. Ihre Handgelenke, Arme und Knöchel sind zudem von Ringen aus Kupfer, Eisen und Messing in verschiedenen Formen und Größen umschlossen. Sie lieben Putz, und neben der Dekoration ihrer eigenen Person verzieren sie ihre Haut, Hemden und Mäntel überreich, wobei das Ganze mit Massen von Fett und rotem Ocker beschmiert wird. „Ihr natürlich wolliges Haar wird in kleine Schnüre gedreht und mit den oben genannten Substanzen zu scheinbar metallischen Pendeln verfilzt, die, da sie von gleicher Länge sind, das Aussehen einer Schädelkappe oder einer umgestülpten Stahlschüssel annehmen."

Ungeachtet dessen, dass die Betschuanen uns als eine ihnen überlegene Rasse anerkennen, zögern sie nicht, viele unserer Gewohnheiten und Bräuche als sowohl tollpatschig als auch mühselig zu bezeichnen. Sie lachen uns aus, weil wir unsere Beine und Arme in Säcke stecken und Knöpfe verwenden, um Bandagen um unseren Körper zu befestigen, anstatt sie als Schmuck am Hals oder im Haupthaar aufzuhängen. Einmal in den Gebrauch dieser Dinge eingeweiht, sind sie jedoch nur zu froh, davon zu profitieren. Den Körper zu waschen, anstatt ihn mit Fett und rotem Ocker einzureiben, erscheint ihnen als ein ekelhafter Brauch, und Sauberkeit in Bezug auf Essen, Haus, Bettzeug usw. erregt oft ihre Heiterkeit und ihren Spott.

SCHNUPFTABAK-KONSUM – TASCHENTÜCHER

Die Betschuanen sind große Schnupfer und frönen diesem Luxus im Übermaß. Den Inhalt der eigenen Schnupftabakdose mit einem Fremden zu teilen, ist fast das größte Kompliment, das man ihm machen kann. Da ich ihre Neigung in dieser Hinsicht kannte, brachte ich einen großen Vorrat mit, war aber bei meiner Ankunft am See erstaunt festzustellen, dass sie ihn kaum eines Blickes würdigten. Ich entdeckte bald die Ursache für ihre seltsame Enthaltsamkeit, die schlichtweg daraus resultierte, dass das Erzeugnis nicht scharf genug war. Wenn er ihnen nicht die Tränen in die Augen treibt, betrachten sie Schnupftabak als wertlos.

Die Art und Weise, wie die Betschuanen den Schnupftabak selbst herstellen, ist merkwürdig genug. Wenn einem Mann ein Stück Tabak überreicht wird, werden sogleich zwei Steine beschafft, zwischen denen das Kraut sorgfältig gemahlen wird, und wenn es fein genug ist, wird eine Menge Holzasche hinzugefügt, was für ihre Nasen die absolute Vollkommenheit des Schnupftabaks darstellt. Wenn die Vermischung der Zutaten vollendet ist, drängt jeder Anwesende eifrig nach vorn, um eine Prise zu ergattern. Jeder füllt seine Handfläche mit der Mischung und schaufelt sie mit einem eigentümlich geformten Löffel aus Eisen oder Elfenbein, der um den Hals hängt, in die Nase; dabei wird jedes Körnchen gemächlich und in solcher Fülle in die Nasenlöcher gezogen, dass es einem dicke Tränen in die Augen treibt, was das Ausmaß des Genusses beweist. „Als schlimmer als ein Barbar würde der Mann gelten, der mutwillig eine so beschäftigte gesellige Runde stören würde." Ihre fettigen Finger dienen bei solchen Gelegenheiten als Taschentücher, und ihre Gesichter nach einer solchen „Schnupf-Flut" lassen sich nicht unpassend mit einem taufrischen und gefurchten Feld vergleichen. Ihre Schnupftabakdosen sind entweder der ausgehöhlte Kern der Palmfrucht oder ein winziger Kürbis und hängen, wie die Löffel, um den Hals, obwohl sie manchmal auch am Arm über dem Ellbogen befestigt sind.

Die Betschuanen rauchen, aber man kann kaum sagen, dass es unter ihnen ein modisches Laster sei. Dies gilt zumindest für die Männer; die Frauen hingegen sind unverbesserliche

RAUCHEN – BESCHÄFTIGUNGEN

Raucherinnen, eine Gewohnheit (wie bereits bei der Erwähnung der Berg-Damara bemerkt), die oft schwere körperliche Leiden nach sich zieht. Die Beschäftigungen der Männer bestehen hauptsächlich darin, in den Krieg zu ziehen, zu jagen, Pelze und Häute für Karosse vorzubereiten, die Kühe zu melken usw., während die der Frauen bei weitem die schwersten sind – nämlich das Errichten von Häusern, das Sammeln und Herbeischaffen von Brennstoff, das Bestellen des Bodens, das Säen, Ernten, Dreschen und Mahlen des Korns, ganz zu schweigen von der schweren Aufgabe, eine Familie großzuziehen. Während sie den Boden bestellten, habe ich oft eine Frau mit einem oder zwei Babys auf dem Rücken unter einer sengenden Sonne gesehen. Doch trotz all dieser erschöpfenden und quälenden Pflichten wären sie erstaunt, wenn ihnen jemand sagen würde, dass ein Zustand des „Alleinstehens" dem Dasein als Lasttier eines stolzen und trägen Ehemannes vorzuziehen sei.

„Als ich neben der Frau eines der Großen stand", schreibt Herr Moffat, „die mit einigen Gefährtinnen ein Haus baute und Anstalten machte, mittels eines Astes auf das Dach zu klettern, bemerkte ich, dass sie ihre Ehemänner dazu bringen sollten, diesen Teil der Arbeit zu erledigen. Dies versetzte sie alle in ein schallendes Gelächter. Als Mahuto, die Königin, und mehrere der Männer herantraten, um den Grund für die Heiterkeit zu erfahren, wiederholten die Frauen meinen – für sie – seltsamen und lächerlichen Vorschlag, woraufhin ein erneutes Gelächter folgte. Mahuto, die eine vernünftige und scharfsinnige Frau war, erklärte, dass der Plan, obwohl aussichtslos, ein guter sei, da sie oft dächte, unser Brauch sei viel besser als der ihre. Es sei vernünftig, dass die Frau sich um die häuslichen Angelegenheiten und die leichteren Teile der Arbeit kümmere, während der Mann, der sich so gerne seiner überlegenen Kraft rühme, seine Energie für mühsamere Beschäftigungen einsetzen sollte; sie fügte hinzu, sie wünschte, ich würde ihren Ehemännern eine Medizin geben, um sie dazu zu bringen, die Arbeit zu tun."

Die Betschuanen, welche die Ufer des Ngami bewohnen, sind reich an Schafen und Ziegen, besitzen aber vergleichsweise wenig Hornvieh. Wie andere Stämme dieser Nation sind sie außerordentlich vernarrt in ihre Ochsen, schätzen aber ganz besonders ihre

LANDWIRTSCHAFT – HANDEL – JAGD – FISCHEREI

Kühe, von denen sie fast nichts dazu bewegen kann, sich zu trennen. In der Tat geben sie bereitwillig Elfenbein, wenn es reichlich vorhanden ist, im Austausch gegen Kühe.

Gartenbau und Ackerbau werden von den Betschuanen viel betrieben. Diese Beschäftigungen werden in fast ähnlicher Weise durchgeführt wie die bei den Ovambo beschriebenen. Das Gemüse und das Getreide sind ebenfalls sehr ähnlich.

Die einzigen marktfähigen Artikel, die bisher am See festgestellt wurden, sind Straußenfedern, Pelze und Häute verschiedener Art, Nashornhörner und Elfenbein (Elefant und Flusspferd). Die Hauptartikel des Austauschs sind Perlen und vor allem Munition. Kleidung wird bisher nur sehr wenig nachgefragt, da die Leute in der Zivilisation noch nicht weit genug fortgeschritten sind, um sich um einen solchen Luxus zu kümmern. Sogar Perlen werden nicht mehr mit der Gier gesucht wie früher, da in letzter Zeit solche Mengen in das Seengebiet exportiert wurden, dass (um einen vulgären, aber sehr treffenden Ausdruck von Lecholetebe zu gebrauchen) „die Frauen", welche hauptsächlich Perlen tragen, „unter ihrer Last grunzen wie die Schweine". Kein Besucher

sollte jedoch ganz ohne sie sein. Alle großen Perlen sind nutzlos. Kleine Perlen der folgenden Farben: Rosa, Mattweiß, Hellgrün, Ziegelfarben, Hellblau, Dunkelblau und Gelb, werden hauptsächlich nachgefragt.

Die Betschuanen vom See lieben die Jagd, und fast täglich werden Gruppen ausgesandt, um den Tisch des Häuptlings zu versorgen. Aber obwohl sie eine große Anzahl von Schusswaffen besitzen, haben bisher nur wenige der Männer eine nennenswerte Fertigkeit in deren Gebrauch erlangt. Der weitaus größere Teil der erlegten Tiere wird mittels Fallgruben erlangt, die von den Buschmännern und den Bayeye entlang der Flussufer gegraben werden. Man kann bis zu dreißig bis vierzig Fallgruben sehen, die sich in einer zusammenhängenden Linie erstrecken.

Obwohl der Stamm der Flossentiere im See und seinen Flüssen ziemlich zahlreich ist, macht sich keiner der Betschuanen die Mühe, sie zu fangen. Die unterworfene Rasse, die Bayeye, sind jedoch sehr geschickte und fleißige Fischer.

KAPITEL XXXVI.

Abreise nach Libebe. – Das Kanu. – Der See. – Erreichen des Teoge. – Abenteuer mit einer Litschi-Antilope. – Üppige Vegetation. – Überfluss an tierischem Leben. – Büffel. – Der Kudu. – Seine Reviere. – Gangart. – Nahrung. – Fleisch. – Haut. – Wesen. – Gesellige Gewohnheiten. – Die Jagd.

Da Lecholetebe in Bezug auf die Bereitstellung von Männern und Booten sein Wort hielt, konnte ich bereits nach nur wenigen Tagen Aufenthalt am See meine Erkundungstour nach Norden fortsetzen. Bis zum letzten Moment versuchten jedoch der Häuptling und sein Volk, mich von dem Versuch abzubringen, wobei sie unter anderem die enormen Windungen des Teoge anführten, die mich daran hindern würden, mein Ziel vor Ablauf vieler Monate zu erreichen, sowie die große Anzahl von Flusspferden, die sie als die wildesten und gefräßigsten aller Bestien darstellten.

Ich schenkte der Geschichte dieser Männer nicht viel Glauben, da ich nicht das geringste Vertrauen in ihr Wort hatte. Ich sagte ihnen, dass ich in Bezug auf die Windungen des Stroms hoffte, diese Schwierigkeit durch Geduld zu überwinden; und was die Seekühe beträfe: Falls sie wirklich solche Ungeheuer seien wie beschrieben, sei ich ganz zuversichtlich, dass meine schwarzen Begleiter (ich zeigte auf die Bootsleute), an die sie gewöhnt seien, zuerst verschlungen würden, was mir Zeit zur Flucht ließe. Mit diesem groben Scherz, der meinem ungebildeten Publikum sehr gefiel, stieg ich in das Kanu, und indem ich meinen Männern und dem Häuptling zum Abschied winkte, stieß ich auf den Zouga hinaus.

Das Kanu, in dem ich mich einschiffte (und sie sind alle etwas ähnlich gebaut), war nur ein erbärmliches Fahrzeug. Es bestand aus dem Stamm eines Baumes, etwa zwanzig Fuß lang, an beiden Enden zugespitzt und mittels Feuer und eines kleinen Beils ausgehöhlt. Die Eingeborenen sind in Bezug auf die Form des Kanus überhaupt nicht wählerisch. Das Hinterteil einiger, die mir untergekommen sind, bildete mit dem Steven einen Winkel von fast fünfundvierzig Grad! Dennoch wurden sie von den Bayeye (meine Bootsleute gehörten dieser Nation an) mit beträchtlicher Geschwindigkeit und Geschicklichkeit durch das Wasser getrieben.

Die „Ausrüstung“ des Kanus besteht aus einem Paddel und einer Stange von zehn bis zwölf Fuß Länge. Der Paddler sitzt ganz im Heck und kümmert sich hauptsächlich um

das Steuern, während sein Gefährte, am Bug des Kanus postiert, es mittels der Stange mit großer Kraft und Geschicklichkeit vorantreibt.

Die Eingeborenen wagen sich jedoch selten in ihren zerbrechlichen Schiffchen weit vom Ufer weg. Es wurde gesagt, dass sie mehrere Versuche unternommen hätten, den breitesten Teil des Sees zu überqueren, aber nie Erfolg gehabt hätten. Eine Gruppe, bestehend aus zehn oder zwölf Kanus, riskierte das Experiment einige Jahre vor der Entdeckung durch Europäer, wurde aber nie wieder gesehen, woraus man schloss, dass sie von einem Sturm überrascht worden und umgekommen waren. Nach etwa einer Stunde Paddeln lag die weite Ausdehnung des Sees vor mir, glitzernd in all der Schönheit und Sanftheit, die durch die Reflexion der warmen Strahlen einer tropischen Sonne hervorgerufen wird. Es war in der Tat ein Luxus, nach so viel Reisen in der brennenden Wüste endlich auf der

„glasigen, kühlen, durchscheinenden Welle“

zu gleiten, und das Vergnügen wurde durch meine Vorliebe für das Wasser gesteigert, ein Element, mit dem ich in den frühen Stadien der Kindheit vertraut wurde und auf dem ich einige meiner glücklichsten Tage verbracht habe.

Als ich die kühle Brise spürte, die meine Wangen umfächelte, schien neues Leben in mir zu erwachen, und mein Herz schlug hoch in freudiger Erregung.

Unsere Gruppe bestand beim Aufbruch nur aus drei oder vier Kanus; aber während wir die Reise fortsetzten, nahm die Zahl zu und belief sich schließlich auf etwa ein Dutzend.

Aufgrund der zerbrechlichen Struktur unseres Fahrzeugs und der Beharrlichkeit der Bootsleute, in der Nähe des Ufers zu bleiben, brauchten wir zwei Tage, um vom Zouga zum westlichen Ende des Sees zu gelangen, obwohl es in Wirklichkeit nur eine gute Tagesreise ist. Es war daher erst am dritten Tag, dass wir den Haupteingang der Mündung des Teoge erreichten (denn hier breitet sich der Fluss in mehrere Arme aus), wo sich eine Barre befindet. Das Wasser stand darauf so niedrig, dass wir, obwohl der Strom zu jener Zeit (August) schnell stieg, gezwungen waren, die Kanus mit bloßer Kraft darüber zu ziehen. Es ist wahr, wir hätten die Unannehmlichkeit vermeiden können, indem wir eine Meile oder zwei nach Westen gefahren wären, wo ein Kanal existiert, von dem es heißt, er sei zu allen Jahreszeiten schiffbar.

Unsere Fahrt über den See verlief ohne nennenswerte Zwischenfälle, aber als wir den eben erwähnten Punkt erreichten, hatte ich ein kleines Abenteuer mit einer Litschi-Antilope, von denen man hunderte in den Untiefen und auf den zahlreichen kleinen Inselchen des Teoge grasen und spielen sehen konnte.

Ich war meiner Gruppe vorausgegangen in der Hoffnung, einen Schuss abzugeben; aber obwohl ich auf riesige Mengen von Tieren stieß, verhinderte die Offenheit des Geländes, dass ich in Reichweite kam. Völlig ermüdet von meinen schweren, aber fruchtlosen Anstrengungen, ruhte ich mich auf dem Gewehr aus und betrachtete die neuartige und beeindruckende Szene – den See mit seinen weiten blauen Wassern, seine schön bewaldeten Ufer, die vielfältigen und riesigen Tierherden, den Teoge mit seinen zahlreichen kleinen Kanälen und schilfbewachsenen Ufern –, als ich ein Stück vor mir zwei prächtige Litschi-Böcke sah, die sich einander näherten, offensichtlich in keiner freundlichen Absicht. Ich behielt mit meiner Vermutung recht, denn wenige Sekunden danach waren sie in einen Kampf verwickelt. Diesen glücklichen Umstand ausnutzend, näherte ich mich unbemerkt bis auf ein Dutzend Schritte, woraufhin ich mich schnell auf ein Knie niederschlug und sorgfältig auf die Schulter des nächsten zielte; doch gerade als

ich den Abzug drückte, erhielt er einen heftigen Stoß von seinem Widersacher, der ihn zur Seite schwanken ließ, und die Folge war, dass die Kugel, anstatt sein Herz zu durchbohren, lediglich eines seiner Hinterbeine zerschmetterte. Die Tiere waren jedoch so intensiv beschäftigt, dass sie mich trotz des Knalls des Gewehres und des verwundeten Zustands des einen (er schrieb dies wahrscheinlich seinem Gegner zu) nicht bemerkten. Ich warf das Gewehr beiseite, zog mein Jagdmesser und stürzte mich, so bewaffnet, auf die Kämpfer. Gerade als ich jedoch im Begriff war, die tödliche Waffe in die Flanke eines der Tiere zu stoßen, wurden beide meiner plötzlich gewahr und flohen überstürzt. Das verwundete Tier hielt sofort auf den Fluss zu, der ganz in der Nähe war, und obwohl er an dieser Stelle sehr reißend floss, vielleicht nicht weniger als vier oder fünf Meilen in der Stunde, stürzte es sich ins Wasser.

Da ich mir damals der aquatischen Gewohnheiten dieser Antilopenart nicht bewusst war, war ich sehr erstaunt und dachte eine Zeit lang, das Tier würde sicher von der Gewalt der Strömung fortgerissen und ertrinken. Doch ich wurde bald eines Besseren belehrt; denn es schwamm tapfer auf das gegenüberliegende Ufer zu, wobei sein Lauf durch blutrote Streifen markiert war. Als es das Ufer erreichte, warf es einen Blick hinter sich, schüttelte sein blutiges und triefendes Fell und machte sich davon. Ich war jedoch entschlossen, mich nicht geschlagen zu geben; und da ich nichts als ein Paar Hosen und ein Flanellhemd trug, warf ich mich, so wie ich war, in den Strom und schaffte es bald, das gegenüberliegende Ufer zu erreichen, woraufhin ich sofort die Verfolgung aufnahm.

Auf diese Weise wurden, abwechselnd schwimmend und watend, mehrere Bächlein, Sümpfe und Dämme überquert und wieder überquert; doch lange Zeit blieb das Ergebnis zweifelhaft. Zuletzt jedoch verlangsamte das arme Tier sein Tempo, taumelte und legte sich nieder, setzte den Weg aber erneut fort, wenn auch offensichtlich unter Schmerzen und Schwierigkeiten. Als ich dies sah, verdoppelte ich meine Anstrengungen, und nachdem es mir gelungen war, es in Richtung des Sees zu treiben, jagte ich es direkt in das Wasser, das hier seicht war und wo es mehrmals im Schlamm stecken blieb. Nun fühlte ich mich meiner Beute sicher; und nachdem ich mich genügend genähert hatte, packte ich es am verwundeten Bein und durchtrennte die Sehne am Kniegelenk. Der Kampf zwischen uns wurde nun heftig. Bei dem Versuch, seine Hörner zu fassen, die höchst furchterregende Waffen waren, in der Absicht, ihm die Kehle durchzuschneiden, schlug es mit so viel Gewalt aus, dass es mich umwarf, und ich wurde beinahe von Schlamm und Wasser erstickt. Aber der Lebensweg der armen Kreatur war zu Ende. Sein Blutverlust und sein verkrüppelter Zustand ermöglichten es mir bald, seinen Leiden ein Ende zu setzen. Es war ein edler alter Bock – die prächtigste Antilope dieser Art, die ich je schoss, und es waren viele; er belohnte mich wohl für all meine Anstrengungen.

Nach dem Passieren der Barre an der Mündung des Teoge nahm die Wassertiefe zu, und die Strömung floss mit geringerer Geschwindigkeit – ich würde sagen, zwei bis drei Meilen pro Stunde. Während der ersten Tage der Reise bot das Land ein eher trostloses und eintöniges Bild, da es häufig auf viele Meilen überflutet war, wodurch sich das Land auf beiden Seiten in ausgedehnte schilfreiche Sümpfe verwandelte, die nur gelegentlich durch eine angenehme Gruppe von Dattel- und Fächerpalmen aufgelockert wurden. Die Ufer waren an vielen Stellen so niedrig, dass wir beim Biwakieren an Land oft im Wasser schliefen. Selbst dort, wo sich die Ufer einige Fuß über die Oberfläche erhoben, waren sie vom Strom vollständig unterspült; und wenn ein Stock hindurchgestoßen wurde, erschien sofort Wasser im Loch. Brennstoff war außerordentlich knapp und konnte nur von den Eingeborenen gekauft werden (die dünn gesät an den Ufern lebten), welche ihn nicht selten aus einer sehr großen Entfernung herbeischafften.

Am vierten Tag nahm die Landschaft einen gefälligeren Aspekt an; die Ufer des Flusses wurden höher und waren reich mit einer üppigen Vegetation bedeckt. Da waren die

Fächerpalme, die Dattel, die schwarzstämmige Mimose, die wilde und weit ausladende Sykomore, die elegante und dunkellaubige Moshoma und eine Vielzahl anderer schöner, mir oft neuer Bäume, von denen viele eine Fülle an schmackhaften und nahrhaften Früchten lieferten. Timbo, der mich begleitete, erkannte nicht weniger

als sechs oder sieben Arten von Fruchtbäumen wieder, die an der Ostküste Afrikas und den angrenzenden Ländern heimisch sind. Die baumreiche Szenerie übertraf in der Tat an manchen Stellen an Schönheit alles, was ich je gesehen hatte. Ich hätte Tage unter dem Schatten einiger dieser Zierbäume verbringen können, die zuweilen von den wilden Rufen der Vögel widerhallten, während in der Ferne Herden der edelsten Antilopenarten zu sehen waren. Doch die einfache Klugheit verbietet es dem Reisenden, zu verweilen. Wenn der Strom nach dem jährlichen Hochwasser zu sinken beginnt, werden schädliche Ausdünstungen abgegeben, die den Tod mit sich führen. So ist das Klima Afrikas!

ASCENDING THE TEOGE.

Das tierische Leben stand fast auf einer Stufe mit der üppigen Vegetation. Nashörner, Flusspferde, Büffel, Sassabys, Kuhantilopen, Pallahs, Riedböcke, Litschi-Antilopen usw. wurden ständig gesehen, und jeden Tag wurde das eine oder andere Wildtier geschossen. So war ich in der Lage, unsere große und hungrige Gruppe, die nun aus fünfzig oder sechzig Personen bestand, zu ernähren und zufrieden zu stellen.

An einem schönen Nachmittag kamen wir an einen Ort, wo die Spuren von Büffeln ungewöhnlich zahlreich waren; und da ich bisher wenig von diesem Tier gesehen hatte, beschloss ich, für ein oder zwei Tage haltmachen, in der Hoffnung, nicht nur besser mit ihm bekannt zu werden, sondern auch guten Sport zu haben. Die umgebende Landschaft war zudem attraktiv, was ein zusätzlicher Anreiz war, eine kurze Zeit der Ruhe und dem Vergnügen zu widmen.

Die erste Nacht, die ich in einem „Skarm“ verbrachte, war in Bezug auf das Wild ein Misserfolg, wahrscheinlich weil ich in Luv von dem Punkt saß, von dem die Büffel voraussichtlich kommen würden; diese bekamen mich aus der Ferne in die Witterung und

wagten es nicht, sich meinem Versteck zu nähern. Eine kleine Herde dieser Tiere kam jedoch in die Reichweite von Timbo, den ich ebenfalls ein Stück von mir entfernt im Hinterhalt platziert hatte; aber wie üblich schoss er daneben, und sie zogen alle unversehrt davon.

Als ich am nächsten Morgen ins Lager zurückkehrte und die Eingeborenen von unserem Pech hörten, sahen sie so hungrig und dabei unglücklich aus, dass ich mir trotz meines großen Bedürfnisses nach Ruhe und Erfrischung erneut mein Gewehr über die Schulter hängte und mich auf die Suche nach Wild machte.

Bei dieser Gelegenheit wurde ich von etwa zwanzig Eingeborenen begleitet. Ein Paar Pallahs und ein Kudu waren bald erlegt, aber ein edles Sassaby, auf das wir trafen, kam ungeschoren davon. Danach suchten wir lange, ohne etwas zu finden, aber die zahlreichen Spuren von Büffeln bezeugten, dass dieser Teil des Landes ein bevorzugter Aufenthaltsort dieser Tiere war. Schließlich kamen wir an den Rand eines dichten Dickichts; und als ich zwischen die Büsche spähte, erblickte ich sogleich mehrere dunkle Objekte am Boden, von denen mir sofort der Gedanke kam, es müssten Büffel sein. Ich legte meinen Finger auf die Lippen als Zeichen, dass Schweigen erforderlich sei, und indem ich in die Richtung der dunklen Objekte zeigte, flüsterte ich das Wort „Onja", was Büffel bedeutet. Nicht einmal die Anwesenheit seiner satanischen Majestät hätte größere Bestürzung unter meinen Gefährten auslösen können; denn kaum war das Zauberwort ausgesprochen, als sie sich alle umdrehten und eine kopflose Flucht antraten. Einer der Männer trug ein schweres Gewehr von mir, und da ich es in Besitz nehmen wollte, folgte ich ihren Schritten. Aber das machte die Sache nur noch schlimmer; denn als sie sahen, dass ich ebenfalls rannte, und dachten, der Feind sei ihnen auf den Fersen, verdoppelten sie ihr Tempo und blieben erst in einer höchst respektablen Entfernung vom Dickicht stehen. Es war wirklich absurd zu sehen, wie wir so versuchten, uns gegenseitig zu überholen.

Nachdem ich die Männer schließlich eingeholt und mein Gewehr gesichert hatte, kehrte ich an die Stelle zurück, von der aus ich zuerst die verdächtigen Objekte beobachtet hatte; aber obwohl ich mich ihnen bis auf ein Dutzend Schritte näherte, war es mir aufgrund der Dichte des Schutzes unmöglich, ihre Identität festzustellen.

Ein Baum war ganz in der Nähe; und in der Hoffnung, eine bessere Aussicht zu erhalten, bestieg ich ihn sogleich. Doch in dieser Angelegenheit wurde ich enttäuscht, denn selbst in dieser Höhe konnte ich nicht besser sehen als vom Boden aus. Als einzige mir verbleibende Art, meine Zweifel zu befriedigen, feuerte ich nun mitten in die fraglichen dunklen Objekte hinein; aber kein lebendes Wesen rührte sich. Einen Moment lang glaubte ich, ich müsse mich geirrt haben und das, was ich für Tiere gehalten hatte, seien weder mehr noch weniger als riesige Steine. Um die Sache jedoch zu klären, schickte ich nach dem Nachladen eine zweite Kugel in dieselbe Richtung wie die erste, und diesmal mit Erfolg, denn beim Knall des Gewehrs sprangen vier prächtige männliche Büffel auf ihre Füße; und nachdem sie stolz ihre Köpfe geworfen und einen Moment lang die Luft geprüft hatten, brachen sie in gutem Stil aus dem Schutz hervor und, allem Anschein nach, unversehrt. Ich sah sie nie wieder.

Während wir gemächlich ihren Spuren folgten, um festzustellen, ob eines der Tiere verletzt war, raste plötzlich eine Büffelherde — mindestens zweihundert an der Zahl — mit der Gewalt eines Tornados an uns vorbei, alles niederbrechend und zerschmetternd, was sich ihrer kopflosen Karriere entgegenstellte, und wirbelte eine so große Staubwolke auf, dass ihre dunklen Formen fast dem Blick entzogen wurden. Ich feuerte aufs Geratewohl mitten in sie hinein und hatte die Genugtuung, eine Kuh durch den Schuss fallen zu sehen.

Der Knall des Gewehrs brachte die ganze Herde fast unmittelbar zum Stehen, und sie drehten sich um und traten uns in einer dunklen Masse gegenüber. Einen Baum in einiger Entfernung vor mir ausnutzend, schlich ich mich bis auf etwa einhundertfünfzig Schritte an diese furchteinflößende Phalanx heran. Das Gewehr auf einen Ast stützend, zielte ich ruhig auf den leitenden Bullen; aber obwohl ich sehr deutlich hörte, wie die Kugel ihn traf, zuckte er nicht im Geringsten.

Da einer der Eingeborenen inzwischen den Mut gefasst hatte, sich mit meinem Gewehr zu mir zu stehlen, feuerte ich ein zweites Mal, wenn auch auf einen anderen aus der Herde, aber mit keinem besseren Ergebnis. Sicherlich sechsmal wiederholte ich die Dosis, und obwohl jedes Mal die Kugel lautstark auf dem Körper des Tieres aufschlug, rührte sich weder dieses noch irgendein anderes aus der Herde (so seltsam es auch erscheinen mag) einen Zoll! Sie schienen durch irgendeine unsichtbare Macht an den Ort gekettet zu sein und musterten mich die ganze Zeit mit einem ominösen und finsteren Blick. Ihr seltsames und unerklärliches Gebaren verblüffte mich über alle Maßen. Ich erwartete jeden Augenblick, dass sie auf mich zustürmen würden. Aber selbst wenn dies geschehen wäre — obwohl ich offen gestehe, dass ich mich alles andere als wohl fühlte —, wäre meine persönliche Sicherheit vielleicht nicht sonderlich gefährdet gewesen, da ich durch das Besteigen des Baumes, an den ich mich lehnte, außer Gefahr gewesen wäre. Ich wurde jedoch nicht zu diesem Äußersten getrieben; denn während ich gerade dabei war, eine weitere Kugel hinunterzurammen, drehte sich die gesamte Herde plötzlich um und machte sich mit einem eigentümlichen kreischenden Geräusch, die Schwänze über dem Rücken hin- und herpeitschend und die Köpfe fast bis zum Boden gesenkt, in rasendem Tempo davon.

Als ich mich an die Stelle begab, an der die Büffel gestanden hatten, bemerkte ich große Blutflecken auf dem Boden und war überzeugt, dass beide Tiere, auf die ich gefeuert hatte, schwer, wenn nicht tödlich verwundet sein mussten. Wir folgten ihren Spuren über eine beträchtliche Distanz, sahen aber nichts mehr von ihnen. Nach Informationen, die wir zu einem späteren Zeitpunkt von den Buschmännern erhielten, besteht jedoch kaum ein Zweifel daran, dass beide umkamen.

Da die Nacht hereinbrach, beschloss ich, mich noch einmal auf die Lauer zu legen. Ich wartete lange vergebens; aber schließlich bemerkte ich einen einsamen Büffel — einen gewaltigen Bullen —, der sich langsam und vorsichtig meinem Versteck näherte und dann und wann anhielt, um zu lauschen. Als er so nah am „Skarm“ war, dass er ihn fast berührte, drückte ich ab, aber zu meinem großen Ärger gab das Gewehr nur ein Klicken von sich. Als er das Klicken hörte, drehte sich das Tier um und zog sich eilig zurück; aber nachdem er etwa vierzig Schritte zurückgelegt hatte, hielt er plötzlich inne, drehte sich halb um und bot mir die Breitseite dar. Da ich in der Zwischenzeit ein neues Zündhütchen aufgesetzt hatte, nutzte ich seine günstige Position aus und drückte erneut ab. Diesmal gelang es mir, eine Kugel gut in die Schulter des Tieres zu setzen. Im selben Moment, als er den Schuss erhielt, sprang er hoch in die Luft und stürzte dann gewaltsam vorwärts. Unmittelbar danach hörte ich ein tiefes Stöhnen in der Richtung, die er eingeschlagen hatte — ein unverkennbares Zeichen dafür, dass er tödlich verletzt war. Dennoch hielt ich es angesichts der harten Lektion, die ich kürzlich durch das schwarze Nashorn erhalten hatte, und der bekannten wilden Natur eines verwundeten Büffels nicht für klug, ihm zu folgen. Am nächsten Morgen wurde jedoch eine Suche durchgeführt, bei der er weniger als hundert Meter von meinem „Skarm“ entfernt tot aufgefunden wurde; die Kugel hatte sein Herz durchbohrt.

Kudus wurden ebenfalls gelegentlich gesehen und erlegt. Von all den vielfältigen und schönen Formen tierischen Lebens, die in den grenzenlosen Wäldern und Ebenen des tropischen Südafrikas zu finden sind, ist der Kudu zweifellos derjenige, der sich am

meisten durch Eleganz und Anmut, verbunden mit Stärke, auszeichnet. Die Schulterhöhe des Männchens beträgt etwa vier Fuß. Die allgemeine Farbe seines Körpers ist ein „rötliches Grau“, markiert mit mehreren weißen Streifen über Rücken und Kruppe. Das Männchen trägt seinen exquisit geformten Kopf, geschmückt mit gewaltigen Spiralhörnern von etwa drei Fuß oder mehr Länge, sehr aufrecht, was ihm ein Aussehen von Adel und Unabhängigkeit verleiht. Der Kudu ist kurzum ein vollkommenes Bild; und „wenn er von der Breitseite zu sehen ist, ist er entschieden eine der großartigsten Antilopen der Welt.“

Der Kudu ist in den bewaldeteren Distrikten des Damaralandes nicht ungewöhnlich; aber da er ein sehr zurückgezogenes Leben führt, wird er nicht so oft gesehen wie andere aus dem Stamm der Antilopen. Seine bevorzugten Aufenthaltsorte sind die steinigen Hänge von Hügeln, die mit Buschwerk bewachsen sind. In Gegenden, die nicht viel vom Menschen frequentiert werden, kann er jedoch in der frühen Tageszeit auf offenerem Gelände gesehen werden, an den Rändern von Wäldern, den Säumen von Vleys und den Ufern von Flüssen.

Seine Gangart ist sehr anmutig; aber sein Tempo, das aus einem mäßig schnellen Galopp besteht, ist weniger elegant. Wenn er verfolgt wird, überwindet er mit beträchtlicher Agilität Büsche, Steine und andere kleinere Hindernisse, die sich seinem Lauf entgegenstellen könnten, wobei seine Sprünge oft von sehr beträchtlichem Ausmaß sind.

Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus Blättern, Knospen und den jungen Trieben von Bäumen und Büschen. Er scheint fähig zu sein, lange Zeit ohne Wasser auszukommen, und sucht nur gelegentlich die Tränke auf.

Der Kudu bringt jeweils nur ein Junges zur Welt. Sein Fleisch ist, wenn er in guter Verfassung ist, ausgezeichnet, und die daraus hergestellte Suppe oder Bouillon ist köstlich. Das aus den Knochen extrahierte Mark wird von den Eingeborenen hoch geschätzt, die es für besser halten als das von jedem anderen Tier gewonnene. Folglich verschlingen sie es gierig und ohne jede Art der Zubereitung.

Die Haut des Kudus wird sowohl vom Jäger als auch vom Kolonisten sehr geschätzt. Sie ist eher dünn, aber außerordentlich zäh und biegsam und hält mehr Beanspruchung stand als jede andere Haut von derselben Substanz. Sie wird hauptsächlich für Schuhe, Peitschenriemen, Riemen, Gurte und Geschirr im Allgemeinen verwendet. Eine Kuduhaut, gut vorbereitet nach der Sitte des Landes, ist zwischen zwanzig und dreißig Schilling wert; und da sie bei den Farmern sehr gefragt ist, stellt sie einen nicht zu unterschätzenden Handelsartikel für den Eigenverbrauch dar.

Der Kudu ist von Natur aus scheu und schüchtern; aber das Männchen wird sich, wenn es hart bedrängt und verwundet ist, nicht selten umdrehen und sogar seinen Verfolger angreifen.

Diese Antilopenart ist gesellig, obwohl man sie selten in großen Herden sieht; fünf oder sechs sind die übliche Zahl. Die Männchen trifft man häufig einzeln an.

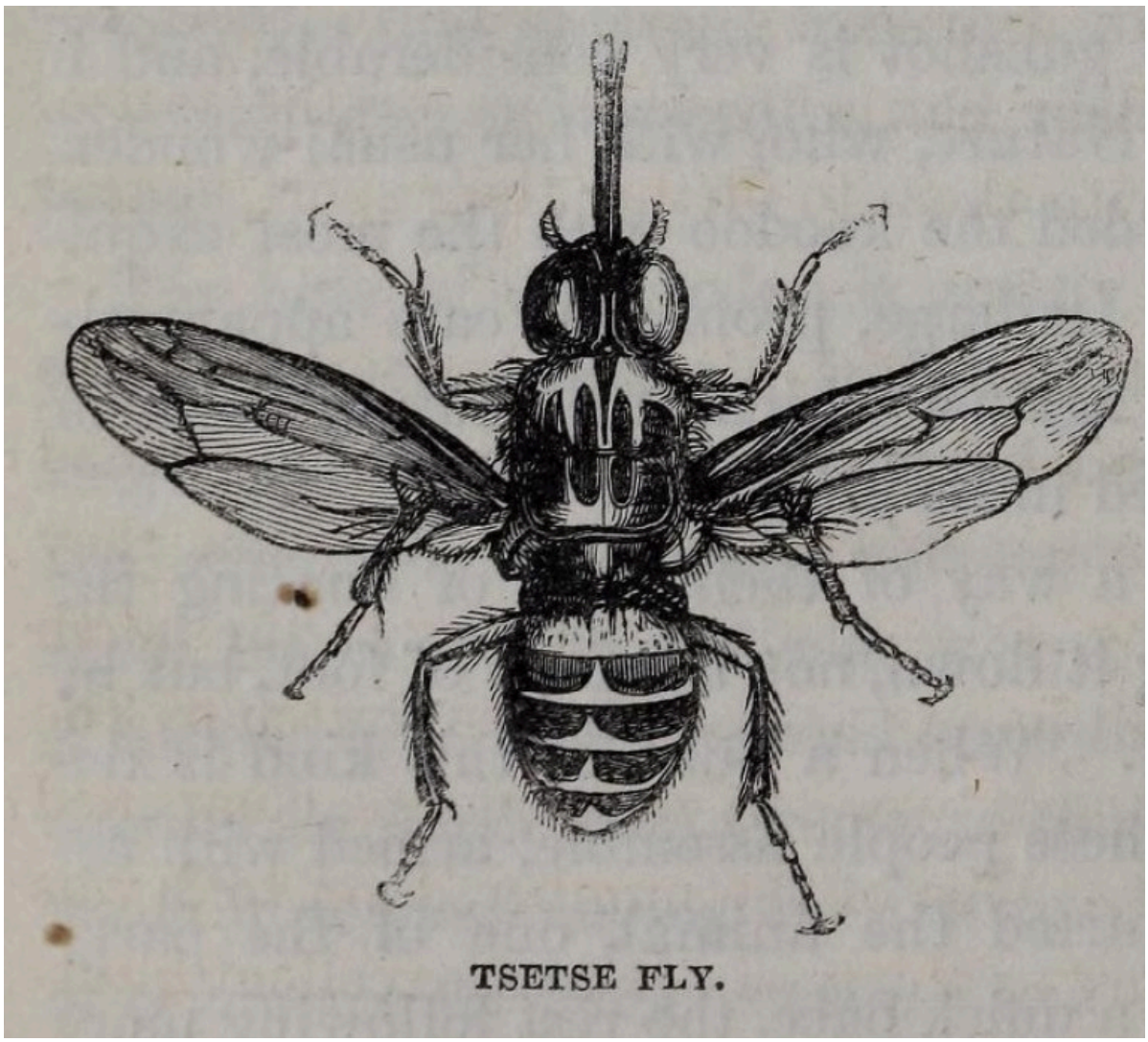
Wie bereits gesehen, ist dieses Tier, wenn es jung gefangen wird, leicht zu domestizieren und wird sehr zahm. Dessenungeachtet ist nach meinem besten Wissen niemals ein Exemplar lebend in dieses Land gebracht worden.

Aufgrund der zurückgezogenen Lebensweise des Kudus werden — zumindest was das Damaraland betrifft — weniger dieser Tiere erlegt als von jeder anderen in Südafrika heimischen Antilopenart. Er wird manchmal zu Pferd gejagt, und wenn ein Jäger das

Glück hat, auf einen in einem günstigen und offenen Gelände zu treffen, bereitet es keine große Schwierigkeit, ihn zu hetzen; da sich das Tier jedoch meist in hügeligem und steinigem Gelände aufhält, das zudem bewaldet ist, erweist sich die Jagd, selbst wenn sie erfolgreich ist, gewöhnlich als eine mühsame.

Der vorzuziehende Weg ist die Jagd zu Fuß. Das Anschleichen an den Kudu war eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, und manchen edlen Bock habe ich so zur Strecke gebracht. Aber aufgrund der bewaldeten Natur des Landes, das er bewohnt, ist die Schwierigkeit, sich unbemerkt bis auf Schussweite zu nähern, sehr beträchtlich, und sie wird durch die Natur noch vergrößert, welche mit ihrer üblichen wunderbaren Vorsorge den Kudu mit dem exquisitesten Gehörsinn ausgestattet hat. Seine großen, hervorstehenden Ohren wirken offenbar wie eine Art Brennpunkt, an dem jedes ungewöhnliche Geräusch oder jeder Laut in seinem Fortschreiten schnell aufgehalten wird.

Die Buschmänner haben ihre eigene Art, den Kudu zu jagen, nämlich indem sie ihn zu Tode hetzen, nicht durch Schnelligkeit der Füße, sondern indem sie ihn allmählich erschöpfen. Wenn eine Jagd dieser Art beschlossen wird, versammelt sich eine Anzahl dieser Leute, bewaffnet mit Assegais usw. Nachdem sie das Tier aufgescheucht haben, nimmt einer aus der Gruppe sein „Spoor“ in schnellem Tempo auf, während der Rest gemächlicher folgt. Wenn er müde wird, fällt der führende Mann hinter seine Kameraden zurück, und der nächste in der Reihe übernimmt die Verfolgung, und so weiter, bis sie die Beute sichern. Manchmal gelingt dies im Laufe weniger Stunden; aber es kommt auch vor, dass die Jagd einen ganzen Tag oder sogar länger dauert. Alles hängt vom Gelände ab. Wenn es steinig oder felsig ist, haben die Männer einen immensen Vorteil gegenüber dem Tier, das unter solchen Umständen bald fußkrank wird, sich wiederholt niederlegt und nach einer Weile unfähig gefunden wird aufzustehen, woraufhin es schnell erlegt wird. Die Frauen und Kinder tragen bei diesen Gelegenheiten Wasser für die Jäger, damit seine Verfolger, sollte sich das Tier als sehr ausdauernd erweisen, nicht genötigt sind, die Jagd aus Mangel an diesem unentbehrlichen Gut aufzugeben.



TSETSE FLY.

KAPITEL XXXVII.

Die Tsetsefliege. — Auf bestimmte Orte beschränkt. — Ihre Größe. — Ihre Zerstörungskraft. — Fatal für Haustiere. — Symptome beim Ochsen nach dem Stich der Tsetse.

Während meiner Jagdausflüge entlang des Teoge begegnete ich zum ersten Mal jenem außergewöhnlichsten aller Insekten, der Tsetse (*Glossina morsitans*, Westw.). Unter den verschiedenen Plagen, denen der Reisende in der südafrikanischen Wildnis ausgesetzt ist, gehört dieses Insekt zu den größten; zwar nicht in Bezug auf die eigene Person des Wanderers, denn dieser selbst entkommt fast unversehrt, wohl aber in Bezug auf die Pferde und das Vieh.

Die Tsetse findet sich hauptsächlich im Busch oder im Schilf, selten jedoch im offenen Land. Sie ist auf bestimmte Orte beschränkt und verlässt ihre Reviere bekanntermaßen nie. So kann man Vieh sicher auf der einen Seite eines Flusses grasen sehen, während das gegenüberliegende Ufer von dem Insekt wimmelt. Sollten die Eingeborenen, die mit den von der Fliege frequentierten Orten bestens vertraut sind, Anlass haben, ihre Viehposten zu wechseln und gezwungen sein, Gebiete zu durchqueren, in denen sie vorkommt, wählen sie, wie mir gesagt wurde, eine mondheller Winternacht, da sie während der Ruhezeiten in der kalten Jahreszeit nicht sticht.

In der Größe ist die Tsetse etwas kleiner als die gemeine Schmeißfliege, die sich auf Fleisch niederlässt, aber ihre Flügel sind länger. Doch obwohl sie so klein und unscheinbar aussieht, trägt ihr Stich ein Gift in sich, das dem der tödlichsten Reptilien gleichkommt. Manch ein Reisender, dessen Zugochsen und Pferde durch dieses pestartige Insekt vernichtet wurden, sah nicht nur den Zweck seiner Reise völlig vereitelt, sondern auch seine persönliche Sicherheit durch den Verlust seiner Transportmittel gefährdet.

Erst kürzlich verlor eine Gruppe von Griquas, etwa zwanzig an der Zahl, die nordwestlich des Ngami auf Elefantenjagd waren und mit drei Wagen sowie einer großen Anzahl von Trek- oder Zugochsen ausgestattet waren, vor ihrer Rückkehr zum See ihr gesamtes Vieh durch den Stich der Tsetse. Einige Pferde, die sie zur Unterstützung ihrer Jagd mitgebracht hatten, erlitten ein ähnliches Schicksal.

Im selben Jahr, in dem den Griquas dieses Unglück widerfuhr, versuchte eine Gruppe von Engländern, unter ihnen mein Freund Mr. Frederick Green, Libebe zu erreichen; doch sie waren erst sieben oder acht Tagereisen nördlich des Ngami vorgedrungen, als sowohl Pferde als auch Vieh von der fraglichen Fliege gestochen wurden und die Gruppe infolgedessen zum überstürzten Rückzug gezwungen war. Einer aus der Gruppe wurde so um sechsunddreißig Pferde gebracht, exzellente Jäger, und alle erlitten schwere Verluste beim Vieh.

Es gibt große Stämme, die weder Vieh noch Schafe halten können, weil die Tsetse in ihrem Land im Überfluss vorkommt. Doch sie ist nur für Haustiere tödlich, da Wildtiere ungestört in den vom Insekt befallenen Gebieten fressen. Dennoch besitzen viele von ihnen, wie Ochsen und Büffel, Pferde und Zebras, Hunde und Schakale usw., eine ähnliche Natur. Zudem beißt sie den Menschen, ohne dass eine Gefahr folgt. Die empfundene Sensation wurde nicht unpassend mit dem Stich eines Flohs verglichen.

Das zu lösende Problem ist: Welche Eigenschaft existiert in der Domestizierung, die Haustiere gegenüber diesem Gift so empfindlich macht? „Ist der Mensch nicht ebenso ein Haustier wie ein Hund? Ist es überhaupt die Tsetse, die das Tier tötet?“

Captain Vardon von der indischen Armee, einer der frühen Pioniere der inneren Teile Südafrikas, gehörte zu den Ersten, die diese Frage entschieden; denn er ritt sein Pferd auf einen von Tsetse befallenen Hügel, und in zwanzig Tagen wurden seine Zweifel durch den Tod seines Pferdes beseitigt.

Nach den Angaben der berühmten Entdecker Messrs. Oswell und Livingstone, die schwer unter der Tsetse zu leiden hatten, werden beim Ochsen nach dem Stich folgende Symptome beobachtet: Das Auge tränt, die Drüsen unter der Kehle schwellen an, das Fell verliert seinen Glanz, es tritt eine eigentümliche Erschlaffung der Muskeln im Allgemeinen ein, und die Abmagerung beginnt, die ungehindert fortschreitet, bis – vielleicht Monate nach dem Stich – Durchfall hinzukommt und das Tier an Erschöpfung stirbt. Einige sterben kurz nachdem der Stich zugefügt wurde, besonders wenn sie in gutem Zustand sind oder wenn Regen fällt; im Allgemeinen zieht sich der Prozess der Abmagerung jedoch über viele Wochen hin. In einigen Fällen erblinden die Tiere, bevor sie sterben.

„Nach dem, was ich von der Tsetse gesehen habe“, schreibt mir Mr. Oswell, „glaube ich, dass drei oder vier Fliegen ausreichen, um einen ausgewachsenen Ochsen zu töten. Wir untersuchten etwa zwanzig der unsrigen, die gestochen wurden und starben, und die Erscheinungen waren bei allen ähnlich. Beim Abziehen der Haut bemerkten wir ein glasiges Aussehen der Muskeln und des Fleisches, die stark geschwunden waren. Magen und Darm waren gesund; Herz, Lunge und Leber waren manchmal alle, aber ausnahmslos

das eine oder andere, stark erkrankt. Besonders das Herz erregte unsere Aufmerksamkeit. Es war kein festes und muskulöses Organ mehr, sondern fiel bei Druck leicht zusammen und hatte das Aussehen von Fleisch, das in Wasser eingeweicht worden war. Das Blut des gesamten Tierkörpers war mengenmäßig stark vermindert. Nicht mehr als zwanzig Pints (ein kleiner Eimer voll) wurden von dem größten Ochsen gewonnen, und dieses war dick und albuminös; die Hände, wenn man sie hineintauchte, blieben frei von Flecken. Das Gift scheint im Blut zu wachsen und durch das Blut die lebenswichtigen Organe zu beeinträchtigen."

„Ein merkwürdiges Merkmal in diesem Fall ist, dass Hunde, obwohl sie mit Milch aufgezogen wurden, sterben, wenn sie gestochen werden, während Kälber und andere junge Säugetiere sicher sind, solange sie saugen. Der Mensch und alle Wildtiere entkommen ungestraft. Könnte das Gift alkalisch sein und durch die Säure neutralisiert werden?"

KAPITEL XXXVIII.

Das Krokodil. — Ein Engländer von einem dieser Ungeheuer getötet. — Der Fluss Omoroanga Yavarra. — Entbehrungen. — Schöne Landschaft. — Lecholetebes Verrat. — Die Schilffähre.

Als wir den Teoge hinaufreisten, beobachteten wir häufig Krokodile, die sich in den abgelegeneren Teilen des Flusses in der Sonne sonnten. Eines Tages, als ich versuchte, die Spur einer verwundeten Antilope zu verfolgen, trat ich fast auf eines dieser Ungeheuer, das fest schlief. Mein Fuß war bereits im Begriff, auf seinen Schwanz niederzugehen, bevor ich seiner gewahr wurde. Ohne mich zu rühren, hob ich vorsichtig das Gewehr an meine Schulter und tötete es mit einer gut gezielten Kugel hinter das Ohr auf der Stelle.

Man hört in diesen Gegenden nicht oft davon, dass Krokodile Menschen angreifen, wenn diese im Wasser untergetaucht sind, was zu beweisen scheint, dass diese Tiere eher aus Hungerzwang als aus Gewohnheit „Menschenfresser" sind. In der Tat wurde mir von mehreren Personen versichert, dass wenig Gefahr besteht, angegriffen zu werden, vorausgesetzt, man macht vorher großen Lärm, bevor man ins Wasser geht. Unfälle kommen jedoch vor. Erst vor wenigen Jahren wurde ein englischer Gentleman, Mr. R., von einer dieser schrecklichen Kreaturen weggetragen. Er und sein Begleiter, Mr. M., der mir die traurige Geschichte erzählte, hatten am Ufer des Zouga gelagert, und da eine Anzahl von Wasservögeln auf dem Strom spielten, begab sich Mr. R. dorthin in der Hoffnung auf einen Schuss. Es gelang ihm bald, mehrere zu töten, darunter eine Moschusente; aber er konnte sie mangels eines Bootes nicht bergen.

Während er nach einem Kanu Ausschau hielt, bemerkte er eine schöne Antilope, die sich näherte; und er lief schnell zum Wagen, der ganz in der Nähe stand, und rief seinen Männern zu, ihm ein Gewehr zu bringen. Bei seiner Rückkehr zum Fluss fand er, dass die Antilope entkommen war. Er begab sich dann zu der Stelle, von der aus er auf die Ente geschossen hatte, die noch immer auf der Oberfläche trieb. Da sein Begleiter ihn inzwischen erreicht hatte, äußerte er seine Entschlossenheit, den Vogel um jeden Preis zu besitzen und dass er ihm nachschwimmen würde. Er gestand jedoch, dass er Zweifel an der Sicherheit eines solchen Vorgehens habe, und fügte hinzu, dass er einmal Zeuge des Todes eines Mannes gewesen sei, der von einem Hai direkt neben seinem eigenen Boot gepackt und vernichtet worden war. Ungeachtet dieser (seiner eigenen) Meinung über das Risiko, das er einzugehen im Begriff war, und trotz der Warnung seines Freundes, entkleidete er sich und sprang in den Strom. Nachdem er ein kurzes Stück geschwommen war, beobachtete man, wie er sich auf den Rücken warf, als sei er über ein Objekt unter

ihm erschrocken; aber im nächsten Moment setzte er seinen Kurs fort. Als er jedoch im Begriff war, seine Hände auf den Vogel zu legen, wurde sein Körper heftig erschüttert, und indem er seine Arme hochwarf, stieß er einen durchdringenden Schrei aus, woraufhin man sah, wie er allmählich unter die Oberfläche gezogen wurde, um nie wieder zu erscheinen!

Am neunten Tag, nachdem wir in den Teoge eingefahren waren, verließen wir den Hauptarm und bogen in den Omoroanga (kleiner Fluss) Yavarra ein. Dieser Bach ist lediglich einer der kleinen Seitenarme des Hauptstroms (gebildet durch das Übertreten seiner Ufer), die man so häufig antrifft und die sich gewöhnlich nach ein oder zwei Tagen wieder mit ihm vereinen. Der Omoroanga Yavarra ist nur mit Kanus schiffbar, wenn der Teoge seinen höchsten Stand hat, und selbst dann ist die Navigation von äußerst komplizierter Art. Die Bootsleute, von denen viele in der Nachbarschaft geboren und aufgewachsen waren, verirrten sich ständig. Wir verbrachten zwei Nächte auf dem Omoroanga, während denen wir großen Unannehmlichkeiten und Entbehrungen ausgesetzt waren.

Lecholetebe hatte mir zwei Kanus zur Verfügung gestellt, aber die schurkischen Bootsleute hatten diese inzwischen so sehr mit ihren eigenen Sachen gefüllt, dass kein Platz für mich blieb. Die Folge war, da das Land eine einzige Abfolge von Sümpfen, Seen, Bächen und Morasten war, dass ich mich von früh bis spät im Wasser befand, mal schwimmend, mal bis zum Hals watend. In der Tat wusste ich von der Zeit, als ich mein Lager am Zouga verließ bis zu meiner Rückkehr, einem Zeitraum von etwa einem Monat, kaum, was es hieß, einen trockenen Faden am Leib zu haben. Die einzige Zeit, in der ich meine Kleider teilweise trocknen konnte, war nachts am Biwakfeuer; aber dann musste ich mich nass hinlegen. Es wäre für jede Konstitution ruinös gewesen, die nicht zuvor an Entbehrungen aller Art gewöhnt war.

Aber ich wurde für das, was ich an Komfort verlor, durch die Schönheit der umgebenden Landschaft entschädigt. Wo immer der Boden einige Fuß über die Wasseroberfläche ragte, war er von einer reichen und majestätischen Vegetation bedeckt.

Schließlich erreichten wir nach etwa zwölftägiger Reise ein großes Dorf, in dem der große Häuptling der Bayeye residierte. Dies war ein bezaubernder Ort, dem selbst der geschickteste Künstler nur mit Mühe hätte gerecht werden können. Gelegen auf einer kleinen Insel von etwa zweihundert Fuß Länge und einhundert Fuß Breite, bestand das Dorf aus etwas mehr als hundert Häusern, die inmitten einer wunderschönen Gruppe eleganter Fächerpalmen und einiger gigantischer wilder Fruchtbäume standen. Am Fuße der Werft wand der klare, transparente Teoge in einem Halbkreis seinen mäandernden Lauf. Auf allen Seiten, so weit das Auge reichte, erstreckte sich ein Meer aus Süßwasser, an vielen Stellen durch eine Decke aus Schilf und Binsen in jedem Schatten und jeder Nuance dem Blick verborgen, während zahlreiche Inseln, über seine Oberfläche verteilt und mit reicher Vegetation geschmückt, dem Ganzen ein unbeschreiblich schönes Aussehen verliehen. Dies war besonders bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang der Fall, wenn die üppige Vegetation durch die brillanten, aber gemilderten Strahlen einer tropischen Sonne zusätzliche Reize erhielt.

Mir war von Lecholetebe zu verstehen gegeben worden, dass der Häuptling, an dessen Werft ich nun angekommen war, mich mit anderen Männern und anderen Booten hätte versorgen sollen. Um Zeit zu sparen, und auch in Übereinstimmung mit dem Wunsch der Männer, schickte ich meinen Hauptführer und andere voraus, um den Häuptling von meinem Kommen zu unterrichten und ihn zu bitten, alles bereit zu halten; aber als ich den Ort am folgenden Tag erreichte, stellte ich zu meinem äußersten Erstaunen fest, dass er mit all seinen Leuten genau an jenem Morgen ausgezogen war, um das Flusspferd zu

jagen; und niemand konnte oder wollte mich darüber informieren, wann der große Mann wahrscheinlich zurückkehren würde. Es kam mir nun der Gedanke, dass ich getäuscht worden war, und mein Verdacht fiel sofort auf Lecholetebe. Dennoch wartete ich in der Hoffnung, mich geirrt zu haben, geduldig mehrere Tage, aber vergeblich. In der Zwischenzeit hatten die Frauen des Dorfes Timbo heimlich informiert – der wie üblich ein großer Liebling des Geschlechts war –, dass ihre Ehemänner mit Sicherheit einen Monat lang nicht zurückkehren würden und dass ich selbst dann keine Hilfe von ihnen erwarten könne. Ich fühlte mich außerordentlich gekränkt, so schändlich hintergangen worden zu sein, und ließ sofort den einzigen im Ort verbliebenen Mann rufen, von dem mir mitgeteilt wurde, er sei der Bruder des Häuptlings, und befahl ihm, mir ohne Umschweife den wahren Sachverhalt zu schildern. Wie ich vermutet hatte, steckte Lecholetebe hinter der Angelegenheit. Der Mann erklärte, er habe keine Befehle, mich mit Männern und Booten zu versorgen, aber falls ich darauf bestünde weiterzuziehen, solle er mir einen Führer zum nächsten Stamm geben, von wo aus ich meinen Weg nach Libebe so gut ich könne selbst finden müsse – wohl wissend, dass ein solches Arrangement mit meinen Plänen völlig unvereinbar war.

Es ist unmöglich, meine Gefühle zu beschreiben, so vereitelt worden zu sein, da ich aufgrund des Erfolgs, der mich bisher begleitet hatte, zuversichtlich gehofft hatte, dass es in meiner Macht stünde, all meine Pläne vollständig auszuführen. Hier war ich, inmitten eines überschwemmten Landes von unbekannter Ausdehnung, ohne Männer, ohne Transportmittel, ohne Vorräte – kurz gesagt, ohne alles, was für eine solche Expedition notwendig war. In der Tat war ich der Gnade der Eingeborenen so völlig ausgeliefert, dass ich keinen Schritt ohne ihre Hilfe tun konnte. Dennoch entschloss ich mich, eher das Äußerste zu riskieren, als mich so vereiteln zu lassen, und wies den versprochenen Führer an, unverzüglich zu erscheinen, wobei ich meine Absicht erklärte, zu Fuß nach Libebe weiterzugehen. Aber es war völlig klar, dass sie beschlossen hatten, mich nicht an ihnen vorbei zu lassen, denn obwohl ich noch mehrere Tage wartete, tauchte der Mann nicht auf. Da ich feststellte, dass Vorhaltungen nutzlos waren, blieb mir keine andere Wahl, als meine Schritte zurückzuverfolgen, und dementsprechend bat ich den vorübergehenden Häuptling, die Kanus vorzubereiten, um mich zurück zum See zu bringen. Dies erfreute und befriedigte den listigen Wilden zutiefst.

Gekränkt und verärgert über die schändliche Weise, in der ich behandelt worden war, war ich dennoch froh, so weit gekommen zu sein. Ich hatte in dieser kurzen Zeit viel gelernt (eine Zusammenfassung davon wird in den folgenden Kapiteln gegeben), was ich nicht hätte tun können, wäre ich am See geblieben – ganz zu schweigen von der wunderschönen, abwechslungsreichen und neuartigen Landschaft, die sich fast täglich dem Blick bot und die allein schon eine ausreichende Belohnung für meine Mühen und Sorgen war.

REED-FERRY.*

KAPITEL XXXIX.

Die Bayeye. — Ihr Land; Personen; Sprache; Gemütsart; Gewohnheit zu lügen und zu stehlen. — Vielehe unter den Bayeye. — Ihre Häuser; Kleidung; Schmuck; Waffen; Getränke; Ackerbau; Getreide; Früchte; Kornspeicher. — Jagd. — Fischfang. — Netze. — Krankheiten. — Die Matsanyana. — Die Bavicko. — Libebe.

Über eine beträchtliche Strecke nördlich der Werft des Häuptlings werden die Ufer des Teoge von den Bayeye und einigen versprengten Buschmännern bewohnt, die alle Lecholetebe als ihren Häuptling anerkennen. Cooley vermutet, dass dieses Volk ursprünglich von der Westküste kam und schon seit langer Zeit in seinem jetzigen Wohnsitz ansässig ist. Früher, vor ihrer Unterwerfung durch die Bechuana, müssen sie ein großes Territorium besessen haben, und auch jetzt ist das von ihnen bewohnte Land von beträchtlicher Ausdehnung; es besteht, wie ich glaube, aus einer durchgehenden Ebene, die von Flüssen durchzogen ist und ausgedehnte Sümpfe aufweist. Die Ufer der Flüsse sind im Allgemeinen sehr niedrig, aber wo immer sie sich einige Fuß über den Wasserspiegel erheben, werden sie von einer üppigen und wilden Vegetation beschattet. Die Bäume sind von gigantischer Größe, wobei ihre Stämme und Äste mit wunderschönen Schmarotzerpflanzen und Schlinggewächsen verwoben sind.

In Gestalt, Gesichtszügen und Teint erscheinen die Bayeye eng verwandt mit den Ovambo und den Berg-Damara. Die Sprache der Bayeye weist eine beträchtliche Ähnlichkeit mit dem Ovaherero auf und hat zudem eine gewisse Affinität zu den Dialekten der Ostküste, obwohl zwei oder drei „Klicks“ auf einen Hottentotten-Ursprung hinzudeuten scheinen.

Die Bayeye sind von heiterer und fröhlicher Gemütsart und sind, wie meine Freunde die Damara, die glücklichsten Geschöpfe, vorausgesetzt, sie haben einen Topf voll Fleisch und eine Pfeife. Diese Elemente menschlicher Glückseligkeit sind jedoch nicht nur

Wilden eigen, wie man der folgenden Strophe eines alten Liedes entnehmen kann, das oft von unseren englischen ländlichen Vorfahren gesungen wurde:

„Was kann ein Mann mehr verlangen,

als an einem guten Kohlenfeuer zu sitzen,

ein hübsches Mädchen auf dem Knie,

und eine Schüssel Punsch auf dem Tisch?“

In einer Hinsicht hat der englische Bauer einen Vorteil gegenüber dem Barbaren Südafrikas, da letzterer anscheinend keine Bedingung zugunsten einer weiblichen Gefährtin stellt.

Die Bayeye neigen sehr zum Lügen und Stehlen und sind ebenso misstrauisch wie betrügerisch. Als Beispiel für ihre diebischen Neigungen mag dienen, dass sie mich beim Aufstieg auf den Teoge nach und nach fast meines gesamten Vorrats an Tauschobjekten beraubten, der hauptsächlich aus Perlen bestand. Diese Dinge stellten mein einziges Geld dar, und da ich mir wohl bewusst war, dass ich ohne sie nicht weiterkommen würde, entschloss ich mich, mein Eigentum um jeden Preis wiederzuerlangen. Bevor ich jedoch zu Extremen schritt, war ich bestrebt, sichere Beweise für die Schuld meiner verräterischen Gefährten zu erhalten. Dementsprechend befahl ich meinen eigenen Männern, die verschiedenen Pakete sorgfältig zu markieren. Sobald die Kanus nachts am vereinbarten Treffpunkt ankamen (wir selbst waren, wie erwähnt, zu Fuß unterwegs), eilten wir zum Ufer; und während Timbo das Gepäck durchsuchte, postierte ich mich am Bug des Kanus, um die Besatzung am Anlanden zu hindern, bis wir festgestellt hatten, ob während unserer Abwesenheit ein Diebstahl stattgefunden hatte.

Kaum hatte mein Diener das erste Paket geöffnet, rief er aus: „Oh ja, Herr, die Halunken sind dort gewesen, ganz sicher!“ Sofort trat ich an den Eingeborenen heran, der für das Kanu verantwortlich war, hielt ihm mein gespanntes Gewehr an den Kopf und drohte, ihm das Gehirn wegzupusten, wenn er nicht augenblicklich das Diebesgut herbeischaffte. Es entstand nun eine Szene größter Verwirrung. Die Männer schienen anfangs feindselig gestimmt zu sein, viele griffen nach ihren Waffen, während die Frauen hin und her liefen und in einer Weise schrien und jaulten, die jeder Beschreibung spottet. Ich war jedoch entschlossen, mein Eigentum zurückzuerhalten, koste es, was es wolle, und sagte ihnen ruhig, dass ihre Drohungen nichts nützen würden, da der erste Einzelne, der versuchen würde, mich zu belästigen, mit Sicherheit ein toter Mann wäre. Und um meiner Drohung Nachdruck zu verleihen, fügte ich mit einem bedeutungsvollen Blick auf das Gewehr hinzu, dass sie wohl wüssten, dass ich es nicht gewohnt sei, mein Ziel zu verfehlen. Da sie einsahen, dass es mir ernst war, überlegten sie es sich anders, und in wenigen Sekunden lagen mir ein halbes Dutzend von ihnen zu Füßen, baten um ihr Leben und versprachen, dass sie die fehlenden Gegenstände sofort zurückgeben würden, wenn ich den Vorfall nicht ihrem Oberhäuptling Lecholetebe melden würde.

Da ich nur zu froh war, mein Eigentum zu so leichten Bedingungen wiederzuerlangen, erklärte ich mich zufrieden, warnte sie jedoch vor den Folgen eines künftigen Diebstahlsversuchs ihrerseits; ich würde mir sicherlich nicht noch einmal die Mühe machen, nach dem Dieb zu fragen, sondern einfach den ersten Mann erschießen, der mir über den Weg liefe. Dies hatte die gewünschte Wirkung; denn sie ließen mein Eigentum künftig nicht nur unangetastet, sondern behandelten mich mit weit mehr Höflichkeit, als sie bisher an den Tag gelegt hatten.

Die Männer führen zu Hause gewöhnlich ein sehr müßiges Leben, außer wenn sie jagen oder fischen, bei welchen Beschäftigungen sie große Aktivität zeigen. Alle schwere Arbeit fällt den Frauen zu, die den Boden bestellen, ernten und danach das Korn reinigen und mahlen usw.

Was ihre Mythologie und Religion betrifft, so tappe ich so sehr im Dunkeln, dass es sich nicht lohnen würde, dem Leser das Wenige mitzuteilen, was ich weiß. Es ist immer schwierig, von Wilden Informationen über diese Themen zu erhalten; zudem erfordert es sowohl Zeit als auch Kenntnis ihrer Sprache. Dies gilt auch, wenn auch nicht in gleichem Maße, für ihre abergläubischen Vorstellungen, die zahlreich und, wie man sich denken kann, oft lächerlich sind.

Unter den Bayeye herrscht die Vielehe vor, und nicht selten findet man die Wohlhabenderen, die sich mit einem halben Dutzend Ehefrauen trösten. Sie leben in großen runden Hütten, die mit Matten aus Binsen bedeckt sind und in der gleichen Weise wie die der Namaqua konstruiert werden.

Die Männer haben, wie in vielen anderen Dingen, die Kleidung ihrer Eroberer, der Bechuana, übernommen, die einfach aus einem Stück Fell besteht, das vorne breit ist und um die Taille gebunden wird, mit einer Quaste auf jeder Seite, die über die Hüften herabfällt; zusätzlich tragen sie ein Fell oder einen leichten Kaross, den sie je nach Wetterlage dem Körper anpassen.

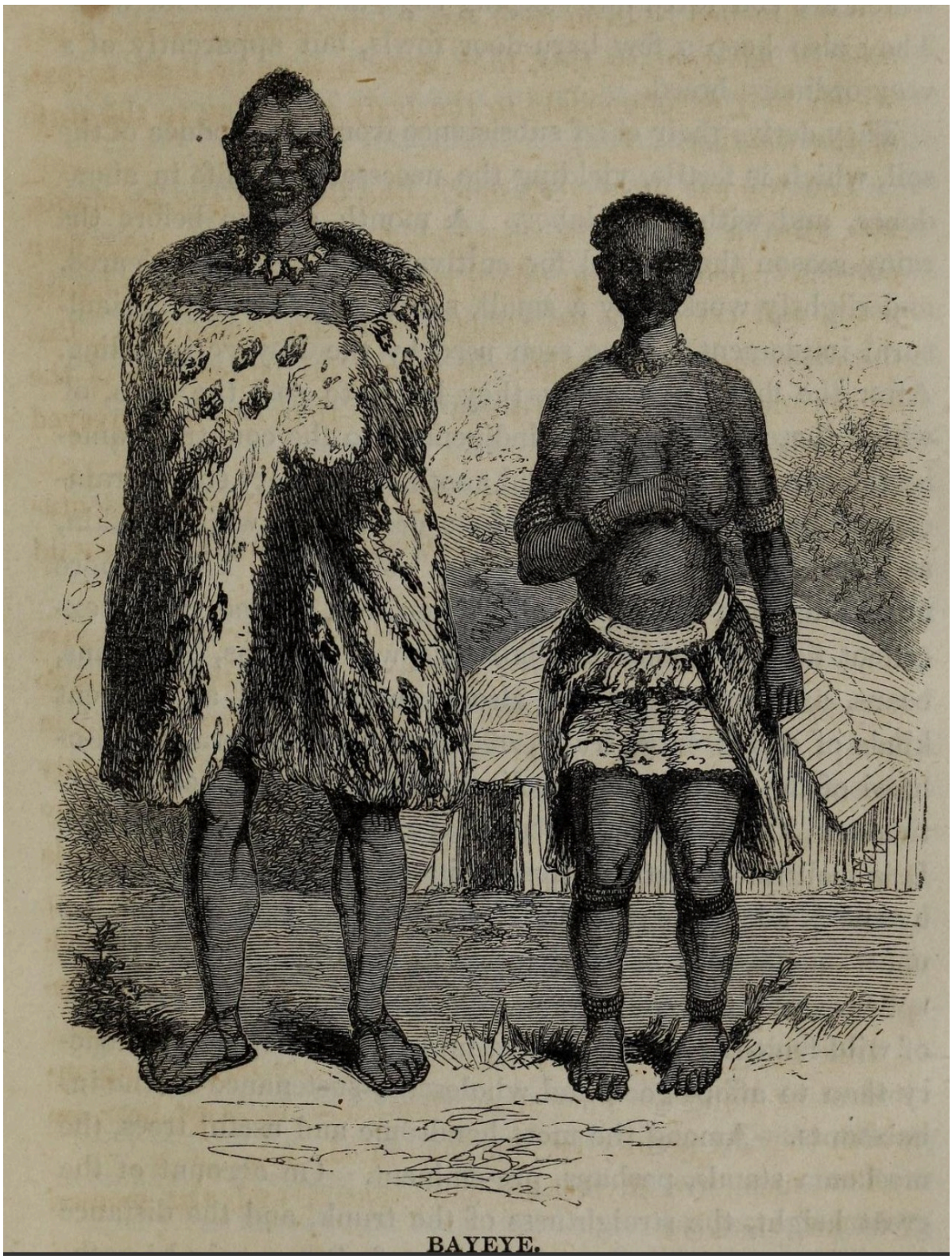
Die Frauen kleiden sich sehr ähnlich wie die der Damara, nämlich mit einem kurzen Fellrock, der ebenso wie sie selbst (sofern sie es sich leisten können) überreich mit Perlen und verschiedenen Schmuckstücken aus Messing, Kupfer und Eisen geschmückt ist. Die Tafel gegenüber dieser Seite gibt jedoch eine weit bessere Vorstellung von Aussehen, Kleidung usw. dieses Volkes, als es in Worten vermittelt werden kann.

Sie lieben den Tanz, der eine mimetische Darstellung der spielerischen Spiele und des Werbens der verschiedenen sie umgebenden Wildtiere ist.

Die einzigen Waffen, die bei den Bayeye in Gebrauch sind, sind leichte Wurfspeere, die manchmal zwei oder drei Widerhaken haben. Zusätzlich tragen die Ältesten des Volkes einen fast ovalen Schild aus einer einfachen Lage Ochsenhaut; sie haben diese Verteidigungsmittel jedoch erst kennengelernt, seit sie von den Bechuana unterworfen wurden. Dem Mangel an Schilden schreiben sie gänzlich ihre eigene Niederlage zu.

Was ihre Gewohnheiten, Bräuche, Sitten usw. betrifft, so kann vieles von dem, was bereits über die Bechuana gesagt wurde, auf die Bayeye angewendet werden – eine natürliche Folge der Unterwerfung. Wie die meisten dunkelhautigen Völker sind sie berauschenden Getränken zugetan. Sie verstehen es, Bier zu brauen, durch das sie häufig berauscht werden. Die Männer sind unverbesserliche Schnupftabak-Konsumenten, und die Frauen „Dacka“-Raucherinnen.

In früheren Zeiten besaßen die Bayeye zahlreiche Viehherden, aber diese gingen in die Hände der Bechuana über, als diese die Herrschaft über das Land übernahmen. Es ist ihnen jedoch gestattet, einige Ziegen zu halten, was sie weniger um der Milch und des Fleisches willen tun als wegen der Felle, die zu Schlafdecken und Karossen zum Tragen verarbeitet werden. Sie halten auch einige Haushühner, anscheinend jedoch von einer sehr gewöhnlichen Rasse.



BAYEYE.

Sie beziehen ihre wichtigste Nahrung aus den Erzeugnissen des Bodens, der fruchtbar ist und das Lebensnotwendige im Überfluss und mit wenig Arbeit hervorbringt. Ein oder zwei Monate vor der Regenzeit wird der Boden für den Anbau ausgewählt, gerodet und mit einer kleinen, kurzen Hacke – dem einzigen landwirtschaftlichen Gerät, das ich bei den Bayeye gesehen habe – leicht bearbeitet. Nach den ersten heftigen Regenfällen beginnen sie mit der Aussaat des Korns, von dem zwei Arten im Land heimisch sind: das gewöhnliche „Cadre“ und eine andere Sorte, die sehr kleinkörnig ist und Kanariensaat nicht unähnlich sieht – eine Beschreibung, die, wie man mir sagt, dem indischen „Badjera“ verwandt ist. Dieses ist nahrhafter als das andere und ergibt, wenn es gut gemahlen ist, ein ausgezeichnetes Mehl. Tabak, Flaschenkürbisse, Wassermelonen, Speisekürbisse, Bohnen und kleine Erbsen werden ebenfalls angebaut, ebenso wie verschiedene Arten essbarer

Erdf rüchte, von denen die Oiengora (ich glaube, das *Motu-ohatsi* der Bechuana) besonders erwähnt werden darf. Dies ist eine Art Bohne, deren Schoten unter der Erde liegen. Sie ist den Bewohnern von Mosambik gut bekannt, wird von der schwarzen Bevölkerung auf Mauritius in großem Umfang angebaut und ist, wie man mir sagt, kein ungewöhnlicher Importartikel am Kap der Guten Hoffnung.

Darüber hinaus bringt das Land, wie bereits erwähnt, eine Vielzahl wilder Fruchtbäume hervor, die ebenso sehr zur Verschönerung der Landschaft beitragen wie sie den Einwohnern gute und gesunde Nahrung bieten. Unter den schönsten und nützlichsten Bäumen steht der Moshoma vielleicht an erster Stelle. Wegen der großen Höhe, der Geradheit des Stammes und der Distanz, in der er sich zu verzweigen beginnt, kann die Frucht nur gesammelt werden, wenn sie zu Boden fällt. Sie wird dann einige Zeit der Sonne ausgesetzt und, wenn sie ausreichend getrocknet ist, in ein hohles Holzstück (eine Art Mörser) gegeben und pulverisiert. Sie ist jederzeit gebrauchsfertig, indem man sie einfach mit Wasser mischt, wobei sie in ihrem Aussehen Honig nicht unähnlich ist und einen süßen, angenehmen Geschmack hat. Fremde müssen sie jedoch anfangs vorsichtig verwenden, da sie bei Verzehr in großen Mengen leicht den Magen verstimmen kann. Der Moshoma wächst ausnahmslos an den Ufern von Flüssen oder in deren unmittelbarer Nähe und kann mit größter Leichtigkeit den Teoge hinunter zum See transportiert werden. Die Bayeye verwenden das Holz in großem Umfang für den Kanubau und zur Herstellung von Gebrauchsgegenständen. Ich fand den Moshoma im Ovamboland wachsend und mir wurde auch mitgeteilt, dass er in den Ländern westlich der portugiesischen Siedlungen an der Ostküste verbreitet ist.

Die Bayeye lagern ihr Getreide und andere Bodenfrüchte in großen Körben, die denen der Ovambo nicht unähnlich sind und aus Palmblättern sowie anderen faserigen und zähen Substanzen hergestellt werden. Die Bayeye jagen gerne, und da das Land reich an Wild ist, trägt die Jagdbeute wesentlich zum Unterhalt des Volkes bei. Zudem sind sie geschickte Fischer. Sie erlegen den Fisch entweder mit einem Widerhakenspeer oder fangen ihn, was häufiger vorkommt, in Netzen. Diese werden aus den faserigen Stielen einer Aloe-Art hergestellt, die in den Ländern der Namaqua, Damara, Ovambo und anderen östlich gelegenen Gebieten reichlich vorkommt, aber nur am Teoge zur Vollendung gedeiht. Die Fasern besitzen eine große Zähigkeit, sind anscheinend stärker und flexibler als Hanf, erfordern jedoch weniger Arbeit und Aufmerksamkeit bei Anbau und Verarbeitung. Könnte diese Pflanze akklimatisiert werden, würde sie zweifellos eine wertvolle Bereicherung für jedes Land darstellen. Ich glaube, die Netze werden gelegentlich auch aus faserigen Blättern, Binsen und Gräsern gefertigt. Die Maschen werden auf dieselbe Weise geknotet wie in Europa.

Aufgrund der feuchten Beschaffenheit des Landes leiden die Bayeye, obwohl sie im Allgemeinen eine gesunde Rasse sind, zeitweise an Rheuma und ähnlichen Leiden. Auch Augenentzündungen treten häufig auf, und viele Eingeborene tragen Spuren der Pocken. Wie der Distrikt um den See werden auch der Teoge und das umliegende Land von einem gefährlichen Fieber heimgesucht, das viele Eingeborene dahrafft.

Nördlich des Landes der Bayeye finden wir die Matsanyana, aber ich konnte nicht feststellen, ob diese Leute eine eigene Nation bilden. Noch weiter nördlich, also jenseits der Matsanyana, hört man von der Nation der Bavicko (oder Wavicko), deren Hauptstadt Libebe heißt, wovon auch der Häuptling seinen Namen ableitet. Die Griquas, die ich erwähnte, als ich von den Wasserscheiden des Sees sprach, und die ich traf und zu diesem Thema befragte, sagen, dass das Land um Libebe flach und dicht mit Buschwerk bewachsen ist, gelegentlich unterbrochen von großen, isoliert stehenden Bäumen, und dass der Teoge dort von großer Breite und mit schönen Inseln übersät ist, auf denen die Eingeborenen hauptsächlich wohnen.

Die Bavicko werden als ein fleißiges und ehrliches Volk mit landwirtschaftlichen Gewohnheiten beschrieben. Ihre Kleidung ähnelt der der Moviza (einer großen Handelsnation im Inneren der Ostküste, westlich der portugiesischen Siedlung). Timbo, der mit dem Aussehen der Moviza gut vertraut war, hielt die Bavicko bei einer Beschreibung fälschlicherweise für jene Nation. Letztere besitzen geringe Kenntnisse in der Metallverarbeitung. Eisen beziehen sie leicht und im Überfluss von ihren Nachbarn; doch nach allem, was ich in Erfahrung bringen konnte, scheint dieses Erz in ihrem eigenen Land nicht heimisch zu sein. Libebe scheint das Zentrum eines großen Binnenhandels zu sein. Unter anderen Stämmen, die sich zu Handelszwecken hierher begeben, sind die Mambari, eine Rasse, die vermutlich in der Nähe der neuen portugiesischen Siedlung Little Fish Bay ansässig ist. Ein starkes Argument für diese Vermutung ist, dass die bereits erwähnten Griquas, die eine Gruppe dieser Männer in Libebe vorfanden, von ihnen erfuhren, dass ihr Stamm von zwei verschiedenen weißen Nationen besucht wurde: von der einen – vermutlich den Portugiesen – hauptsächlich zum Zweck des Sklavenkaufs; von der anderen – höchstwahrscheinlich Engländer oder Amerikaner –, um durch Tauschhandel Elfenbein und andere wertvolle Erzeugnisse des Landes zu erwerben. Die Mambari bringen als Tauschwaren blauen und gestreiften Baumwollstoff, Boy, Perlen und sogar Vieh nach Libebe. Zudem finden wir die Ovapangari und Ovapanyama, die Libebe ebenfalls zu Handelszwecken besuchen. Diese Nationen bewohnen, wie zuvor erwähnt, das Land nördlich des Ovambolandes. Bei einem Besuch dort im Jahr 1851 (Galtons Expedition) fanden wir die oben genannten Stämme ebenfalls im Handel mit den Ovambo vor. Die Bavicko stehen darüber hinaus im Austausch mit Sebetoane, Lecholetebe und anderen.

KAPITEL XL.

Abfahrt von der Bayeye-Werft. — Das Schilffloß. — Das Flusspferd. — Behemoth oder Flusspferd. — Wo es vorkommt. — Zwei Arten. — Beschreibung des Flusspferds. — Aussehen. — Größe. — Schwimmt wie eine Ente. — Nahrung. — Zerstörerische Neigungen des Tieres. — Gemütsart. — Klugheit. — Gedächtnis. — Gesellige Lebensweise. — Nächtliche Gewohnheiten. — Zähmung. — Fleisch. — Haut. — Elfenbein. — Medizinische Tugenden.

Nach etwa einwöchigem Aufenthalt an der Bayeye-Werft war ich wieder auf dem Teoge unterwegs und bedauerte nur, dass mein Kurs nicht nach Norden, sondern nach Süden führte. Meine Abreise lieferte einen neuen Beweis für die Schurkerei der Bayeye. Wie bereits erwähnt, sollten mir nach den Anweisungen Lecholetebes zwei Kanus zur Verfügung stehen; doch an dem besagten Tag setzten mich die Eingeborenen kurzerhand auf einem Floß ab, das allein aus Schilf bestand! Als ich die unförmige Masse zum ersten Mal sah, konnte ich mir ein Lächeln nicht verkneifen; und erst als ich meinen Leuten mit gutem Beispiel voranging, wagten sie es, an Bord zu gehen.

Dieses primitive Floß, das bei den Bayeye allgemein im Gebrauch ist, sei es für Jagdzwecke oder um den Teoge und andere Flüsse hinabzufahren, ist in seiner Konstruktion äußerst einfach. Man muss lediglich das Schilf (die verschiedenen Arten der Fächerpalme sind wegen ihrer Auftriebskraft besonders gut geeignet) direkt über der Wasseroberfläche abschneiden und es kreuzweise in Schichten aufschichten, bis der Haufen groß genug ist, um die Gruppe zu tragen. Ein Binden jeglicher Art ist nicht erforderlich; es müssen jedoch gelegentlich frische Schichten Schilf hinzugefügt werden, da durch den ständigen Druck von oben das Schilf durchweicht und die darin enthaltene Luft durch Wasser verdrängt wird. Eine starke Stange wird aufrecht in der Mitte der Masse platziert, an der ein kräftiges und langes Seil befestigt ist. Wenn die Reisenden an Land gehen wollen, wird dieses Seil von einem der Männer im Kanu, das immer im

Schlepptau oder an Bord des Floßes ist, an Land gebracht und an einem Baum oder einem anderen festen Gegenstand gesichert.

Eine nicht geringe Empfehlung für das Schilffloß ist die extreme Leichtigkeit und Einfachheit, mit der es konstruiert werden kann. Im Laufe einer Stunde können drei oder vier Männer eines zusammenbauen, das groß genug ist, um sie selbst und ihr Gepäck zu tragen. Diese Art der Beförderung ist, obwohl unbequem genug, für den Reisenden durchaus beachtenswert, besonders in Gegenden, wo geeignetes Holz für den Bau eines gewöhnlichen Floßes schwer zu beschaffen ist – überall dort kurzum, wo Boote oder Kanus nicht erhältlich sind. Es muss jedoch bedacht werden, dass das Schilffloß nur dort einsetzbar ist, wo die Strömung günstig ist.

Obwohl ich anfangs über das Aussehen unseres sehr primitiv wirkenden Fahrzeugs bestürzt war, gewöhnte ich mich bald daran, und es erwies sich als weitaus komfortabler, als man vermutet hätte. Es war zudem viel sicherer als unsere eigenen Kanus, von denen wir kurz nach unserer Abreise ein oder zwei erhielten. Es wurden keine Anstrengungen unternommen, das Floß zu steuern oder anzutreiben; es wurde gänzlich dem Strom überlassen. Sobald wir an einem vorspringenden Schilfbeet hängen blieben – was häufig vorkam –, schang das Floß sofort herum und befreite sich so von selbst; wenn wir jedoch mit über den Fluss hängenden Bäumen in Kontakt kamen, waren wir stärker beeinträchtigt; denn bevor wir von ihnen frei kamen, wurden wir und unser Gepäck zeitweise fast ins Wasser gefegt. Auf diese Weise legten wir dennoch und ohne ernsthaften Unfall etwa einhundertfünfzig Meilen in neun Tagen zurück, allein durch die Kraft der Strömung, die selten zwei Meilen pro Stunde überschritt.

Während wir den Teoge hinabfuhren, trafen wir mehrere Gruppen von Eingeborenen auf der Jagd nach dem Flusspferd; die Männer befanden sich auf Flößen, die ähnlich wie das unsere gebaut waren. Bevor ich jedoch beschreibe, wie die Jagd von diesen Leuten durchgeführt wird, ist es angemessen, einige Worte über die Naturgeschichte des genannten Tieres zu verlieren.

„Siehe da den Behemoth, den ich mit dir gemacht habe; er frisst Gras wie ein Ochse: seine Knochen sind wie starke Stücke Erz; seine Knochen sind wie eiserne Stäbe; er liegt unter schattigen Bäumen, im Versteck von Rohr und Sumpf. Die schattigen Bäume bedecken ihn mit ihrem Schatten: die Weiden am Bach umgeben ihn. Siehe, er verschlingt einen Fluss; er vertraut darauf, dass er den Jordan in seinen Mund ziehen kann. Er nimmt ihn mit seinen Augen; seine Nase durchbohrt Schlingen."

Die oben genannte erhabene und bildhafte Sprache des Buches Hiob scheint besonders auf das Flusspferd zuzutreffen, von dem die meisten Menschen glauben, dass es mit dem Behemoth des heiligen Schreibers identisch ist. Tatsächlich beendet Linné in seinem „Systema Naturae" seine Beschreibung des Flusspferds, indem er es den „Behemot Jobi" nennt.

Das Flusspferd ist allgemein in den großen Flüssen und Seen Afrikas verbreitet, von den Grenzen der Kapkolonie bis etwa zum 22. oder 23. Grad nördlicher Breite. Es findet sich in keinem der afrikanischen Flüsse, die ins Mittelmeer münden, außer im Nil, und dort nur in dem Teil, der durch Oberägypten fließt, oder in den Sümpfen und Seen Äthiopiens. Es weicht jedoch schnell vor der Zivilisation zurück. Es bewohnt sowohl Süß- als auch Salzwasser. Es gibt allen Grund zu der Annahme, dass es früher in Teilen Asiens existierte; aber die Art ist auf jenem Kontinent nun ausgestorben.

Man sagt, es gäbe zwei Arten von Flusspferden in Afrika, nämlich das *Hippopotamus amphibius* und das *Hippopotamus liberiensis*, wobei letzteres als viel kleiner beschrieben wird;

meines Wissens bin ich ihm jedoch nie begegnet. Das Flusspferd ist ein höchst sonderbar aussehendes Tier und wurde nicht unpassend als eine „Zwischenform zwischen einem übergroßen Schwein und einem wohlgenährten Bullen ohne Hörner und mit gestutzten Ohren“ verglichen. Es hat einen immens großen Kopf. Kay sagt, der Oberkiefer sei beweglich, wie beim Krokodil. Jeder seiner Kiefer ist mit zwei furchterregenden Stoßzähnen bewaffnet; jene im Unterkiefer, die immer die größten sind, erreichen zeitweise zwei Fuß Länge. Das Innere des Mundes wurde von einem neueren Autor so beschrieben, als ähnele es „einer Masse Metzgerfleisch“. Die Augen – die Captain Harris mit den „Dachfenstern eines holländischen Landhauses“ vergleicht –, die Nüstern und Ohren liegen alle fast auf derselben Ebene, was den Gebrauch von drei Sinnen sowie die Atmung ermöglicht, wobei nur ein sehr kleiner Teil des Tieres freiliegt, wenn es an die Wasseroberfläche steigt. Die Größe seines Körpers steht der des Elefanten kaum nach, aber seine Beine sind viel kürzer – tatsächlich ist der Körper des Tieres zeitweise so niedrig, dass der Bauch fast den Boden berührt. Die Hufe sind in vier Teile geteilt, die nicht durch Häute verbunden sind. Die Haut, die fast einen Zoll dick ist, entbehrt einer Bedeckung, außer ein paar verstreuten Haaren am Maul, an den Rändern der Ohren und am Schwanz. Die Farbe des Tieres ist an Land ein Purpurbraun; wenn man es jedoch am Grund eines Tümpels sieht, erscheint es völlig anders, nämlich dunkelblau oder, wie Dr. Burchell es beschreibt, in einem hellen Ton von Tusche.

Wenn das Flusspferd wütend ist, ist sein Ansehen höchst abstoßend und entsetzlich, und es überrascht mich nicht zu hören, dass Menschen die Fassung verlieren, wenn sie plötzlich mit dem Ungeheuer in Kontakt kommen, dessen schrecklicher Rachen, wenn er voll aufgesperrt ist, reichlich Platz für einen Menschen bietet.

Die Größe des *H. amphibius* ist enorm. Das erwachsene Männchen erreicht eine Länge von elf oder zwölf Fuß, wobei der Umfang seines Körpers fast derselbe ist. Seine Höhe übersteigt jedoch selten viereinhalb Fuß. Das Weibchen ist ein gutes Stück kleiner als das Männchen, aber im allgemeinen Erscheinungsbild sind sich die Geschlechter fast gleich. Die folgenden Maße des weiblichen Flusspferds in den Zoologischen Gärten im Regent's Park mögen jenen, die an der Sache interessiert sind, eine Vorstellung vom fortschreitenden Wachstum des Tieres – zumindest im Zustand der Gefangenschaft – in jungen Jahren ermöglichen:

Bei der Ankunft, 22. Juli 1854:

- Von der Nase bis zur Schwanzspitze: 8 ft. 4 in.
- Körperumfang: 7 ft. 1 in.
- Schulterhöhe: 3 ft. 5 in.

Gegenwärtig, Januar 1856:

- Länge: 10 ft. 1 in.
- Umfang: 8 ft. 9 in.
- Höhe: 3 ft. 10 in.

Das Flusspferd schwimmt und taucht im Wasser – ich will nicht sagen, in seinem „natürlichen Element“, denn es scheint ebenso zum Land wie zu den Tiefen zu gehören – wie eine Ente und, in Anbetracht seiner großen Masse und Schwerfälligkeit der Form, auf eine vollkommen erstaunliche Weise. Auf festem Boden jedoch ist sein Vorankommen

angesichts der plumpen Beine und des Gewichts, das sie zu tragen haben, alles andere als schnell.

„Das Flusspferd, inmitten der Flut

geschmeidig und aktiv wie der kleinste Schwimmer,

doch am Ufer schlecht ausbalanciert und schwach."

Selbst wenn das Tier angreifen sollte – vorausgesetzt, das Gelände ist einigermaßen offen –, hätte ein Mensch keine großen Schwierigkeiten, ihm aus dem Weg zu gehen. Man trifft es selten in beträchtlicher Entfernung vom Wasser an, zu dem es bei Störung sofort flüchtet. Das Flusspferd ist ein Pflanzenfresser. Seine Hauptnahrung, bei deren Auswahl es recht wählerisch zu sein scheint, besteht aus Gras, jungem Schilf und knolligen, saftigen Wurzeln. Wenn das Flusspferd in der Nähe von bebauten Gebieten angesiedelt ist, ist es sehr zerstörerisch für Reis- und Getreideplantagen.

Mr. Melly berichtet uns in seiner Beschreibung des Blauen und Weißen Nils, dass die Bewohner einer bestimmten Insel sich durch diese Tiere so geplagt sahen, dass sie Truppen anfordern mussten, um sie zu vertreiben, woraufhin hundert Soldaten zur Verfolgung der Plünderer entsandt wurden. Mr. Burckhardt wiederum erzählt uns in seinen Reisen in Nubien, dass in Dongola das „Barnick" (der arabische Name für Flusspferd) wegen seiner Gefräßigkeit und des Mangels an Mitteln seitens der Eingeborenen, es zu vernichten, eine schreckliche Qual ist. Tagsüber bleibt es im Wasser, kommt aber nachts an Land und zerstört durch das Zertrampeln mit seinen enormen Füßen ebenso viel wie durch seine Fressgier. Die Verüstungen des Flusspferds scheinen ein altes Leid zu sein, denn Sir Gardner Wilkinson sagt, wenn er von den alten Ägyptern spricht: „Obwohl dem Menschen nicht so feindlich gesinnt wie das gefräßige Krokodil, wurde es als ein Feind betrachtet, den sie bereitwillig vernichteten, da die Verwüstungen, die es nachts auf den Feldern anrichtete, dem Bauern schwere Verluste bereiteten."

Naturforscher und andere stellen das Flusspferd als von milder und harmloser Gemütsart dar. In Regionen, in denen es den Menschen nicht kennt, mag das so sein; aufgrund der zahlreichen unprovozierten Angriffe dieser Tiere auf Reisende und der sehr großen Furcht, die die Bayeye, die sozusagen unter ihnen leben, vor ihnen hegen, neige ich zu der Überzeugung, dass sie nicht ganz so harmlose Tiere sind, wie uns weisgemacht wird. Beim Aufstieg auf dem Teoge sah ich vergleichsweise wenig von ihnen und pflegte die Eingeborenen fast wegen der Furchtsamkeit zu verspotten, die sie zeigten, wenn diese Bestien auftauchten. Aber auf meiner Rückreise begegnete ich dem Flusspferd sehr häufig. Mehr als einmal entkam ich nur knapp mit dem Leben und stellte fest, dass die Männer guten Grund hatten, einen Kampf mit diesem wahrhaft furchterregenden Tier zu fürchten.

In Regionen, die nicht oft vom europäischen Jäger und seinem zerstörerischen Begleiter, dem Gewehr, besucht werden, erscheint das Flusspferd als ein vergleichsweise furchtloses Tier, das nicht selten die Annäherung des Menschen abwartet, den es anscheinend mit einem neugierigen und forschenden Blick mustert, als wolle es sagen: „Warum dieser Einbruch in meine heimischen Gefilde, die ich seit unvordenklichen Zeiten in ungestörter Ruhe genossen habe?" Aber der Mensch ist grausam, und durch seine unerbittlichen Verfolgungen verwandelt sich eine einst arglose und zutrauliche Natur bald in die eines höchst furchtsamen und vorsichtigen Wesens, was das Tier veranlasst, beim geringsten Geräusch sofort Zuflucht im Wasser zu suchen.

Die Klugheit des Flusspferds ist beträchtlich. In der Tat, wenn wir dem Zeugnis von Plinius glauben schenken dürfen, ist die List und Geschicklichkeit dieser Bestie so groß, dass sie bei Verfolgung rückwärts geht, um ihre Feinde in die Irre zu führen. „Die Gewohnheiten des Tieres", sagt Dr. Andrew Smith, „stehen dem entgegen, dass wir innig mit ihm vertraut werden; doch was an seiner Geschicklichkeit beobachtet wurde, sich vor Angreifern zu schützen, Gruben zu vermeiden, die absichtlich gegraben wurden, um es zu fangen, seine Jungen sowohl im als auch außerhalb des Wassers zu führen und aus Gegenden abzuwandern, von denen es entdeckt hat, dass sie nicht länger ohne ernsthafte Gefahr gehalten werden können – selbst wenn es dazu langer Reisen bedarf –, sind alles Beweise dafür, dass es weit von dem dummen Tier entfernt ist, als das es häufig beschrieben wurde." Es wird behauptet, dass, wenn ein Flusspferd direkt nach dem Kalben erschossen wird, der Nachkomme sofort das Wasser ansteuert – ein Element, das er noch nie zuvor gesehen hat!

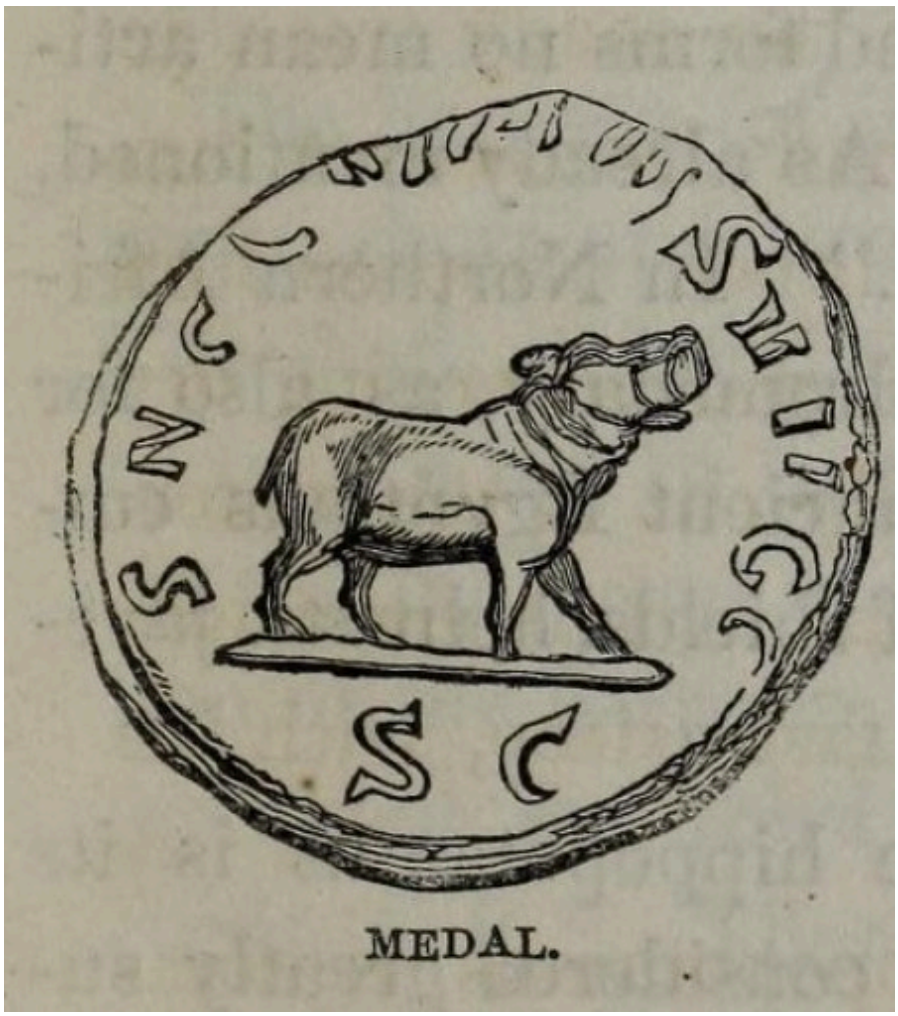
Auch sein Gedächtnis gilt als gut. „Wenn ein Flusspferd einmal", sagt der eben zitierte Autor, „in seiner wässrigen Behausung angegriffen und verletzt wurde, weil es sich unvorsichtigerweise exponierte, wird es sich selten ein zweites Mal derselben Unbesonnenheit schuldig machen; und obwohl seine Aufenthaltsorte vielleicht für lange Zeit nicht wieder von Jägern aufgesucht werden, wird es solche Annäherungen beobachten und die für seine Atmung notwendigen Bewegungen mit einem Grad an Vorsicht ausführen, der deutlich zeigt, dass es das Unglück nicht vergessen hat, dem es durch ein gegenteiliges Verhalten ausgesetzt war." Das Flusspferd lebt gesellig und wird gewöhnlich in Gruppen von fünf oder sechs bis zu zwanzig oder dreißig Tieren gefunden. Es ist amüsant, diese Tiere zu beobachten, wenn sie versammelt sind; zu sehen, wie sie abwechselnd aufsteigen und sinken, als würden sie von einer unsichtbaren Macht getrieben, während sie ungeheuer schnauben und das Wasser in alle Richtungen blasen. Zu anderen Zeiten bleiben sie vollkommen bewegungslos nahe der Oberfläche, wobei die Köpfe ganz oder teilweise herausragen. In dieser Position sehen sie aus geringer Entfernung wie lauter Felsen aus.

Das Flusspferd ist ein nächtliches Tier und frisst selten oder nie außer während der Nacht. Es verbringt gewöhnlich den größten Teil des Tages im Wasser, aber es ist zweifelhaft, ob dies nicht eher aus Notwendigkeit als aus freien Stücken geschieht. Tatsächlich sieht man es in abgelegeneren Gegenden meist an einem einsamen Ort ruhen: „Er liegt unter schattigen Bäumen, im Versteck von Rohr und Sumpf. Die schattigen Bäume bedecken ihn mit ihrem Schatten, die Weiden am Bach umgeben ihn." Oder es mag im Schutz eines überhängenden trockenen Ufers sein; oder zumindest mit dem Körper teilweise außerhalb des Wassers. Ich habe das Tier nicht selten in dieser Situation gefunden und einmal einen riesigen Burschen erschossen, während er fest schlief und seinen Kopf auf dem Ufer des Flusses ruhen hatte.

Wenn das Flusspferd aus Furcht vor Feinden gezwungen ist, den ganzen Tag über im Wasser zu bleiben, geht es bei Anbruch der Nacht an Land, um zu fressen. Gerade wenn es aus den seichten Stellen auftaucht, hat es die eigentümliche Gewohnheit, einige seiner natürlichen Bedürfnisse zu verrichten, wobei es mit seinem stumpfen Schwanz heftig auf die Wasseroberfläche schlägt und dadurch einen sehr großen Lärm verursacht. Ich habe erlebt, wie zwanzig bis dreißig Flusspferde gleichzeitig so beschäftigt waren; und um den Lärm noch zu steigern, grunzten und brüllten sie gleichzeitig in einem Maße, dass sie unsere Gruppe um die Ruhe brachten, die die erschöpfte Natur nur zu sehr benötigte. Während der nächtlichen Exkursionen des Flusspferds an Land wandert es zeitweise in einige Entfernung vom Wasser. Einmal überraschte uns das Tier, denn ohne die geringste Warnung streckte es plötzlich seinen enormen Kopf nur wenige Fuß von unserem Biwak entfernt hervor, was jeden Mann veranlasste, mit größter Hast aufzuspringen, wobei

einige von uns in der Verwirrung ins Feuer stürzten und die Töpfe mit unserem Abendessen umwarfen.

Das Flusspferd scheint leicht zu zähmen zu sein. Wir können dies zumindest nach den prächtigen Exemplaren beurteilen, die sich jetzt in den Zoologischen Gärten im Regent's Park befinden und die ebenso lenkbar sind wie die meisten größeren Tiere dieser großartigen Einrichtung. Obwohl dies die ersten lebenden Exemplare sind, die jemals ihren Weg nach England fanden, hielten schon die alten Römer (die während ihrer Eroberungen in Nordafrika mit dem Flusspferd bekannt wurden) sie in Gefangenschaft.



Dies lässt sich sicher daraus ableiten; denn „auf einer Medaille des Kaisers Philippus, oder vielmehr seiner Gemahlin Otacilla Severa, ist (wie im beigefügten Holzschnitt zu sehen) ein sehr treffendes Bildnis eines jungen und vielleicht hungrigen Flusspferdes zu finden, entworfen von einem Wyon jener Tage. Dies ist vielleicht die erste gute Darstellung des Geschöpfes; und seine Abbildung an einem solchen Ort zeigt, in welcher Wertschätzung es als Neuheit gehalten wurde."

Zur Information für diejenigen, die an solchen Dingen interessiert sind, möchte ich erwähnen, dass die Nahrung des größeren der Flusspferde, die sich jetzt in den Gärten des Regent's Park befinden, bei seiner ersten Verschiffung in Alexandria im Jahr 1850 – als es noch vergleichsweise ein „Baby" war – aus der Milch von zwei Kühen und drei Ziegen bestand. Diese Menge erwies sich jedoch als unzureichend für seine Gefräßigkeit, bis sie durch Maismehl ergänzt wurde. Bei seiner Ankunft in den Gärten „wurde Hafermehl anstelle von Mais verwendet; und die Veränderung schien zusammen mit einer zusätzlichen Zufuhr von Milch dem gigantischen Säugling große Zufriedenheit zu bereiten." Allmählich wurde pflanzliche Nahrung anstelle von Milch verabreicht; und

heutzutage wird das Tier mit Klee, Heu, Getreide, Spreu, Kleie, Runkelrüben, Karotten und Weißkohl gefüttert. Die drei letztgenannten Gemüse bilden seine Lieblingsnahrung. Damit (wobei 1 cwt seine tägliche Ration ist) gedeiht es wunderbar, wofür der Beweis ist, dass es seit seiner Ankunft (damals wog es etwa tausend Pfund) um mehr als eine Tonne an Gewicht zugenommen hat.

Das Fleisch des Flusspferdes wird hoch geschätzt, und das mit Recht, denn es ist sehr schmackhaft. Die Zunge gilt als Delikatesse, und das Fett („Speck", wie es von den Kolonisten genannt wird) ist ganz ausgezeichnet und bildet einen hervorragenden Ersatz für Butter. Im Allgemeinen haben sowohl Fleisch als auch Fett von Wildtieren ein eigentümliches und oft starkes Aroma, aber das des Flusspferdes bildet eine Ausnahme.

Die Haut ist ebenfalls sehr gefragt und stellt im Kapland einen bedeutenden Handelsartikel dar. Wie bereits erwähnt, wird sie hauptsächlich zu „Schamboks" verarbeitet. In Nordafrika wird die Haut als Peitsche für das Dromedar sowie zur Bestrafung widerspenstiger Diener verwendet. Die alten Ägypter setzten sie in großem Umfang bei der Herstellung von Schilden, Helmen, Wurfspeeren usw. ein.

Der wertvollste Teil des Flusspferdes sind jedoch seine Zähne (Eck- und Schneidezähne), die dem Elfenbein des Elefanten als weit überlegen gelten und, wenn sie makellos und schwer sind – etwa fünf bis acht Pfund pro Stück –, dafür bekannt sind, bis zu einer Guinee pro Pfund zu erzielen. Sie werden hauptsächlich für künstliche Zähne verwendet, wofür sie besonders gut geeignet sind, da sie nicht so leicht gelb werden, wie es beim Elefantenelfenbein häufig der Fall ist; ebenso für Instrumente, Messergriffe und eine Vielzahl anderer Zwecke.

Gewissen Teilen des Körpers des Flusspferdes werden medizinische Tugenden zugeschrieben. Laut Thunberg ist der *Processus mamillaris* dieses Tieres ein wirksames Mittel gegen Stein- und Nierenleiden, und „das Fett", sagt Kolben, „wird als ein ausgezeichnetes Mittel gegen Überfressen und ein Übermaß an Säften im Körper geschätzt."

KAPITEL XLI.

Die Bayeye harpunieren das Flusspferd. — Beschreibung der Harpune. — Wie die Jagd auf das Flusspferd von den Bayeye durchgeführt wird. — Wie sie von den alten Ägyptern betrieben wurde. — Der von ihnen verwendete Speer. — Wildheit des Flusspferdes. — Durch Gewehre getötet. — Schrecklicher Unfall. — Der Fallstrick.

Auf dem Teoge und anderen Flüssen nördlich des Ngami sind die Eingeborenen gewohnt, das Flusspferd auf eine ähnliche Weise zu harpunieren, wie es beim Walfang praktiziert wird. Ich werde versuchen, den Vorgang zu beschreiben, was merkwürdigerweise nach meinem Wissen noch nie von einem Reisenden getan wurde.

Die Harpune (aus Eisen), A, ist, wie in der folgenden Skizze zu sehen, kurz und stark und mit einem einzelnen Widerhaken, B, versehen. Der Schaft oder Griff, C C, besteht aus einer kräftigen Stange von zehn bis zwölf Fuß Länge und drei bis vier Zoll Dicke. Am inneren Ende des Schaftes, C C, befindet sich eine Tülle zur Aufnahme der Harpune, A, welche zudem am Schaft (etwa ein Drittel von der Tülle entfernt) durch eine Reihe kleiner Schnüre, E E, gesichert ist. Diese Schnüre lockern sich, wenn das Tier getroffen wird und folglich ein Zug auf sie ausgeübt wird, sodass die Harpune aus der Tülle gleiten kann, obwohl sie natürlich weiterhin mit dem Schaft verbunden bleibt. Am anderen Ende des

Griffs ist die Harpunenleine befestigt, F, welche stark und von beträchtlicher Länge ist, und am Ende dieser ein „Schwimmer“ oder eine „Boje“, G.

HIPPOPOTAMUS HARPOON.

Aufgrund des Gewichts des Schaftes wird die Harpune selten oder nie nach dem Flusspferd geschleudert, sondern vom Harpunier gehalten, der sie entweder vertikal oder schräg in den Körper des Tieres stößt.

Manchmal wird die Jagd allein mit Kanus durchgeführt; zu anderen Zeiten in Verbindung mit einem „Schilffloß“, das ähnlich konstruiert ist wie das kürzlich beschriebene. Wir wollen annehmen, dass der letztgenannte Plan gewählt wird. Zur verabredeten Zeit versammeln sich die Männer am Treffpunkt, und nachdem alles ordnungsgemäß arrangiert wurde und die für die Durchführung der Jagd benötigten Kanus auf das Floß gezogen wurden, wird letzteres vom Ufer abgestoßen und danach gänzlich dem Strom überlassen, der die unhandliche Masse sanft und geräuschlos vorwärts treibt.

Flusspferde finden sich nicht in allen Teilen des Flusses, sondern nur an bestimmten Orten. Bei der Annäherung an ihre bevorzugten Aufenthaltsorte halten die Eingeborenen sehr scharf nach den Tieren Ausschau, deren Anwesenheit oft durch ihr Schnauben und Grunting bekannt wird, während sie im Wasser plantschen und blasen, oder (sollte die Sicht nicht behindert sein) durch die Kräuselung an der Oberfläche, lange bevor sie tatsächlich gesehen werden.

Sobald die Position der Flusspferde ermittelt ist, halten sich einer oder mehrere der geschicktesten und furchtlosesten Jäger mit den Harpunen bereit, während die Übrigen alles für das Zuwasserlassen der Kanus vorbereiten, sollte der Angriff erfolgreich sein. Das geschäftige Treiben und der Lärm, die durch diese Vorbereitungen verursacht werden, legen sich allmählich. Gespräche werden nur noch im Flüsterton geführt, und jeder ist auf der Hut. Das Schnauben und Plitschen wird von Augenblick zu Augenblick deutlicher; doch eine Biegung im Strom verbirgt die Tiere noch immer vor den Blicken. Nachdem die Ecke passiert ist, sieht man mehrere dunkle Objekte träge auf dem Wasser treiben, die eher wie die Kuppen versunkener Felsen als wie Lebewesen aussehen. Immer wieder taucht die eine oder andere der gestaltlosen Massen unter, erscheint aber bald darauf wieder an der Oberfläche.

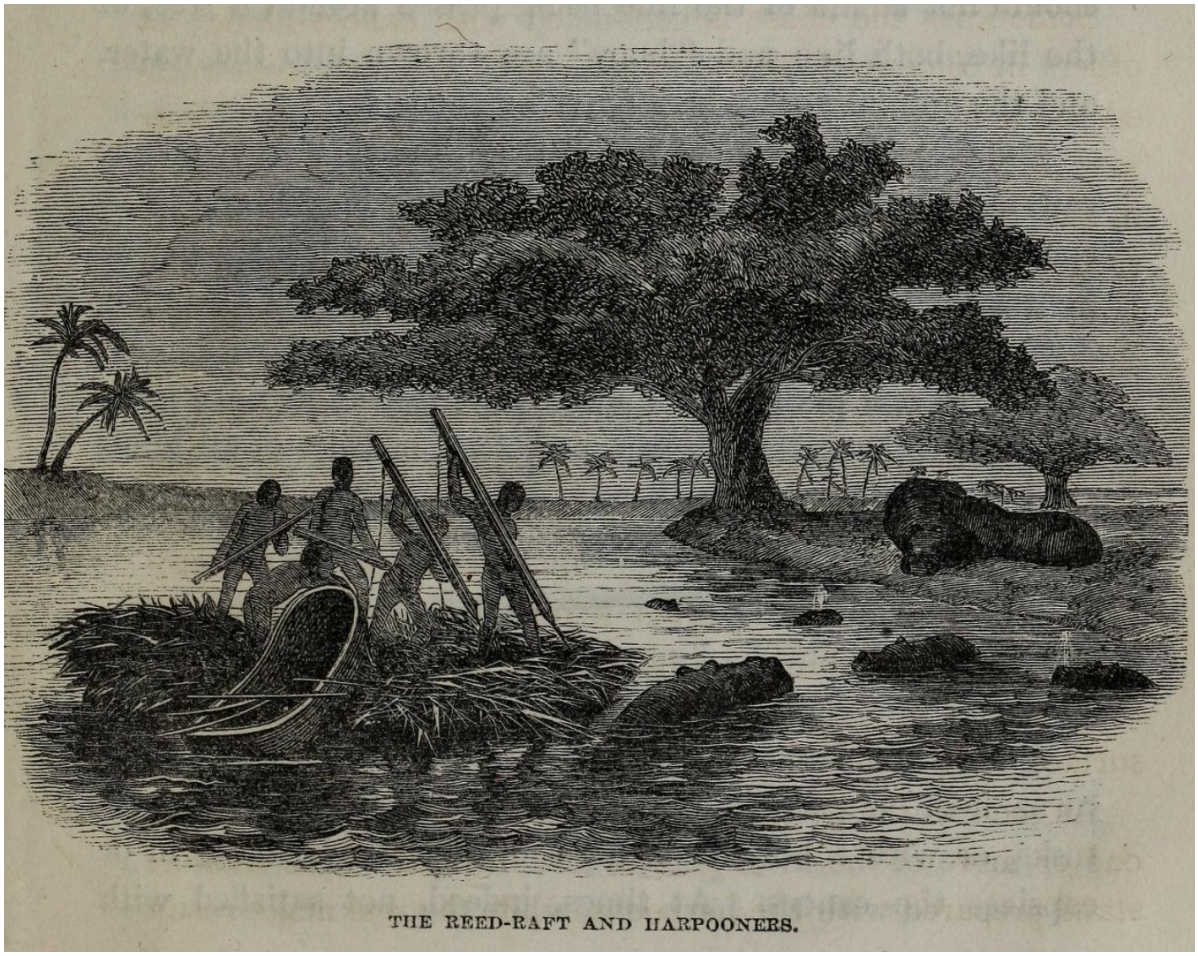
Weiter und weiter gleitet das Floß mit seiner dunklen Besatzung dahin, die nun in höchste Aufregung versetzt ist. Endlich befindet sich das Floß inmitten der Herde, die sich der Gefahr völlig unbewusst zu sein scheint. Augenblicklich kommt eines der Tiere in direkten Kontakt mit dem Floß. Nun ist der kritische Moment gekommen. Der vorderste Harpunier richtet sich zu seiner vollen Größe auf, um dem Schlag mehr Kraft zu verleihen, und im nächsten Moment fährt das verhängnisvolle Eisen mit unfehlbarer Genauigkeit in den Körper des Flusspferdes nieder.

Das verwundete Tier bäumt sich heftig auf und taucht zum Grund ab, doch all seine Fluchtversuche sind vergeblich. Die Leine oder der Schaft der Harpune mögen brechen, aber ist der grausame Widerhaken erst einmal tief im Fleisch eingebettet, kann die Waffe

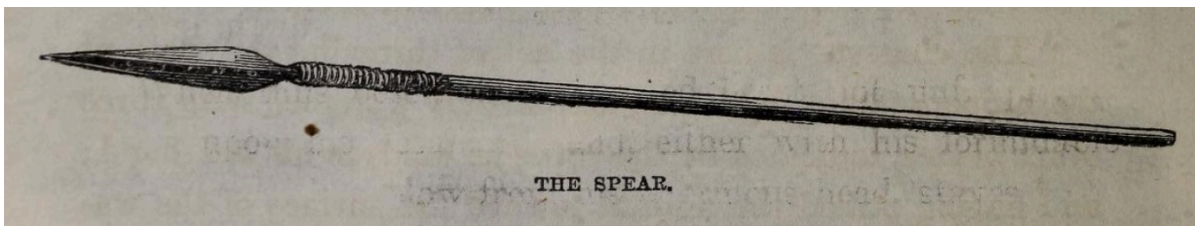
(aufgrund der Dicke und Zähigkeit der Haut des Tieres) nicht wieder herausgezogen werden.

Sobald das Flusspferd getroffen ist, lassen einer oder mehrere Männer ein Kanu vom Floß zu Wasser, eilen mit der Harpunenleine zum Ufer und legen einen „Rundtörn“ um einen Baum oder ein Büschel Schilf, damit das Tier entweder sofort „gestoppt“ oder – sollte der Zug auf die Leine zu stark sein – auf dieselbe Weise „ausgedrillt“ werden kann (um Kleines mit Großem zu vergleichen), wie es der Fischer mit dem Lachs tut. Falls jedoch die Zeit nicht ausreicht, um die Leine um einen Baum oder Ähnliches zu legen, werden sowohl Leine als auch „Boje“ ins Wasser geworfen, und das Tier schwimmt dahin, wohin es will.

Die restlichen Kanus werden nun ebenfalls vom Floß zu Wasser gelassen, und die Jagd auf die arme Bestie beginnt, die, sobald sie zum Atmen an die Oberfläche kommt, mit einem Schauer leichter Wurfspeere begrüßt wird, von denen der folgende Holzschnitt ein Beispiel zeigt. Wieder taucht das Tier ab, wobei seine Spur von Blut tief purpurrot gefärbt ist. Bald darauf, vielleicht in einiger Entfernung, erscheint es erneut an der Oberfläche, woraufhin wie zuvor Geschosse aller Art auf sein geweihtes Haupt geschleudert werden.



THE REED-RAFT AND HARPOONERS.



THE SPEAR.

Wenn das wütende Tier so bedrängt wird, wendet es sich nicht selten gegen seine Angreifer und rammt oder □kꟅert die Kanus entweder mit seinen furchterregenden

Stoßzähnen oder mit einem Schlag seines enormen Kopfes. Zuweilen begnügt es sich nicht damit, seine Rache am Fahrzeug auszulassen, sondern greift den einen oder anderen der Besatzung an und verstümmelt den armen Kerl mit einem einzigen Griff seines schrecklichen Rachens auf entsetzliche Weise oder beißt seinen Körper glatt entzwei!

Die Jagd dauert oft beträchtliche Zeit. Solange die Leine und die Harpune halten, kann das Tier nicht entkommen, da die „Boje" stets seinen Aufenthaltsort markiert. Schließlich erliegt Behemoth infolge von Blutverlust oder Erschöpfung seinen Verfolgern.

Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, dass fast dieselbe Methode zur Erlegung des Flusspferdes, wie sie eben beschrieben wurde, bereits von den alten Ägyptern angewandt wurde.

„Das Flusspferd", sagt Diodor, „wird von vielen Personen gejagt, die jeweils mit eisernen Wurfspeeren bewaffnet sind. Sobald es an der Wasseroberfläche erscheint, umringen sie es mit Booten, rücken von allen Seiten näher und verwunden es mit Klingen, die mit eisernen Widerhaken versehen sind und an denen Hanfseile befestigt sind, damit es, wenn es verwundet ist, so lange gewähren gelassen werden kann, bis seine Kraft durch Blutverlust schwindet."

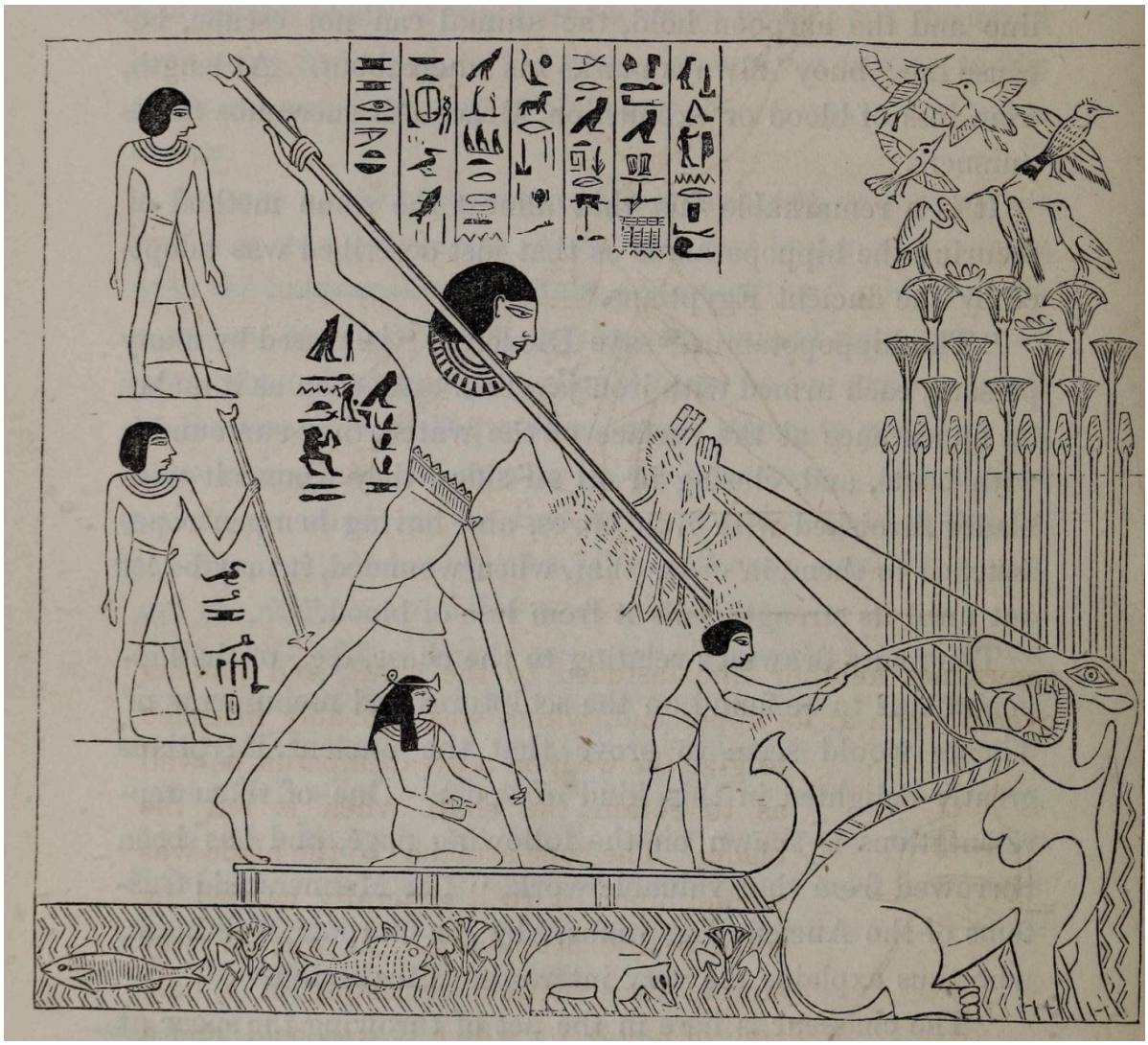
Die vielen Zeichnungen zur Jagd auf das Flusspferd, die sich auf den Skulpturen und Monumenten von Theben finden, scheinen zu beweisen, dass die alten Ägypter an dieser Art von Vergnügen großes Gefallen fanden. Eine dieser Darstellungen wird auf der folgenden Seite gezeigt; sie wurde dem wertvollen Werk „The Manners and Customs of the Ancient Egyptians" von Sir Gardner Wilkinson entlehnt, welcher die sehr interessante Illustration wie folgt erklärt:

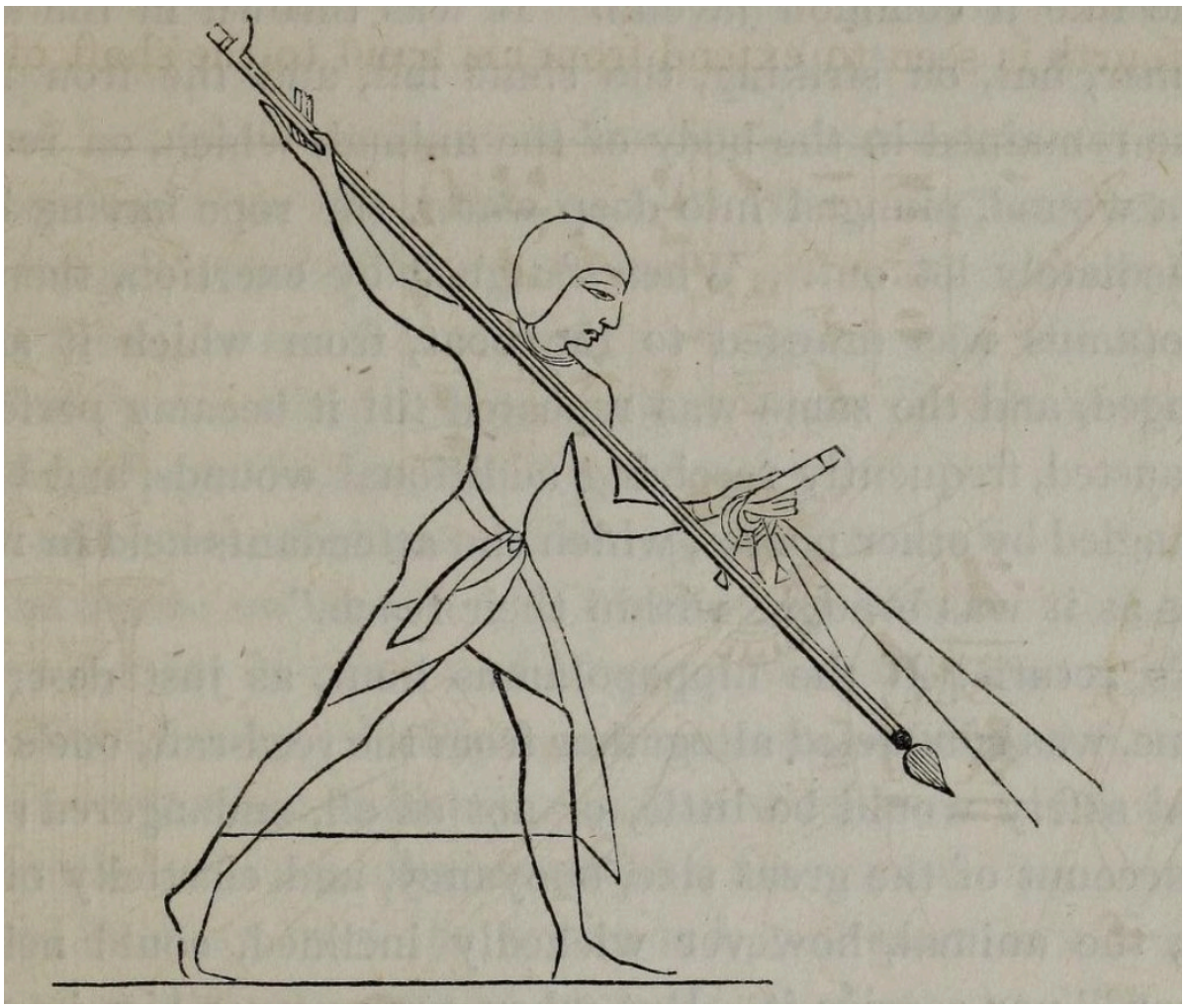
„Der Jäger ist hier in dem Augenblick dargestellt, in dem er den Speer nach dem Flusspferd wirft, das er bereits mit drei anderen Klingen verwundet hat, angedeutet durch die Seile, die er in seiner linken Hand hält; und nachdem er das Tier zur Wasseroberfläche gezogen hat, versucht ein Begleiter, ihm eine Schlinge über den Kopf zu werfen, während er es zum vierten Mal trifft. Hinter ihm steht sein Sohn, der einen frischen Speer in Bereitschaft hält; und damit keine Unklarheit über die zu den Klingen gehörenden Seile entsteht, sieht man das vierte von seiner Hand bis zum Schaft des Speeres verlaufen, den er gerade wirft. Wiedehopf, Reiher und andere Vögel werden durch das herannahende Boot aus dem Schilf aufgeschreckt; und die Fische sowie ein junges Flusspferd, die am Grunde des Wassers zu sehen sind, sollen die Verbindung des sumpfigen Sees mit dem Nil verdeutlichen."

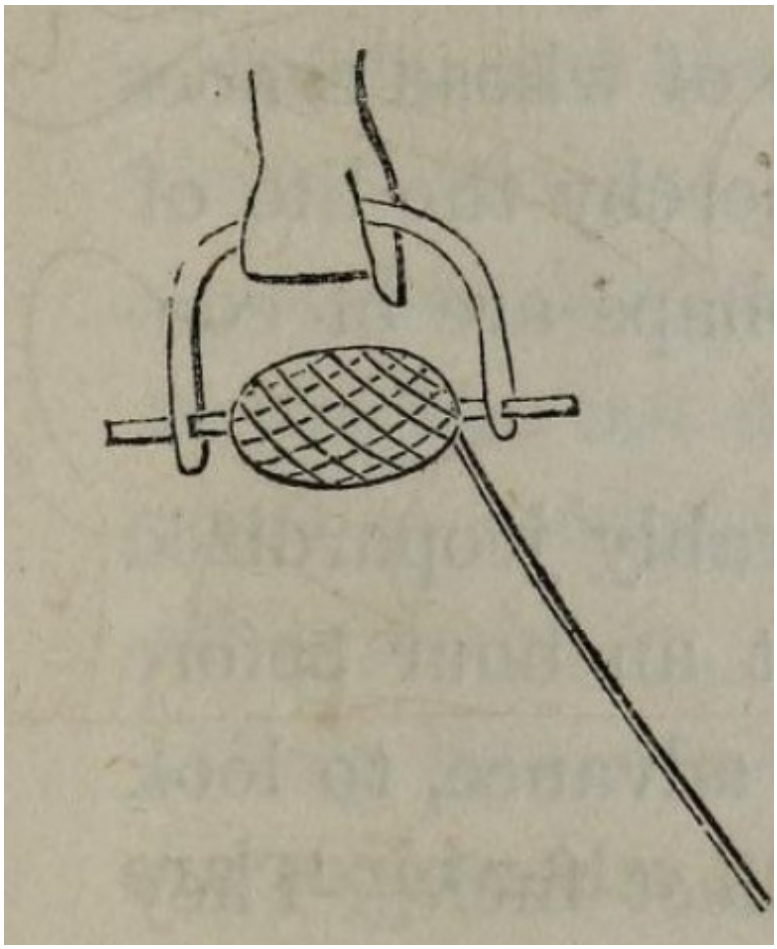
„Der Speer, den sie bei diesen Gelegenheiten benutzten, war offensichtlich von anderer Konstruktion als jener für gewöhnliche Zwecke und war, wie Diodor bemerkt, mit einem Seil versehen, um dem verwundeten Tier Laufleine zu geben, genau wie es bei den modernen Äthiopiern praktiziert wird; manchmal war eine weitere Leine am Schaft befestigt, die über eine Kerbe an seinem oberen Ende verlief, was wahrscheinlich dazu diente, der Waffe eine größere Wucht zu verleihen sowie den Schaft zurückzuhalten, wenn er sich von der Klinge löste. Das an der Klinge befestigte Seil war auf eine Spule gewickelt, die gewöhnlich von einem der Begleiter getragen wurde. Sie war von sehr einfacher Konstruktion und bestand aus einem halben Metallring, an dem sie gehalten wurde, und einem sich darauf drehenden Stab, auf dem die Leine oder Schnur aufgewickelt war."

Weiterhin: „Diese Waffe", womit die Harpune gemeint ist, „bestand aus einer breiten, flachen Klinge, die an der Seite mit einem tiefen Zahn oder Widerhaken versehen war, wobei ein starkes Seil von beträchtlicher Länge an ihrem oberen Ende befestigt war und

über die eingekerbte Spitze eines hölzernen Schaftes verlief, welcher wie bei einem gewöhnlichen Wurfspeer in den Kopf oder die Klinge eingesetzt war. Sie wurde auf dieselbe Weise geworfen, aber beim Auftreffen fiel der Schaft ab, und nur der Eisenkopf blieb im Körper des Tieres, welches nach Erhalt einer Wunde in tiefes Wasser abtauchte, woraufhin das Seil sofort nachgegeben wurde. Wenn das Flusspferd durch die Anstrengung ermüdet war, wurde es zum Boot gezogen, von dem aus es erneut abtauchte, und dasselbe wiederholte sich, bis es vollkommen erschöpft war, wobei es häufig zusätzliche Wunden erhielt und durch andere Schlingen verstrickt wurde, welche die Begleiter in Bereitschaft hielten, sobald es in ihre Reichweite gebracht wurde.“







Zurück zum Thema: Wenn die Flusspferdjagd, wie ich sie eben beschrieben habe, gänzlich vom Schilffloß aus betrieben wird, ist die persönliche Sicherheit kaum oder gar nicht gefährdet; denn aufgrund der beachtlichen Größe, des Auftriebs und der Elastizität des Floßes könnte das Tier, wie böswillig es auch gestimmt sein mag, dieses weder „entern" noch zum Kentern bringen. Wenn man es jedoch in einem Kanu verfolgt – was bei Weitem die aufregendste Art ist –, ist die Gefahr, wie gezeigt, beträchtlich. Eines Morgens, als wir den Teoge hinabfuhren, trafen wir eine Gruppe von Flusspferdjägern, deren eines Kanu von einem dieser Tiere umgestoßen worden war, wodurch ein Mann sein Leben verlor. In der Tat kommen ähnliche Missgeschicke auf diesem Fluss ständig vor.

Auch unsere eigene Sicherheit wurde durch ein Flusspferd erheblich aufs Spiel gesetzt. Eines Nachmittags, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, schickte ich ein Kanu mit mehreren Männern voraus, um nach einem Nachtlager Ausschau zu halten und Brennholz zu sammeln. Sie waren kaum aus Sichtweite, als ein riesiges Flusspferd mit seinem Kalb aus dem Schilf hervorstürzte, wo es verborgen gewesen war, unter unser Floß hindurchtauchte und fast unmittelbar danach an der Wasseroberfläche erschien. Als ich dies sah, verlor ich keine Zeit und feuerte; doch obwohl das Tier allem Anschein nach tödlich verwundet war, verloren wir es zu diesem Zeitpunkt aus den Augen. Einige Minuten später jedoch, als wir an eine Flussbiegung kamen, stießen wir auf das vorausgeschickte Kanu, das mit dem Kiel nach oben trieb. Zu unserer großen Bestürzung mussten wir feststellen, dass das verwundete Tier, als es stromabwärts schwamm, das Kanu erblickt, sofort angegriffen und mit einem Schlag seines Kopfes zum Kentern gebracht hatte. Die Männer retteten sich durch Schwimmen, aber alle losen Gegenstände gingen entweder verloren oder wurden durch das Wasser verdorben. Glücklicherweise hatte ich jedoch den Rat der Bayeye befolgt und meine wertvollsten Sachen wie Bücher, Instrumente usw. auf das Floß umgeladen, bevor das Kanu ablegte.

Unzählige Berichte zeugen von der Wildheit des Flusspferdes. „Lieutenant Vidal", berichtet Captain Owen in seinem Werk *Narrative of Voyages*, als er vom Fluss Temby spricht, „hatte gerade begonnen, diesen Strom mit seinem Boot hinaufzufahren, als plötzlich ein heftiger Stoß von unten spürbar wurde. Im nächsten Moment erhob sich ein monströses Flusspferd aus dem Wasser, stürzte in einer höchst wilden und drohenden Haltung mit offenem Rachen auf das Boot zu und riss mit einem einzigen Griff seiner gewaltigen Kiefer sieben Planken aus der Seite; das Geschöpf verschwand für einige Sekunden und tauchte dann wieder auf, offensichtlich in der Absicht, den Angriff zu erneuern, wurde aber glücklicherweise durch den Inhalt einer Muskete, die ihm ins Gesicht abgefeuert wurde, abgeschreckt. Das Boot füllte sich schnell, aber da es nicht mehr als eine Ruderlänge vom Ufer entfernt war, gelang es der Besatzung, dieses zu erreichen, bevor es sank. Der Kiel hatte aller Wahrscheinlichkeit nach den Rücken des Tieres berührt, was es reizte und den wütenden Angriff auslöste; hätte es seinen Oberkiefer über das Schanzkleid bekommen, wäre die gesamte Breitseite herausgerissen worden. Die Wucht des Stoßes von unten war vor dem Angriff so heftig, dass das Heck fast aus dem Wasser gehoben wurde, wobei der steuernde Midshipman über Bord geworfen wurde, den man glücklicherweise rettete, bevor das gereizte Tier ihn packen konnte."

Der Fairness halber muss man jedoch gegenüber dem armen Flusspferd, das sich in diesen Gegenden bereits einen ausreichend schlechten Ruf für Wildheit erworben hat, anmerken, dass nicht alle Unfälle auf dem Teoge auf vorsätzliche Angriffe des Tieres zurückzuführen sind. Wegen der Enge des Stroms geschieht es zweifellos manchmal, dass es beim Auftauchen zum Atmen zufällig auf ein Kanu stößt und dieses in seinem Schrecken oder vielleicht in spielerischem Übermut umwirft.

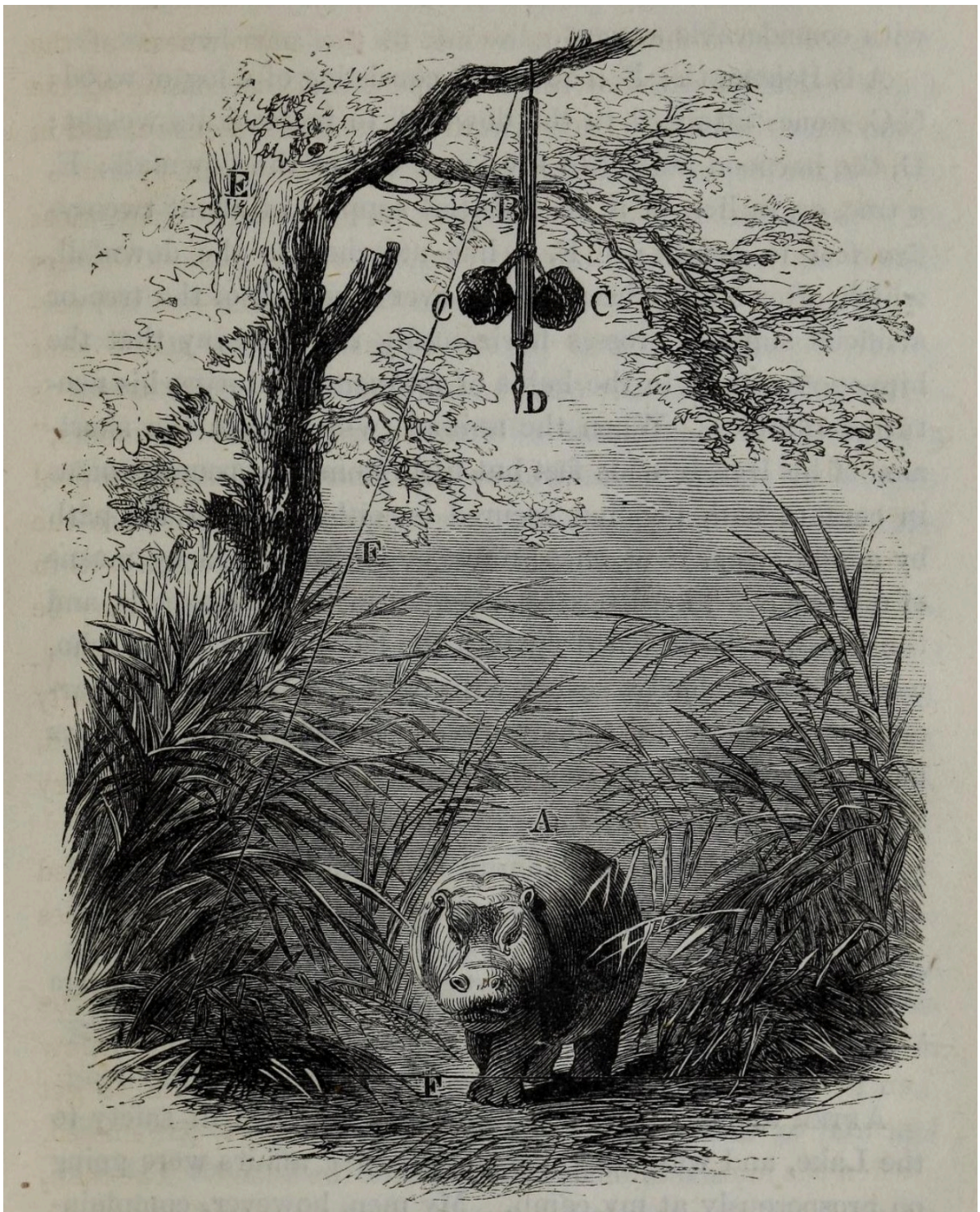
Die Kolonisten und andere, die im Besitz von Gewehren sind, erschießen das Tier meist vom Ufer aus; dies ist kein allzu schwieriges Unterfangen, denn wenn es an die Oberfläche kommt, sei es zum Atmen oder zum Zeitvertreib, ist „ein einziger Schuss durch oder unter das Ohr", wie Captain Harris treffend sagt, „tödlich für den Behemoth". Wenn mehrere „Schützen" vorhanden sind und sie sich an gegenüberliegenden Seiten des Tümpels postieren, in dem die Flusspferde versammelt sind (in welchem Fall die Tiere beim Auftauchen unweigerlich in die Reichweite des einen oder anderen Beteiligten kommen), kann ein großes Gemetzel angerichtet werden.

Sollte das Flusspferd auf der Stelle getötet werden, sinkt es gewöhnlich, erscheint aber nach etwa einem halben Tag wieder an der Oberfläche; um den Kadaver schließlich zu sichern, ist es nur notwendig, den Strom unterhalb scharf im Auge zu behalten. Das Erschießen des Flusspferdes vom Ufer aus ist mit nur wenig Gefahr verbunden. Unfälle ereignen sich jedoch bisweilen dennoch.

„Ein Eingeborener", berichtet Mr. Moffat, „ging mit seinem Jungen zum Fluss, um Seekühe zu jagen. Da er eine in kurzer Entfernung unterhalb einer Insel sah, durchquerte der Mann einen schmalen Stromlauf, um näher an sein Jagdobjekt heranzukommen. Er feuerte, verfehlte jedoch, woraufhin das Tier sofort die Insel ansteuerte. Der Mann erkannte seine Gefahr und rannte, um das gegenüberliegende Flussufer zu erreichen; doch bevor er es schaffte, packte ihn die Seekuh und riss seinen Körper mit ihren monströsen Kiefern buchstäblich entzwei."

Verschiedene Vorrichtungen werden von den Bewohnern des südlichen Afrikas angewandt, um das Flusspferd zu vernichten. Manchmal wird es in Fallgruben gefangen; doch der genialste Plan, der durch den vorangegangenen Holzschnitt leicht verständlich wird, ist die Verwendung des Fallbeils (Downfall), welches die Eingeborenen offenbar mit beträchtlichem Erfolg einsetzen.

A ist Behemoth; B ein Fallholz, bestehend aus einem Holzblock; C C Steine, die am Fallholz befestigt sind, um dessen Gewicht zu erhöhen; D die Harpune, die am unteren Ende des Fallholzes angebracht ist; E ein Baum oder stattdessen eine künstliche Stütze von etwa fünfundzwanzig Fuß Höhe; F F eine am Fallholz befestigte Leine, die, nachdem sie über einen Ast des Baumes oder die künstliche Stütze geführt wurde, horizontal den Pfad kreuzt, den das Flusspferd während seiner nächtlichen Streifzüge zu benutzen pflegt. Wenn das Tier (das aufgrund seiner kurzen Beine die Füße nur wenig vom Boden hebt) mit der Leine in Kontakt kommt, die auf beiden Seiten des Pfades durch einen kleinen Pflock gesichert ist, reißt diese sofort oder wird durch einen Auslöser ausgeklinkt. Das befreite Fallholz rast augenblicklich herab, und die Harpune wird tief in den Rücken der Bestie getrieben, die verwundet und blutig vor Schmerz und Wut zum nächsten Wasser stürzt, wo sie kurz darauf stirbt. Ihr Tod wird manchmal dadurch beschleunigt, dass das Eisen vergiftet ist.



THE DOWNFALL.

KAPITEL XLII.

Rückkehr zum See. — Der Autor bricht nach Namaqualand auf, um Wagen zu beschaffen. — Nächtliches Abenteuer mit einem Löwen. — Tod der Bestie. — Leiden des Autors.

Nach etwa einmonatiger Abwesenheit kehrte ich wohlbehalten zum See zurück und war erfreut festzustellen, dass die Angelegenheiten in meinem Lager gedeihlich voranschritten. Meine Männer klagten jedoch sehr über das Betteln und Stehlen der Eingeborenen. Sie waren zudem stark von Lecholetebe belästigt worden, der einer der ersten Personen war, denen ich bei meiner Ankunft begegnete. Ich hatte mir lange den Kopf darüber

zerbrochen, wie ich es dem Häuptling für seinen Verrat am effektivsten heimzahlen könnte, und hatte mir vorgenommen, eine zornige und unzufriedene Miene aufzusetzen; doch ein Blick in sein glattes, schlaues, lächelndes Gesicht genügte, um jedes Gefühl von Groll zu besänftigen. Als er mit unschuldigster Miene fragte, ob ich Libebe gesehen hätte und ob ich mit der Reise im Allgemeinen zufrieden sei, schlug mein Zorn in Belustigung um, und ich brach in ein herzliches Lachen aus. Dies war alles, was mein schlauer Freund wollte: Er wirkte wie jemand, der völlig in dem tiefen Bewusstsein seiner eigenen Verdienste ruht und nur darauf wartet, den Dank und das Lob entgegenzunehmen, die er als sein gebührendes Recht empfand.

Als ich in meiner Entdeckerlaufbahn so unerwartet durch die Listen Lecholetebes gestoppt wurde, fasste ich den Entschluss, unverzüglich zum Kap zurückzukehren – teils um eine neue Ausrüstung zu beschaffen, teils um Boote zu erhalten, die für die Navigation auf dem Ngami und seinen Wasserläufen geeignet wären, und dann zum See zurückzukehren, um meine Entdeckungen fortzusetzen. Doch es sollte nicht sein.

Wie der Leser sich wahrscheinlich erinnern wird, erreichte ich den Ngami mithilfe von Pack- und Reitochsen; ich hatte diese Art des Reisens jedoch als so überaus beschwerlich empfunden, dass ich mich fast vor einer Wiederholung graute. Zudem war meine Sammlung an Elfenbein, naturkundlichen Präparaten, Kuriositäten usw. inzwischen so angewachsen, dass ich mein weniges verbliebenes, halb zugerittenes Vieh für die Aufgabe, mich und meine Vorräte zum Kap zu befördern, als völlig unzureichend empfand. Ein Wagen war absolut notwendig geworden, und der einzige Weg, einen solchen zu erhalten, bestand darin, nach Namaqualand zurückzukehren, wo ich hoffte – sollte mein Mann Eyebrecht kein solches Fahrzeug zu meiner Verfügung haben –, eines von den Eingeborenen leihen zu können. Um Eile zu gewährleisten, beschloss ich, die Reise zu unternehmen, obwohl ich Ruhe und Stille bitter nötig gehabt hätte.

Nach etwa einer Woche Aufenthalt in Batoana-Stadt brach ich am 10. September nach Namaqualand auf, begleitet von nur einem Mann, während ich Timbo die Aufsicht über das Lager in meiner Abwesenheit übertrug. Bis ich zum See zurückkehrte und endgültig auf dem Heimweg war, vergingen vier Monate; doch obwohl dieser Teil meiner Reisen nicht ohne Interesse war, ist der Band bereits zu einem solchen Umfang angewachsen, dass ich mich darauf beschränken muss, lediglich einen markanten Vorfall, der mir zustieß, sowie einige allgemeine Bemerkungen zu schildern.

Auf der Reise durch einen sehr einsamen Teil des Landes, nur begleitet von einem einzigen Eingeborenen, kam ich eines Tages an eine Quelle, die in einem Engpass zwischen schroffen Felsen lag. Das Wasser trat an verschiedenen Stellen zwischen den Klippen hervor und bildete hier und da kleine Tümpel; und obwohl der Ort schwer zugänglich war, pflegten Elefanten und anderes Großwild die Wasserstelle nächtlich in Scharen aufzusuchen. Da die steinige Beschaffenheit des Bodens hervorragende Möglichkeiten für Hinterhalte bot und ich dringend Proviant benötigte, beschloss ich, die besagten Tümpel ein oder zwei Nächte lang zu bewachen.

Die erste Nacht war ein Misserfolg, doch in der zweiten gelang es mir, ein weißes Nashorn zu erlegen. Danach erschien, obwohl ich lange und aufmerksam Wache hielt, nichts mehr, und schließlich übermannte mich der Schlaf. Wie lange ich schlummerte, weiß ich nicht; doch plötzlich dachte oder träumte ich, dass ich in Gefahr sei. Durch das viele Nachtwachen hatten mein Gehör und mein Sehvermögen allmählich eine solche Schärfe erlangt, dass ich selbst im Schlaf in der Lage war, ein gewisses Bewusstsein für das Geschehen um mich herum zu bewahren, und es ist wahrscheinlich, dass ich dieser bemerkenswerten Fähigkeit die Erhaltung meines Lebens bei dieser Gelegenheit verdankte. Zuerst konnte ich die Furcht nicht abschütteln, und für eine Weile waren

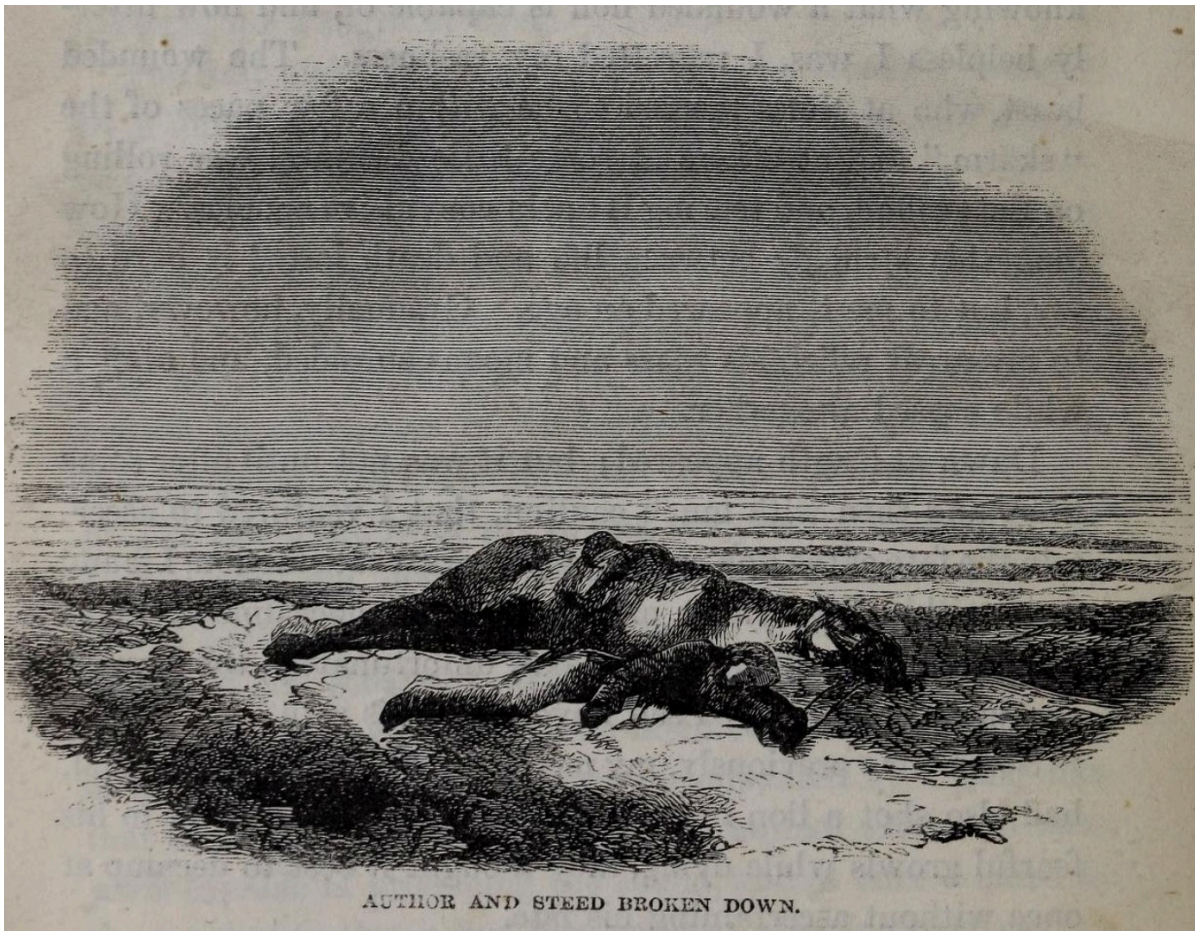
meine Sinne zu verwirrt, um mir eine genaue Vorstellung der eingebildeten Gefahr zu machen. Allmählich kehrte das Bewusstsein jedoch zurück, und ich konnte deutlich das Atmen eines Tieres dicht vor meinem Gesicht hören, begleitet von einem Schnurren wie dem einer Katze. Ich wusste, dass in diesen Gegenden nur ein Tier existierte, das fähig war, dieses Geräusch zu erzeugen, und sofort kam ich zu dem Schluss, dass sich tatsächlich ein Löwe über mich beugte.

Wenn ein Mensch jemals Grund zur Angst hatte, dann gewiss ich bei dieser Gelegenheit. Ich wurde ernsthaft alarmiert. Mein erster Impuls war, nach meinem Gewehr zu greifen, das bereits gespannt unmittelbar vor mir lag, und der nächste, mich teilweise aus meiner liegenden Position aufzurichten. Dabei verursachte ich so wenig Geräusch wie möglich; doch so gering es auch gewesen sein mochte, genügte es, um die Aufmerksamkeit der Bestie zu erregen, die eine Art tiefes Knurren ausstieß, das zu bekannt war, um missverstanden zu werden. Ich folgte mit meinen Augen der Richtung des Schalls und versuchte, den Löwen zu entdecken, konnte aber nur eine große, dunkle Masse ausmachen, die durch den Nachtnebel ragte. Kaum wissend, was ich tat, zielte ich instinktiv mit dem Gewehr auf das Tier. Mein Finger war am Abzug; für einen Moment zögerte ich; doch einem plötzlichen Impuls folgend, drückte ich ab, und im nächsten Augenblick hallten die umgebenden Felsen vom Knall wider, gefolgt vom Brüllen des Tieres, wie in Todesqualen. Wohl wissend, wozu ein verwundeter Löwe fähig ist und wie vollkommen hilflos ich war, bereute ich meine Unbesonnenheit. Die verwundete Bestie, die sich zeitweise nur wenige Schritte vom „Skarm“ entfernt zu befinden schien und dann wieder in einiger Distanz, wälzte sich am Boden und riss ihn in konvulsivischen Qualen auf. Wie lange dieser Kampf zwischen Leben und Tod dauerte, ist schwer zu sagen, mir kam es jedoch wie eine Ewigkeit vor. Allmählich jedoch, zu meiner großen Erleichterung, legten sich sein Brüllen und Stöhnen und verstummten nach einer Weile ganz.

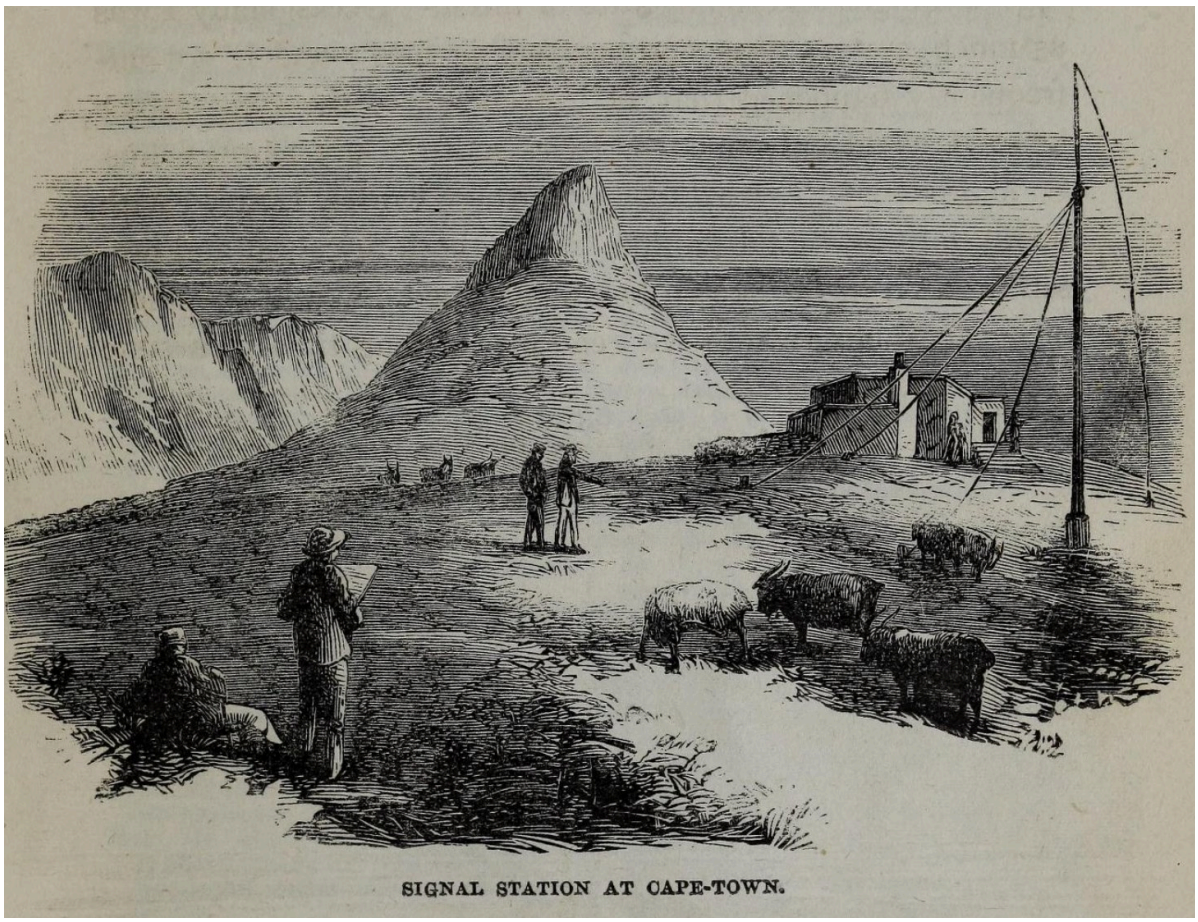
Endlich graute der Morgen; doch erst nach einiger Zeit und mit großer Vorsicht wagte ich es, nach dem Schicksal des Löwen zu sehen, den ich zu meiner großen Genugtuung keine fünfzig Meter von meinem Versteck entfernt tot vorfand. Das Tier war von durchschnittlicher Größe, doch leider hatten Hyänen und Schakale seinem Fell übel mitgespielt. Einige Zeit zuvor hatten meine Männer, Eyebrecht und Klaas Zaal, ebenfalls einen Löwen an genau derselben Stelle geschossen; doch wegen seines furchtbaren Brüllens beim Sterben hielten sie es für das Beste, sofort das Weite zu suchen, ohne sich seines Schicksals zu vergewissern.

Während der vier Monate, die ich von meinen Männern getrennt war, legte ich – entweder allein oder von einem einzigen Eingeborenen begleitet, mal zu Fuß, mal zu Pferd oder auf dem Ochsenrücken – über tausend Meilen Wegstrecke zurück, durch Landstriche, die der Sahara an Wassermangel und allgemeiner Unwirtlichkeit in nichts nachstanden. Die Zunge ist zu schwach, um auszudrücken, was ich zeitweise litt. Abgesehen von knappen Entkommen vor Löwen und anderen gefährlichen Bestien litt ich ständig unter quälendem Hunger und den Qualen des Durstes. Gelegentlich vergingen bis zu zwei Tage, ohne dass ich Nahrung zu mir nahm; und nicht selten passierte es, dass ich im Laufe von vierundzwanzig Stunden nur ein- oder zweimal meine vertrockneten Lippen befeuchten konnte. Manchmal war ich durch diese Ursachen, gepaart mit körperlicher Erschöpfung, so überwältigt, dass ich ohnmächtig wurde. Einmal brachen sowohl mein Reittier als auch ich selbst inmitten einer Sandebene zusammen, wo wir lange Zeit in einem Zustand an der Grenze zur Bewusstlosigkeit verharrten, den schädlichen Wirkungen einer tropischen Sonne ausgesetzt. Ich setzte meinen Weg zeitweise mit schmerzendem und teilnahmslosem Schritt fort, kaum wissend, was ich tat, und schwankend wie ein Betrunkener. „Dies“, sagt Captain Messum, wenn er von den Entbehrungen spricht, die er auf einer kurzen Tour ins Innere der Westküste durchgemacht hatte, „war das

Vergnügen des Reisens in Afrika. Es erfordert die Ausdauer eines Kamels und den Mut eines Löwen.“



AUTHOR AND STEED BROKEN DOWN.



SIGNAL STATION AT CAPE-TOWN.

ABBILDUNGEN.

Seite

LÖWEN REISSEN EINE GIRAFFE NIEDER *Frontispiz*

MALAYE 24

ANSICHT DER WALFISCHBUCHT 30

DAMARA 63

PFEIFE DER BERG-DAMARA 89

DIE GLÜCKLICHE RETTUNG 117

SCHUSSFALLE 132

FÄCHERPALME 167

OVAMBO-PFEIFE 174

OVAMBO-DOLCH UND SCHEIDE 174

OVAMBO-KORB FÜR HANDELSWAREN 174

OTJIKOTO-QUELLE 180

UNTERREDUNG MIT KÖNIG NANGORO 191

OVAMBO-BIERBECHER UND BIERLÖFFEL 193

OVAMBO-GITARRE 193

OVAMBO 195

OVAMBO-FLEISCHPLATTE 197

OVAMBO-WOHNHAUS UND KORNSPEICHER 200

ANSICHT IN ONDONGA 201

OVAMBO-SCHMIEDE BEI DER ARBEIT 203

UNWILLKOMMENE JAGDBEGLEITER 211

DAMARA-GRAB 224

JONKER AFRIKANER 232

WILDSCHWEINKOPF 233

HETZE AUF JUNGE STRAUSSE 249

ORYX ODER SPIESSBOCK 273

SCHÄDEL EINES BETSCHUANEN-OCHSEN 308

DACRES KANZEL 313

NEGERJUNGE 338

FALLGRUBEN 361

NASHORNKÖPFE 371

HÖRNER DES RHINOCEROS OSWELLII 372

FÖTUS DES RHINOCEROS KEITLOA 376

DAS NAHEN VON ELEFANTEN 398

NÄHER ALS ANGENEHM 406

VERZWEIFELTE LAGE 409

NAKONG UND LETCHWE 432

DAS PICHO DER BETSCHUANEN 438

AUFSTIEG AUF DEM TEOGE 461

TSETSEFLIEGE 468

DIE SCHILFFÄHRE 476

BAYEYE 481

MEDAILLE 493

FLUSSPFERD-HARPUNE 496

DAS SCHILFFLOSS UND DIE HARPUNIERE 497

DER SPEER 498

ÄGYPTER UND FLUSSPFERD 500

DER SPEER 501

DIE ROLLE 501

DIE FALLGRUBE 505

AUTOR UND ROSS ERSCHÖPFT 510

SIGNALSTATION IN KAPSTADT 511